Balmes.

Weg
zur
Erkenntniß des Wahren.

Ein Vademecum
für Freunde praktischer Philosophie.

Von

Jakob Balmes,

Priester.

Frei nach dem spanischen Original: El Criterio deutsch bearbeitet und mit einem ergänzenden Anhang versehen

von

Theodor Rißl.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Regensburg.
Druck und Verlag von G. J. Manz.
1872.

El entendimiento sometido á la verdad; la voluntad sometida á la moral; las pasiones sometidas al entendimiento y á la voluntad, y todo ilustrado, dirigido, elevado por la religion; hé aquí el hombre completo, el hombre por excelencia. En él la razon da luz, la imaginacion pinta, el corazon vivifica, la religion diviniza.

El Criterio, Cap. XXII., §. LX.

Seiner Hochwürden

Herrn

Aloys Weisenburger,

kath. Pfarrer zu Hambach in der Rheinpfalz,

in Freundschaft und Verehrung

gewidmet von

Theodor Nißl.

Vorwort.

Diejenigen Leser, denen das hohe Verdienst des spanischen Gelehrten Jakob Balmes bereits aus seinen anderen Schriften bekannt ist, werden vorliegendes Buch, das nunmehr in zweiter, verbesserter Auflage ihnen geboten wird, sicherlich mit großem Beifall aufnehmen und willkommen heißen.

Das Buch selbst lehrt in der faßlichsten Weise die schwierige Kunst, richtig zu denken und das Leben nach den Regeln der Weisheit einzurichten. Es ist also eine Art praktische Philosophie, aber keine Philosophie, die dem magern Gerippe gelehrter Abstractionen gleicht, sondern ein in kurzen, aber scharfen und lebensfrischen Umrissen gezeichnetes Bild, das den in den wichtigsten Situationen des Denkens und Handelns erfaßten

Menschen darstellt. Es enthält das Ergebniß scharfer Beobachtungen und reicher Erfahrungen, die der Verfasser sowohl im Gebiete der Wissenschaften, als auch in den gewöhnlichsten Lebensbeziehungen gewonnen hatte. Er gibt uns darin nützliche Winke, wie wir es anzugehen haben, damit sich in allen unseren Gedanken, nicht nur in denen, die sich auf die unmittelbare Erforschung der Wahrheit beziehen und die er die speculativen Akte des Erkenntnißvermögens nennt (IV. Kapitel. § I.), sondern auch in denen, welche die moralischen Motive unserer Handlungen sein sollen, ein geistig gesundes und frisches Leben entwickle.

Sofort dürfte sich vorliegendes Buch besonders für solche Leser eignen, die weder Muße noch Beruf haben, mit transscendentaler Philosophie sich zu beschäftigen, sondern nur für eine einfache, gesunde, praktische Lebensweisheit sich interessiren.

Hier alle wesentlichen Merkmale anzugeben, die den spanischen Denker charakterisiren, wäre schwierig. Es genüge, einige Eigenschaften hervorzuheben, die ihn empfehlen und vor gar manchem berühmten Denker auszeichnen.

In allen seinen Betrachtungen geht Balmes von der W i r k l i c h k e i t d e s L e b e n s aus. Nach diesem Maßstabe, nicht aber nach den wesenlosen Träumereien unseres Gehirns, nach falschen Verstandesbegriffen und Vorurtheilen oder nach den Eingebungen einer übertriebenen Eigenliebe sollen wir Alles würdigen, was in

den Kreis menschlicher Thätigkeit fällt. Irre ich mich nicht, so hat Balmes seine Philosophie auf das Fundament jener bescheidenen Tugend gebaut, die nicht nur im sittlichen Leben der Grund unserer Handlungen sein, sondern auch in unseren Forschungen nach Wahrheit auf dem speculativen Gebiete uns leiten sollte; die uns die Grenzen unserer Kräfte angibt, uns den Glauben an die eigene Vollkommenheit benimmt, uns zwingt, jede Täuschung aufzugeben und die Wirklichkeit der Dinge im Auge zu behalten; — mit einem Worte: das Fundament, worauf Balmes seine Philosophie gebaut hat, ist die christliche Demuth, die nichts Anderes ist, als „die auf die Kenntniß unser selbst und unserer Beziehungen zu Gott und den Menschen angewandte Wahrheit.“ (XXII. Kapitel. § XIII.) Diese vorzugsweise praktische Tugend, welche die Hauptquelle unserer geistigen, sowie sittlichen Verirrungen und darum auch größtentheils unseres Unglücks, den Stolz nämlich, vernichtet, hat unseren Balmes zu dem nüchternen Denker gemacht, der von ihr geleitet und durchdrungen sie hinwiederum zur richtigen Beantwortung aller Fragen empfiehlt, die sich uns über die wichtigsten Interessen des Menschen darbieten können. Sorgfältig enthält er sich und warnt er auch uns, über Dinge, die wir unmöglich wissen können, eitle und unfruchtbare Hypothesen aufzustellen. Die Erfahrung lehre, bemerkt er, daß die innere Natur der Dinge uns fast immer unbekannt sei; deßhalb räth er uns, jene unbe-

dachtsame Neugierde aufzugeben, die den Menschen antreibe, Geheimnisse zu ergründen, die für ihn mit unverletzlichem Siegel verschlossen seien. „Wir haben von dem „Schöpfer,“ sagt er weiter, „ein mit unseren physischen „und moralischen Bedürfnissen harmonirendes Erkenntniß„vermögen erhalten, da dasselbe zur Befriedigung dieser „Bedürfnisse im Stande ist, den Gebrauch, den wir von „den um uns her befindlichen Wesen machen können, „zu kennen. Das Uebrige hat uns die unendliche Weis„heit verbergen wollen; sie hat sich vorbehalten, später „den Schleier selbst zu lüften, der unseren Augen das unaus„sprechliche Schauspiel der Schöpfung verdeckt. — Aufmerk„sam und voll Eifer in unseren Forschungen, seien wir in „unseren Definitionen nüchtern und streng! Wenn wir nicht „im höchsten Grade gewissenhaft und genau sind, kann es „uns oft begegnen, daß wir an die Stelle der Wirk„lichkeit die eitlen Schöpfungen unserer Träume setzen.“ (XII. Kapitel.) Von demselben Streben geleitet, die Dinge so aufzufassen und zu erforschen, wie sie sind und wie wir sie nach Maßgabe unserer Verstandeskräfte zu erkennen vermögen, tadelt er jene analytische Methode, welche, einseitig nur in unfruchtbaren Abstractionen sich ergehend, immer bloß die einzelnen Bestandtheile des zu erforschenden Gegenstandes ihrer Betrachtung und Aufmerksamkeit unterwirft und ihn zwar schulgerecht zu zerlegen und zu zersetzen, nicht aber synthetisch wieder in seine organische Einheit zurückzubringen versteht, während

doch gerade dieß die unerläßliche Bedingung ist, um jedweden Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, besonders aber den menschlichen Organismus, in seiner vollen Lebensäußerung zu erfassen und zu begreifen. „Eine „zerlegte Maschine," sagt er, „gewährt uns allerdings „eine deutlichere Einsicht in ihre einzelnen Bestandtheile; „aber um den Gebrauch derselben genau zu verstehen, „um ihr besonderes Eingreifen in die allgemeine Be„wegung zu erkennen, muß man sie wieder an ihre „Stelle bringen." Und wiederum bemerkt er über die Heroen der analytischen Methode sehr richtig: „Kaum „ist ein Gegenstand in ihren Händen, so zerlegen sie „ihn. Aber ein einziger vernachläßigter Punkt verdirbt „ihre Arbeit; und in den sehr seltenen Fällen, in denen „ihre Analyse vollständig ist, vergessen sie, daß der „Gegenstand, den sie zerlegt haben, einer, daß jeder „seiner Theile mit dem anderen durch enge Beziehung „vereint ist, und daß, wenn sie nicht auf diese wesentliche „Thatsache Acht haben, ein Meisterwerk in ihren Händen „eine Ungereimtheit werden kann." (XIII. Kapitel. § III.)

Was ferner unseren Philosophen in seinen Grundsätzen so sicher leitet, was er fortwährend so dringend empfiehlt, ist das, was man gewöhnlich den gesunden Menschenverstand nennt, d. h. jenen schnellen, richtigen Blick des Geistes, der uns in den meisten Fällen das Wahre erkennen läßt, mögen diese in der Wissenschaft oder in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen ein-

treten. Denn sehr häufig handelt es sich, wie er richtig bemerkt, um Ueberzeugungen von höchster Wichtigkeit, die nach dem Willen des Schöpfers nicht nöthig haben sollten, durch Gründe und Beweise erläutert zu werden, und die er unter der Form eines Instinktes allen Menschen, nicht bloß hochgelehrten Philosophen hat zugänglich machen wollen. (IV. Kapitel. § X.) Wie oft überhören wir im wissenschaftlichen Denken nicht weniger, als im praktischen Leben, von Leidenschaften und Vorurtheilen jeder Art beherrscht, diese Stimme, die aus dem tiefsten Grunde unserer Seele so klar und so gebieterisch spricht! Man ist daher weit entfernt von der Weisheit, wenn man mit diesem Schrei unseres innersten Gefühles, also mit der Natur selbst kämpft, um sich in leeren Spitzfindigkeiten zu gefallen.

Balmes begnügt sich nicht, mit der Fackel dieses uns vom Schöpfer tief eingeprägten Wahrheitssinnes, welcher, so zu sagen, die Seele des Buches ist, die Wirklichkeit der irdischen Lebensordnung zu beleuchten: sein scharfer Geistesblick überschaut zu gleicher Zeit die vorübergehende Bestimmung des Menschen und dessen unsterbliche Zukunft. Daher unseres Denkers tiefe Religiösität, die ihn als ein weiteres Merkmal vor so vielen anderen Philosophen wesentlich auszeichnet. In der That ist die Religion von allen Angelegenheiten des Menschen diejenige, deren Wichtigkeit ihn ganz besonders bestimmen soll, auf diesem Gebiete das Wahre vom

Falschen zu unterscheiden. Denn gerade hier, man kann es nicht läugnen, herrscht eine seltsame Verwirrung der Begriffe und die traurigste Verblendung. Leider haben sich so viele Philosophen mit ihrer dünkelhaften Hypothesenmanie auch in dieses Bereich gewagt; leider haben ihre trügerischen Systeme eine nur zu große Anzahl von „aufgeklärten" Anhängern gefunden; und zudem hat sich, vorwiegend in Folge dieses Einflusses, im Christenthum ein Sektenwesen der betrübendsten Art gebildet. Während in allen anderen Gebieten menschlichen Wissens unser Blick so beschränkt ist — man bedenke, auf wie mühsamem Wege die Wissenschaften wandeln, man vergesse auch nicht die Unhaltbarkeit aller philosophischen Systeme über die wichtigsten Interessen des Menschen! — während ferner der Unbestand der irdischen Güter und soviele andere traurige Wechselfälle und schmerzliche Ungleichheiten das arme Leben der Sterblichen verbittern und es darin der Leiden mehr gibt, als der Freuden: — existirt in dem Gebiete der wahren Religion die vollste Gewißheit, und wird uns hier der beruhigendste Trost zu Theil, wann wir uns durch die härtesten Schläge zu Boden geworfen fühlen. In der herrschenden Verschiedenheit der religiösen Meinungen, des Unglaubens und der vielen Sekten die wahre Religion finden, jene Religion, die uns so Großes bietet — wie? sollte dieß nicht der wesentlichste Theil einer gesunden Philosophie sein? Wie kann ich aber, spricht

der menschliche Stolz, wenn man vor ihn tritt und ihn auffordert, sich vor der katholischen Religion als der einzig wahren zu beugen, wie kann ich Glaubenslehren annehmen, die mit meiner Vernunft als unverträglich sich erweisen? Die Antwort, die Balmes darauf gibt, ist kurzgefaßt diese: Es handelt sich darum, ob die Offenbarung existirt oder nicht, ob die katholische Kirche die geoffenbarten Wahrheiten bewahrt oder nicht. Wenn diese beiden Grundlagen feststehen, was liegt daran, ob sich irgend ein Dogma mehr oder weniger plausibel zeigt, ob die Vernunft sich mehr oder weniger dabei gedemüthigt findet, indem sie nicht dahin gelangen kann, es zu begreifen? Existirt die Offenbarung? Ist diese Wahrheit geoffenbart? Gibt es einen competenten Richter, um darüber zu entscheiden? Was sagt dieser Richter über ein in Frage stehendes Dogma? Dieß ist die logische Ordnung der Ideen und der Fragen; dieß die Art und Weise, über dergleichen Gegenstände sich Aufklärung zu verschaffen; alles Uebrige heißt von der Sache abschweifen und seine Zeit mit Streitigkeiten verlieren, die zu Nichts führen. *) Und mit der vollkommensten

---

*) Ich entnehme diese Worte den „Briefen an einen Zweifler“ von Jacob Balmes (aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Franz Lorinser), III. Brief, Seite 34 nnd 35. Sie enthalten einen Theil der Fragen, die der Verfasser in der vorliegenden Schrift bezüglich der Religion in Kürze beantwortet hat.

Ueberzeugung und der wärmsten Begeisterung fährt der christliche Philosoph fort, die Wahrheit des katholischen Glaubens in kurzen, aber lebensvollen Umrissen darzustellen. Wie er im Allgemeinen nachgewiesen hat, daß die Ungläubigen und Gleichgültigen schlechte Denker seien, so gelingt es ihm nicht minder, darzuthun, daß derjenige, welcher den Lehren der Kirche glaubt und folge, weit entfernt, mit der Logik und dem gesunden Menschenverstande sich zu entzweien, in dem von den sogenannten Lichtfreunden verschrieenen Glauben der Katholiken die sicherste Bürgschaft für die Wahrheit findet. Gegenüber der in religiöser Beziehung sich geltend machenden, seichten „Aufklärung" macht Balmes darauf aufmerksam, daß nicht nur die Civilisation, die aus der innern Kraft der positiv christlichen Religion hervorgegangen sei, die der alten Völker weit übertreffe, sondern daß auch die größten Denker sich demüthig unter den christlichen Glauben gebeugt und seiner Vertheidigung ihre besten Kräfte gewidmet hätten; er entwickelt diesen aufgeklärten Köpfen den Ausspruch Bacon's: Philosophia obiter libata ducit a Deo; penitus exhausta ducit ad eum; endlich sucht er diesen „Vernunftreligiösen" klar zu machen, daß im Gegensatz zu ihrer „Aufklärung", einem Gewebe von Zweifeln, Verneinungen und Finsterniß, der religiöse Unterricht uns von der zartesten Kindheit an in Regionen emporhebe, welche alle Anstrengungen menschlicher Weisheit durch ein Ab-

mühen vieler Jahrhunderte nicht hätten erreichen können, so daß die christliche Religion, so zu sagen, mit der Muttermilch eingesogen, das Athmen einer gesunden Seele geworden. Ausführlicher als es in dem vorliegenden Buche geschehen konnte, hat Balmes in seinen Briefen an einen Zweifler (aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Franz Lorinser, Spiritual des Priesterseminars in Breslau. Regensburg 1852. Verlag von Georg Joseph Manz.) den Katholicismus gegen die vorzüglichsten Einwürfe der Gegner vertheidigt, weßhalb ich auf diese geistvolle Schrift verweise. Wie sehr die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der philosophischen Systeme über die wichtigsten Fragen des Menschen ihn noch mehr für die katholische Kirche begeisterte, der er nie untreu geworden war, beschreibt er in dem ersten der erwähnten Briefe Seite 9 also: „Weit entfernt, „von den Glaubensmeinungen mich zu trennen, die in „der Kindheit mich geleitet hatten, überzeugte ich mich „mehr und mehr von ihrer Nothwendigkeit, und sogar „von dem eigenen Interesse, das ich hatte, sie nicht zu „verlieren; denn ich fing an, sie als das einzige rettende „Brett in diesem stürmischen Meere der menschlichen „Spitzfindigkeiten zu betrachten. Der Wunsch, an dem „katholischen Glauben festzuhalten, konnte sich nur stei„gern, wenn ich zuweilen in voller geistiger Unabhän„gigkeit mit der Prüfung jener transscendentalen Fragen „mich beschäftigend, welche die Philosophie zu lösen

„sich vorsetzt, mich von allen Seiten von den dichtesten „Finsternissen umgeben fand, ohne mehr Licht zu entdecken, „als zuweilen ein unheimliches Wetterleuchten, das, „anstatt den Weg zu erhellen, nur dazu diente, die „Tiefe der Abgründe sichtbar zu machen, an deren „Rande meine Füße sich befanden. Ich bewahrte deß„halb in der Tiefe meiner Seele den katholischen Glau„ben wie einen Schatz von unermeßlichem Werthe; und „wenn ich daher mich geängstigt fand beim Anblicke des „Nichts der menschlichen Wissenschaft und wenn es mir „schien, daß der Zweifel meines Geistes sich zu be„mächtigen anfing und vor meinen Augen das ganze „Universum entschwinden lassen wollte, wie vor den „Augen der Zuschauer die lügenhaften Gaukeleien ver„schwinden, mit denen sie einige Augenblicke ein ge„schickter Taschenspieler unterhalten hat; dann warf „ich einen Blick auf den Glauben und die bloße Er„innerung an ihn war hinreichend, mich zu stärken und „zu ermuthigen.“

Von besonders künstlerischer Schönheit und Einfachheit ist unseres Schriftstellers Religionsunterricht für die Jugend *), der überall, wo die spanische Sprache herrscht, namentlich in Südamerika, verbreitet ist. Die Aufnahme dieses Religionsunterrichtes in vorliegendes

*) La religion demostrada al alcance de los niños, por Don Jaime Balmes, presbítero.

Buch als Anhang zum Kapitel XXI. dürfte daher vielen Lesern höchst willkommen sein.

Hat sich der Verfasser als besonnenen und nüchternen Rathgeber in denjenigen Fragen bewiesen, deren nächstes Objekt die Erforschung der Wahrheit ist, so zeigt er sich in dem Kapitel über den praktischen Verstand nicht weniger als tiefen Menschenkenner, der den Handlungen nachzugehen weiß bis in die innerste Werkstätte des menschlichen Herzens, aus der sie ihre Wanderung in's sichtbare Leben hinaus antreten.

Ein klarer, gesunder Verstand; tiefe Menschenkenntniß; die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums; eine durch ernste und umfassende Studien erlangte Uebung im Denken; Ruhe des Herzens, Heiterkeit des Geistes; das Schweigen der Leidenschaften — diese Eigenschaften durchwehen alle Gedanken des spanischen Philosophen. Wenn es im menschlichen Geiste eine freie Anhöhe gibt, von wo aus man, so weit es der beschränkte Gesichtskreis unseres Wesens erlaubt, alle Schwierigkeiten gelöst, allen Kampf befriedigt, jeden Gegensatz versöhnt sieht, so ist es der Sammelplatz der genannten Eigenschaften; und von dieser Stelle aus überschaut der scharfe Blick unseres Denkers die bunte Landschaft des menschlichen Lebens.

Da Balmes in diesem Buche den Menschen in den wichtigsten Situationen des Denkens und Handelns darstellt, so wäre nur zu wünschen, daß er mit der ihm so ganz

eigenen populären Darstellungskunst in einer dem übrigen Inhalt des Buches entsprechenden Kürze ein eigenes Kapitel über den Staat dem Ganzen eingefügt hätte. Gerade in diesem Gebiete, worauf unser Schriftsteller in mehreren andern Werken — wir nennen außer anderen Schriften besonders sein herrliches Werk: Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, deutsch bearbeitet von F. X. Hahn (Regensburg, 1862, Verlag von G. J. Manz) — so Vortreffliches geleistet hat, sieht es in dem altersschwachen Europa sehr schlimm aus: die wahren Begriffe über Freiheit, Autorität, Gesetz und Recht, wie sie in einem gesunden Staatsleben herrschen sollten, sind den europäischen Völkern, vielfach und vorwiegend in Folge des Abfalles von den Principien der katholischen Kirche, im Großen und Ganzen abhanden gekommen, weßhalb denn auch unser Continent im Gegensatz zu England und Amerika, wo die Katholicirung der Bewohner mit Riesenschritten vor sich geht, immermehr dahinsiecht und nothwendig seiner bisherigen Mission, Träger der Weltgeschichte und der christlichen Civilisation zu sein, — wer weiß, in wie kurzer Zeit schon? — verlustig gehen wird und muß. Hätte übrigens Balmes unsere Zeit erlebt, so würde er ohne Zweifel aus sich selbst dem hier ausgesprochenen Ausfall abgeholfen haben. Daher habe ich, da mir die letzten Herbst- und Osterferien hinreichende Muße boten, es

unternommen, zum großen Theil aus dem oben citirten Werke von Balmes, zum Theile auch aus den Schriften anderer, meist katholischer, Autoren ein ergänzendes Kapitel über den Staat im Sinne und in der Form des vorliegenden Buches zusammen zu stellen.

Die Form der Darstellung, worüber weiter unten eine von Blanche Raffin mit Bezugnahme auf die französische Bearbeitung gemachte Bemerkung citirt ist, anlangend, bleibt es unbestritten, daß, Einzelnes abgerechnet, Balmes im Allgemeinen seine Gedanken klar und scharf in den schönsten, kräftigsten Contouren entwirft, daß er mit gewandter, sicherer Hand bald hie und da zu seinen Theorieen ein sie beleuchtendes Beispiel wie eine flüchtig, aber trefflich gezeichnete Vignette gesellt, bald wieder seine Gedanken wie in einem seelenvollen Gemälde wiedergibt, woraus uns Licht und Schatten in den herrlichsten Farbentönen entgegentreten. Darum folgt man ihm gern, besonders wann die Fülle der Ideen die Seele dieses christlichen Philosophen schwellt und uns an manchen Stellen eine Poesie entgegentritt, die von der schönsten Phantasie Zeugniß gibt und unwillkürlich den Leser an Spanien, das Heimathland so großer Dichter und unseres Balmes selbst, erinnert.

Es erübrigt noch, die Umstände zu bezeichnen, unter welchen das Buch verfaßt wurde, und einige Bemerkungen über die deutsche Bearbeitung selbst zu machen. Ich berufe mich dabei hauptsächlich auf das, was Blanche

Raffin, der Freund und Biograph von Balmes, in seiner Bevorwortung der französischen Ausgabe des Buches: El Criterio *) darüber vorgebracht hat.

Balmes hatte sich vor der Blocade von Barcelona im Jahre 1840 auf das Land in das Haus eines Freundes zurückgezogen. Er brachte daselbst die Zeit der Belagerung zu, d. h. etwas über einen Monat. Hier, ohne andere Bücher als die Nachfolge Christi und die heilige Schrift, die Schrecken und die ängstlichen Besorgnisse, welche die damalige Zeit einflößte, überwindend, arbeitete er die vorliegende populäre Lebensphilosophie aus. Als ihn später Blanche Raffin zu Barcelona aufsuchte, hatte Balmes unter seinem Reisegepäcke auch das Manuscript des Buches mitgebracht, das von ihm in so kurzer Zeit war verfaßt worden. Die Veröffentlichung dieses Werkes, welches Spanien sehr hoch schätzt, fand jedoch erst im Jahre 1845 unter dem Titel El Criterio statt. Der kurzen Zeit ungeachtet, welche der Verfasser darauf verwandt hatte, ist doch keine Uebereilung der Gedanken darin zu gewahren. Im Gegentheil erscheinen sie als das Ergebniß und die reife Frucht mehrjähriger Reflexion und Erfahrung. Ueber die Form selbst aber und die französische Bearbeitung, wovon die deutsche erste

---

*) Art d'arriver au vrai, philosophie pratique par Jacques Balmès, traduit de l'espagnol par M. Manec (Edouard) avec une préface de M. de Blanche Raffin. Paris, 1850.

Auflage (Regensburg, Verlag von G. J. Manz 1852) die Uebersetzung enthielt, sagt Blanche Raffin Folgendes: „Unsere Meinung ist, daß der Uebersetzer das aus der „Feder von Balmes geflossene Werk vervollkommnet hat. „Dank seiner ausdauernden und geschickten Arbeit ist „manches Kapitel conciser, manches Bild lebendiger, „manche Wahrheit faßlicher geworden. Verschiedene „Spuren einer zu schnellen Behandlung sind in dieser „Weise geebnet und ausgemerzt worden." Es wurde daher bei vorliegender deutschen Bearbeitung das spanische Original El Criterio öfter mit der französischen Uebersetzung verglichen und letztere hie und da, namentlich wo sie größere Präcision und rhetorischeren Schwung darbot, mitbenützt. Bemerken will ich noch, daß eine andere Schrift von Balmes, Lehrbuch der Elemente der Philosophie (in's Deutsche übersetzt von Dr. Lorinser. Regensburg, 1852. Verlag von Georg Joseph Manz), worin er die Denkgesetze zum Schulgebrauch kürzer zusammengefaßt hat, häufig auf das vorliegende Buch verweist, damit in letzterem die betreffenden Erweiterungen nachgesehen werden können.

Freising, im Mai 1872.

Theodor Nißl.

Inhalt.

I. Kapitel.

Vorläufige Betrachtungen.

Seite

§. I. Worin besteht das richtige Denken? Was ist die Wahrheit? 1

§. II. Verschiedene Arten, die Wahrheit zu erkennen . . . 2

§. III. Verschiedenheit der Geister 3

§. IV. Ein Jeder zeichnet sich in dem Maße in seinem Berufe aus, als er in allen Theilen desselben mehr oder minder bewandert ist 4

§. V. Es ist für alle Menschen wichtig, richtig zu denken . . 5

§. VI. Wie muß man die Kunst lehren, richtig zu denken? . 5

II. Kapitel.

Die Aufmerksamkeit.

§. I. Was ist die Aufmerksamkeit? Nothwendigkeit der Aufmerksamkeit 6

§. II. Vortheile der Aufmerksamkeit; Nachtheil des entgegengesetzten Fehlers 7

§. III. Wie die Aufmerksamkeit sein soll. — Leichtsinnige und in sich selbst versunkene Geister 8

§. IV. Die Unterbrechungen 9

Seite

III. Kapitel.

Berufswahl.

§. I. Unbestimmte Bedeutung des Wortes Talent . . . 10
§. II. Ein Instinct zeigt uns den Beruf an, für den wir das meiste Geschick haben 11
§. III. Versuche, um die verschiedenen Anlagen eines Kindes zu unterscheiden 12

IV. Kapitel.

Von der Möglichkeit.

§. I. Classification der Acte unseres Erkenntnißvermögens. Fragen, die sich ihm darbieten können 13
§. II. Das Mögliche und das Unmögliche. Classification . . 13
§. III. Worin die metaphysische oder absolute Unmöglichkeit besteht 15
§. IV. Die absolute Unmöglichkeit und die göttliche Allmacht . 15
§. V. Die absolute Unmöglichkeit und die Glaubenslehren . . 15
§. VI. Physische oder natürliche Unmöglichkeit 16
§. VII. Wie man urtheilt, daß eine Sache natürlich unmöglich ist 17
§. VIII. Beseitigung einer Schwierigkeit bezüglich der Wunder Jesu Christi 18
§. IX. Moralische oder gewöhnliche Unmöglichkeit . . . 20
§. X. Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes; sie wird unrichtig mit der moralischen Unmöglichkeit verwechselt 21

V. Kapitel.

Von der Existenz; durch das unmittelbare Zeugniß der Sinne erlangte Kenntnisse.

§. I. Nothwendigkeit des Zeugnisses der Sinne; verschiedene Arten, wie sie uns die Dinge kennen lehren 23

Seite

§. II. Irrthümer, denen wir hinsichtlich der Sinne ausgesetzt sind. Mittel, diesen Irrthümern vorzubeugen. Beispiele . . 24
§. III. Es ist in gewissen Fällen nothwendig, mehrere Sinne anzuwenden, um ihr Zeugniß zu vergleichen 26
§. IV. Leiblich Gesunde, geistig Kranke 27
§. V. Wirkliche Sinneseindrücke, aber ohne äußern Gegenstand. Erklärung dieser Erscheinung 29
§. VI. Die Wahnsinnigen und die in sich selbst versunkenen Menschen 30

VI. Kapitel.

Mittelbar durch die Sinne erworbene Kenntnisse.

§. I. Uebergang vom Bekannten zum Unbekannten; von dem, was durch die Sinne wahrgenommen wird, zu dem, was sie nicht wahrnehmen 31
§. II. Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge 33
§. III. Zwei Regeln in Betreff der Gleichzeitigkeit und der Aufeinanderfolge 34
§. IV. Von der Causalität. Bemerkungen. Eine Regel der Dialektik 37
§. V. Ein Beispiel 38
§. VI. Erwägungen über das vorausgehende Beispiel . . 40
§. VII. Ursache eines Actes, der uns rein instinctmäßig erscheint. 41

VII. Kapitel.

Die Logik im Einklang mit der Liebe.

§. I. Weisheit des Gesetzes, welches die voreiligen Urtheile verbietet 42
§. II. Prüfung des Grundsatzes: „Glaube das Schlimme, und du wirst dich nicht täuschen" 42
§. III. Einige Regeln, um das sittliche Verhalten der Menschen zu beurtheilen 44

VIII. Kapitel.

Von der menschlichen Autorität im Allgemeinen.

§. I. Zwei Bedingungen, die ein Zeugniß gültig machen . . 49

Seite
§. II. Untersuchung und Anwendung der ersten Bedingung . 50
§. III. Untersuchung und Anwendung der zweiten Bedingung . 52
§. IV. Eine Bemerkung über das Interesse beim Betrügen . 53
§. V. Es ist schwer zur Wahrheit zu gelangen, wenn sie nach Zeit und Raum uns fern liegt 54

IX. Kapitel.

Die Zeitungen.

§. I. Eine Täuschung 55
§. II. Die Zeitungen sagen nicht die ganze Wahrheit über die Personen 56
§. III. Die Zeitungen sagen nicht die ganze Wahrheit über die Dinge 58

X. Kapitel.

Reisebeschreibungen.

§. I. Unterscheidungen 58
§. II. Entstehung und Ausarbeitung gewisser Reisebeschreibungen 59
§. III. Art und Weise, ein Land zu erforschen 62

XI. Kapitel.

Geschichte.

§. I. Mittel, um in den historischen Studien Zeit zu ersparen, das Gedächtniß zu unterstützen und Fehler zu vermeiden . 63
§. II. Unterscheidung zwischen der Thatsache und den Umständen der Thatsache. Anwendungen 64
§. III. Einige Regeln, deren man sich beim Studium der Geschichte bedienen soll 65

XII. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über die Mittel, das Wesen der Dinge, ihre Eigenschaften und ihre Beziehungen zu erkennen.

§. I. Eine Classification der Wissenschaften 70

Seite
§. II. Wissenschaftliche Klugheit; Mittel sie zu erlangen . . 72
§. III. Große Männer, aus dem Grabe auferstanden gedacht . 76

XIII. Kapitel.

Von dem Begriffsvermögen.

§. I. Die Idee (der Begriff) 80
§. II. Richtig denken. Regeln 81
§. III. Gefahren der Analyse 84
§. IV. Der Färber und der Philosoph 86
§. V. Gegenstände, die von einer einzigen Seite angesehen werden 86
§. VI. Nachtheile einer zu schnellen Auffassung 87

XIV. Kapitel.

Das Urtheil.

§. I. Was ist das Urtheil? Quellen von Irrthümern . . . 88
§. II. Falsche Axiome 88
§. III. Zu allgemeine Sätze 89
§. IV. Ungenaue Definitionen 90
§. V. Schlecht definirte Ausdrücke. — Untersuchung des Wortes Gleichheit 91
§. VI. Willkührlich angenommene Voraussetzungen . . . 96
§. VII. Vorurtheile 99

XV. Kapitel.

Der Vernunftschluß.

§. I. Was die Regeln der Dialektik werth sind 101
§. II. Vom Syllogismus; Bemerkungen 102
§. III. Das Enthymema 104
§. IV. Betrachtungen über das mittlere Glied des Vernunftschlusses 104
§ V. Nutzen der Dialektik 105

Seite

XVI. Kapitel.

Das logische Verfahren ist nicht das einzige Mittel, die Wahrheit zu finden.

§. I. Die Inspiration 106
§. II. Die Meditation 108
§. III. Erfindung und Unterricht 108
§. IV. Die Intuition 110
§. V. Die Schwierigkeit besteht nicht im Begreifen, sondern im Finden. Die Schachspieler. Sobieski. Die Vipern Hannibals 110
§. VI. Regeln über die Meditation 113
§. VII. Charakter der geistig vorzüglich begabten Menschen. Bemerkenswerthe Lehre des heiligen Thomas von Aquin . . 113
§. VIII. Nothwendigkeit des Studiums 115

XVII. Kapitel.

Der Unterricht.

§. I. Der doppelte Zweck des Unterrichts; die Professoren . . 116
§. II. Andern und sich selbst unbekannte Genieen . . . 117
§. III. Ein Mittel, die verborgenen Talente zu entdecken und ihren Werth zu würdigen 118
§. IV. Nothwendigkeit der Elementarstudien 120

XVIII. Kapitel.

Die Erfindung.

§. I. Was Derjenige thun muß, der nicht mit schöpferischem Talente begabt ist 123
§. II. Wissenschaftliche Autorität 123
§. III. Die wissenschaftliche Autorität hat in unsern Tagen eine Aenderung erlitten 124
§. IV. Das Talent der Erfindung. Laufbahn des Genie's. . 126

Seite

XIX. Kapitel.

Das Erkenntnißvermögen, das Herz und die Einbildungskraft.

§. I. Jede Fähigkeit der Seele werde mit Geschick angewandt! Dido, Alexander 127
§. II. Einfluß der Herzens auf die Vernunft. — Ursachen und Wirkungen 129
§. III. Ein einziger Tag des Lebens 131
§. IV. Eine politische Meinung 135
§. V. Wechsel im Urtheile über die Todesstrafe 137
§. VI. Einige Bemerkungen, um sich vor dem schlechten Einfluß des Herzens zu hüten 139
§. VII. Ein Beispiel 140
§. VIII. Unsere politischen Urtheile 142
§. IX. Gefahren übermäßiger Empfindsamkeit. Die großen Talente, die Dichter 144
§. X. Der Dichter und das Kloster 145
§. XI. Es ist nothwendig, bestimmte Ideen zu haben . . . 147
§. XII. Pflichten des Schriftstellers, des Dichters, des Redners und des Künstlers 147
§. XIII. In Bilder gekleidete Gedanken. Quellen von Irrthümern 149

XX. Kapitel.

Philosophie der Geschichte

§. I. Was die Philosophie der Geschichte ist; Schwierigkeit dieser Wissenschaft 150
§. II. Ein Mittel, Fortschritte in der Philosophie der Geschichte zu machen 152
§. III. Anwendung dieser Principien auf die Geschichte des menschlichen Geistes 153
§. IV. Ein aus der Physionomie des Menschen genommenes Beispiel 153

XXI. Kapitel.

Religion.

§. I. Thorheit der in religiösen Dingen gleichgültigen Menschen 156

Seite

§. II. Der Gleichgültige und das menschliche Geschlecht . . 157
§. III. Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Prüfung. Das Dasein Gottes 158
§. IV. Es ist nicht möglich, daß alle Religionen wahr seien . 159
§. V. Es ist unmöglich, daß alle Religionen Gott gleich angenehm seien 159
§. VI. Es ist unmöglich, daß alle Religionen menschliche Erfindung seien 160
§. VII. Die Offenbarung ist möglich 161
§. VIII. Lösung eines Bedenkens gegen die Offenbarung . . 161
§. IX. Folgerungen aus den vorhergehenden Paragraphen . . 162
§. X. Existenz der Offenbarung 162
§. XI. Geschichtliche Beweise vom Dasein der Offenbarung . . 164
§. XII. Die Protestanten und die katholische Kirche . . . 167
§. XIII. Methode, die von gewissen Gegnern der Religion angewandt wird 168
§. XIV. Die höchste Philosophie im Einklang mit dem Glauben . 170
§. XV. Derjenige, welcher die katholische Religion verläßt, weiß nicht, wohin er sich flüchten soll 171

Anhang zum XXI. Kapitel.

Die Fundamentalwahrheiten der Religion aus der Vernunft bewiesen und dem Fassungsvermögen des jugendlichen Alters entsprechend dargestellt von Jacob Balmes.

Vorerinnerung des Verfassers 172
Erstes Kapitel. Von dem Dasein Gottes 173
Zweites Kapitel. Eigenschaften Gottes 174
Drittes Kapitel. Erschaffung des Menschen 175
Viertes Kapitel. Von der Seele und ihrer Geistigkeit . . 176
Fünftes Kapitel. Fortsetzung der Erörterung dieser Wahrheit 177
Sechstes Kapitel. Unsterblichkeit der Seele. Belohnung und Vergeltung im anderen Leben 177
Siebentes Kapitel. Uebereinstimmung der Vernunft mit der Religion in Bezug auf die Seele und die Erschaffung des Menschen 179
Achtes Kapitel. Fortsetzung desselben Gegenstandes . . . 180
Neuntes Kapitel. Dasein einer wahren Religion . . . 181

Seite

Zehntes Kapitel. Die religiöse Gleichgültigkeit, eine traurige Verblendung 182
Elftes Kapitel. Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes . 185
Zwölftes Kapitel. Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes durch Jesus Christus 187
Dreizehntes Kapitel. Wahrheit der Ankunft Jesu Christi . 189
Vierzehntes Kapitel. Göttliche Sendung Jesu Christi . . 191
Fünfzehntes Kapitel. Fortsetzung desselben Gegenstandes . 193
Sechzehntes Kapitel. Die Erfüllung der Prophezeiungen ist ein anderer Beweis für die Gottheit Jesu Christi . . 194
Siebenzehntes Kapitel. Fortsetzung desselben Gegenstandes . 195
Achtzehntes Kapitel. Unwiderleglicher Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion 197
Neunzehntes Kapitel. Widerlegung des Beweises, der sich auf die Ausbreitung und Dauer des Muhamedanismus stützt . 198
Zwanzigstes Kapitel. Lösung der Schwierigkeit, die sich auf das Heidenthum gründet 200
Einundzwanzigstes Kapitel. Göttlichkeit der katholischen Kirche 201
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Von dem Irrthum der von der römischen Kirche getrennten Secten 202
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Einige Regeln, um sich von den Protestanten nicht täuschen zu lassen; — Lösung einiger Schwierigkeiten, welche von ihnen erhoben zu werden pflegen 203
Vierundzwanzigstes Kapitel. Ein anderer Beweis gegen die Protestanten 207
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Klugheitsregeln, welche der Katholik bei Besprechung der Religionsgeheimnisse beobachten soll 208
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Verfahren, mit den Ungläubigen über die Geheimnisse der Religion zu sprechen . . 210
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Von dem Dasein und der Nothwendigkeit des kirchlichen Oberhauptes 213
Achtundzwanzigstes Kapitel. Von der Macht, welche die Kirche hat, den Gläubigen Gebote aufzuerlegen . . . 216
Neunundzwanzigstes Kapitel. Die Kirche hat die Macht, schlechte Bücher zu verbieten 217
Dreißigstes Kapitel. Von der Thorheit jener Menschen, welche die Ungläubigen spielen, um aufgeklärt zu scheinen . . 218
Einunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung desselben Gegenstandes 220

Seite

Zweiunddreißigstes Kapitel. Gedanken, welche der Katholik sich gegenwärtig erhalten muß, wenn man vor ihm eine Schwierigkeit gegen die Religion erhebt 221

Anhang 224

XXII. Kapitel.

Der praktische Verstand.

§. I. Classification der Acte unseres Erkenntnißvermögens . . 234

§. II. Sich einen bestimmten Zweck setzen, ist nicht immer etwas Leichtes 235

§. III. „Ein Jeder ist ein Kind seiner eigenen Werke.“ — Untersuchung dieses Sprichwortes 256

§. IV. Der gehaßte Mensch 238

§. V. Der zu Grund gerichtete Mensch 238

§. VI. Der geistvolle, aber zahlungsunfähige Mensch und der rohe, aber wohlhabende Bauer 239

§. VII. Der sophistische Geist und der gesunde Menschenverstand . 242

§. VIII. Von der Zartheit gewisser geistiger Erscheinungen, namentlich in ihrer Beziehung zur Praxis 243

§. IX. Die Ungereimtheiten 244

§. X. Verschrobene Köpfe 244

§. XI. Ihre Unfähigkeit in den Geschäften 245

§. XII. Dieser geistige Mangel entsteht gewöhnlich aus einer moralischen Ursache 246

§. XIII. Die christliche Demuth im Verkehr mit der Welt . . . 247

§. XIV. Gefahren der Eitelkeit und des Stolzes 248

§. XV. Der Stolz 250

§. XVI. Die Eitelkeit 251

§. XVII. In den Geschäften ist der Einfluß des Stolzes verderblicher, als der Einfluß der Eitelkeit 252

§. XVIII. Vergleichung des Stolzes und der Eitelkeit . . . 253

§. XIX. Wie allgemein diese Leidenschaft ist 254

§. XX. Ein beständiger Kampf ist nothwendig 255

§. XXI. Der Stolz ist nicht der einzige Fehler, der uns den Zweck verbirgt, den wir uns setzen sollen 256

§. XXII. Entwicklung der verborgenen Kräfte 257

Seite

§. XXIII. Wenn man sich einen Zweck setzt, muß man sich vor dem Eigendünkel und dem übermäßigen Mißtrauen zugleich hüten 259
§. XXIV. Die Trägheit 259
§. XXV. Ein Vortheil der Trägheit im Vergleich mit den anderen Leidenschaften 260
§. XXVI. Ursprung der Trägheit 260
§. XXVII. Geistesträgheit 261
§. XXVIII. Gründe zur Bestätigung dessen, was wir so eben über den Ursprung der Trägheit gesagt haben 261
§. XXIX. Die Unbeständigkeit; ihre Natur und ihr Ursprung . 262
§. XXX. Beweise und Anwendungen 263
§. XXXI. Es ist vernünftig, die Mitte zwischen den Extremen zu halten 264
§. XXXII. Die Moral ist der beste Führer des praktischen Verstandes 265
§. XXXIII. Die Harmonie der Welt wird durch Strafen geschützt 266
§. XXXIV. Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile der Tugend in den Geschäften 267
§. XXXV. Vertheidigung der Tugend gegen eine ungerechte Anklage 268
§. XXXVI. Vertheidigung der Wissenschaft gegen eine unbegründete Anklage 269
§. XXXVII. Die Leidenschaften sind gute Werkzeuge, aber schlechte Rathgeber 271
§. XXXVIII. Heuchelei der Leidenschaften 272
§. XXXIX. Ein Beispiel. Zwei verschiedene Aeußerungen der Rache. 272
§. XL. Vorsichtsmaßregeln 276
§. XLI. Heuchelei des Menschen gegen sich selbst 277
§. XLII. Selbsterkenntniß 278
§. XLIII. Der Mensch flieht vor sich selbst 278
§. XLIV. Glückliche Resultate des Studiums der Leidenschaften . 279
§. XLV. Mit welcher Weisheit die christliche Religion die Seelen leitet 280
§. XLVI. Die sittlichen Gefühle als Hilfsmittel der Tugend . 282
§. XLVII. Eine in unseren praktischen Urtheilen zu befolgende Regel 283
§. XLVIII. Eine andere Regel 284
§. XLIX. Der Mensch als Gegenstand seiner eigenen Satire . 286
§. L. Beständige Kindheit des Menschen 287
§. LI. Veränderung des Herrn Nicasio in wenigen Stunden . 288
§. LII. Das Gefühl allein ist ein unsicherer Führer . . . 291

Seite

§. LIII. Man darf nicht einzig und allein den Eingebungen der Empfindungen folgen, sondern man muß die Moral und die Vernunft zu Hülfe rufen 293
§. LIV. Das an sich gute, aber durch Uebertreibung verschlechterte Gefühl 294
§. LV. Nutzen des Wissens in Bezug auf das praktische Leben . 299
§. LVI. Hindernisse, die dem Streben nach allseitiger Bildung entgegenwirken 301
§. LVII. Die Willenskraft 303
§. LVIII. Festigkeit des Willens 305
§. LIX. Festigkeit, Energie, Ungestüm 307
§. LX. Schluß und kurzgefaßte Wiederholung 312
Bemerkungen 314

Ergänzender Anhang.

XXIII. Kapitel.

Der Staat.

Vorwort.

Wichtigkeit des Gegenstandes.

§. I. Das allgemeine Band der Humanität auch außerhalb jeder socialen Organisation 333
§. II. Von der Nothwendigkeit der socialen Ordnung unter den Menschen einerseits, andererseits von der Nothwendigkeit einer ordnenden Gewalt. — Von dem göttlichen Ursprung dieser Gewalt 334
§. III. Die Vorsehung hat nicht die väterliche Gewalt zur Quelle der Staatsgewalt bestimmt 342
§. IV. Prüfung der Lehre, die den Ursprung der Staatsgewalt im menschlichen Willen sucht. — Unhaltbarkeit der Theorie der Verträge. — Die Gewalt über Leben und Tod ist dagegen 344
§. V. Die Revolution als nothwendige Consequenz der Theorie, welche den Ursprung der Staatsordnung nur im menschlichen Willen sucht 348
§. VI. Die Lehre vom göttlichen Ursprung der Staatsgewalt ist keine Unterdrückung der Menschenwürde 350
§. VII. Die Staatsgewalt ruht unmittelbar bei keinem einzelnen Menschen, sondern beim Volke 351

Seite

§. VIII. Fortsetzung. — Warum haben die katholischen Theologen die **mittelbare** Uebertragung der Staatsgewalt so energisch betont? 354

§. IX. Fortsetzung. — Die katholische Lehre schützt gleichmäßig die Obrigkeit und die Freiheit der Unterthanen, sowie zugleich auch die Unabhängigkeit der Kirche 358

§. X. Den Uebertreibungen der Machtvollkommenheit der Staatsgewalt sind in der Regel Revolutionen früher oder später nachgefolgt 359

§. XI. Fortsetzung 362

§. XII. Fortsetzung. — Absolutismus, Centralisation in ihren Wirkungen 364

§. XIII. Fortsetzung. — Die absolutistische Centralisation ist die Mutter der Revolution 367

§. XIV. Fortsetzung. — Die absolutistische Centralisation in ihrer Verbindung mit constitutioneller Verfassung . . . 368

§. XV. Fortsetzung. — Absolutistische Centralisation artet bei manchen Beamten in Bureaukratie aus 370

§. XVI. Fortsetzung. — In welchen Ländern blüht die Bureaukratie? — Der heutige Liberalismus im Bunde mit der Bureaukratie 371

§. XVII. Fortsetzung. — Bureaukratie ist in ihrem tiefsten Wesen Vergötterung des Staates. — Ihre beständigen Verschanzungen hinter das „Gesetz" 374

§. XVIII. Wie Görres die Bureaukratie gezeichnet hat. — Resumé 375

§. XIX. Die Freimaurerei in ihrem allgemeinsten Wesen und in ihrem verderblichen Einfluß auf das nationale Leben in einem bureaukratischen Staate 377

§. XX. Die Stellvertretung des Volkes in der Gesetzgebung. — Die nach ihrer Anlage auf die Gliederung der Stände gegründete Volksvertretung. — Die der Volksvertretung zu Grunde liegende Rechtsfiktion darf nicht zum Deckmantel für offenen Lug und Trug werden 381

§. XXI. Fortsetzung. — Verderblichkeit eines Constitutionalismus, worin die Rechtsvermuthung, daß das Volk durch die Ständeversammlungen in seinen öffentlichen Angelegenheiten vertreten werde, zu Lug und Trug geworden ist 383

§. XXII. Fortsetzung. — Worin die Corruption der heutigen constitutionellen Volksvertretung ihren Hauptsitz hat. — Indirekte und direkte Wahlen 385

Seite

§. XXIII. Die katholische Kirche, eine Wohlthat für die Völker auch in politischer Beziehung 386
§. XXIV. Von der Trennung der geistlichen und weltlichen Macht. — Die Nationalkirche, eine Todfeindin der bürgerlichen Freiheit 388
§. XXV. Fortsetzung. — Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt ist nicht Trennung von Staat und Kirche . . 392
§. XXVI. Fortsetzung. — Von der Entstehung der Concordate . 394
§. XXVII. Fortsetzung. — Aufgabe der Gegenwart. — Die vereinigten Staaten Nordamerika's 397
§. XXVIII. Eine nothwendige Consequenz der Trennung der geistlichen und weltlichen Macht: die Aufhebung des Schulzwanges 399
§. XXIX. Fortsetzung. — Ist der staatliche Schulzwang rechtlich begründet? — Eigentliche Aufgabe der Staatsgewalt . . 402
§. XXX. Fortsetzung. — Begründet das bloße Interesse der Staatsgewalt an der Bildung der Staatsbürger den staatlichen Schulzwang? 405
§. XXXI. Fortsetzung. — Begründen die gesteigerten Bedürfnisse und Forderungen der neuern Zeit den staatlichen Schulzwang? 406
§. XXXII. Fortsetzung. — Schwere Schädigung vieler Interessen durch die maßlose Uebertreibung des staatlichen Schulzwanges 407
§. XXXIII. Fortsetzung. — Mildert der staatliche Schulzwang die Entsittlichung des Volkes? 409
§. XXXIV. Fortsetzung. — Gefahr, daß der staatliche Schulzwang zu communistischen Zwecken ausgebeutet werde . . . 410
§. XXXV. Schluß. — Ein ähnliches Bewandtniß mit der Civilehe wie mit dem Schulzwang 411
§. XXXVI. Die Staatsgewalt und die geistliche Gewalt verhalten sich ähnlich zu einander wie Recht und Moral . . . 413
§. XXXVII. Fortsetzung. — Der Staat ohne Religion . . 415
§. XXXVIII. Religions- oder Gewissensfreiheit 416
§. XXXIX. Worin besteht die politische Freiheit 418
§. XL. Fortsetzung. — Unterschied zwischen „Gesetz" und „Recht." — Die heutige Vermehrung der Gesetze untergräbt die Ehrfurcht vor dem Gesetze und die Rechtsgesinnung im Volk . 420
§. XLI. Vom Gehorsam gegen die Staatsgewalt. — Von den Grenzen des Gehorsams 423
§. XLII. Fortsetzung. — Von dem Gehorsam gegen die bloß thatsächliche, nicht rechtmäßige Staatsgewalt 428
§. XLIII. Fortsetzung. — Kann das Verhalten der ersten Christen ein Beweis zu Gunsten der thatsächlichen Gewalt sein? . 431

Seite

§. XLIV. Fortsetzung. — Die Theorie der vollendeten Thatsachen 433
§. XLV. Von dem Widerstand gegen die rechtmäßige Gewalt. — Die Verdammung des Tyrannenmordes durch das Concil von Constanz 436
§. XLVI. Fortsetzung. — Gibt es gar keinen rechtmäßigen Widerstand? — Was lehrt hierüber die Kirche? 439
§. XLVII. Fortsetzung. — Vergleichung des Häretikers Lamennais, der Reformatoren Luther, Zwingli, Knox ꝛc., Rousseau's, mit dem heiligen Thomas von Aquin und anderen katholischen Theologen in Betreff der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Staatsgewalt 440
§. XLVIII. Fortsetzung. — Begründen sittliche Ausschweifungen des Staatsoberhauptes irgendwie die Widersetzlichkeit? . . 443
§. XLIX. Fortsetzung. — Ist die katholische Lehre in Betreff der Widersetzlichkeit nur auf die Staatsgewalt in der Republik ausgedehnt? — Absetzbarkeit sogar des Papstes . . . 444
§. L. Die Kirche, bald als Freundin des Despotismus, bald als Freundin der Anarchie verläumdet 446
§. LI. Von den Verfassungsformen im Allgemeinen. — Monarchie und Republik 448
§. LII. Fortsetzung. — Von dem aristokratischen Element insbesondere. — Adel und Geistlichkeit 450
§. LIII. Fortsetzung. — Von der Demokratie. — Das heidnische Alterthum und die christliche Zeit 453
§. LIV. Fortsetzung. — Zwei Richtungen der Demokratie. — Das edle Streben der einen Richtung nach gesetzmäßiger und vernünftiger Freiheit 456
§. LV. Fortsetzung. — Die andere, verkehrte Richtung der Demokratie. — Der Absolutismus eine nothwendige Folge derselben 458
§. LVI. Fortsetzung. — Wodurch ward diese friedlose, verkehrte Demokratie begünstigt? 459
§. LVII. Der Krieg. — Standpunkt des Christen zur Beurtheilung der Moralität eines Krieges und sein Verhalten während desselben 462
§. LVIII. Fortsetzung. — Welche Eigenschaften bedingen den gerechten Krieg? 465
§. LIX. Fortsetzung. — Wie hat sich der Landesherr einem Kriege gegenüber zu verhalten? 466
§. LX. Fortsetzung. — Jean Paul's „Kriegserklärung gegen den Krieg" 468

Seite

§. LXI. Fortsetzung. — Ein schönes Wort Kaiser Karl's V. . 469
§. LXII. Fortsetzung. — Hat das Volk ein Recht, über die Unternehmung eines Krieges mitzusprechen? 470
§. LXIII. Fortsetzung. — Pflicht der Bischöfe, bei Ausbruch eines Krieges ihre Stimme zu erheben 472
§. LXIV. Fortsetzung. — Eine zu beherzigende Stelle aus einem Briefe Fenelon's an Ludwig XIV. 474
§. LXV. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die Phrase: „In der Politik gibt es keine Moral" 479
§. LXVI. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die Phrase: „Politische Dinge gehören nicht auf die Kanzel" . . . 482
§. LXVII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Streiflichter auf das europäische Soldatenglück 489
§. LXVIII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die heutigen Parteien. — Was ist der sogenannte Ultramontanismus? . 493
§ LXIX. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die heutigen Parteien. — Der Liberalismus 496
§. LXX. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Der Socialismus, ein berechtigter Erbe des Liberalismus 499
§. LXXI. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus 500
§. LXXII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus 501
§. LXXIII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus 502
§. LXXIV. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus 504
§. LXXV. Diagnose des Verfalles und Todes der Völker und Staaten 507
§. LXXVI. Vergleichung der Dauer der größten Reiche mit der bisherigen Dauer des Organismus der katholischen Kirche, ein wohl zu beherzigender Wink für jeden denkenden Menschen. — Eine interessante Aeußerung des protestantischen Schriftstellers Makaulay. — Aussprüche zweier protestantischer Fürsten . 512
§. LXXVII. Fortsetzung. — Folgerungen 515
§. LXXVIII. Das Christenthum allein hat durch die katholische Kirche alle großen Fragen der Gesellschaft gelöst und löst sie noch immer 517
§. LXXIX. Welchem der heutigen Völker gehört die Zukunft? — Eine unmaßgebliche Conjektur 522
§. LXXX. Schluß 527

I. Kapitel.

Vorläufige Betrachtungen.

§. I. Worin besteht das richtige Denken? Was ist die Wahrheit?

Richtig denken heißt entweder die Wahrheit erkennen, oder seinem Erkenntnißvermögen diejenige Richtung geben, die zur Wahrheit führt. Die Wahrheit ist die Wirklichkeit der Dinge. Die Dinge so erkennen, wie sie an und für sich sind, heißt die Wahrheit besitzen; sie auf andere Art erkennen, heißt sich täuschen. Wir wissen, daß ein Gott ist, und diese Erkenntniß ist eine Wahrheit, weil wirklich Gott existirt; wir wissen, daß die Mannichfaltigkeit der Jahreszeiten von den Bewegungen der Erde um die Sonne abhängt; und diese Erkenntniß ist eine Wahrheit, weil in der That die Sonne die Jahreszeiten bestimmt. Wir wissen, daß Ehrerbietung gegen die Eltern, Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrlichkeit bei Verträgen, Treue gegen die Freunde ꝛc. Tugenden sind: dieses wissen, heißt ebensoviele Wahrheiten erkennen; so wie wir andrerseits in Irrthum geriethen, wenn wir Treulosigkeit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit für gut und lobenswerth hielten.

Um richtig zu denken, müssen wir die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit der Dinge zu erkennen suchen. Von welchem

Nutzen können anscheinend scharfsinnige oder tiefe Untersuchungen und Abhandlungen sein, wenn der Gedanke der Wirklichkeit nicht entspricht? Ein einfacher Ackersmann, ein bescheidener Handwerker, welche die Gegenstände ihres Gewerbes genau kennen, denken und sprechen über diese Gegenstände besser, als ein anmaßender Philosoph, der mittelst geschraubter Begriffe und hochtönender Worte ihnen über das, was er nicht versteht, Belehrungen zu ertheilen sich erfrecht.

§. II. Verschiedene Arten, die Wahrheit zu erkennen.

Bisweilen erkennen wir die Wahrheit nur in unvollkommener Gestalt; die Wirklichkeit erscheint alsdann unsern Augen nicht wie sie ist, sondern in irgend Etwas mangelhaft, oder von einer Zuthat begleitet, oder in veränderter Form. Zum Beispiel: eine Schaar Menschen zieht in einer gewissen Entfernung vorbei; die Waffen erglänzen im Sonnenschein; aber wir vermögen ihre Tracht nicht deutlich zu erkennen. Wir wissen, daß es bewaffnete Männer sind; aber sind es Landleute? ist es eine reguläre Truppenabtheilung oder irgend ein anderes Corps? Wir wissen es nicht. Die Wahrheit ist uns nicht ganz bekannt; unsere Erkenntniß ist unvollkommen; es mangelt uns der deutliche Anblick der Uniform.

Durch die Entfernung oder jede andere Ursache getäuscht, nehmen wir ohne Grund an, daß diese bewaffneten Männer eine gewisse Uniform tragen, und zwar eine Uniform, die sie nicht haben. Auch hier ist Unvollkommenheit in der Erkenntniß, weil wir Etwas beifügen, was in Wirklichkeit nicht existirt.

Endlich nehmen wir eine Sache für eine andere, wie z. B. gelbe Aufschläge für weiße; dieß heißt das, was ist, verändern, indem wir daraus einen verschiedenen Gegenstand machen.

Der Verstand, welcher eine Wahrheit vollständig besitzt, gleicht einem Spiegel, in welchem wir die Gegenstände mit aller Treue so abgebildet sehen, wie sie an und für sich sind. Wann er das Spiel des Irrthums ist, gleicht er nur mehr

einem Kaleidoskop (Farbenspiegel), welcher die Blicke täuscht, indem er ihnen Bilder ohne Wirklichkeit vorführt. Endlich, wenn er die Wahrheit nur theilweise besitzt, so kann man ihn mit jenen schlecht belegten oder ungeschickt angebrachten Spiegeln vergleichen, welche zwar wirkliche Gegenstände darstellen, sie aber anders, als sie sind, zeigen, weil sie die Größe und Formverhältnisse derselben entstellen.

§. III. Verschiedenheit der Geister.

Ein richtig denkender Geist sucht in den Gegenständen Alles, was darin enthalten ist, und nur das zu sehen. Gewisse Menschen haben das Talent, in allen Dingen vielerlei zu sehen; unglücklicher Weise sehen sie darin das, was nicht darin liegt, und sehen Nichts von dem, was darin enthalten ist. Irgend welche Nachricht, das gleichgültigste Ereigniß gewährt ihnen überreichen Stoff, sich in wahrhaft maßlose Erörterungen zu verlieren und, wie man sagt, Luftschlösser zu bauen. Große Projectenmacher, hohle Schwätzer!

Andere haben den entgegengesetzten Fehler: sie sehen richtig, aber wenig. Die Dinge zeigen sich ihnen nur von Einer Seite; verschwindet zufällig diese Seite, so sehen sie gar Nichts mehr. Diese Geister sind gewöhnlich reich an Sprüchen und eigensinnig auf ihren Meinungen beharrend: Dorfbewohner, die niemals aus ihrem Lande gekommen sind; über ihren gewohnten Gesichtskreis hinaus hört die Welt in ihrer Einbildung auf.

Ein klar und genau sehender, umfassender Verstand bemächtigt sich des ganzen Gegenstandes seiner Betrachtungen; er sieht ihn von allen Seiten an und erfaßt ihn in allen seinen Beziehungen. Die Unterhaltung und die Schriften dieser bevorzugten Geister zeichnen sich durch Klarheit, Bestimmtheit und Genauigkeit aus. Jedes ihrer Worte hebt eine Idee hervor, und diese Idee entspricht der Wirklichkeit der Dinge. Sie klären auf, überzeugen, befriedigen vollkommen. Man sagt, indem man ihnen ohne Rückhalt beipflichtet: Das ist wahr; er hat Recht. Es kostet keine Mühe, ihnen in der Entwicklung ihrer Gedanken

zu folgen. Man geht einen Weg, auf welchem der Führer zur rechten Zeit und am passenden Ort auf die Wunderdinge aufmerksam macht, welchen man auf dieser Wanderung begegnet. — Aber der Stoff ist abstract, schwierig; der Pfad ist dunkel und verliert sich in die Eingeweide der Erde; gleichviel! geht dir doch ein kundiger Führer voraus, der alle Umwege kennt, der weiß, wie man die Anstrengung erleichtert, wie man die Zeit abkürzt, und der in seiner Hand eine Fackel hält, welche die finstersten Tiefen erhellt.

§. IV. Ein Jeder zeichnet sich in dem Maße in seinem Berufe aus, als er in allen Theilen desselben mehr oder minder bewandert ist.

Die vollkommene Erkenntniß der Dinge in der wissenschaftlichen Ordnung macht den wahren Gelehrten; in der praktischen Ordnung, d. h. im Verhalten in den mannichfaltigen Geschäften des Lebens, kennzeichnet sie den Klugen; in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bildet sie den großen Staatsmann. Endlich ist in allen Ständen Derjenige der Geschickteste, welcher die Gegenstände seiner Thätigkeit am besten kennt. Diese Kenntniß muß nur auch praktisch sein, d. h. alle Einzelnheiten eines Faches als ebensoviele besondere, kleinere Wahrheiten umfassen. Nun aber sind diese Wahrheiten zahlreich, selbst in den niedrigsten Gewerben! Wer wird z. B. der beste Ackersmann sein? — Derjenige, der die Eigenschaften des Bodens, des Klima's, des Samens und der Pflanzen, die beste Verfahrungsart beim Feldbau und die vorzüglichsten Werkzeuge am besten kennt; Derjenige, welcher der Erde vorzüglichere Producte um wenigere Kosten, in kürzerer Zeit und in größerer Quantität abgewinnt; das heißt endlich Derjenige, welcher die meisten auf die Ausübung des Ackerbaues sich beziehenden Wahrheiten besitzt. — Wer wird der tüchtigste Zimmermann sein? Der, welcher am besten die Eigenschaften des Werkholzes, den besonderen Vortheil, dasselbe zu bearbeiten, und die Kunst versteht, es geschickt dem Zweck anzupassen, für den es

bestimmt ist, d. h. der beste Zimmermann wird Der sein, der die meisten Wahrheiten kennt, die in sein Gewerbe einschlagen. — Wer wird der tüchtigste Kaufmann sein? Der sich am besten auf die Waaren seines Handels versteht; der weiß, woher man sie am vortheilhaftesten bezieht, der die Mittel kennt, welche am geeignetsten sind, die Waaren ohne Schaden, schnell und wohlfeil zu verbringen; der weiß, auf welchen Märkten man sie am schnellsten und gewinnreichsten absetzt, d. h. der die meisten Wahrheiten über die Gegenstände des Handels besitzt, der am gründlichsten die wirkliche Natur der Dinge kennt, mit denen er sich beschäftigt.

§. V. Es ist für alle Menschen wichtig, richtig zu denken.

Man sieht leicht: die Kunst, richtig zu denken, geht nicht allein die Philosophen, sondern alle Menschen an; ihr Stand kommt dabei nicht in Betracht. Der Verstand ist eine Gabe des Schöpfers; zwar eine kostbare Gabe, die aber nicht ohne Gefahr ist; sie ist das Licht, das uns in allen Handlungen des Lebens leiten muß. Ueber dieses Licht sorgsam zu wachen, ist also für den Menschen seine höchste Pflicht; erlischt es, so wandeln wir im Finstern. Lassen wir es nicht unthätig, damit es nicht erstarre und abgestumpft werde; wenn wir aber seinem Herde Nahrung geben, wenn wir seine Flamme anfachen, laßt uns Sorge tragen, daß Nichts seine Reinheit trübe! Diese Flamme muß uns erhellen, ohne uns zu blenden; den rechten Weg zeigen, damit wir nicht in eine falsche Bahn verschlagen werden.

§. VI. Wie muß man die Kunst lehren, richtig zu denken?

Richtig denken ist eine Kunst, welche weniger durch Regeln, als durch Beispiele erlernt wird. Diejenigen, welche diese Kunst mit großem Aufwand von Vorschriften und analytischen Bemerkungen lehren, fragen wir, was sie von einer Amme denken würden, welche, um kleine Kinder reden oder gehen zu lehren,

eine solche Methode anwenden wollte. Will ich damit alle Regeln verdammen? Das ist nicht meine Absicht. Aber ich behaupte, daß man hierin nüchtern zu Werk gehen müsse, ohne philosophische Anmaßung, und daß sie besonders einfach und praktisch seien. Neben der Regel das Beispiel: Ein Kind spricht fehlerhaft gewisse Worte aus; was thut sein Vater oder sein Lehrer, um es zurecht zu weisen? Er spricht die Worte in des Kindes Gegenwart so aus, wie sie ausgesprochen werden müssen, und läßt es sie nachher wiederholen. — „Gib recht Acht . . . so darfst du die Lippen nicht bewegen; berühre sanfter mit der Zunge den Gaumen!" Hier haben wir neben der Vorschrift das Beispiel; die Regel und die Art und Weise, sie anzuwenden. (1)

II. Kapitel.

Die Aufmerksamkeit.

Es gibt Mittel, welche uns zur Erkenntniß der Wahrheit führen, und Hindernisse, welche uns von der Erreichung derselben abhalten. Wie man sich der einen bedienen und wie man die andern vermeiden müsse, — dieß lehrt die Kunst, richtig zu denken.

§. I. Was ist die Aufmerksamkeit? Nothwendigkeit der Aufmerksamkeit.

Die Aufmerksamkeit ist die Hinwendung des Geistes zu einem Gegenstande. Um richtig zu denken, muß man vorerst aufmerksam zu sein verstehen. Die Axt trifft nicht, wenn sie nicht an den Baum angelegt wird; die Sichel ist unnütz in den Händen des Schnitters, wenn sie die Ähren nicht berührt.

Bisweilen zeigen sich Gegenstände dem Geiste, ohne daß er aufmerkt. So sieht man, ohne hinzuschauen; hört

man, ohne zu horchen. Aber eine also erworbene Kenntniß ist immer oberflächlich, oft ungenau und vollkommen irrig. Ohne Aufmerksamkeit sind wir zerstreut; unser Geist ist, so zu sagen, anderswo; er sieht nicht, was man ihm zeigt. Uns an Aufmerksamkeit zu gewöhnen, sei es im Wechsel der Geschäfte, oder in der Stille der Studien, ist demnach für uns von höchster Wichtigkeit. Ja, wir haben oft bemerken müssen, daß das, was uns mangelt, um Etwas zu begreifen, weniger das hinreichende Erkenntnißvermögen, als die hinlängliche Aufmerksamkeit unseres Geistes auf den Gegenstand ist, um den es sich handelt.

Wir hören eine Erzählung an; ein Blick zerstreut uns, wir lassen unsere Einbildungskraft auf's Gerathewohl herumschweifen und unterbrechen den Erzähler durch tausend fremde Fragen und Abschweifungen; daraus folgt, daß wichtige Umstände uns entgehen, daß wesentliche Dinge an uns vorübergleiten, ohne daß wir sie beobachten, und daß, wenn wir hinwiederum die Sache erzählen oder überdenken wollen, um ein Urtheil auszusprechen, sie unvollständig und entstellt vor unsere Erinnerung tritt. Entspringt unser Irrthum unserer Unfähigkeit oder der unzulänglichen Aufmerksamkeit, womit wir den Erzähler angehört haben?

§. II. Vortheile der Aufmerksamkeit; Nachtheil des entgegengesetzten Fehlers.

Die Aufmerksamkeit vervielfältigt unglaublich die Geisteskräfte; sie verlängert die Stunden. Durch Aufmerksamkeit vermehrt der Mensch fortwährend seinen Ideenreichthum; der Aufmerksamkeit verdankt er die Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken; er verdankt ihr sogar die Wunder des Gedächtnisses: denn in Folge einer andauernden Aufmerksamkeit ordnen sich die Ideen von selbst methodisch und richtig im Kopfe.

Diejenigen, welche den Dingen nur eine unvollständige Aufmerksamkeit leihen, zersplittern ihre Geisteskraft, indem sie dieselbe zu gleicher Zeit auf allerlei Gegenstände lenken. Hier

erhalten sie einen Eindruck; dort einen ganz andern. Die aller innern Verbindung entbehrenden Vorstellungen, welche sich also anhäufen, weit entfernt, sich gegenseitig zu ergänzen und zu erklären — weit entfernt, dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, vermengen sich und schließen einander aus. Es gibt keine Lectüre, keine Unterhaltung, kein Schauspiel, welche nicht, so bedeutungslos sie auch erscheinen, irgendwie belehrend wären. Die Aufmerksamkeit gewahrt kostbare, werthvolle Dinge und sammelt sie; die Zerstreuung läßt Gold und Edelsteine wie verächtliche, unbrauchbare Dinge auf der Erde liegen.

§. III. Wie die Aufmerksamkeit sein soll. — Leichtsinnige und in sich selbst versunkene Geister.

Mancher möchte glauben, eine solche Aufmerksamkeit sei mit großer Anstrengung verbunden; dieß wäre ein Irrthum. Wann ich von Aufmerksamkeit spreche, so verstehe ich darunter nicht die Unbeweglichkeit eines Geistes, welcher sich, so zu sagen, an die Gegenstände anschmiedet, sondern die ruhige Besonnenheit des Geistes, welche die Beschäftigung mit jeglicher Sache zuläßt, ohne uns diejenige Gewandtheit zu entziehen, die nothwendig ist, um von einer Arbeit zur andern überzugehen. Diese Aufmerksamkeit verträgt sich sehr wohl mit Abwechslung und Erholung. In der That heißt: sich erholen, für den Geist nicht: zu denken aufhören, sondern nur ein mühsames Studium einstellen und ein leichteres beginnen. Der Gelehrte, welcher schwierige Untersuchungen aussetzt, um einen Augenblick die Reize des Landlebens zu kosten, beobachtet den Stand der Ernte; er ist aufmerksam auf die Arbeiten der Ackersleute, auf das Gemurmel der Quellen und Bäche, auf den Gesang der Vögel; diese Aufmerksamkeit zerstreut ihn, aber ermüdet ihn nicht.

Ich bin so weit entfernt, die Aufmerksamkeit als ernstliche und anhaltende Absonderung von jedem andern Gegenstand anzusehen, daß ich vielmehr unter die zerstreuten Menschen nicht nur die leichtsinnigen, sondern auch die in sich selbst versunkenen

Geister rechne. Jene zerstreuen sich nach Außen; diese verlieren sich in sich selbst, in den finsteren Tiefen ihrer Träumereien. Beide haben nicht die sich geziemende Aufmerksamkeit, das heißt: jene Aufmerksamkeit, welche man dem Gegenstande widmen muß, mit welchem man sich beschäftigt.

Der aufmerksame Mensch ist auch derjenige, welcher die meiste Urbanität und Höflichkeit besitzt. Ihr verletzet die Eigenliebe Derjenigen, denen ihr kein Gehör schenket. Es muß bemerkt werden, daß ein Act der Höflichkeit oder ein entgegengesetzter Act Aufmerksamkeit oder Mangel an Aufmerksamkeit heißt.

§. IV. Die Unterbrechungen.

Uebrigens erfordern selbst die tiefsten Studien selten eine solche Aufmerksamkeit, daß man sie nicht ohne bedeutenden Schaden aussetzen könnte. Man beklagt sich bitter über einen unzeitigen Besuch, über ein unerwartetes Geräusch, welches, wie man sagt, den Faden der Rede abschneidet. Schwachköpfe! wahre Daguerreotypen, in denen die leiseste Bewegung, das schnellste Dazwischentreten eines fremden Körpers genügt, um das Bild zu verderben. Dieser Fehler ist bei einigen Menschen natürlich, bei andern eitle Ziererei, um den tiefen Denker zu spielen, und wiederum bei nicht Wenigen Mangel an Gewohnheit, sich innerlich zu sammeln und zu concentriren. Wie dem auch sei, bemühen wir uns, eine zugleich starke und lenksame Aufmerksamkeit zu erlangen. Unsere entstehenden Begriffe sollen nicht Daguerreotypbildern, sondern den gewöhnlichen Gemälden gleichen. Wird der Maler unterbrochen? er setzt seine Arbeit aus, um, wann er will, sie wieder aufzunehmen, ohne daß er zu besorgen braucht, daß in Folge seiner Unterbrechung sein Werk verwirrt worden sei. Macht ihm ein fremder Körper Schatten? Er entfernt ihn, und Alles ist wieder in Ordnung. (2)

III. Kapitel.

Berufswahl.

§. I. Unbestimmte Bedeutung des Wortes Talent.

Jeder widme sich dem Stande, für den er das meiste Geschick in sich fühlt. Diese Regel ist von großer Wichtigkeit; man hat sie zu sehr vergessen, und darum haben — ich bin davon tief überzeugt — die Wissenschaften und Künste nicht entschiedenere Fortschritte gemacht. Das Wort Talent bedeutet für Einige absolute Fähigkeit; ein für eine Sache glücklich begabter Mensch muß es auch für alle Sachen sein: ein Hauptirrthum. Mancher besitzt außerordentliche Fähigkeit in dem einen Zweige menschlicher Kenntnisse, und wird sehr mittelmäßig oder durchaus unfähig in den andern Zweigen sein. Napoleon und Descartes sind zwei große Geister; und dennoch gleichen sie sich in keinem Zuge. Nehmen wir an, sie tauschten ihre Gedanken aus; das kriegerische Genie würde den Philosophen gar nicht verstanden haben; der Eroberer hätte gewiß den Denker unter Diejenigen gerechnet, welche er verächtlich Ideologen nannte.

Man könnte ein Buch über die Vergleichung der Talente schreiben und die Grundunterschiede feststellen, welche selbst die außerordentlichsten Geistesanlagen von einander trennen. Uebrigens bestätigt schon die tägliche Erfahrung diese Wahrheit auf's Deutlichste. Wir sehen Menschen, die in dem einen Gegenstand ein bewunderungswürdiges Geschick an den Tag legen, während sie sich in Bezug auf andere Dinge sehr gewöhnlich, ja im höchsten Grade unbeholfen zeigen. Jedes Talent hat seinen Theil Stärke und Schwäche. Es gibt wenige Menschen, ja man kann behaupten, daß es keinen gibt, welcher es in allen Dingen zu gleicher Vorzüglichkeit brächte. Lehrt uns sodann die Erfahrung nicht, daß gewisse Fähigkeiten sich einander

entgegen und schädlich sind? In der That, ein Geist, der das Talent hat, seine Gedanken in allgemeiner Form darzustellen, besitzt selten eine in's Specielle eingehende Genauigkeit. Man bitte einen Dichter, welcher von der Begeisterung und von grandiosen Bildern lebt, er möge sich, ohne Anstrengung, in die abgezirkelte Regelmäßigkeit der mathematischen Studien fügen!

§. II. Ein Instinct zeigt uns den Beruf an, für den wir das meiste Geschick haben.

Zu den Fähigkeiten, welche der Schöpfer dem Menschen in verschiedenem Maße gibt, gesellt er einen kostbaren Instinct, der ihm anzeigt, wie er dieselben anwenden soll. Findet ein Geist Vergnügen an gewissen Arbeiten? sucht er sie beharrlich auf? Empfindet er im Gegentheil unwiderstehlichen und immer wiederkehrenden Widerwillen, wann er sie verrichten soll? Täuschen wir uns hierin nicht; die Natur deutet ihm im ersten Falle an, daß er von ihr glückliche Anlagen für das, was ihm gefällt, erhalten; und im zweiten Falle, daß sie ihm solche für das, was ihm mißfällt, verweigert habe. Unser Geschmacks- und Geruchssinn unterscheidet, wann er nicht durch Krankheit oder üble Gewohnheiten verderbt ist, die uns zuträgliche Nahrung von derjenigen, die uns schadet. Gott hat für die Seele nicht weniger als für den Körper gesorgt.

Die Eltern, Lehrer und Vorstände der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten werden wohl daran thun, ihr Augenmerk auf diesen Punkt zu lenken. In der That, wie viele Talente, welche, richtig geleitet, die kostbarsten Früchte bringen könnten, zehren und reiben sich vergeblich auf, weil man sie irrig in eine Laufbahn eingeführt hat, für die sie nicht geschaffen waren.

Jedermann kann sich dieser Selbstprüfung unterziehen. Selbst das Kind ist schon in seinem zwölften Jahre im Stand, zu begreifen, welches die Arbeiten sind, welche ihm die wenigste Mühe kosten, welches die Studien sind, für welche es das meiste Geschick und Talent entfaltet.

§. III. Versuche, um die verschiedenen Anlagen eines Kindes zu unterscheiden.

Führet den Kindern die verschiedenen Producte, die bemerkenswerthen Leistungen menschlicher Betriebsamkeit und Geisteskraft vor Augen; führet sie in Anstalten, wo die Anlage eines jeden Angesichts dessen, was ihm am meisten zusagt, deutlich und sichtbar hervorzutreten vermag. Wenn man so jedes Kind von seinem besondern Instinct leiten läßt, wird man bei nur einiger Aufmerksamkeit auf der Stelle die verschiedenen Anlagen classificiren können.

Der scharfsinnig durchdachte Mechanismus einer Uhr zieht die Aufmerksamkeit einer Gruppe Kinder von zehn bis zwölf Jahren auf sich. Die meisten bewundern ihn einen Augenblick und gehen vorbei; ein einziges bleibt stehen und scheint sich lange zu vergessen. Die Wißbegierde seines Prüfens, seine sinnvollen Fragen, sein schnelles Erfassen des Mechanismus, der es also anzieht — sollte alles dieß Nichts dem aufmerksamen Beobachter sagen?

Ihr leset eine erhabene Seite eines Meisters in der Kunst der Verse, und unter euern jungen Zuhörern sitzt ein Lope de Vega, ein Mélendez, ein Ercilla oder ein Calderon. — Sehet! seine Augen funkeln; seine Brust hebt sich; die Einbildungskraft des Kindes entflammt unter dem Eindruck, den es selbst nicht begreift. Die Natur hat gesprochen. Ihr erkennet den Dichter.

Aber hütet euch, die Anlagen zu verkennen oder ihnen Gewalt anzuthun. Von zwei außerordentlichen Kindern, die eurer Sorgfalt anvertraut sind, könntet ihr sonst der Gesellschaft zwei Männer von äußerster Mittelmäßigkeit wiedergeben. Der Adler und die Schwalbe zeichnen sich durch die Kraft und Leichtigkeit ihrer Flügel aus; und dennoch wird der Adler niemals seinen Flug nach Art der Schwalbe, noch die Schwalbe den ihrigen nach Art des Königs der Lüfte nehmen.

. . . . . Tentate diu quid ferre recusent
Quid valeant humeri.

Diesen Rath, den Horaz den Schriftstellern gibt, empfeh-

len wir nicht minder Jedermann, welcher sich mit vollem Bewußtsein über die Wahl eines Standes entscheiden will. (³)

IV. Kapitel.

Von der Möglichkeit.

---

§. I. Classification der Acte unseres Erkenntnißvermögens. Fragen, die sich ihm darbieten können.

Zu größerer Klarheit will ich die Acte unseres Erkenntnißvermögens in zwei Classen eintheilen: die speculativen nnd die praktischen Acte. Ich nenne speculativ diejenigen, welche bei der Erkenntniß stehen bleiben, und praktisch diejenigen, die uns in unsern Handlungen leiten.

Wann es sich für uns einfach darum handelt, eine Sache zu erkennen, so können wir folgende Fragen aufwerfen: 1) Ist diese Sache möglich oder nicht? 2) existirt sie oder nicht? 3) welches ist ihre Natur, welches sind ihre Eigenschaften, ihre Beziehungen? Die Regeln, die zur klaren Auflösung dieser Fragen dienen, umfassen Alles, was sich auf die speculative Wissenschaft bezieht.

Bei jeder Handlung ist es klar, daß wir uns ein Ziel setzen. Daher folgende Fragen: 1) Welches ist dieses Ziel? 2) welches ist das beste Mittel, es zu erreichen?

Ich bitte dringend den Leser, sein Augenmerk auf die vorausgehende Eintheilung zu richten und sie möglichst im Gedächtnisse zu behalten. Sie werden ihm das Verständniß des Nachfolgenden erleichtern und ihm sehr behilflich sein, methodische Ordnung in alle seine Gedanken zu bringen.

§. II. Das Mögliche und das Unmögliche. Classification.

Möglichkeit. Die in diesem Worte enthaltene Idee steht der Idee der Unmöglichkeit gegenüber. In der That schließt die Bejahung der einen die Verneinung der andern in sich.

Die Worte Möglichkeit und Unmöglichkeit drücken verschiedene Ideen aus, je nachdem man sie auf die Dinge an und für sich anwendet oder bloß auf die Ursache, welche sie hervorbringen kann. Gleichwohl haben diese Ideen sehr enge Beziehungen, wie wir bald sehen werden. Nur in Bezug auf das Sein betrachtet und unabhängig von jeder Ursache heißen Möglichkeit und Unmöglichkeit innerlich. Man nennt sie äußerlich, wann es sich um eine Ursache handelt. Um diese Definition vollständig verstehen zu können, ist es ungeachtet ihrer Einfachheit und Klarheit nothwendig, mir in den verschiedenen Classificationen zu folgen, die ich in den folgenden Paragraphen auseinandersetzen werde.

Man wird sich vielleicht wundern, daß wir den Begriff der Unmöglichkeit bestimmen, ehe wir die Möglichkeit definiren. Aber nur einiges Nachdenken wird zeigen, daß diese Methode logisch ist. Wiewohl das Wort Unmöglichkeit einen negativen Sinn darstellt, so drückt es nichtsdestoweniger eine positive Idee aus: die des Widerspruches zwischen den Dingen, der Ausschließung, des Gegensatzes, des Kampfes, wenn man so sagen darf; so daß wir, wenn dieser Widerspruch verschwindet, die Möglichkeit begreifen. Daher die Sprechweisen: Das ist möglich, weil sich Nichts demselben entgegenstellt, weil kein Widerspruch stattfindet. Wie dem immer sei, die Kenntniß des Unmöglichen gibt die des Möglichen, und umgekehrt.

Einige Philosophen unterscheiden drei Arten von Unmöglichkeit: die metaphysische, physische und moralische Unmöglichkeit. Ich werde diese Eintheilung annehmen, jedoch eine neue Art hinzufügen: die Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes. Man wird später sehen, worauf ich mich stütze. Vielleicht würde es besser sein, der metaphysischen Unmöglichkeit den Namen absolute Unmöglichkeit zu geben, die physische Unmöglichkeit natürliche Unmöglichkeit und die moralische Unmöglichkeit gewöhnliche Unmöglichkeit zu nennen.

§. III. Worin die metaphysische oder absolute Unmöglichkeit besteht.

Die metaphysische oder absolute Unmöglichkeit ist diejenige, welche sich auf die Wesenheit der Dinge selbst bezieht; mit andern Worten: eine Sache ist absolut unmöglich, wann sich aus ihrer Existenz die Ungereimtheit ergeben würde: zugleich sein und nicht sein. Ein dreieckiger Kreis ist eine absolute Unmöglichkeit, weil er zugleich ein Kreis wäre und nicht wäre, weil er ein Dreieck wäre und auch nicht wäre. Fünf gleich Sechs ist eine absolute Unmöglichkeit, weil Fünf gleich Fünf wäre und auch nicht wäre, und ebenso Sechs gleich Sechs und auch nicht sein würde. Ein tugendhaftes Laster ist eine absolute Unmöglichkeit, weil es zugleich ein Laster wäre und auch nicht wäre.

§. IV. Die absolute Unmöglichkeit und die göttliche Allmacht.

Was absolut unmöglich ist, kann in keinem Fall existiren. Wann wir sagen, Gott sei allmächtig, so meinen wir damit nicht, daß es in seiner Macht stehe, das Vernunftwidrige zu verwirklichen. Die Behauptung, daß die Welt zu gleicher Zeit existire und nicht existire, daß Gott sei oder nicht sei, daß das Laster tugendhaft sei, und andere Ungereimtheiten dieser Art können offenbar nicht in das Bereich der göttlichen Allmacht fallen. Wie der heilige Thomas sehr geistreich bemerkt hat, muß man sagen, daß diese Dinge unmöglich seien, und nicht: daß Gott sie nicht machen könne. Es folgt daraus, daß sich aus der inneren absoluten Unmöglichkeit gleichfalls die äußere absolute Unmöglichkeit ergibt; das heißt: daß keine Ursache das hervorbringen kann, was an sich absolut unmöglich ist.

§. V. Die absolute Unmöglichkeit und die Glaubenslehren.

Um zu behaupten, daß eine Sache absolut unmöglich sei, ist es nothwendig, einen vollkommen klaren Begriff von den Gliedern eines Urtheils zu haben, von denen wir sagen, daß sie sich widersprechen. Sonst steht zu befürchten, daß man

absurd das nennt, was es in der That nicht ist; denn eine Sache bloß deßhalb für unmöglich erklären, weil man sie nicht begreifen kann, was heißt dieß anders, als den Stolz und die Schwäche unserer Vernunft öffentlich zur Schau stellen? Bemerken wir bei dieser Gelegenheit die Thorheit Derjenigen, welche gewisse Mysterien des Christenthums dadurch verdammen, daß sie dieselben für absolut unmöglich erklären. Das Dogma der Dreieinigkeit, das der Menschwerdung können von dem schwachen Erkenntnißvermögen des Menschen nicht erfaßt werden; aber deßhalb sind sie nicht absurd. Ein dreieiniger Gott, eine und dieselbe Natur und drei verschiedene Personen, wie ist dieß möglich? Ich weiß es nicht; aber meine Unwissenheit gibt mir nicht das Recht, zu schließen, daß dieß ein Widerspruch sei. Habe ich etwa, ehe ich mein Urtheil ausspreche, begriffen, was diese Natur und die Personen in Gott seien? nein; und wann ich urtheilen will, ob das, was man davon sagt, unmöglich sei, so stoße ich mich an etwas Unbekanntem. Was wissen wir von den Geheimnissen der Gottheit? Der Ewige hat einige geheimnißvolle Wahrheiten geoffenbart, um unsern Gehorsam zu üben und unsern Verstand zu demüthigen; aber Er hat nicht den dichten Schleier, welcher dieses sterbliche Leben von dem Ocean voll Licht und Wahrheit scheidet, lüften wollen.

§. VI. Physische oder natürliche Unmöglichkeit.

Was im Gegensatz zu den Gesetzen der Natur steht, ist physisch oder natürlich unmöglich. Es ist natürlich unmöglich, daß ein in die Luft geworfener Stein sich in derselben halte; daß das sich selbst überlassene Wasser sich nicht in horizontaler Fläche ausbreite; daß der in eine Flüssigkeit von geringerer Dichtigkeit eingetauchte Körper nicht untergehe; daß die Sterne in ihrer Laufbahn stille stehen 2c., weil die Gesetze der Natur den Fall der Körper, die Nivellirung des Wassers 2c. vorschreiben. — Gott, welcher diese Gesetze aufgestellt hat, kann ihnen gebieten, stille zu stehen; der Mensch vermag dieß nicht. Was Gott natürlich möglich ist, ist es nicht dem Geschöpf.

§. VII. Wie man urtheilt, daß eine Sache natürlich unmöglich ist.

Wir können behaupten, eine Sache sei natürlich unmöglich, wann wir wissen, daß ein Gesetz existirt, welches sich der Verwirklichung dieser Sache entgegenstellt, und daß dieser Gegensatz durch ein anderes Gesetz nicht aufgehoben oder unwirksam gemacht wird. Es ist ein Naturgesetz, daß der Mensch, wenn er keinen Stützpunkt hat, zum Boden hingezogen wird, weil er schwerer als die Luft ist; aber es existirt ein anderes, kraft dessen eine Verbindung von Körpern, die specifisch leichter ist, als der Körper, in den er getaucht wird, sich darin hält oder emporhebt, selbst dann, wann der eine seiner Theile schwerer sein würde, als die ihn umgebende Flüssigkeit. So wird ein Mensch, welcher sich in einem Luftballon befindet, sich in die Lüfte erheben können; und diese Erscheinung wird mit den Gesetzen der Natur vollkommen im Einklang stehen. Der äußerst kleine Körper gewisser Insecten erlaubt nicht, daß sie sich auf der Netzhaut unseres Auges auf eine für uns wahrnehmbare Weise abbilden; aber kraft der Gesetze, denen das Licht unterworfen ist, kann die Richtung der Lichtstrahlen mittelst einer mikroskopischen Linse so modificirt werden, daß diese Strahlen, die von einem sehr kleinen Gegenstand ausgehen, bei ihrem Berührungspunkt mit der Netzhaut sich zerstreuen und auf derselben ein Bild von beträchtlichem Umfang zurücklassen; auf diese Weise wird es natürlich nicht unmöglich sein, daß mit Hilfe des Mikroskops Wesen, die dem bloßen Auge unbemerkbar sind, unserm Gesichte unter beträchtlichen Verhältnissen erscheinen.

Aus diesen Betrachtungen ersieht man, wie wichtig es ist, die natürliche Unmöglichkeit einer Erscheinung erst nach reiflicher Prüfung auszusprechen. Vergessen wir zwei Wahrheiten nicht: 1) Die Natur ist wunderbar mächtig; 2) sie ist uns noch vielfach unbekannt. Wenn man im fünfzehnten Jahrhundert gesagt hätte, daß eine Zeit kommen würde, in der ein Reisender mittelst einiges zusammengepreßten Dampfes in einer Stunde

eine Strecke zurücklegen könnte, die man in jenen Zeiten kaum in zehn Stunden zurücklegte, so wäre diese Thatsache für natürlich unmöglich erklärt worden; und dennoch weiß ein Kind, welches heut zu Tage auf einer Eisenbahn reist, daß es auf seiner schnellen Fahrt von rein natürlichen Kräften fortbewegt wird. Wer weiß, welches die Entdeckungen der Zukunft sein werden und wie die Welt in zehn Jahrhunderten aussehen wird! Glauben wir jedoch nur behutsam an die Existenz außerordentlicher Erscheinungen, und geben wir uns nicht unbedachtsam goldenen Träumen hin! Aber hüten wir uns auch, das, was eine glückliche Erfindung morgen verwirklichen kann, für unmöglich oder ungereimt zu erklären.

§. VIII. Beseitigung einer Schwierigkeit bezüglich der Wunder Jesu Christi.

Diese Beobachtungen führen zu einem scheinbaren Bedenken, welches die Ungläubigen geltend gemacht haben. Es lautet in seiner ganzen Kraft also: „Die Erscheinungen, die man Wunder nennt, werden durch unbekannte, gleichwohl aber durch natürliche Ursachen hervorgebracht; sie beweisen also nicht die göttliche Vermittlung und bestätigen folglich keineswegs die Wahrheit der christlichen Religion." Man wird beurtheilen, ob wir diese nichtige Schwierigkeit gelöst haben.

Ein Mann von niedriger Herkunft, der in keiner Schule Unterricht genossen hat, der inmitten des Volkes lebt und mit ihm verkehrt, der nicht ein menschliches Mittel besitzt, wodurch er die Blicke auf sich zu lenken vermöchte, und der keine Stätte hat, worauf er sein Haupt betten könnte, — dieser Mann tritt vor das Volk hin und verkündet ihm eine ebenso neue als erhabene Lehre. Man frägt nach den Beweisen seiner Sendung; er gibt sie. Auf sein Wort sehen die Blinden; hören die Tauben; wird die Zunge der Stummen gelöst; gehen die Lahmen; verschwinden plötzlich die unheilbarsten Krankheiten; Die, welche soeben gestorben sind, Diejenigen, die man zur Leichenstätte geleitet, erheben sich aus ihrem Sarg; Diejenigen,

die, längst begraben, rings um sich schon die verpesteten Ausdünstungen der Verwesung verbreiten, verlassen, in ihr Leichentuch gehüllt, das Grab, gehorsam der Stimme, die ihnen sagt: Stehet auf! Das ist die allgemeine Uebersicht über geschehene Thaten. Wird der hartnäckigste Naturalist darin das Walten verborgener Naturgesetze zu entdecken sich bemühen? Wird er die Christen thöricht zu schelten wagen, die geglaubt haben, daß solche Wunder ohne göttliche Einwirkung nicht hätten gewirkt werden können? Oder glaubt ihr, daß man mit der Zeit ein geheimes Mittel finden könne, die Todten zu erwecken, nicht vermittelst der Wissenschaft, sondern auf den Ruf einer gebietenden Stimme? Hat die Operation des Staares irgend eine Beziehung mit der Handlung, die Augen eines Blindgebornen plötzlich dem Sonnenlichte zu öffnen? — Gleicht das Verfahren, welches angewandt wird, um dem gelähmten Gliede die Bewegung wiederzugeben, diesem andern Verfahren: „Steh' auf, nimm dein Bett und geh' nach Hause"? Wird es den Wissenschaften der Hydrostatik und der Hydraulik jemals gelingen, in dem bloßen menschlichen Worte die Macht zu entdecken, den vom Sturm aufgeregten Wogen Ruhe zu gebieten, ihnen zu befehlen, daß sie sich friedlich unter den Füßen eines Mannes ausbreiten, damit er über sie hinschreiten könne, wie ein König auf silberfarbenen Teppichen?

Doch, was soll ich noch sagen, wenn zu diesem Ehrfurcht gebietenden Zeugnisse die Erfüllung der Prophezeiungen, die Heiligkeit eines makellosen Lebens, die Erhabenheit und Reinheit der Moral sich gesellen; wenn endlich das Opfer des Lebens, ein heldenmüthiger Tod inmitten von Qualen und Beschimpfungen die bis zum Ende mit majestätischer Heiterkeit und Sanftmuth behauptete und öffentlich vorgetragene Lehre besiegelt; — wenn dieses Leben bis zum letzten Seufzer sich gleichbleibt, der unter den der Erde zurückgelassenen Worten: „Liebe und Verzeihung" verhaucht?

Nein, man spreche uns nicht mehr von verborgenen Gesetzen, von scheinbaren Unmöglichkeiten, man halte nicht mehr

der Augenscheinlichkeit das unsinnige Wort entgegen: „Wer weiß?!“ Ein Bedenken dieser Art, das vernünftig wäre, wenn es sich um eine einzeln dastehende, dunkle, verschiedener Deutungen fähige Thatsache handelte, hat nicht nur keinen Halt, sondern verletzt und beleidigt auch den gesunden Menschenverstand, wenn man es gegen das Christenthum geltend macht.

§. IX. Moralische oder gewöhnliche Unmöglichkeit.

Die moralische oder gewöhnliche Unmöglichkeit kann also definirt werden: was im Widerspruch zu dem regelmäßigen Lauf der Ereignisse steht. Diese Definition ist zahlreicher Deutungen fähig. In der That ist die Idee: der gewöhnliche Lauf der Dinge so elastisch und auf so verschiedene Dinge anwendbar, daß das, was man im Allgemeinen davon sagen könnte, von mittelmäßigem Nutzen im wirklichen Leben wäre. Diese Unmöglichkeit übrigens steht in keiner Beziehung zur absoluten und natürlichen Unmöglichkeit; etwas moralisch Unmögliches kann absolut und natürlich möglich sein.

Wir werden einen sehr klaren und einfachen Begriff von der gewöhnlichen Unmöglichkeit geben, wenn wir sagen, daß eine Thatsache dieser Art unmöglich sei, wann dieselbe im regelmäßigen Lauf der Dinge nur sehr selten oder niemals zum Vorschein kommt. Ich sehe eine angesehene Person, von deren Namen und Titeln Jedermann spricht, und welcher man die ihrer Würde gebührenden Ehren erweist. Es ist moralisch unmöglich, daß der Name angenommen und die Person ein Betrüger sei. Im gewöhnlichen Leben kommt das nicht vor. Indeß ist man hierin nicht selten getäuscht worden.

Fügen wir hinzu, daß die moralische Unmöglichkeit durch Einwirkung einer außerordentlichen oder unvorhergesehenen Ursache, die den Lauf der Ereignisse ändert, verschwinden kann. Ein Abenteurer, der unter seinen Befehlen eine Handvoll Soldaten hat, zieht aus einem fernen Lande fort; er landet an unbekannten Küsten; ein unermeßliches, von mehreren Millionen Menschen bevölkertes Festland dehnt sich vor ihm aus.

Er verbrennt seine Schiffe und sagt: Vorwärts! Wohin geht er? — Er will mit seinen Soldaten weite Reiche erobern. — Dieß ist unmöglich! ist also dieser Abenteurer von Sinnen? — Lasset ihn nur ziehen! sein Wahnsinn ist der des Heldenmuthes und des Genie's. Das Unmögliche wird ein geschichtliches Ereigniß werden. Der Abenteurer ist ein Spanier an der Spitze von Spaniern und heißt Ferdinand Cortez; sein Wahnsinn gibt Spanien eine neue Welt.

§. X. Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes; sie wird unrichtig mit der moralischen Unmöglichkeit verwechselt.

Dieses Wort: moralische Unmöglichkeit, hat bisweilen einen Sinn, der von demjenigen sehr verschieden ist, den wir ihm bisher gegeben. Es gibt unmögliche Thatsachen, deren absolute oder natürliche Unmöglichkeit man nicht behaupten kann; und doch sind wir ihrer Nichtverwirklichung so gewiß, daß selbst die natürliche und absolute Unmöglichkeit in uns keine größere Gewißheit hervorrufen kann. Ein Mensch hat in eine Urne eine große Anzahl Buchstaben eingeschlossen, von denen wir annehmen wollen, daß sie die cubische Form haben, damit für alle die gleiche Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß sie auf irgendwelche Seite fallen und auf derselben feststehen werden. Er mischt sie, schüttelt sie mehrmals unter einander und läßt sie zuletzt auf die Erde fallen. Ist es möglich, daß in Folge ihres Falles diese Buchstaben zufällig so zu liegen kommen, daß sie die Episode der Dido darstellen? Nein, antwortet augenblicklich Jeder in seinem gesunden Menschenverstand. Dieß hoffen wäre Thorheit. Wir sind von der Unmöglichkeit dieser Thatsache so stark überzeugt, daß wir, müßte selbst unser Leben der Einsatz in einem Glücksspiel dieser Art sein, in unserer Ueberzeugung nicht wankend gemacht würden.

Bemerken wir, daß der vorliegende Fall weder absolut noch natürlich unmöglich sei, weil die Buchstaben kein Widerstreben zeigen, auf die verlangte Art und Weise aufzufallen. In der That würde ein Buchsetzer sie in kurzer Zeit und mit

großer Leichtigkeit in diese Ordnung bringen. Da kein Naturgesetz der Erscheinung entgegensteht, daß diese Buchstaben auf die eine oder andere Seite, neben einander und zwar so fallen, daß sie die gewünschte Wirkung hervorbringen, so kann man sich nicht auf die natürliche Unmöglichkeit berufen. Es gibt also eine Unmöglichkeit einer andern Ordnung, die mit den zwei ersten Nichts gemein hat und ebenso wenig der Unmöglichkeit gleicht, die wir moralische Unmöglichkeit bloß deßhalb genannt haben, weil sie außer dem regelmäßigen Lauf der Ereignisse liegt. Wir nennen sie Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes.

Die Theorie der Wahrscheinlichkeiten und der Combinationen macht diese Unmöglichkeit vollständig dadurch klar, daß sie, so zu sagen, die unermeßliche Entfernung, welche die Möglichkeit einer Erscheinung von ihrer Verwirklichung trennt, abmißt und berechnet. Der Schöpfer der Natur hat nicht gewollt, daß gewisse Ueberzeugungen von höchster Wichtigkeit nöthig hätten, durch Gründe und Beweise erläutert zu werden. Wie viele Menschen wären in diesem Falle derselben beraubt worden! Darum hat Er sie uns unter der Form eines Instincts gegeben. Vergebens werdet ihr euch abmühen, sie selbst im rohesten Menschen zu bekämpfen! Vielleicht wird er nicht wissen, was er auf eure Sophismen antworten soll; aber kopfschüttelnd wird er bei sich selbst sagen: „Armes Gehirn! wie kann man an die Möglichkeit solcher Ungereimtheiten glauben?“

Wann die Natur aus der Tiefe unserer Seele mit so lauter, so gebieterischer, so klarer Stimme spricht, wäre es Geistesarmuth und Thorheit, wenn man nicht auf sie hören wollte. Einige Menschen allein, welche den Namen Philosophen annehmen, harren hartnäckig bei dieser undankbaren, sauern Arbeit aus. Sie vergessen, daß es außer dem gesunden Menschenverstand keine Philosophie gibt, und daß der Mangel an diesem gesunden Menschenverstand ein seltsamer Weg ist, um zur Weisheit zu gelangen. (4).

V. Kapitel.

Von der Existenz; durch das unmittelbare Zeugniß der Sinne erlangte Kenntnisse.

§. 1. Nothwendigkeit des Zeugnisses der Sinne; verschiedene Arten, wie sie uns die Dinge kennen lehren.

Nachdem wir die Grundsätze und Regeln, die uns in den Fragen nach der Möglichkeit leiten müssen, aufgestellt haben, wollen wir zu den Fragen nach der Existenz übergehen; sie werden uns ein umfassenderes Gebiet, sowie nützlichere und häufigere Anwendungen darbieten.

Wir können auf zweierlei Weisen die Gewißheit von der Existenz oder Nichtexistenz eines Wesens, die Gewißheit, daß Etwas ist oder nicht ist, erlangen: durch uns selbst oder durch Andere.

Die Kenntniß, die wir von der Existenz der Dinge mittelst der Sinne erlangen, ist mittelbar oder unmittelbar. Die Sinne führen auf unmittelbarem Wege die Gegenstände unserm Erkenntnißvermögen vor; oder aber, aus den Eindrücken, welche diese Gegenstände veranlassen, schließt das Erkenntnißvermögen auf die Existenz einer Reihe von Erscheinungen und Thatsachen, welche sich den Sinnen entziehen, und sogar auf Thatsachen, die außerhalb der Sphäre der Sinne liegen. Das Gesicht läßt mich unmittelbar die Existenz eines Gebäudes erkennen, das vor meinen Augen sich erhebt. Der Schaft einer Säule, einige Reste Mosaik, eine Inschrift belehren mich, daß da, wo ich diese Gegenstände entdecke, sich ehemals ein römischer Tempel erhoben hat. In beiden Fällen verdanke ich den Sinnen die erlangte Kenntniß: sie ist unmittelbar im ersten, mittelbar im zweiten Fall.

Ohne Hilfe der Sinne würde der Mensch nicht einmal dazu gelangen, die Existenz der nicht materiellen Wesen kennen

zu lernen. Das Erkenntnißvermögen läge in Erstarrung und vermöchte eine solche Kenntniß weder durch einen Act der Vernunft noch durch einen Act des Glaubens zu erlangen, es müßte ihm denn Gott durch übernatürliche Mittel zu Hilfe kommen, womit wir uns hier nicht zu beschäftigen haben.

Was wir soeben aus einander gesetzt haben, wird durch keines der über den Ursprung der Ideen bestehenden Systeme entkräftet. Mag man nun annehmen, daß sie angeboren oder erworben seien, daß sie uns von den Sinnen her zukommen oder daß sie bloß durch die Sinne geweckt werden — so viel ist klar, daß wir Nichts vermögen, Nichts wissen, wenn nicht zuvor diese mächtigen Hilfswerkzeuge in Thätigkeit gesetzt worden sind. Ueberlassen wir es den Ideologen, über die Operationen des Erkenntnißvermögens eines aller seiner Organe beraubten Menschen auszusinnen, was sie wollen! Welche Probe könnten wir auch über den Irrthum oder die Wahrheit ihrer Systeme anstellen? Der Unglückliche vermöchte seine Eindrücke weder durch das Wort noch selbst durch Zeichen mitzutheilen. Endlich handelt es sich hier nicht um ein exceptionelles Wesen, sondern um den mit seinen Organen begabten Menschen; und die Erfahrung lehrt uns, daß in letzterem Falle der Mensch das, was er erkennt, durch die Sinne entweder unmittelbar oder mittelbar wahrnimmt.

§. II. Irrthümer, denen wir hinsichtlich der Sinne ausgesetzt sind. Mittel, diesen Irrthümern vorzubeugen. Beispiele.

Wenn die unmittelbare Kenntniß, welche uns die Sinne von der Existenz eines Dinges geben, bisweilen mit Irrthum behaftet ist, so liegt die Ursache hievon darin, daß wir uns dieser bewunderungswürdigen Werkzeuge nicht, wie wir sollen, zu bedienen wissen. Dadurch, daß die materiellen Gegenstände auf das Sinnesorgan einwirken, verursachen sie einen Eindruck in unserer Seele. Suchen wir zu entdecken, woher dieser Eindruck kommt, und bis zu welchem Grad er der Existenz des Gegenstandes

entspricht, der ihn hervorzurufen scheint! Einige Beispiele werden dieß deutlich machen.

Ich entdecke in der Ferne einen Gegenstand, welcher sich bewegt, und ich sage: es ist ein Mensch. Aber, indem ich mich diesem Gegenstande nähere, gewahre ich, daß ich für einen Menschen eine durch den Wind hin- und herbewegte Staude gehalten habe. Hat mich der Gesichtssinn getäuscht? Nein, weil der Eindruck, den er mir vermittelte, kein anderer als der eines Körpers in Bewegung war, und weil ich, wäre ich auf den erhaltenen Eindruck hinreichend aufmerksam gewesen, hätte bemerken können, daß er keinen Menschen darstellte. Ich habe meinem Eindruck eine unrichtige Beziehung gegeben. Der Irrthum gehört demnach nicht dem Gesichtssinn, sondern der Unzulänglichkeit meiner Aufmerksamkeit an.

Nachdem ich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen einem in Bewegung befindlichen, verworrenen Gegenstand und einem aus der Ferne gesehenen Menschen gefunden hatte, bin ich von der Aehnlichkeit zum Menschen übergegangen und habe von dem Einen auf das Andere geschlossen, wobei ich vergaß, daß der Schein und die Wirklichkeit zwei gänzlich verschiedene Dinge sind.

Ihr habet einigen Grund, zu glauben, daß man in einer gewissen Entfernung von dem Orte, wo ihr stehet, eine Schlacht liefern müsse. Ihr glaubet den Kanonendonner vernommen zu haben, und ihr seid vollkommen überzeugt, daß die Feindseligkeiten begonnen haben. Doch ist dem nicht so. Wen müßt ihr also eures Irrthums anklagen? euer Gehör? Keineswegs; klaget vielmehr euch selbst an! Allerdings hat sich ein Geräusch vernehmen lassen; es war das, welches die Axtschläge eines Holzhauers im nahen Wald veranlaßten; es war der Widerhall eines Thores, das zugeworfen ward; es war ein ganz anderes Geräusch, welches einen Knall hervorbrachte, der dem einer in der Ferne sich entladenden Kanone glich. Hattet ihr euch überzeugt, daß die Ursache eurer Täuschung sich nicht in eurer Nähe fand? War euer Ohr hinlänglich geübt, um die Wahrheit in Rücksicht auf die Entfernung, wo die Artillerie feuern sollte,

in Bezug auf die Lage des Ortes, die Richtung des Windes zu erkennen? Nicht der Gehörsinn hat euch getäuscht, sondern euer leichtsinniges, übereiltes Urtheil. Der Sinneseindruck war so, wie er sein sollte; ihr aber habet ihn sagen lassen, was er gar nicht sagte. Hättet ihr euch mit der Behauptung begnügt, daß ihr ein Geräusch gehört, ähnlich dem einer entfernten Kanonade, so würdet ihr weder euch selbst noch Andere getäuscht haben.

Man setzt Jemanden eine vortreffliche Speise vor. Er versucht sie und sagt: „Sie ist schlecht, ungenießbar; man erkennt, daß sie diese oder jene Bestandtheile enthält." In der That sagt ihm dieß sein Geschmackssinn. Täuscht ihn derselbe? Nein. Kommt ihm die Speise bitter vor, so ist dieß nicht anders möglich, da ein gastrisches Unwohlsein seine Zunge belegt hat, in Folge dessen sein Geschmack verdorben ist. Einiges Nachdenken hätte diesem Menschen genügt, um Niemanden ungerecht anzuklagen. Ist der Geschmack gesund, so lassen die Eindrücke, die er erfährt, die wahren Eigenschaften der Speise erkennen; nicht aber, wann der Geschmack krank ist.

§. III. Es ist in gewissen Fällen nothwendig, mehrere Sinne anzuwenden, um ihr Zeugniß zu vergleichen.

Bemerken wir, daß es, um durch die Sinne zur Erkenntniß der Existenz eines Gegenstandes zu gelangen, bisweilen nothwendig ist, mehrere Sinne zugleich anzuwenden, und daß man sich immer gegen Täuschungen schützen müsse. Unterscheiden, bis zu welchem Grade die Existenz eines Gegenstandes dem erhaltenen Eindruck entspricht, ist offenbar das Werk der Vergleichung, die Frucht der Erfahrung. Ein Blinder, dem man den Staar gestochen, bemißt die Entfernungen, beurtheilt die Formen und Verhältnisse der Körper erst, nachdem er eine gewisse Uebung des Gesichtssinnes gewonnen hat. Wir erlangen diese Uebung von der Kindheit an, ohne uns davon Rechenschaft zu geben; und darum glauben wir, daß es genüge, die

Augen zu öffnen, um uns der Gegenstände so zu bemächtigen, wie sie an und für sich sind. Eine sehr einfache Erfahrung, die wir oft erneuern können, wird uns vom Gegentheil überzeugen.

Ein Erwachsener und ein ganz junges Kind schauen durch ein optisches Glas Malereien an, die eine gewisse Fernsicht, wilde Thiere, eine Schlacht 2c. darstellen. Alle Beide empfangen denselben Eindruck; aber weder die Schlacht noch die wilden Thiere erschrecken den Erwachsenen, der wohl weiß, daß er das Zimmer nicht verlassen hat und nicht im Freien sich befindet, daß das, was er vor Augen hat, nicht die Wirklichkeit ist. Es kostet ihn sogar Mühe und Anstrengung, die Täuschung festzuhalten, und mehr als einmal muß er die Unvollkommenheiten des Instrumentes oder des Gemäldes ergänzen, um dieses Schauspiel genießen zu können.

Das Kind dagegen, welches nicht vergleicht, welches dem bloßen Sinneseindruck preisgegeben ist, geräth bei dem Anblick der Krieger, die sich hinwürgen, und der wilden Thiere, die es fürchtet, in angstvolle Erregung.

Noch mehr: bei jedem Schritt machen wir die Erfahrung, daß eine perspectivische Vorstellung, die wir nicht näher kennen, in einer entsprechenden Entfernung gesehen, uns täuscht und uns veranlaßt, für erhabene Arbeit das zu halten, was in der That nur ein auf einer Fläche dargestellter Gegenstand ist. Nicht der Sinneseindruck ist fehlerhaft, sondern das Urtheil, das wir uns mittelst desselben bilden. Wollten wir darauf achten, daß man mittelst eines flachen Gegenstandes so gut als mittelst eines erhabenen denselben Eindruck auf der Netzhaut hervorbringen kann, so würden wir die Geschicklichkeit des Künstlers bewundern, ohne in Irrthum zu gerathen. Dieser würde verschwinden, wenn wir den Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachteten oder befühlten.

§. IV. Leiblich Gesunde, geistig Kranke.

Habet Acht, sagt man uns, wann ihr mit Hilfe der Sinne die Wahrheit zu entdecken suchet, daß keine Krankheit ihre

Organe verletze, damit sie euch keine trügerischen Eindrücke vermitteln. Dieser Rath ist weise; ist er auch so nützlich, als man glaubt? Die Kranken geben sich selten ernsten Studien hin, und darum sind ihre Irrthümer von sehr geringem Belang; die Krankheit eines Oganes warnt übrigens davor, daß man seinem Zeugnisse nicht trauen dürfe. Hingegen bedürfen Jene der Warnung und der Regeln, welche, leiblich gesund, es geistig nicht sind; die, von einer Idee eingenommen, alle ihre Sinne zugleich dieser Idee sklavisch unterwerfen und dieselben zwingen, Alles, was dem von ihnen angenommenen Systeme zu Hilfe kommt, zu bemerken — ein Irrthum, der vielleicht oft auf dem besten Glauben beruht. Was wird alsdann der Astronom, der sein Auge mit einem Fernglas bewaffnet, nicht um ruhig die Tiefen der Himmel zu erforschen, sondern um darin um jeden Preis zur Stütze einer gewagten Behauptung Beweise zu finden, nicht Alles in den Himmelskörpern entdecken? Was wird nicht Alles, mit dem Mikroskop in der Hand, der Naturforscher finden, der in ähnlicher Geistesstimmung ist?

Ich habe absichtlich gesagt, daß dergleichen Irrthümer aus dem besten Glauben hervorgehen können. In der That täuscht sich der Mensch oft selbst, ehe er Andere täuscht. Von seiner Lieblingsmeinung beherrscht, von dem Wunsche gequält, Beweise aufzufinden, welche die Wahrheit derselben begründen, erforscht er die Gegenstände, nicht um zu lernen, sondern um Recht zu haben. Wirklich entdeckt er darin Alles, was er sucht; am öftersten sagen ihm seine Sinne etwas Anderes oder auch gar Nichts: gleichviel; der leiseste Schein genügt seiner vorgefaßten Meinung. „Das ist's," ruft er entzückt aus; „ich habe es gefunden! ich vermuthete es aber auch!" Und er erstickt sorgfältig die Zweifel, die in seinem Geiste auftauchen. Er schreibt sie seinem geringen Glauben an sein unbestreitbares Wissen zu; er nöthigt sich förmlich, sich für befriedigt zu halten, indem er die Augen dem Lichte verschließt; und so vermag er auch Andere zur täuschen, ohne gerade zur Lüge sich gezwungen zu fühlen.

Es genügt, das menschliche Herz erforscht zu haben, um die Wahrheit dieser Beobachtungen anzuerkennen. Wir behandeln gewisse in uns entstehende Streitfragen mit einer beklagenswerthen Parteilichkeit. Bedürfen wir einer Ueberzeugung? wir mühen uns auf jede Weise ab, sie in unserem Geiste zu bilden. Anfangs ist die Arbeit mühsam, die Aufgabe schwierig; bald aber erstarkt durch die Gewohnheit die Schwäche, der Stolz schwingt sich vorwärts, um den Rückzug abzuschneiden; und Mancher, welcher zuerst einen Irrthum, den er nothwendig einsehen mußte, in sich selbst halb bekämpfte, wird zuletzt von demselben wirklich getäuscht und verliert sich mit unüberwindlichem Starrsinn in seiner Illusion.

§. V. Wirkliche Sinneseindrücke, aber ohne äußern Gegenstand. Erklärung dieser Erscheinung.

Unsere Irrthümer rühren nicht alle von Uebertreibungen unseres Urtheiles oder von falschen Deutungen her, welche dasselbe den Sinneseindrücken gibt: es gibt auch Irrthümer anderer Art. Indem die Einbildungskraft unter der Herrschaft einer fixen Idee unaufhörlich ein und dasselbe Organ reizt, gelingt es ihr zuletzt, die Lebensthätigkeit desselben sich dienstbar zu machen und in dieser Weise wirkliche Sinneseindrücke hervorzurufen, welche keine andere Ursache, als die Einbildungskraft selbst haben. Man nimmt Etwas wahr, was nicht existirt. Um diese Erscheinung zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß der Sinneseindruck nicht im Organ, sondern im Gehirn vorgeht, wiewohl die Macht der Gewohnheit bewirkt, daß wir den Eindruck auf den afficirten Theil des Organismus beziehen. Wir verlieren das Gesicht, wenn der Sehnerve eine schwere Verletzung erleidet, und dennoch bleibt unser Auge gesund. Alle Empfindung erlischt in einem Gliede, welches mit dem Gehirne nicht mehr in Verbindung steht. Man schließt aus diesen Erscheinungen, daß das Gehirn der Mittelpunkt der Sinneseindrücke ist, und daß, wenn der sonst durch ein äußeres Organ veranlaßte Eindruck in Folge einer innern

Wirkung im Gehirn hervorgerufen wird, die Gefühlserregung unabhängig von dem äußern Eindruck stattfindet.

Ein Beispiel: Ein Organ erhält von einem Körper einen Eindruck und theilt diesen dem Gehirn dadurch mit, daß es in dem Nerven A die Schwingung oder sonst eine Erregung B hervorruft. Wenn aber aus irgend einer rein innern und moralischen Ursache in diesem Nerven A die nämliche Schwingung B veranlaßt wird, so werden wir nothwendig denselben Eindruck verspüren, den wir empfunden haben würden, wenn das Organ sinnlich afficirt worden wäre.

In diesem Punkte stimmen Vernunft und Beobachtung überein; die Seele erhält Kenntniß von den äußern Gegenständen mittelbar durch die Sinne, unmittelbar durch das Gehirn; wenn also dieses den einen oder andern Eindruck empfängt, so kann die Seele nicht umhin, ihn auf das Organ, von dem er gewöhnlich herrührt, und auf den Gegenstand, der ihn hervorzurufen pflegt, zu beziehen. Erkennt sie, daß der Organismus krank sei, so ist sie auf ihrer Hut; aber nichtsdestoweniger wird sie den Sinneseindruck empfangen, wenn sie auch seinem Zeugnisse nicht traut. Wann Pascal neben sich einen offenen Abgrund sah, sagte ihm seine Vernunft, daß er in Wirklichkeit von einer Täuschung beherrscht sei; und dennoch empfand er den Sinneseindruck, den man beim Anblick eines Abgrundes verspürt; seine Anstrengungen konnten die Täuschung nicht überwinden. Diese Erscheinung hat nichts Befremdendes für Jeden, welcher diesen Gegenstand erforscht hat.

§. VI. Die Wahnsinnigen und die in sich selbst versunkenen Menschen.

Eine überspannte Einbildung kann in Bezug auf ihre Vorstellungen in die nämlichen Irrthümer gerathen, wie ein krankes Gehirn. Der Wahnsinn ist eine Erscheinung dieser Art; man weiß, daß es mehrere Arten gibt und daß sie nicht alle denselben Grad Stärke haben. Der Wahnsinn ist anhaltend oder momentan, in's Abenteuerliche ausschweifend oder

ernst, gewöhnlich oder selbst in das Gebiet der Gelehrsamkeit hinüberstreifend. — Don Quixote sah furchtbare Heere in einer Schafheerde und ungeheure Riesen in Windmühlen. Von seiner Einbildung, von seiner Phantasie, von dem Wahn, der ihn beherrscht, fortgerissen, wird mancher Gelehrte, mancher Astronom, mancher Naturforscher in seinem Fernglas, in seiner Retorte, in seinem Mikroskop die wunderlichsten, seltsamsten Erscheinungen sehen.

Die großen Denker, die in sich selbst versunkenen Männer sind ganz besonders der Gefahr ausgesetzt, in eine Art wissenschaftlichen Wahn, in erhabene Täuschungen zu gerathen. Unsere traurige Menschheit führt immer ihr Erbtheil Schwäche mit sich. Selbst die geniale Kraft befreit sie nicht davon. — Ein nervenkrankes Weib vernimmt in dem Säuseln der Winde klägliche Seufzer; es sieht Gespenster im Mondstrahl, der an lichten Waldesstellen spielt; der laute Schrei des Nachtvogels ist für ein solches Wesen der Ruf böser Geister. Unglücklicher Weise sind die Weiber nicht allein mit jener glühenden Einbildung behaftet, welche die wahnsinnigen Bilder ihrer Träume für wirklich hält. (5)

VI. Kapitel.

Mittelbar durch die Sinne erworbene Kenntnisse.

---

§. I. Uebergang vom Bekannten zum Unbekannten; von dem, was durch die Sinne wahrgenommen wird, zu dem, was sie nicht wahrnehmen.

Wir verdanken den Sinnen die unmittelbare Kenntniß von der Existenz sehr vieler Gegenstände; aber die Zahl derjenigen, die von den Sinnen nicht erreicht werden, ist noch größer, weil diese Gegenstände nicht körperlich sind, oder weil dieselben außer ihrer Tragweite liegen. Das Gebäude, welches man auf dieser engen Grundlage der mittelst der Sinne erworbenen

Kenntnisse aufführt, ist so riesenmäßig, daß bei seinem Anblick der erstaunte Geist in Zweifel geräth; er vermag kaum an seine Festigkeit zu glauben.

Da, wohin die Sinne nicht reichen können, ergänzt der Verstand ihre Unzulänglichkeit, indem er vom Bekannten zum Unbekannten, von den wahrnehmbaren zu den nicht wahrnehmbaren Gegenständen übergeht. Die auf dem Boden ausgebreitete Lava offenbart uns die Existenz eines Vulcans, den wir nicht gesehen haben; auf dem Gipfel der Berge entdecktes Muschelwerk ruft in uns die Vorstellung des Austretens der Gewässer hervor und bringt uns auf die Spur einer Katastrophe, wovon wir nicht Zeugen gewesen sind. Gewisse unterirdische Bauwerke zeigen uns an, daß man in frühern Zeiten an den Orten, die wir besuchen, Erzgruben gebaut hat. Die Ruinen einer alten Stadt verkündigen uns, daß hier die Wohnungen von Menschen gewesen, die längst schon von der Welt verschwunden sind. So führen uns die Sinne einen Gegenstand vor Augen, und mittelst dieses Gegenstandes gelangt der Verstand zur Kenntniß von ganz andern.

Aber — man bemerke es wohl — dieser Uebergang vom Bekannten zum Unbekannten kann nicht geschehen, wenn wir nicht schon eine mehr oder minder vollkommene, mehr oder minder allgemeine Vorstellung von dem unbekannten Gegenstand erlangt haben; wenn wir nicht zugleich wissen, daß zwischen den beiden ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß herrscht. Wenn wir also in den vorhergehenden Beispielen von dem Vulcan, von den Bergleuten und von den Einwohnern der in Ruinen liegenden Städte auch nicht eine genaue Kenntniß hatten, so sind uns doch diese verschiedenen Gegenstände und ihre Beziehungen zu den Gegenständen, die uns die Sinne zeigen, wenigstens allgemein bekannt. Von der Betrachtung des wundervollen Mechanismus des Weltalls könnte sich der Mensch nicht zur Kenntniß des Schöpfers erheben, wenn er nicht die Ideen von Wirkung und Ursache, von weiser und verständiger Ordnung besäße. Im Vorbeigehen gesagt, genügt

diese einzige Bemerkung, um das System Derjenigen zu zerstören, die in unserm Verstande nur umgebildete Sinneseindrücke sehen wollen.

§. II. Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge.

Die gegenseitige Abhängigkeit der Gegenstände allein nur berechtigt uns zur Folgerung des einen auf den andern. Man muß also diese Abhängigkeit kennen; die ganze Schwierigkeit liegt hier. Wenn unsere Blicke in die Tiefen drängen, wo das Wesen der Dinge verborgen liegt, so würde es uns genügen, sie auf einen Gegenstand zu heften, um alle Eigenschaften, alle Beziehungen, die diesen Gegenstand mit andern verknüpfen, sogleich zu erkennen. Leider ist es anders. In der physischen wie in der moralischen Ordnung sind die Ideen, welche wir über die wesentlichen Prinzipien der Dinge besitzen, nicht sehr zahlreich, sondern höchst unvollständig: — kostbare Geheimnisse, die von der Hand des Schöpfers sorgfältig verhüllt worden sind. So verbirgt die Natur in den Tiefen ihres Schooßes ihre seltensten und herrlichsten Schätze.

Dieser Mangel an Aufklärung über die Wesenheit der Dinge zwingt uns oft, die Abhängigkeit der Erscheinungen bloß aus ihrer Gleichzeitigkeit oder aus ihrer Aufeinanderfolge zu folgern. Wir schließen, daß ein Ding von einem andern abhängt, daraus allein, daß sie nebeneinander existiren, oder daß das eine nach dem andern zum Vorschein kommt. Daher häufige Irrthümer. Wer besitzt denn aber auch einen so umfassenden und sichern Geist, der nothwendig wäre, um immer zu erkennen, unter welchen Umständen die Gleichzeitigkeit und die Aufeinanderfolge Zeichen der Abhängigkeit sind oder nicht?

Stellen wir zuerst als unbestreitbar fest, daß weder die gleichzeitige Existenz zweier Wesen oder zweier Thatsachen, noch ihre unmittelbare Aufeinanderfolge, an und für sich betrachtet und abgesehen von allem Uebrigen, unter sich ein Abhängigkeitsverhältniß hinlänglich beweisen. Ein verpestetes Kraut vermischt bisweilen seinen Gifthauch mit dem Dufte einer

Heilpflanze; ein giftiges Reptil kriecht neben dem Schmetterling mit Goldflügeln; der Meuchelmörder, der die menschliche Gerechtigkeit flieht, verbirgt sich in dem Gehölz, wo der biedere Jäger seiner Beute auflauert; ein leichter Wind durchzieht erfrischend die Lüfte, und bald bringt der tobende Orkan auf seinen Flügeln den Sturm und den Schrecken.

Es ist also verwegen, die Beziehungen, in welchen zwei Erscheinungen zu einander stehen, darnach allein zu beurtheilen, daß man sie bisweilen vereinigt oder in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgen sieht. Muß man nicht diesem Trugschluß die immer wiederkehrenden und stets der Lüge überführten Voraussagungen des atmosphärischen Wechsels, die gewagten Vermuthungen in Bezug auf Quellen, in Bezug auf die Adern kostbarer Metalle ꝛc. zuschreiben? Man hat manchmal beobachtet, daß die Wolken, nachdem sie eine gewisse Lage angenommen, sich in Regen auflösten; daß, nachdem die Morgenwinde und Nebel eine bestimmte Richtung genommen, der Sturm gewüthet hatte, und man hat schnell geschlossen, daß zwischen beiden Erscheinungen eine Beziehung stattfinde; man hat die eine für eine Anzeige der andern gehalten, aber vergessen, daß in dem gegebenen Fall die Coexistenz gänzlich unabhängig und zufällig sein könne.

§. III. Zwei Regeln in Betreff der Gleichzeitigkeit und der Aufeinanderfolge.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert, daß wir einige Regeln feststellen.

1. Wann eine langwierige Erfahrung uns zwei Erscheinungen zeigt, deren Existenz gleichzeitig ist, so daß das Sichtbarwerden oder die Abwesenheit der einen beständig das Sichtbarwerden oder die Abwesenheit der andern herbeiführt, so können wir mit Fug und Recht behaupten, daß diese Erscheinungen untereinander eine gewisse Verbindung haben, und folglich aus der Existenz der einen auf die der andern schließen.

2. Wenn zwei Erscheinungen unveränderlich aufeinander

folgen, so daß die erste immer von der zweiten begleitet wird; daß die Existenz dieser immer auf die Vorexistenz jener zurückgedeutet hat, so dürfen wir ohne Scheu den Schluß ziehen, daß sie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu einander stehen.

Es wäre vielleicht schwierig, philosophisch diese Sätze nachzuweisen; allein es mögen Diejenigen, die versucht wären, sie in Zweifel zu ziehen, wohl beherzigen, daß der gesunde Menschenverstand als höheres Gesetz der Menschheit sie als Regel betrachtet; daß die Wissenschaft in sehr vielen Fällen sich vor ihnen beugt, und daß unser Erkenntnißvermögen in seinen meisten Forschungen keinen andern Führer hat.

Es ist in aller Welt anerkannt, daß eine gewisse Größe, Form und Farbe für die Früchte Zeichen der Reife sind. Wie weiß der Landbewohner, der sie einsammelt, um diese gegenseitige Beziehung? wie schließt er aus der Form, aus der Farbe und aus andern Anzeigen auf eine Eigenschaft, worüber er keinen Versuch anstellt, nämlich auf den Geschmack? Bittet ihn um Erklärung über den Grund dieser Ideenverkettung, und er wird euch keine Antwort zu geben wissen. Aber bemühet euch, ihm zu beweisen, daß er sich täusche — er wird über eure Philosophie lachen, unerschütterlich in seinem Glauben, aus dem einfachen Grunde, „weil er immer die Sache so gesehen hat.“

Man weiß, daß ein gewisser Grad Kälte die Flüssigkeiten gefrieren macht, daß ein gewisser Grad Wärme sie in ihren ersten Zustand zurückversetzt. Der Grund dieser Erscheinungen ist sehr vielen Menschen unbekannt; und doch zieht Niemand die Beziehung, die zwischen dem Gefrieren und der Kälte, zwischen dem Flüssigwerden und der Hitze herrscht, in Zweifel. Vielleicht könnte man einiges Bedenken über die Ursachen erheben, auf welche die Physiker diese zwei Thatsachen gründen; aber das gemeine Volk wartet nicht auf die Ansicht der Gelehrten, um seine Meinung zu bilden. „Diese zwei Thatsachen existiren immer neben einander,“ sagt man; „also sind sie durch irgend eine Beziehung mit einander verbunden.“

Es wäre leicht, aus dieser Regel zahllose Anwendungen zu machen; die vorausgehenden Beispiele werden genügen, um auf den richtigen Weg zu führen. Ich sage nur noch, daß die meisten unserer Handlungen auf folgendes Princip gegründet sind: Die während einer beträchtlichen Zeit beobachtete gleichzeitige Existenz zweier Erscheinungen berechtigt uns zu dem Schlusse, daß, wenn die eine eintritt, auch die andere wird eintreten müssen. Würde diese Regel nicht für gewiß gehalten, so könnte der gewöhnliche Schlag Menschen nicht handeln; die Philosophen selbst befänden sich in großer Verlegenheit, und hätten wenig vor dem gemeinen Volk voraus.

Die zweite Regel ist mit der ersten verwandt; sie beruht auf den nämlichen Grundsätzen und findet auf die nämliche Ordnung von Thatsachen ihre Anwendung. Eine beständige Erfahrung zeigt uns, daß der Vogel aus einem Ei auskriecht. Niemand hat bis auf diesen Tag in befriedigender Weise erklärt, wie aus der in der Eierschale eingeschlossenen Flüssigkeit dieses kleine so wunderbar gebildete Wesen entsteht. Würde übrigens die Wissenschaft die vollständige Erklärung dieser Erscheinung geben, so wäre sie für das gemeine Volk von keinem Nutzen; und dennoch, weder das gemeine Volk noch die Gelehrten nehmen Anstand, zu glauben, daß ein Abhängigkeitsverhältniß zwischen der Flüssigkeit und dem Vogel bestehe: dieses belebte Wunder, wir können nicht daran zweifeln, hat seinen Ursprung in einer unförmlichen Substanz, die in der Eierschale enthalten ist.

Wenige Menschen begreifen, oder besser gesagt, wir alle wissen nicht, wie die Gewächse hervortreibende Erde zum Keimen der Samen, zur Entwicklung der Pflanzen beiträgt, und aus welcher Ursache gewisse Eigenschaften des Bodens sich mehr als andere zu bestimmten Producten eignen; doch ist dieß immer gesehen worden; das genügt also, um uns zu dem Glauben zu berechtigen, daß eine Sache von der andern abhängt, und aus der Gegenwart der zweiten kühn die Existenz der ersten abzuleiten.

§. IV. Von der Causalität. Bemerkungen. Eine Regel der Dialektik.

Es ist wichtig, zwischen der ein einziges und der mehrere Male beobachteten Aufeinanderfolge zu unterscheiden. Im ersten Falle implizirt die Aufeinanderfolge weder Causalität noch Beziehung irgend einer Art; im zweiten zeigt sie wenigstens eine gemeinsame Ursache an, wenn sie auch nicht die Abhängigkeit von Wirkung und Ursache voraussetzt. Wenn Ebbe und Fluth der Meereswasser nur bisweilen mit einer gewissen Stellung des Mondes zusammengetroffen wäre, so hätte man nicht mit Fug und Recht daraus auf die Existenz einer Beziehung zwischen diesen beiden Erscheinungen schließen können; da aber das Zusammentreffen beständig stattfand, so hat man aus dieser Beständigkeit den Schluß ziehen müssen, daß, wenn die eine dieser beiden Thatsachen nicht die andere zur Ursache hat, sie wenigstens alle beide eine identische Ursache haben und in ihrem Ursprunge mit einander in Verbindung stehen.

Wie dem auch sei — mit Recht brandmarken die Dialektiker mit dem Namen Trugschluß folgendes Urtheil: Post hoc, ergo propter hoc, nach der Thatsache, also wegen der Thatsache; denn erstens handelt es sich nicht um eine beständig eintretende Aufeinanderfolge; und zweitens kann diese Aufeinanderfolge wohl die Abhängigkeit in Bezug auf eine gemeinsame Ursache andeuten, aber nicht beweisen, daß von den zwei Erscheinungen die eine die Ursache der andern sei.

Wir verfahren in unsern Urtheilen über die Erscheinungen der Natur, wie über die Dinge des Lebens, indem wir uns in Bezug auf die Anwendung der Regel nach der Wichtigkeit des Gegenstandes richten. In gewissen Fällen begnügen wir uns mit einer ersten oder mit einigen Proben; in andern wiederholen wir sie, im Grunde aber werden wir immer von demselben Princip geleitet. Zwei Thatsachen, die unveränderlich aufeinander folgen, haben unter sich ein gewisses Abhängig-

keitsverhältniß, die Existenz der einen offenbart die Existenz der andern. Die Gleichzeitigkeit setzt ein Band, eine Beziehung zwischen den Thatsachen oder eine Beziehung beider Thatsachen zu einer dritten voraus.

§. V. Ein Beispiel.

In der Nacht sehe ich, daß auf dem Gipfel eines Berges ein Feuer angezündet wird; es brennt noch nicht lange, so bemerke ich, daß auf dem entgegengesetzten Berge ein Licht erscheint; es leuchtet kurze Zeit und verschwindet. Diese zweite Erscheinung erglänzte gleich, nachdem auf der andern Seite das Feuer angezündet worden war; aber daraus kann ich doch nicht folgern, daß zwischen den beiden Thatsachen irgend eine Beziehung bestehe. Am folgenden Tage sehe ich zum andern Male am selben Orte Feuer angezündet und in der nämlichen Weise auf der andern Seite ein Licht erglänzen. Dieses Zusammentreffen, auf das ich vielleicht gestern nur obenhin geachtet, ruft heute die Aufmerksamkeit in mir wach. „Das mag zufällig sein," sage ich, und denke nicht weiter darüber nach. Am dritten Tage geschieht das Nämliche; es macht sich die Vermuthung geltend, ob dieß denn doch nicht die Folge einer Verabredung sei. Einen Monat hindurch kehrt diese eigenthümliche Erscheinung immer wieder, und zwar stets zur selben Stunde, so daß, sobald das Feuer aufflammt, jenes Licht erglänzt; da zweifle ich nun nicht länger daran, daß entweder die eine Thatsache von der andern abhängt, oder daß mindestens eine gewisse Beziehung zwischen beiden stattfindet.

In dergleichen Fällen besteht das Geheimniß, um die Wahrheit zu entdecken und ungegründeten Urtheilen vorzubeugen, darin, daß man auf alle Umstände der Thatsache achte, ohne irgend einen zu vernachlässigen, wie werthlos er auch erscheinen möge. So wird man im vorausgehenden Beispiel, angenommen, daß kurz nach Anzündung des Feuers auf der andern Seite Licht zum Vorschein kam, beim ersten Anblick sagen, es sei nicht nothwendig, auf die Stunde der Nacht

Acht zu haben, ob sie dieselbe oder eine andere ist. Aber in der That ist dieser Umstand sehr wichtig, weil mit der Stunde das Aufleuchten des Feuers und das Erglänzen des Lichtes zusammenfielen; und da diese Stunde immer dieselbe gewesen, so war es viel weniger wahrscheinlich, daß die beiden Thatsachen in Beziehung zu einander gestanden wären, wenn die Zeit eine verschiedene gewesen sein würde. Ein unkluger Mensch, der darauf nicht achtete, vermöchte mittelst Ausposaunens angeblicher Signale die Nachbarschaft in Schrecken zu versetzen; bald würde darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß einige Uebelthäter sich verabredet hätten; man fände unschwer eine Erklärung für den Raub, der an dem und dem Tage stattgefunden; man verstünde den Schuß, den man dort gehört. Wenn die Behörde Nachricht von dem verbrecherischen Complott erhalten hätte, wenn ein schwarzer Verdacht auf unschuldige Familien fiele, so würden Kundschafter ausgeschickt, um hinter das Geheimniß zu kommen; aber sie könnten über den Schrecken und seinen Verbreiter herzlich lachend zurückkehren und das Räthsel in folgender Meldung lösen: Ganz nahe beim Gipfel, wo das Feuer gebrannt hat, liegt das Haus der Familie A., welche zur Zeit des Schlafengehens einen Wächter in die Umgegend aussendet, da sie Kenntniß erhalten hat, daß einige Holzhauer damit umgingen, einen Theil des neu angepflanzten Gehölzes zu zerstören. Da die Wache Kälte empfunden, so hat sie wohl daran gethan, ein Feuer anzuzünden, ohne daß sie die Absicht gehabt, Jemanden zu erschrecken. Da dieß gerade auch die Zeit ist, wo die Nachbarn sich zur Ruhe begeben, so hat dasselbe auch die Familie B. gethan, die auf dem Gipfel des entgegengesetzten Berges wohnt. Auf den Glockenschlag der Uhr sagt der Hausvater zu Jedermann: „Gehen wir zur Ruhe,“ tritt zu einer Terrasse hinaus, zu der verschiedene Thüren führen, und leuchtet draußen herum, um sich zu vergewissern, ob Alles wohl verschlossen ist. Die Lampe, die der gute Mann in der Hand trägt, ist das geheimnißvolle Licht, das mit jenem Feuer gleichzeitig erglänzte

und nach kurzer Zeit verschwand. So wurden für Räuber diejenigen gehalten, denen es bloß darum zu thun war, sich vor Räubern in Acht zu nehmen.

Wie würde in diesem Falle ein wahrer Denker verfahren? Auf folgende Weise: Kurze Zeit nach dem Anzünden des Feuers erscheint das Licht, und zwar immer zur selben Stunde mit geringem Unterschiede: und das begünstiget die Annahme, daß es ein verabredetes Zeichen sei. Da nun das Land im Frieden ist, so müßten es Räuber sein, die sich auf diese Weise Zeichen geben. Allein das ist durchaus nicht wahrscheinlich; denn in der Regel wählen diese nicht immer dieselbe Zeit und denselben Ort zu ihrem Vorhaben, weil sie sonst Gefahr liefen, beobachtet und entdeckt zu werden. Ueberdieß wäre das eine sehr langwierige Unternehmung, die einen ganzen Monat dauerte, während derartige Geschäfte mit einem kurzen Handstreich abgemacht zu werden pflegen. In jener Gegend befinden sich die Häuser A. und B., deren Bewohner im besten Rufe stehen und sich gewiß nicht mit Hehlerei abgeben. Es hat daher den Anschein, daß es ein rein zufälliges Zusammentreffen ist, oder, wenn es ein verabredetes Zeichen ist, daß es ein Geschäft betrifft, welches die Augen der Gerechtigkeit nicht zu scheuen hat. Die Stunde des Vorgangs ist genau diejenige, in welcher sich die Leute dieser Gegend zu Bette legen: am Ende ist es nichts Anderes, als daß irgend welche Verrichtung die Einen veranlaßt, Feuer anzuzünden und die Andern, Licht zu machen.

§. VI. Erwägungen über das vorausgehende Beispiel.

Man bemerkt hier, daß zwischen den zwei Thatsachen keinerlei ursächliche Beziehung stattfindet, sondern daß beide denselben Ursprung haben: die Stunde des Schlafengehens. Man sieht also deutlich, daß der Irrthum weder in der Annahme der Möglichkeit, die beiden Thatsachen möchten im Verhältniß der Gegenseitigkeit sich befunden haben, noch in dem Gedanken an die Möglichkeit, das Zusammentreffen sei nicht

rein zufällig gewesen, sondern darin bestanden hat, daß man seine Zuflucht geradezu zu grundlosen Erklärungen genommen, daß man in dem verabredeten Zweck gewisser Personen Etwas gesucht hat, was doch nur die einfache Wirkung desselben Stundenschlages gewesen.

Diese Bemerkung lehrt einerseits, mit welcher Vorsicht man zu Werke gehen müsse, wann es sich darum handelt, die Art der Beziehung zu bestimmen, in welcher zwei gleichzeitige oder aufeinanderfolgende Thatsachen zu einander stehen; andererseits bestätigt obiges Beispiel die aufgestellte Regel, daß, wenn die Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge constant sind, entweder eine Beziehung der Thatsachen unter sich oder, wenn nicht, eine Beziehung derselben zu einer dritten Thatsache vorliegen müsse.

§. VII. Ursache eines Actes, der uns rein instinktmäßig erscheint.

Diese natürliche Neigung, die uns bestimmt, aus der Coexistenz zweier Thatsachen oder aus ihrer Aufeinanderfolge auf eine Beziehung zwischen diesen Thatsachen zu schließen, diese Neigung, die uns nur eine blinde Eingebung des Instinktes zu sein scheint, ist in Wirklichkeit die verständige, aber unbemerkte Anwendung eines tief in unsere Seele eingegrabenen ursprünglichen Princips. Dieses Princip lautet: „Wo Ordnung, wo Combination herrscht, da ist eine Ursache, die ordnet und combinirt; der Zufall ist Nichts." Wir können als zufällig ein Zusammentreffen ansehen, welches bisweilen eintritt, und folglich keine Vorstellung der Beziehung daran knüpfen; aber wann das Zusammentreffen sich wiederholt, wann es unaufhörlich wiederkehrt, so sagen wir ohne Bedenken: „Hier findet eine Verkettung statt; hier liegt ein Geheimniß zu Grunde. Die Macht des Zufalls geht nicht so weit."

Wenn wir gründlich die Fähigkeiten des Menschen erforschen, so erkennen wir allenthalben die freigebige Hand der Vorsehung, die sein Erkenntnißvermögen und sein Herz mit den unschätzbarsten und mannigfaltigsten Gaben hat bereichern wollen. (6)

VII. Kapitel.

Die Logik im Einklang mit der Liebe.

§. I. Weisheit des Gesetzes, welches die voreiligen Urtheile verbietet.

Das christliche Gesetz, welches die voreiligen Urtheile verbietet, ist nicht allein ein Gesetz der Liebe, sondern auch der Klugheit und der gesunden Logik. Nichts ist vermessener, als auf den bloßen Schein über eine Handlung und besonders über die Absicht, aus der sie hervorgegangen, zu urtheilen. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge sind die geringsten Ereignisse so verwickelt, befinden sich die Menschen in so verschiedenen Verhältnissen, handeln sie aus so ungleichen Beweggründen, sehen sie die Dinge unter so entgegengesetzten Gesichtspunkten, daß wir sehr oft, so zu sagen, nur einen andern Standpunkt einzunehmen brauchen, um vom Zorn zur Nachsicht überzugehen, um eine That, eine gewisse Denkart oder Handlungsweise, worüber wir Anfangs erstaunt, entrüstet waren und die wir ohneweiteres zu verdammen uns versucht fühlten, zu begreifen und zu entschuldigen.

§. II. Prüfung des Grundsatzes: „Glaube das Schlimme, und du wirst dich nicht täuschen.“

Man bildet sich ein, eine sehr vernünftige Lebensregel aufzustellen, wenn man sagt: „Glaube das Schlimme, und du wirst dich nicht täuschen,“ und so die Sittenlehre des Evangeliums zu verbessern. „Habet ja kein zu großes Vertrauen,“ sagt man uns unaufhörlich; „sich durch Worte abspeisen lassen, ist Thorheit! Der Mensch ist böse. Thatsachen, diese beweisen.“ Wie wenn das Evangelium Unklugheit und Thorheit anriethe; wie wenn Christus, während Er uns empfiehlt, einfältig wie die Taube zu sein, uns nicht aufforderte, klug wie die Schlange zu sein; wie wenn Er uns nicht gelehrt

hätte, daß man nicht jedem Geiste glauben dürfe, und daß die Frucht über den Baum richte, der sie trage; wie wenn wir, weil eben die Rede von der menschlichen Bosheit ist, nicht auf den ersten Seiten der heiligen Bücher läsen: Der Geist des Menschen neigt von Jugend auf zum Bösen hin!

Dieser verderbliche Grundsatz, welcher die Bosheit unseres Herzens zum Mittel machen würde, zum Wahren zu gelangen, ist eben so sehr der gesunden Vernunft, als der christlichen Liebe entgegen. In der That, lehrt uns nicht die Erfahrung, daß der entschlossenste Lügner noch mehr Wahrheiten, als Lügen sage? daß das verdorbenste Wesen noch immer mehr gute oder gleichgültige, als schlechte Handlungen begehe? Der Mensch liebt von Natur die Wahrheit und das Gute; er entfernt sich davon erst dann, wann seine Leidenschaften ihn beherrschen und irre führen. Der Lügner gibt seiner Neigung nach, wann die Lüge seinen Vortheil begünstigt oder seiner Eitelkeit dient; außer diesen Fällen spricht er wahr und redet wie die übrigen Menschen. Der Dieb stiehlt, der treulose Mensch hält sein Wort nicht, der Zänker streitet, wann ihn die Gelegenheit reizt und die Leidenschaft mit sich fortreißt. Ueberließen sich aber diese Menschen beständig ihren bösen Naturtrieben, so würden sie wahre Ungeheuer; ihr Laster würde in Wahnsinn ausarten, und bald sähe sich die Gesellschaft im Interesse der Ordnung und Sittlichkeit gezwungen, sie aus ihrem Schooße auszuschließen.

Wir wollen daraus den Schluß ziehen: Ohne hinreichende Gründe an das Schlimme glauben, und in seinen Urtheilen die eigene Bosheit als Gewähr für die Wahrheit annehmen, ist ebenso unvernünftig als ungerecht. Einige schwarze Kugeln sind in der Urne mit den hundertfach zahlreichen weißen Kugeln vermischt. Werde ich eine schwarze Kugel herausziehen? — vielleicht . . . Aber ihr behauptet es, und dieß ist der Irrthum.

§. III. Einige Regeln, um das sittliche Verhalten der Menschen zu beurtheilen.

Diese Regeln sind vernünftige Vorsichtsmaßregeln. Töchter des klugen Sinnes der Schlange, heben sie nicht die Einfalt der Taube auf.

Erste Regel.

Man darf nicht auf die Tugend des gewöhnlichen Menschenschlages bauen, wann sie auf eine zu harte Probe gestellt wird.

Der Grund ist einleuchtend: heftigen Versuchungen widerstehen ist der Triumph einer starken Seele, einer Tugend, welche die Feuerprobe bestanden hat; und wenige Menschen besitzen eine solche Tugend. Die Erfahrung lehrt uns, daß in der äußersten Noth die menschliche Schwäche fast immer unterliegt; die heiligen Bücher bestätigen die Erfahrung: „Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.“

Du regierst ein Land; die Zeiten sind schlimm, die Umstände bedenklich. Einer von deinen Untergebenen, der einen wichtigen Posten bekleidet, wird Tag und Nacht von einem Feinde belagert, der unerschöpfliche Angriffsmittel besitzt ..... die hell klingen und von gutem, schwerem Gehalt sind. Dein Untergebener, glaubst du, ist ein ehrenwerther Mann; zahlreiche und starke Bande knüpfen ihn an deine Sache. Er ist besonders für gewisse Grundsätze begeistert und vertheidigt sie mit Wärme. Gleichviel! es wird gut sein, daß du diese Angelegenheit nicht aus den Augen verlierest. Du wirst wohl thun, wenn du glaubst, daß die Ehre und die Ueberzeugung deines Untergebenen den Angriffen einer Kriegsmaschine von ... fünfzigtausend Goldstücken an Gewicht widerstehen können; aber es wird noch besser sein, ihn gar nicht auf die Probe zu stellen, besonders wenn die Folgen unersetzlich wären.

Du siehst die Autorität in Gefahr; man will ihrem Repräsentanten einen Act aufdringen, in den er nicht einwilligen

kann, ohne sich zu erniedrigen, ohne die heiligsten Pflichten zu verletzen, ohne die wichtigsten Interessen Preis zu geben. Der Beamte besitzt einen natürlich geraden Charakter; in seiner langen Laufbahn kann man ihm keine Treulosigkeit vorwerfen, und seine Rechtlichkeit ist von einer gewissen Festigkeit begleitet. Sein früheres Verhalten ist vortrefflich, und doch, wann du den Sturm wüthen hörst, wann du den Aufruhr bis in die Hallen der Gerechtigkeit dringen, einen kühnen Volksführer an die Thüre klopfen siehst, der in der einen Hand den zu unterzeichnenden Act und in der andern den Dolch oder das zum Losdrücken bereite Mordgewehr hält, so fürchte weit mehr für die Ehre als für das Leben des Beamten! Es ist wahrscheinlich, daß der Mann nicht sterben wird. Unbescholtenheit ist noch nicht Heldenmuth.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß es erlaubt, ja sogar sehr weise ist, in gewissen Umständen der Tugend der Menschen nicht zu trauen, besonders wann sie, um diese Tugend auszuüben, einer höhern Seelenkraft bedürfen, welche, wie die Vernunft, die Erfahrung, die Religion selbst lehren, höchst selten ist. Fügen wir hinzu, daß man, um mißtrauisch zu sein, nicht immer warten muß, bis die Gefahr den hohen Grad erreicht hat, welchen wir so eben geschildert haben. Für durch und durch schlechte Menschen ist die bloße Gelegenheit soviel als eine heftige Versuchung. Wir sollen also in der Anwendung, ehe wir ein Urtheil fällen (das ist die einzige Regel, die man aufstellen kann), erwägen, wer die Person ist, und die Wahrscheinlichkeit ihres Widerstandes oder ihres Falles nach ihrer gewöhnlichen Neigung zum Bösen oder nach ihrer langen Ausübung des Guten bemessen.

Diese Erwägungen geben Veranlassung zu neuen Regeln.

Zweite Regel.

Erkenntnißvermögen, Neigungen, Charakter, Sittlichkeit, Vortheile, mit Einem Worte Alles, was auf die Entschließungen eines Menschen Einfluß äußern kann — Alles dieß müssen

wir kennen, wenn wir mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen wollen, welches sein Verhalten in einem gegebenen Falle sein werde.

Wiewohl mit freiem Willen begabt, ist der Mensch dennoch einer Menge von Einflüssen unterworfen, die auf seine Entschließungen entschieden einwirken, und die Uebergehung eines einzigen dieser Einflüsse kann uns in unsern Urtheilen zum Irrthum verleiten. Nehmen wir ein Beispiel: Ein Mann befindet sich in einer bedenklichen Lage, die ihn der Gefahr aussetzt, seinen Pflichten untreu zu werden; es scheint auf den ersten Blick, daß es, um über den Ausgang vorher zu urtheilen, genügen möchte, die Sittlichkeit dieses Mannes und die Schwierigkeiten zu kennen, die seiner Sittlichkeit das Gegengewicht halten; aber wir vergessen, auf eine Eigenschaft zu achten, welche in solchen Fällen von entscheidendem Einflusse ist, auf die Festigkeit des Charakters. Was folgt aus diesem Uebersehen? daß bisweilen ein rechtlicher Mensch unsere Hoffnungen täuscht und daß ein schlechter Mensch sie weitaus übertrifft. Im Kampfe, den die Tugend gegen das Böse besteht, ist es gewiß nützlich, wenn energische Leidenschaften für sie kämpfen. Eine feurige und kraftvolle Seele wird begeistert und schöpft in der Gefahr neue Kraft und Nahrung. Der Stolz kommt dem Gefühl der Pflicht zu Hilfe. Der Mensch, der sich darin gefällt, den Gefahren zu trotzen, die Hindernisse zu überwinden, fühlt sich entschlossener, kühner, wann er den Beifall des Bewußtseins vernimmt. Nachgeben ist für ihn Schwäche; zurückbeben Feigheit; es heißt dieß zeigen, daß er Furcht hat; es heißt dieß sich mit Schmach bedecken.

Wird es sich so mit der kleinmüthigen Tugend verhalten? „Die Linie der Pflicht ist gezeichnet; aber um ihr zu folgen, „muß man dem Tod trotzen, eine Familie, Waisen im Stiche „lassen. Das Opfer wird übrigens das Uebel nicht aufhalten; „wer weiß? vielleicht wird es dadurch noch vermehrt werden. „Man muß den Zeitverhältnissen das gewähren, was sie for„dern; nach Allem ist die Pflicht nicht etwas Abstractes und

„Absolutes. Die Tugenden, welche die Klugheit nicht mäßigt, „hören auf, den Namen Tugend zu verdienen ꝛc.“ Endlich hat der rechtliche Mensch gefunden, was er suchte, einen Unterhändler zwischen dem Guten und Bösen. Die feige Furcht unter ihren wahren Zügen würde abgewiesen worden sein; sie hat die Maske der Klugheit vorgenommen. Die Capitulation wird nicht auf sich warten lassen.

Dieses Beispiel, welches keine bloße Einbildung ist, weiset deutlich auf die Nothwendigkeit hin, ehe man ein Urtheil fällt, auf die Umstände zu achten, in denen sich das Individuum befindet. Leider ist Menschenkenntniß eines der schwierigsten Studien. Diese Menschenkenntniß sich anzueignen, ist nicht das Werk eines Tages, sondern eine schwere Aufgabe.

Dritte Regel.

Wir müssen uns sorgfältig unserer besondern Ideen und Gemüthsbewegungen entäußern und uns hüten, zu glauben, daß Andere handeln werden, wie wir selbst handeln würden.

Wir haben alle diese Erfahrung gemacht: der Mensch beurtheilt gern Andere, indem er sich zur Richtschnur und zum Vergleichungsbild nimmt. Daher das Sprichwort: *Wer das Böse nicht thut, argwöhnt es nicht*; und dieses: *Ein Dieb traut seinem Schatten nicht.* Dieser natürliche Hang ist ein fast unüberwindliches Hinderniß, das sich der Unparteilichkeit unserer Urtheile über die Menschen entgegenstellt. Er setzt den Tugendhaften der Gefahr aus, in den Hinterhalt des Bösen zu fallen, und gibt auch oft der Verläumdung gegen die reinste Unschuld, gegen die erhabensten Tugenden die Waffen in die Hand.

Reflexion und traurige Erfahrungen heilen bisweilen diesen Fehler, der die Quelle von tausend Uebeln für das Individuum, wie für die Gesellschaft ist. Da er aber seinen Ursprung im Verstande und im Herzen des Menschen hat, so sollen wir sorgfältig wachen, wenn wir nicht wollen, daß dieser Fehler von Neuem treibe und frische Zweige ansetze.

Der Grund dieser Erscheinung wird nicht schwer zu erklären sein. In seinen meisten Urtheilen bedient sich der Mensch der Analogie: „Eine Thatsache hat immer stattgefunden, „also wird sie wiederum stattfinden; diese Erscheinung folgt „gewöhnlich einer gewissen andern, also wird es gegenwärtig „wiederum so sein.“ Haben wir ein Urtheil zu fällen, so rufen wir sogleich die Vergleichung zu Hilfe. Ein einziges Beispiel bestärkt uns in unserer Denkweise; und wenn die Erfahrung uns deren mehrere an die Hand gibt, so halten wir, ohne andere Beweise, die Sache für ausgemacht. Ist es nicht natürlich, daß wir, wenn wir nach Vergleichungen suchen, sie unter den Gegenständen wählen, die uns besser bekannt und vertrauter sind? Während es nun nothwendig ist, wenn man über das Betragen Anderer ein Urtheil oder eine Vermuthung aussprechen will, auf die Beweggründe Acht zu haben, die auf die Bestimmungen des Willens einwirken, halten wir Einkehr bei uns selbst und berufen uns natürlich auf uns selbst; und so tragen wir, ohne es zu wissen, unsere Art und Weise, zu denken und die Gegenstände zu beurtheilen, auf Andere über.

Diese Erklärung, die ebenso einfach als wahr ist, klärt uns über die Ursache der Schwierigkeiten auf, die dem Menschen aufstoßen, wann er bei Beurtheilung Anderer seiner besondern Ideen und Empfindungen sich entäußern soll. Und doch, was ist nothwendiger? Derjenige, welcher keine andern Gebräuche kennt, als die seines Landes, hält Alles für seltsam, was sich davon entfernt; wann er zum ersten Mal die Geburtsscholle verläßt, so ist jeder neue Gegenstand für ihn Ursache zur Unruhe und Ueberraschung. Ebenso ist es in der moralischen Ordnung. Wir leben mit Niemanden so vertraut, als mit uns selbst; sogar diejenigen Menschen, welche die geringste Neigung zum innerlichen Leben, zur Concentration des Geistes haben, sind sich natürlich der gewöhnlichen Richtung bewußt, welche ihr Verstand und ihr Wille einschlagen. Zeigt sich die Gelegenheit, eine Erscheinung dieser Art zu würdigen, so bemerken wir nicht, daß die psychologische Thatsache in der

Seele eines Andern, gleichsam auf fremden Boden, stattfindet; wir sind von Natur zu urtheilen geneigt, daß bis auf einen kleinen Unterschied das, was wir auf unserm eigenen Gebiet haben vorgehen sehen, dort stattfindet. Und da ich mit der Vergleichung begonnen habe, so will ich hinzusetzen: Wie Diejenigen, die viele Reisen gemacht haben, sich nicht mehr über die Verschiedenheit der Gebräuche wundern, sondern sich ohne Widerwillen und ohne Bedenken darnach richten; ebenso sind Diejenigen, die das menschliche Herz erforscht haben, fähiger, von der eigenen Denkart abzusehen und sich in die Vorstellungsweise Anderer hineinzudenken. Erfahrene Reisende nehmen leicht das Wesen und die Anschauungsweise der Eingebornen des Landes an, welches sie durchwandern. (7)

VIII. Kapitel.

Von der menschlichen Autorität im Allgemeinen.

§. 1. Zwei Bedingungen, die ein Zeugniß giltig machen.

Es ist uns nicht immer möglich, uns unmittelbar selbst von der Existenz der Dinge zu überzeugen; und folglich sind wir gezwungen, zu dem Zeugniß Anderer unsere Zuflucht zu nehmen.

Damit dieses Zeugniß giltig sei, sind zwei Bedingungen nothwendig: 1) daß der Zeuge nicht betrogen worden sei; 2) daß er uns nicht zu täuschen suche. Es ist offenbar, daß die Abwesenheit einer dieser Bedingungen dem Zeugniß allen Werth nehmen würde.

Was nützt es aber auch, daß Derjenige, der spricht, die Wahrheit kennt, wenn seine Lippen die Lüge verkünden? Was nützen seine Wahrhaftigkeit und seine Ehrlichkeit, wenn er selbst betrogen worden ist?

§. II. Untersuchung und Anwendung der ersten Bedingung.

Wenn wir die Mittel erforscht haben, über welche der Zeuge verfügt, um zur Wahrheit zu gelangen, so werden wir erkennen, ob er selbst hat betrogen werden können oder nicht. Unter diesen Mitteln begreife ich aber auch die Fähigkeit des Zeugen und alle persönlichen Eigenschaften, die ihn mehr oder weniger glaubwürdig machen.

Jemand erzählt Etwas, wovon er nicht sagen kann: Ich habe es gesehen. Vielleicht werden uns die Gesetze einer guten Erziehung nicht erlauben, ihn zu fragen, von Wem er die Nachricht habe; aber die Gesetze einer guten Logik schreiben uns vor, auf diesen Umstand wohl zu achten, und nicht leichtfertig unsere Zweifel in dieser Beziehung abzulegen.

Ich durchwandere ein mir unbekanntes Land und höre sagen: „Das heurige Jahr ist für die Gegend ein reichlich gesegnetes; seit langer Zeit hatte man nicht so schöne Ernten erlebt." Was soll ich thun, ehe ich mein Urtheil feststelle? Mich erst nach der sprechenden Person erkundigen. Es ist ein Greis, ein sehr reicher Eigenthümer in der Umgegend und auf seinen Gütern ansässig. Er beschäftigt sich aus leidenschaftlicher Vorliebe beständig mit Statistik. Sein Interesse, sein Stand, seine besonderen Neigungen, eine lange Erfahrung verschaffen ihm alle Mittel der Aufklärung; er weiß, was er behauptet; ich kann nicht daran zweifeln.

— Es ist der Sohn dieses Greises; er kommt zu seinem Vater nur des Vergnügens halber, und zerstreut durch den Aufenthalt in großen Städten bekümmert er sich sehr wenig um das, was auf den Feldern vorgeht. Dieser kann wohl wissen, was er behauptet, weil er es hat sagen hören; nimmt man aber diesen Umstand weg, so ist sein Zeugniß nicht recht sicher. — Ein Reisender durchzieht von Zeit zu Zeit dieses Land in Geschäften, die zum Ackerbau in keiner Beziehung stehen. Sein Zeugniß verdient wenig Glauben; die Mittel,

durch welche er hat erfahren können, was er für gewiß ausgibt, sind ohne Werth. Er spricht auf's Gerathewohl.

Ein Weib von erprobter Wahrhaftigkeit, aber von glühender und lebhafter Phantasie, das zudem in Bezug auf außerordentliche und geheimnißvolle Dinge sehr leichtgläubig ist, berichtet im Tone der größten Bestimmtheit und mit einer Geberde, die auf einen noch ganz frischen Eindruck schließen läßt, sie habe in der vorausgehenden Nacht ein entsetzliches Geräusch vernommen; sie sei aufgestanden und hätte den Glanz einiger Lichter in den Theilen des Hauses gesehen, die Niemand bewohne; zu wiederholten Malen hätten sich ganz deutlich unbekannte Stimmen vernehmen lassen, bald wie ein schmerzliches Stöhnen, bald wie ein verzweiflungsvolles Aufschreien, bald wie ein schreckliches Drohen. Diese Frau wird getäuscht worden sein. Wahrscheinlich wird, während sie in tiefem Schlafe lag, eine Katze, die ihren gewöhnlichen Diebereien nachgegangen sein oder auf Mäuse Jagd gemacht haben mag, ein Hausgeräthe mit lautem Geräusch niedergeworfen haben. Die gute Frau, die vielleicht zum Einschlafen lange Zeit gebraucht hatte, weil ihre Phantasie von der Furcht vor Gespenstern und vor allerlei Erscheinungen geängstigt worden war, erwachte bei dem wiederhallenden Geräusch; erschreckt steht sie auf, läuft eilig hin und her, sieht in den verlassenen Gemächern einiges Licht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Niemand darauf bedacht gewesen, die Läden zu schließen, so daß dann der Mond seine Strahlen hineinwarf; endlich trafen ihr Ohr die geheimnißvollen Stimmen, die nichts Anderes sein konnten, als das Pfeifen und Brausen des Windes, das Krachen einer lose in ihren Angeln hängenden Thüre und manchmal das entfernte Miauen des bösen Katers, der durch das Dachfenster geschlüpft auf Streitigkeiten in der Nachbarschaft ausging, ohne zu ahnen, daß sein nächtliches Treiben seine Herrin und Wohlthäterin in beängstigende Unruhe versetzten.

So würde ein besonnener Denker urtheilen, ohne deßwegen entschieden zu glauben oder nicht zu glauben; obwohl

mehr geneigt, ungläubig den Kopf zu schütteln. Siehe, da kommt der Gemahl der erschreckten Dame hinzu. Es ist ein Mann, nahe den Fünfzigern, der in den langen Jahren seiner kriegerischen Laufbahn Zeit genug gehabt hat, alle Furcht abzulegen, dem es nicht an Kenntnissen und Erfahrungen fehlt, der nun in stiller Zurückgezogenheit seinen Geschäften und seinen Studien lebt, und sein Weib ungestört salbadern läßt. Der Blick Aller, die zugegen sind, fällt natürlich sogleich auf den so eben Angekommenen; Alle möchten aus seinem Munde den Eindruck erfahren, den die Erzählung des fürchterlichen Abenteuers auf ihn machen werde. Als er sie vernommen, sagte er: „Ich weiß in der That nicht, meine Lieben, was das heute Nacht für ein Teufelslärm in dem Hause gewesen. Damit beschäftigt, Briefe, mit denen es Eile hatte, auszufertigen, hatte ich mich noch nicht niedergelegt, als ich um 12 Uhr ungefähr einen solchen Lärm hörte, daß ich glaubte, das Haus sei über uns zusammengestürzt. Eine Katze konnte es nicht sein, da sie unmöglich ein solches Getöse zu machen vermochte; und zudem hat man am Morgen Nichts in Unordnung noch zerbrochen gefunden. Lichter habe ich keine gesehen; dagegen ist es Thatsache, daß sich so schreckliche Stimmen vernehmen ließen, daß sie mich beinahe am ganzen Leib erzittern machten. Wir werden sehen, ob der Lärm sich wiederholen wird; ich fürchte, man hat uns einen Streich spielen wollen. Ich möchte nur die Leute überraschen, wann sie ihre Rolle spielen." Von nun an gewinnt die Frage ein anderes Gesicht; was vorher unwahrscheinlich gewesen, fängt an, glaubhaft zu werden; die Thatsache wird sich bewahrheiten, es handelt sich nur noch darum, ihre natürliche Ursache aufzuklären.

§. III. Untersuchung und Anwendung der zweiten Bedingung.

Wenn es klug ist, sich vor dem unfreiwilligen Irrthum, in den ein Zeuge gerathen kann, zu schützen, so ist es nicht weniger wichtig, vor dem Mangel an Wahrhaftigkeit sich in Acht zu nehmen. Zu dem Zweck erforsche man die Meinung,

die in diesem Punkte über ihn gehegt wird, und untersuche man besonders, ob eine Leidenschaft oder sein Vortheil ihn zur Lüge verleitet.

Könntet ihr ein unbedingtes Vertrauen in die Erzählungen eines Kriegers setzen, der in Schriften Waffenthaten öffentlich verherrlicht, durch die er zur Belohnung eine Würde, eine Anstellung, einen Orden zu erlangen hofft? Es begreift sich leicht, welchen Gebrauch der Abenteurer ohne Ehrgefühl von einem solchen Mittel machen könnte. Haltet einen Zeugen für verdächtig, in dessen Vortheil es liegt, seinem Zeugniß Eingang zu verschaffen! An die Wahrhaftigkeit desselben auf sein Wort glauben, hieße zum Mindesten ungemein großen Leichtsinn verrathen.

Wann wir über die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, welches uns durch das Zeugniß Anderer bekannt ist, urtheilen wollen, so ist es zuerst unumgänglich nothwendig, auf die zwei Bedingungen, von denen wir gesprochen, zugleich Acht zu haben: Kenntniß und Wahrhaftigkeit von Seite des Zeugen. Aber außer dem Zeugniß Anderer besitzen wir oft gewisse Angaben, durch die es uns möglich ist, das zu würdigen, was man uns erzählt, und von denen wir Gebrauch machen müssen, um die Möglichkeit des Irrthums zu vermindern. Unsere besten Lehrer sind in diesem Falle Reflexion und Erfahrung.

§. IV. Eine Bemerkung über das Interesse beim Betrügen.

Es gibt Umstände, in welchen der Zeuge, wiewohl er aus der Lüge großen Vortheil ziehen zu können scheint, doch wahrscheinlich nicht die Unwahrheit zu behaupten wagt; zum Beispiel, wenn die Lüge schnell entdeckt würde und der Zeuge einer Ausflucht sich bedienen müßte, die ebenso unwahrscheinlich wäre; so daß die Schmach auf ihn zurückfiele.

In diesem Falle darf der Einwurf: Es liegt im Vortheil des Zeugen, uns zu täuschen, uns nicht abhalten zu glauben. Wenn die Umstände der Art sind, daß die Lüge nicht verborgen bleiben kann, daß sie alsobald in ihrer Nacktheit, in ihrer

Schmach erscheinen muß, ohne daß der Lügner die Entschuldigung vorbringen kann, man habe ihn betrogen oder er habe sich selbst getäuscht, — können wir wenigstens nicht die Thatsache mit Vorbehalt der Untersuchung zulassen? Wir werden vielleicht getäuscht werden; aber es ist ein höherer Grad Wahrscheinlichkeit für die entgegengesetzte Meinung vorhanden.

§. V. Es ist schwer zur Wahrheit zu gelangen, wenn sie nach Zeit und Raum uns fern liegt.

Wenn es in Bezug auf gleichzeitige Ereignisse, die in unserem Lande vorfallen, so schwierig ist, das Wahre vom Falschen zu scheiden, wie wird es sich verhalten mit Ereignissen, die vor Jahrhunderten geschehen, in entfernten Ländern vorgefallen sind, oder mit denjenigen, die nach Zeit und Raum zugleich uns fern liegen? Wie kann man die Aufrichtigkeit der Berichte eines Reisenden oder eines Geschichtschreibers nachweisen? In welchem Zustande werden sie uns die Wahrheit überliefern? Man fühlt sich schon entmuthigt, wenn man gewahr wird, in welcher Weise die Thatsachen, die vor unsern Augen vorfallen, vergrößert, übertrieben, entkräftet, entstellt oder verwechselt werden; — wie schwankend und unsicher muß nun erst die Hoffnung sein, die Wahrheit in einem Geschichtsbuch, in einer Reisebeschreibung, in einer Zeitung und besonders in einer ausländischen Zeitung zu finden?

Derjenige, welcher in dem Lande und in der Zeit lebt, wo die Ereignisse vorfallen, die er erforscht, besitzt noch gewisse Mittel, sich vor dem Irrthum zu bewahren. Er sieht die Dinge mit eigenen Augen, oder er hört und liest verschiedene Berichte, die er vergleichen kann. Da er die vorausgehenden Verhältnisse der Personen und Dinge weiß, da er fortwährend mit Menschen verkehrt, welche andere Meinungen und Interessen haben, da er den Ereignissen in ihrem allgemeinen Laufe folgt, so ist es ihm nicht unmöglich, durch Arbeiten und Denken gewisse Thatsachen aufzuhellen und über einige Punkte zum Wahren zu gelangen. Wie wird es aber dem Leser er-

gehen, den vielleicht eine Halbkugel unserer Erde und mehrere Jahrhunderte von der Wahrheit trennen, die er sucht? der keinen andern Führer hat, als die Zeitung oder das Werk, die ihm in einer Bibliothek oder in einem Lesecabinet in die Hand gerathen sind? wenn er der Zeitung oder dem Werk aus dem Grunde allein Glauben schenkt, weil sie ihm empfohlen worden sind, oder weil man sie in seiner Gegenwart gerühmt hat?

Zeitungen, Reiseberichte, Geschichten sind drei Mittel, durch die man sich gewöhnlich über die Ereignisse zu belehren sucht, die in entfernten Zeiten und Orten geschehen sind. Ich will einige Worte über ein jedes dieser Mittel sprechen. ([8])

IX. Kapitel.

Die Zeitungen.

---

§. I. Eine Täuschung.

Man überredet sich, daß es in den Ländern, wo die Preßfreiheit blüht; wo die öffentlichen Angelegenheiten am hellen Tage verhandelt werden; wo Jeder seine Meinung frei aussprechen kann, leicht sei, zur Wahrheit zu gelangen. „Weil „hier alle Interessen, alle Systeme besprochen werden, so be„richtigen sich gegenseitig die einander entgegengesetzten Mein„ungen und halten sich das Gegengewicht. Das Licht ent„springt aus dem Zusammenstoß der Ansichten. Eine Meinung „allein würde nur einen Theil der Wahrheit sagen; da alle „Meinungen die Stimme erheben dürfen, so entspringt aus „ihrem Zusammenhalt die ganze Wahrheit."

Reine Täuschung! Die Zeitungen sprechen über Personen und über Dinge, selbst in den freiesten Ländern, nicht die ganze, volle Wahrheit aus.

§. II. Die Zeitungen sagen nicht die ganze Wahrheit über die Personen.

Maßlos übertreiben oder erniedrigen, Lob oder Tadel verschwenderisch austheilen, aus einer politischen Person nach Interessen und Umständen — ein seltenes Genie, einen Helden, einen Heiland — einen talentlosen, unfähigen Menschen, eine Geißel machen: das sind, man weiß es wohl, die Verirrungen der Presse oder des Parteigeistes.

Wenn die öffentliche Laufbahn des Mannes, den man also angreift oder preist, nicht durch auffallende Handlungen bezeichnet worden ist, die ihm einen bestimmten Charakter einprägen — was soll man glauben? wo die Wahrheit suchen? Wie soll besonders der Fremde, der gezwungen ist, zwischen diesen Extremen zu suchen, in den Stand gesetzt werden, eine Meinung bei sich zu begründen?

Seltsam! Man hört oft gewisse Zirkel und selbst ein ganzes Land über eine und dieselbe Person zugleich zwei verschiedene Meinungen äußern, die wahre und eine vorübergehende, nur auf gewisse Zeitumstände passende Meinung. Höret die Gegner dieses Ministers: „Seine Talente," sagen sie euch, „läugnet Niemand. Er ist geschickt, seine Absichten „sind vortrefflich; wir achten, wir bewundern an ihm den „Privatmann; aber er gehört nicht unserer Partei an. Er „muß fallen."

Und die Vertheidiger dieses Staatsmannes, der allein, wenn man ihnen glauben darf, die öffentliche Sache retten kann? Vernehmet auch sie! Sie haben ihn in der Nähe gesehen und kennen ihn gründlich.

„Daß es ein elender Mensch ist, wissen wir wohl; man „legt ihm sehr viele schmachvolle Dinge zur Last; aber er ist „der Mann, den wir brauchen. Was liegt am Uebrigen? „Unsere Gegner klagen ihn an; wir können ihn nicht zwischen „den Hörnern des Stieres lassen; wir werden ihn vertheidigen." „Wollt ihr seine Geschichte wissen? ich will sie euch erzählen." Und bald kennt ihr seine starke und schwache Seite, seine

schlechten Handlungen, seine Schande, seine Schmach, kurz Alles; Nichts ist vergessen. Es bleiben euch keine Täuschungen mehr übrig, und ihr könnt nun als Sachverständige ein Urtheil fällen.

Diese einander entgegengesetzten oder widersprechenden Urtheile können nicht zur Kenntniß der Fremden gelangen; oft können sie selbst nicht von ihnen verstanden werden; also ist die Presse für sie ein mangelhaftes Mittel, zum Wahren zu gelangen. Sie ist es sogar für die Landesangehörigen, die nach den Zeitungen über Menschen und Dinge urtheilen.

Die Verfasser trennen beinahe immer den öffentlichen von dem Privatmann; und es ist gut, daß sich die Sache so verhält. Ohne diese Unterscheidung dürfte die tägliche, ohnehin schon bis in's Uebermaß erbitterte nnd heftige Polemik gar bald ein unreiner Kampfplatz werden, wo die schmutzigsten Leidenschaften ihre Wunden zur Schau ausstellen oder sich bekriegen würden. Eben so wahr ist es jedoch, daß das Privatleben eines Mannes vollkommen vermuthen läßt, wornach er in seinem öffentlichen Leben streben werde. Glaubt ihr z. B., daß Derjenige, der in gewöhnlichen Verträgen fremdes Gut nicht geachtet hat, seine Hände rein zu erhalten weiß, wann die öffentlichen Gelder ihm anvertraut werden? Glaubt ihr, daß der treulose Mann, der keine festen Grundsätze, keine Moral, keine Religion besitzt, sich stets den Principien, die er nur gelegentlich bekennt, treu beweisen wird, und daß auf den Glauben an seine Worte und Eide hin die Behörde, die sich seiner bedient, die Augen schließen und einschlafen dürfe? Der Epikuräer aus Grundsatz, der in seiner Provinz ohne Scham die öffentliche Sittlichkeit verletzt, der ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater ist, — glaubt ihr, er habe seine Leidenschaften abgelegt, wann er den Hermelin des Staatsbeamten umwirft? — und glaubt ihr, daß die Unschuld, das Vermögen der rechtschaffenen Leute Nichts zu fürchten, die Verwegenheit und Ungerechtigkeit der schlechten Nichts von seiner Verdorbenheit, von seiner Schamlosigkeit zu hoffen haben? Und doch sagen die

Zeitungen von diesen Dingen Nichts, können Nichts sagen, selbst wenn sie dem Verfasser wohl bekannt sind.

§. III. Die Zeitungen sagen nicht die ganze Wahrheit über die Dinge.

Selbst über die politischen Ereignisse sagen die Zeitungen nicht die ganze Wahrheit, noch können sie dieselbe sagen. Wer weiß nicht, wie sehr der Ausdruck einer in vertrauten Zirkeln kundgegebenen Meinung von demjenigen verschieden ist, den man der öffentlichen Erörterung mittelst der Presse überliefert? Es gibt tausend besondere Rücksichten, denen sich ein Publicist nothgedrungen fügen muß. Unter Denjenigen, die zum Publikum sprechen, sagen Viele das Gegentheil ihres Gedankens; und Die, welche in Bezug auf Wahrhaftigkeit die Strengsten sind, sehen sich genöthigt, mehr als einmal, wenn auch nicht Das, was sie nicht denken, zu sagen, wenigstens doch den größten oder vielmehr den besten Theil Dessen, was sie denken, zu verschweigen. Es ist wichtig, diese Bemerkungen nicht zu vergessen, wenn man ein wenig weiter und besser, als der gemeine Haufen, sehen will. Es gibt in der politischen Welt eine Art gangbarer Münze, die als falsch anerkannt ist, die man aber nach stillschweigendem Uebereinkommen annimmt. Die Eingeweihten täuschen sich nicht über ihr wahres Gewicht, über ihren wirklichen Werth. (9)

X. Kapitel.

Reisebeschreibungen.

§. I. Unterscheidungen.

Diese Gattung von Schriften enthält zweierlei sorgfältig zu unterscheidende Dinge. Die Beschreibung der Scenen oder der Gegenstände, welche der Reisende gesehen — die Begriffe und Beobachtungen jeder Art, die er in das Werk mit auf-

nimmt, und die es vervollständigen. Wendet auf die ersten die Regeln an, die wir über die Wahrhaftigkeit aufgestellt haben, nebst folgenden zwei Bemerkungen; erstens: daß das Mißtrauen in die Treue der Gemälde in dem Maße der Entfernung des Ortes der Scene wachsen muß; man kennt das Sprichwort: „Wer weit herkommt, hat gut lügen;" — zweitens: daß zu befürchten steht, die Reisenden möchten die Thatsachen übertreiben, entstellen, selbst beliebig erfinden und uns die falschesten Begriffe über die Länder geben, die sie beschreiben, vielleicht wider ihr Wissen, vielleicht auch von dem lächerlichen Wunsch bestimmt, sich durch die Erzählung wunderbarer Abenteuer interessant und wichtig zu machen.

Es wäre schwierig, wo nicht unmöglich, Regeln aufzustellen, um unter den Thatsachen und Bemerkungen jeder Art, die in eine Reisebeschreibung mit einfließen, die Wahrheit vom Irrthum auszuscheiden. Wir werden diese Lücke mit einigen Beobachtungen ausfüllen, die, wie ich hoffe, dazu dienen werden, den Leser vor maßlosem Vertrauen zu bewahren.

§. II. Entstehung und Ausarbeitung gewisser Reisebeschreibungen.

Man besucht die berühmtesten Orte; man verweilt einige Tage auf wichtigen und bekannten Punkten und eilt nun über das Uebrige schnell weg: Sparsamkeit in Zeit und Geld, sowie Vermeidung von Langeweile sind die Ursache. — Wenn das Land bebaut, von Straßen in gutem Zustand, von Kanälen und Flüssen durchzogen ist, wenn die Küsten eine leichte Schifffahrt darbieten, wandert der Reisende von einer Hauptstadt zur andern mit der Schnelligkeit eines Pfeiles; das leise Schwanken des Schiffes wiegt ihn in Schlaf; oder er neigt sich aus dem Kutschenschlag, um eine Fernsicht zu bewundern, oder er betrachtet auf dem Verdecke und unter dem Gezelt eines Packbotes die Ufer des Flusses, dessen Strömung ihn mit sich fortträgt. Die Zwischenräume existiren nicht für ihn. Die Gewohnheiten, Gesetze, Sitten, die Religion, der physische und moralische Charakter der Menschen oder des Landes — von

dem Allen hat er Nichts gesehen; was kennt er? kaum hat er sich, im Vorüberziehen, eine unbestimmte Vorstellung von dem Anblick der Länder machen und einige Landschaften flüchtig übersehen können.

Und wie hoch sollen wir nun jene umständlichen Notizen über Länder von mehreren tausend Quadratweilen anschlagen, die auf die eben beschriebene Weise besucht worden sind?

Derjenige, der erzählt, hat gesehen, also spricht er wahr. So urtheilt ihr, überzeugt, daß euer Führer, um diese Menge von Thatsachen zu sammeln, zahllosen Gefahren getrotzt, unermeßliche Anstrengungen ertragen und mühevolle Jahre dem Dienste der Wissenschaft und der Menschheit gewidmet habe. Ihr setzet voraus, was wahr sein sollte; aber wie weit seid ihr von der Wirklichkeit entfernt!

Angekommen in der Hauptstadt des Landes, das er erforscht und dessen Sprache er sehr wenig oder gar nicht kennt, hält der Reisende inne. Er ist am Ziel, er hat die Säulen des Herkules erreicht. Schnelle Besuche der Paläste, der Monumente, der Theater, der Muséen, der reichen Sammlungen, wovon er die Liste in einem F ü h r e r d e r R e i s e n d e n findet, sind sein Programm; und seine Stunden sind gezählt. Er eilt; eine andere Hauptstadt, andere Paläste, andere Muséen, andere Wunder erwarten ihn. Endlich voll Erfahrung und Wissen, mit Staub bedeckt, sieht er nach einer Abwesenheit von einigen Monaten das Vaterland wieder; er benützt den Winter dazu, seine Beobachtungen, seine Studien, seine Eindrücke, seine Forschungen, seine vertraulichen Reisemittheilungen in Ordnung zu bringen, zu v e r v o l l s t ä n d i g e n; und in den ersten Tagen des Frühlings seht ihr auf dem Verzeichniß des Buchhändlers ein prachtvolles Buch in neuem Einband seine Blüthen dem Licht der Welt öffnen.

Ackerbau, Künste, Handel, Wissenschaften, Politik, Volksglauben, Religion, Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen, Charaktere, Alles dieß findet sich darin; der Verfasser hat Alles gesehen, Alles beobachtet. Mit seinem Buch habt ihr

die Universal=Statistik der Länder, die er durchreist hat. Glaubt ihm auf's Wort; er wird euch der Mühe überheben, auch nur von euerm Lehnstuhle aufzustehen und euch an's Fenster zu legen.

Aber, so viele umständliche Beschreibungen! so mannigfaltige Kenntnisse! wie hat er sie sammeln können? wie hat er besonders das wissen können, was dort geschah, wohin er nicht gegangen ist? In so kurzer Zeit hätte nicht ein Argusauge genügen können, so viele Dinge zu sehen? — Seine geheime Quelle ist diese:

Von dem öffentlichen Wagen aus, in welchem er reist, sieht man eine Landschaft sich allmählig ausbreiten, die seine Aufmerksamkeit auf sich zieht; und er knüpft mit seinem Nachbar folgenden Dialog an: „Kennt der Herr das Land, das „wir durchreisen? — Ein wenig. — Wie heißt jener Flecken „dort auf dem Hügel? — Wenn ich mich nicht irre, ist das „der Flecken . . . — Und welches sind die vornehmsten Hülfs= „quellen der Gegend? — Industrie. — Wie ist der Charakter „der Bewohner? — Phlegmatisch wie der unserer Pferde und „des Postillons. — Sind sie reich? — Wie Juden." —

Der Wagen hält an; der Mann, der diese Antworten ertheilt hat, entfernt sich, vielleicht ohne Abschied zu nehmen; und die Auskunft, die er gegeben und die anonym wie seine Person ist, wird unter den wirklichen Thatsachen in den Noten des Reisenden figuriren.

In Wahrheit, könnte man nicht dergleichen Bücher Mährchen des Erstbesten, oder Uebersetzungen, oder Plagiate nennen?

Es kommt mir nicht in den Sinn, im Allgemeinen das Verdienst herabzusetzen, auf welches ernste und mühsame Forschungen gerechte Ansprüche haben; aber wie viel falsche Begriffe, wie viele im Volke verbreitete, durch sogenannte Reisebeschreibungen in Ansehen gekommene Ungereimtheiten gibt es nicht! Wie oft sind Städte, ganze Völker gut oder übel behandelt, leidenschaftlich heruntergesetzt oder übertrieben

gepriesen worden, je nachdem die Gemüthsstimmung, der Charakter, die Laune unberufener und leichtfertiger Maler beschaffen waren, welche gar nicht gesehene Originale zu copiren wagten!

§. III. Art und Weise, ein Land zu erforschen.

Lange dieselben Orte bewohnen, mit den Menschen daselbst in häufigen Verkehr treten, gründlich die Sprache des Landes kennen, in seinen Beobachtungen und Forschungen niemals müde werden, das sind die Bedingungen, die nothwendig sind, um sich eine genaue Vorstellung von einer Gegend in moralischer und materieller Beziehung zu machen. Außer den auf solche Weise erlangten Kenntnissen sehe ich nur alltägliche, allgemeine Redensarten, Ungewißheiten, Irrthümer. Die meisten Beschreibungen, die man in den Büchern findet, gleichen Landkarten ohne verjüngten Maßstab der Verhältnisse. Es wimmelt hier voll Namen, das Papier ist mit Zeichen jeder Art: mit Bergketten, Flüssen, Kanälen ꝛc. bedeckt; aber, nehmet den Zirkel, um die Entfernungen zu messen, und rüstet euch ohne jede andere Angabe zur Reise! Oft werdet ihr in der Nähe einer Stadt, eines Flusses, eines Berges zu sein glauben, die gleichwohl über hundert Stunden weit entfernt sind.

Kurz, wollet ihr genaue Vorstellungen über ein Land erlangen? Studirt es auf die oben bezeichnete Weise, oder zieht Schriftsteller zu Rath, die es so erforscht haben. Ist euch aber dieß unmöglich, so wollet euch mit allgemeinen Kenntnissen begnügen, die euch in den Stand setzen, bescheiden an einer Unterhaltung Theil zu nehmen; aber hütet euch, auf dergleichen Angaben ein philosophisches, staatswirthschaftliches oder politisches System zu begründen. Insbesondere vermeidet, mit euerm Wissen zu prunken, sonst möchtet ihr ein Gegenstand des Gelächters werden.

XI. Kapitel.

Geschichte.

§. I. Mittel, um in den historischen Studien Zeit zu ersparen, das Gedächtniß zu unterstützen und Fehler zu vermeiden.

Das Studium der Geschichte ist nicht bloß nützlich, es ist auch nothwendig. Die größten Zweifler vernachläßigen es nicht, weil sie, wenn sie es auch nicht als Mittel anerkennen, zum Wahren zu gelangen, es doch wenigstens nicht als unbestrittene Zierde des Geistes verachten. Ueberdieß kann der auf die höchste Spitze getriebene Zweifel eine beträchtliche Anzahl von Thatsachen nicht in Abrede stellen; denn man muß sie zugeben, wenn man nicht mit dem gesunden Menschenverstand in Widerstreit gerathen will.

Zuerst halte man an den Thatsachen fest, die das Gepräge absoluter Gewißheit an sich tragen. Indem man dem Gedächtniß nur unbestreitbare Wahrheiten anvertraut, wird man seinem lästiger Fesseln überhobenem Geiste die Freiheit lassen, das Uebrige nach dem Grade von Wahrscheinlichkeit, Gewißheit oder Irrthum zu ordnen, den er darin entdecken wird.

Daß große Reiche im Orient geblüht haben; daß die Künste und die Civilisation Griechenlands zu einem sehr hohen Grad von Vollendung gebracht worden sind; daß Alexander große Eroberungen in Asien gemacht hat; daß die Römer die zu ihrer Zeit gekannte Welt fast ganz unterjocht haben; daß Karthago die Nebenbuhlerin Roms gewesen; daß die Herrschaft der Herren der Welt wiederum unter der Wucht eines Einfalles von Barbaren, die von Norden gekommen, zusammengebrochen ist; daß die Muselmänner das nördliche Afrika erobert, in Spanien das Reich der Gothen zerstört und das übrige Europa bedroht haben; daß das Feudalrecht die sociale Form des Mittelalters gewesen: — das sind Wahrheiten,

die Niemand bestreitet, und von denen wir ebenso sehr überzeugt sind, als von der Existenz der Städte Paris und London.

§. II. Unterscheidung zwischen der Thatsache und den Umständen der Thatsache. Anwendungen.

Es gibt allgemein zugestandene Thatsachen; jedoch eröffnen die Einzelnheiten und die Umstände, womit der Historiker sie verwoben hat, der Gelehrsamkeit, der Kritik oder der Philosophie der Geschichte ein weites Feld zur Discussion.

Man kann die blutigen Kämpfe, in denen Rom und Karthago sich um die Herrschaft des mittelländischen Meeres, der afrikanischen Küsten, Spaniens und Italiens stritten, und deren Ende durch den Triumph der Scipionen, die Niederlage des Hannibal und die Zerstörung der Stadt der Dido herbeigeführt wurde, nicht in Zweifel ziehen. Aber kennen wir die Umstände dieser Kämpfe genau? In dem Gemälde, das man uns von der punischen Treue entworfen hat, in der Auseinandersetzung der Ursachen, welche den Bruch zwischen den beiden rivalisirenden Republiken veranlaßten, in der Erzählung der Kämpfe, der Unterhandlungen 2c., — ist es unmöglich, daß wir getäuscht worden sind? Haben nicht die römischen Historiker, welche uns die meisten dieser Thatsachen überliefert haben, ihrer Nation auf Kosten der feindlichen Nation geschmeichelt? — Hier sollten wir zweifeln und wählen, mißtrauisch zugestehen oder sogar ohne Bedenken verwerfen dürfen; am öftersten indeß wollen wir unser Urtheil zurückhalten!

Vermöchten sich wohl die kommenden Jahrhunderte ein getreues Bild von der ungetrübten Wahrheit zu entwerfen, wenn z. B. die Erzählung der neuern Kriege ihnen nur von solchen Historikern überliefert würde, die bloß einer der kriegführenden Nationen angehörten? Und dennoch schreiben diese Historiker, während sie sich gegenseitig im Auge behalten; sie können sich Lügen strafen, sich gegenseitig berichtigen; und, Dank den Mitteln des Verkehrs und der Ausbreitung, ist es

heut zu Tage schwieriger, als ehedem, augenscheinliche Irrthümer zu behaupten. Was für eine Bewandtniß wird es aber mit jenen Erzählungen haben, die uns nur auf einem einzigen Wege zugekommen sind? Dieser Weg ist sehr verdächtig, weil das nationale Interesse sein Ziel war; die Erzählungen enthalten Thatsachen, die in sehr entfernten Zeiten vorgefallen sind, wo der Verkehr selten war, wo die Mittel der Oeffentlichkeit, welche die Neuern besitzen, unbekannt waren.

Und jene wundervollen Sagen, worin die griechischen Historiker uns erzählen, wie eine Handvoll Spartaner oder Athener Tausende von Persern niedermachten, worin sie zu unserer Verwunderung des uneigennützigsten Heldenmuthes, der erhabensten Aufopferung ihrer Krieger erwähnen — dürfen wir sie ohne Gegenbeweis zulassen? Wir haben in unsern Tagen gesehen, wie man die einfachsten Thatsachen entstellt und übertreibt. Der vernünftige Mensch wird den Antheil würdigen, den die Begeisterung und der Patriotismus des Schriftstellers daran haben: ehe wir uns aussprechen, wird er sagen, wollen wir warten, bis sich die Perser aus der Ebene von Marathon oder aus den Thermopylen erhoben haben, um die Umstände des Kampfes nach ihrer Art zu erzählen.

Diese Regel der Klugheit findet eine häufige Anwendung; verlieren wir sie nicht aus dem Gesichte, wenn wir die Geschichte studiren, und wir werden zahlreiche Irrthümer vermeiden. Sie wird uns wenigstens lehren, uns nicht in unnütze Einzelnheiten zu verlieren.

§. III. Einige Regeln, deren man sich beim Studium der Geschichte bedienen soll.

Da die Geschichte ein Gegenstand ist, den man nicht stillschweigend übergehen kann, wenn man von der Kunst handelt, zum Wahren zu gelangen, so werde ich einige einfache und kurze Rathschläge geben, ohne jedoch den Gegenstand gründlich erschöpfen zu wollen; die Behandlung desselben würde allein schon ein eigenes Buch verlangen.

Erste Regel.

Nach dem, was wir oben im achten Kapitel festgestellt haben, muß man auf die Mittel, zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen, über welche der Schriftsteller verfügte, und auf die Wahrscheinlichkeit für oder gegen seine Wahrhaftigkeit genau Acht haben.

Zweite Regel.

Sind alle Zeugnisse sonst gleich, so wird man doch den Augenzeugen vorziehen müssen.

Es ist immer eine gewisse Gefahr für die Wahrheit in den Ueberlieferungen vorhanden. Die auf einander überlieferten Erzählungen gleichen jenen Strömen, deren Gewässer Etwas von dem Kanal mitnehmen, durch den sie fließen; in den Kanälen der Geschichte sind Leidenschaft und Irrthum in überreichem Maße angesammelt.

Dritte Regel.

Unter den Augenzeugen wählet, wenn sonst im Uebrigen Gleichheit herrscht, denjenigen, der bei dem Ereigniß nicht betheiligt gewesen ist, der Nichts dabei eingebüßt hat.

Wann Cäsar seine Feldzüge erzählt, so ist sein Zeugniß eine Autorität. Es ist jedoch klar, daß der römische Feldherr den von ihm besiegten Völkern den Muth nicht absprechen; daß er sie in Vergleich mit den von ihm befehligten Heeren nicht geringer an Zahl darstellen kann, ohne die Schwierigkeit seiner Unternehmungen und folglich seinen Ruhm zu vermindern. Die Wunderthaten des Hannibal haben, von seinen Feinden erzählt, einen andern historischen Werth.

Vierte Regel.

Ziehet einen gleichzeitigen Geschichtschreiber vor; vergleichet aber sein Zeugniß mit dem eines Geschichtschreibers derselben Epoche, der andere Meinungen und Interessen vertheidigt, und

trennet sorgfältig in ihren Schriften die Thatsache von den Ursachen, die sie ihr zuschreiben, von den Resultaten, die sie ihr beilegen und von ihren persönlichen Urtheilen.

Beinahe immer herrscht in den Ereignissen eine Thatsache vor, die zu deutlich auffällt, als daß die Parteilichkeit sie zu läugnen wagte. In einem solchen Fall übertreibt oder entkräftet der Geschichtschreiber; er trägt ungünstige oder schmeichelhafte Farben auf; er sucht nach Erklärungen, erfindet Ursachen, macht auf Consequenzen aufmerksam ꝛc.; aber die Thatsache besteht, und die Anstrengungen der Unredlichkeit müssen den vernünftigen Leser erinnern, nur bei der Thatsache stehen zu bleiben, nur die Thatsache zu sehen und sie nur so zu betrachten, wie sie ist.

Fünfte Regel.

Anonyme Schriften verdienen wenig Vertrauen.

Der Verfasser hat vielleicht aus Bescheidenheit seinen Namen verheimlicht; das Publicum aber, das ihn nicht kennt, ist nicht gehalten, an die Wahrhaftigkeit eines Schriftstellers zu glauben, der, um die Wahrheit zu sagen, sein Gesicht mit einem Schleier verhüllt. Die Furcht vor der Unehre, die der Lüge folgt, ist ein mächtiger Zügel. Dieser Zügel genügt nicht immer. Wie stünde es, wenn er gar nicht existirte?

Sechste Regel.

Ehe ihr eine Geschichte leset, lernet das Leben des Geschichtsforschers kennen.

Ich wage zu behaupten, daß diese Regel von höchster Wichtigkeit ist. Sie ist zwar in dem, was wir im VIII. Kapitel gesagt haben, enthalten; aber es wird nicht unnütz sein, sie hier eigens aufzustellen und ihr einige Bemerkungen folgen zu lassen.

Wie soll man die Wahrhaftigkeit eines Geschichtschreibers oder die Mittel, über welche er, um zum Wahren zu gelangen, verfügte, würdigen, wenn man nicht sein Leben kennt? Wollt

ihr den Schlüssel zu seinen Declamationen oder zu seinen Verschweigungen haben? Wollt ihr wissen, warum er in seinen Gemälden gewisse Scenen mit den hellsten Farben, andere mit den schwärzesten darstellt? Suchet den Grund in seinen Tugenden oder Lastern, in seiner besondern Stellung, im Geiste seiner Zeit, in den politischen Formen seines Vaterlandes.

Während der Stürme der Liga schrieb man die Geschichte nicht, wie unter der Regierung Ludwig's XIV. Steigen wir zu den uns näher liegenden Zeiten herab, zu der französischen Revolution, zu dem Kaiserreich, zu der Restauration, oder selbst zu der Dynastie Orleans; wir werden finden, daß in jeder dieser Epochen die Geschichte den Charakter und, so zu sagen, die Farbe der Umstände angenommen hat. Eine andere Zeit, eine andere Sprache. Ihr kennt die Epoche und das Land, in welchem dieses oder jenes Buch das Licht der Welt erblickt hat, und ihr kennet auch die Einflüsse, die auf den Verfasser einwirkten; da werdet ihr nun Manches wegstreichen, Manches ergänzen müssen. Diese Kenntniß klärt euch den Sinn eines dunklen Wortes, einer Uebergehung, einer Umschreibung auf; sie entdeckt euch den Werth einer Einsprache, einer Einschränkung, eines Lobes, den Zweck eines Tadels oder eines Geständnisses, lauter Dinge, welche außerdem unverständlich für euch geblieben wären.

Wenige Menschen machen sich von der Herrschaft der Umstände vollständig frei; es gibt wenige, welche zur Vertheidigung der Wahrheit einer großen Gefahr zu trotzen wissen; wenige, die keinen Vertrag zwischen ihrem Interesse und ihrem Gewissen suchen. Der Tugend in den Augenblicken der Gefahr treu bleiben, ist Heldenmuth; und der Heldenmuth ist selten.

Indeß ist es nicht immer eine strafbare Handlung, der Zeit Rechnung zu tragen, wenn anders der Schriftsteller die unverjährbaren Rechte der Gerechtigkeit und der Wahrheit nicht erletzt. Es gibt Fälle, wo Stillschweigen klug und selbst

pflichtgemäß ist; in diesen Fällen muß man dem Schriftsteller verzeihen, daß er nicht seine ganze Meinung ausspricht, wenn er nur Nichts gegen seine Meinung sagt. Welches auch die Ueberzeugung Bellarmin's über die indirecte Macht der Päpste sein mochte, würdet ihr von ihm verlangt haben, daß er sie zu Paris vor der gesammten Sorbonne mit derselben Freiheit vortrüge, wie zu Rom? Das würde so viel geheißen haben: „Schreibe; und sobald das Parlament von deinem Buche „Kenntniß erhält, wird es Beschlag darauf legen lassen; die „Exemplare werden von der Hand des Henkers verbrannt; und „du wirst aus Frankreich verbannt oder in ein Gefängniß ge„worfen werden."

Siebente Regel.

Die nachgelassenen Werke, die von Unbekannten herausgegeben werden oder durch unsichere Hände gegangen sind, werden apokryphisch, und sollen mißtrauisch betrachtet werden.

Das Ansehen eines berühmten Todten ist in dergleichen Umständen von geringem Gewicht; nicht er, sondern der Herausgeber spricht, und zwar mit der Gewißheit, daß der Betheiligte ihn nicht Lügen strafen könne.

Achte Regel.

Die auf unbekannten Memoiren und ungedruckten Urkunden fußenden Geschichten; die Handschriften, in welchen der Herausgeber versichert, er habe gewisse Stellen nur besser geordnet, stilisirt und aufgeklärt, verdienen kein anderes Vertrauen, als dasjenige, welches der Herausgeber einflößt.

Neunte Regel.

Erzählungen von geheimen Unterhandlungen, von Staatsgeheimnissen; anziehende Anekdoten über das Privatleben berühmter Persönlichkeiten, über dunkle Intriguen und andere Thatsachen derselben Gattung dürfen erst nach strenger Prüfung zugelassen werden. Wenn es uns so schwer ist, die Wahrheit

beim Sonnenlicht und, so zu sagen, auf der Oberfläche des Bodens zu entdecken, was sollen wir hoffen, wann wir sie im dunklen Schatten und in den Eingeweiden der Erde suchen müssen?

Zehnte Regel.

Messen wir geringen Glauben den Erzählungen über gewisse Länder oder über gewisse nach Zeit und Raum weit von uns entfernte Völker, über die Schätze eines Fürsten, über die Anzahl der Einwohner, über ihren religiösen Glauben oder über ihre häuslichen Gebräuche bei.

Wie soll in der That die Genauigkeit dieser Berichte bewiesen werden? Die Entfernung, die Zeit, die Unkenntniß der Sprache ꝛc., Alles dieß steht entgegen. Wie soll man in oft geheim gehaltenen, sogar den Eingebornen unbekannten Dingen zur Wahrheit gelangen? Ist man, um die häuslichen Gebräuche zu schildern, in das Innere der Familien eingedrungen? Hat man sie in der Freiheit, in den vertraulichen Mittheilungen beim Herd überrascht? (11)

XII. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über die Mittel, das Wesen der Dinge, ihre Eigenschaften und ihre Beziehungen zu erkennen.

---

§. 1. Eine Classification der Wissenschaften.

Da uns die Regeln, mittelst welcher man zur Erkenntniß der Existenz eines Gegenstandes gelangt, bekannt sind, so erübrigt noch, diejenigen anzugeben, die uns in unsern Forschungen über die Natur, die Eigenschaften und die Beziehungen der Wesen leiten müssen.

Wir werden natürliche Wesen oder Thatsachen Alles

nennen, was in das Gebiet der Natur gehört, das heißt: ohne Ausnahme alle den nothwendigen Gesetzen der Schöpfung unterworfene Wesen und Thatsachen. Wir werden moralisch die Thatsachen nennen, die der moralischen Ordnung; historisch oder social diejenigen, welche der gesellschaftlichen Ordnung angehören; und religiös diejenigen, die von einer höhern oder außerordentlichen Vorsehung abhängen.

Ich werde nicht auf der Genauigkeit dieser Eintheilung bestehen, indem ich selbst bekenne, daß man streng genommen sie bestreiten könnte; aber sie ist auf die Natur der Dinge selbst gegründet und harmonirt, man kann es nicht läugnen, mit der gewöhnlichen Anschauungsweise des menschlichen Geistes. Um in unwiderleglicher Weise die Gründe hervorzuheben, auf die sie sich stützt, will ich in wenigen Worten die ihr zu Grunde liegenden Ideen aus einander setzen.

Gott hat das Weltall erschaffen, so wie Alles, was dasselbe enthält, und es bleibenden und nothwendigen Gesetzen unterworfen. Daher die Ordnung der Natur: das Studium dieser Ordnung könnte Philosophie der Natur genannt werden.

Gott hat den vernünftigen und freien, aber auf gewisse Pflichten angewiesenen Menschen erschaffen, ohne daß diese ihm einen Zwang auflegen. Daher die moralische Ordnung, die Gegenstand der Moralphilosophie ist.

Der Mensch in der Gesellschaft ruft eine Reihe Thatsachen und Beziehungen in's Leben; daher die sociale Ordnung; das Studium dieser Ordnung von Thatsachen könnte sociale Philosophie, oder, wenn man will, Philosophie der Geschichte heißen.

Gott ist nicht an die Gesetze gebunden, denen er das Werk seiner Hände unterworfen hat; folglich kann er auf diese Gesetze einwirken und sogar denselben entgegen handeln; deßhalb lassen wir die Existenz einer Ordnung von Thatsachen und Offenbarungen zu, die über der natürlichen und socialen Ordnung steht. Daher das Studium der Religion oder religiöse Philosophie.

Wann die Existenz eines Gegenstandes erwiesen ist, liegt es der Philosophie ob, ihn gründlich zu erforschen, ihn zu würdigen, ihn zu beurtheilen. Ein Philosoph bedeutet in seiner gewöhnlichen Auffassung den in dem Studium der Gesetze, durch welche die Wesen regiert werden, in dem Studium ihrer Eigenschaften und ihrer Beziehungen bewanderten Mann.

§. II. Wissenschaftliche Klugheit; Mittel, sie zu erlangen.

Der wahre philosophische Geist ist unzertrennlich von dem Geiste der Klugheit; diese Klugheit im Forschen ist derjenigen sehr ähnlich, die uns in unseren Beziehungen zu den Menschen und Dingen im Leben leiten soll. Sie ist die bittere Frucht der Enttäuschung und der Erfahrung. Hier folgen einige Bemerkungen, die uns zur Erlangung derselben behilflich sein können.

Erste Bemerkung.

Die innere Natur der Dinge ist uns fast immer gänzlich unbekannt. Unser Wissen ist hierin gering und unvollkommen.

Vergessen wir niemals diese Wahrheit. Wir werden von ihr die Nothwendigkeit eines thätigen und ununterbrochenen Studiums in unsern Forschungen über die Natur der Wesen lernen. Sie wird uns bescheiden und umsichtig machen; sie wird uns vor jener unbedachtsamen Neugierde bewahren, die den Menschen antreibt, Geheimnisse zu ergründen, die für ihn mit unverletzlichem Siegel verschlossen sind.

Wenn auch für unsern Stolz nicht schmeichelhaft, kann doch diese Wahrheit nicht bestritten werden; für Jeden aber, der über menschliches Wissen ernstlich nachgedacht hat, ist sie vollkommen klar. Wir haben von dem Schöpfer ein mit unsern physischen und moralischen Bedürfnissen harmonirendes Erkenntnißvermögen erhalten, da dasselbe zur Befriedigung dieser Bedürfnisse im Stande ist, den Gebrauch, den wir von den um uns her befindlichen Wesen machen können, zu kennen.

Das Uebrige hat uns die unendliche Weiheit verbergen wollen: sie hat sich vorbehalten, später den Schleier selbst zu lüften, die unsern Augen das unaussprechliche Schauspiel der Schöpfung verdeckt. Warum wollen wir uns darüber beklagen? Wenn die Unwissenheit das Loos des irdischen Lebens ist, so ist die Hoffnung der Trost des Todes.

Die Eigenschaften des Lichtes sind uns theilweise bekannt; wir machen davon zahlreiche Anwendungen. Aber das Wesen des Lichtes, was ist es? Wir wissen die Vegetation zu leiten, selbst zu beschleunigen; aber was wissen wir von der Natur und den Geheimnissen dieses wunderbaren Phänomens?

Wir machen Gebrauch von unsern Sinnen; wir beschützen sie, wir kommen ihnen zu Hilfe; aber die Geheimnisse ihres Wirkens bleiben uns unbekannt. Wir kennen im Allgemeinen die unserm Leibe schädlichen und heilsamen Stoffe; aber wie diese Stoffe demselben schaden oder nützen, das wissen wir nicht. Was soll ich weiter noch sagen? Wir berechnen die Zeit auf tausenderlei Weise, und die Metaphysik hat die Zeit nicht definiren können. Es existirt eine Wissenschaft, die man Geometrie nennt; sie ist zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gelangt; und die Grundidee dieser Wissenschaft, die Ausdehnung, kann nicht begriffen werden. Wir leben im Raum; das ganze Weltall bewegt sich im Raum; wir unterwerfen ihn strengen Berechnungen; und weder die Metaphysik noch die Ideologie haben uns sagen können, worin er besteht; ob er etwas von den Körpern Verschiedenes ist, ob er bloß eine Idee ist, ob er eine eigne Natur hat. Wir wissen nicht, ob er ein Wesen oder ob er Nichts ist. Wir denken; und wir wissen nicht, was der Gedanke ist; Ideen erfüllen unser Erkenntnißvermögen; und wir wissen nicht, was eine Idee ist. Das Schauspiel des Weltalls in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, in seinem ganzen Glanz bildet und spiegelt sich in unserm Gehirn wie auf einem prachtvollen Theater ab. Eine unbegreifliche Macht webt und schafft darin nach unserer Laune phantastische Welten, die bald erhaben und voll Schönheit,

bald höchst abenteuerlich sind; und wir wissen nicht, was die Einbildungskraft ist, noch was diese wundervollen Scenen sind, noch wie sie erscheinen und verschwinden.

Es gibt eine Menge Gemüthsbewegungen, von deren Existenz wir vollkommen überzeugt sind und ein inniges, tiefes und klares Bewußtsein haben: wir nennen sie Gefühle. Was ist das Gefühl? können wir es sagen? Derjenige, der liebt, fühlt Liebe; er weiß nicht, was Liebe ist. Der Philosoph, welcher diese Gemüthsbewegung analysiren will, bezeichnet ihren Ursprung; er gibt ihr Streben und ihr Ziel an; er stellt Regeln auf, sie zu leiten, aber über die innere Natur der Liebe weiß er eben so wenig, als das gemeine Volk. Unsere Gefühle gleichen jenen Flüssigkeiten, welche in, den Blicken unzugänglichen, Kanälen auf- und abströmen. Man gewahrt einige äußere Wirkungen; man weiß in gewissen Fällen, wohin sie gehen, woher sie kommen; man kann selbst ihren Lauf beschleunigen, vermindern, ihre Richtung verändern; aber das Auge kann nicht das Geheimniß ihrer Bewegung ergründen: die wirkende Kraft bleibt unbekannt.

Unser eigener Körper, die uns umgebenden Körper — wissen wir, was sie sind? Gibt es einen Philosophen, der uns die Natur eines Körpers erklären kann? Und dennoch leben wir inmitten körperlicher Substanzen; wir bedienen uns derselben in jedem Augenblicke. Wir kennen viele ihrer Eigenschaften, wir definiren die Gesetze, von denen sie regiert werden; ein Körper bildet einen Theil unserer eigenen Natur.

Wollen wir diese Erwägungen, wann wir die constitutiven Principien eines Dinges, seine Wesenheit zu untersuchen haben, nicht aus dem Gesichte verlieren! Aufmerksam und voll Eifer in unsern Forschungen, seien wir in unsern Definitionen nüchtern und streng! Wenn wir nicht im höchsten Grad gewissenhaft und genau sind, kann es uns oft begegnen, daß wir an die Stelle der Wirklichkeit die eitlen Schöpfungen unserer Träume setzen.

Zweite Bemerkung.

In der Mathematik gibt es zwei Arten, ein Problem zu lösen: das directe Beweisverfahren und der Nachweis des Unmöglichen. So verhält es sich mit allen Fragen. Für sehr viele wäre der Beweis, das es uns unmöglich sei, sie aufzulösen, die beste Lösung. Und man glaube nicht, daß diese Art des Beweisverfahrens kein Verdienst für sich habe, oder daß es immer leicht sei, das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden! Ein dieser Unterscheidung fähiger Geist bezeugt, daß er diesen Gegenstand gründlich kenne, und daß er die Schwierigkeiten desselben ernstlich erforscht habe.

Die Kenntniß der Unmöglichkeit, gewisse Schwierigkeiten aufzulösen, ist häufiger historisch und Sache der Erfahrung, als der Wissenschaft. Wann ein urtheilsfähiger Mann behauptet, daß eine Lösung unmöglich oder fast unmöglich sei, so ist er nicht immer im Stande, es nachzuweisen; aber die Vergeblichkeit der von ihm sorgfältig angestellten Versuche, die Geschichte der vor ihm von namhaften Männern unternommenen Arbeiten haben ihm in dieser Frage den Beweis von der Ohnmacht des menschlichen Geistes geliefert. Manchmal erhellt die Unmöglichkeit aus der Natur des Problemes selbst; aber um sie mit Gewißheit auszusprechen, muß man mit einem Blick diese Unmöglichkeit und die Mittel erkennen, die man anwenden müßte, um sie verschwinden zu machen.

Dritte Bemerkung.

Da die Wesen in ihrer Natur, in ihren Eigenschaften und Beziehungen sehr verschieden sind, so müssen unsere Ansichten und Urtheile hierin ebenfalls sehr mannigfaltig sein.

Man hat gesagt: Gewisse Kenntnisse geben den Schlüssel zu allen andern. Jeder, der über eine Sache richtig urtheilt, muß über alle Dinge richtig urtheilen; der Wille genügt. Daraus entspringt jener Hauptirrthum, daß die Mathematik die beste Logik sei, weil sie streng und genau urtheilen lehre.

Um das Grundlose dieser trüglichen Behauptung zu erkennen, muß man wissen, daß die Gegenstände, welche der Betrachtung und dem Studium unseres Erkenntnißvermögens unterworfen sind, sehr verschiedenen Ordnungen von Thatsachen angehören; daß unsere Mittel, diese Gegenstände zu erreichen, nichts Gemeinsames unter sich haben; daß ihre Beziehungen zu uns in's Unendliche verschieden sind, und daß endlich die Erfahrung in den Künsten, wie in den Wissenschaften, oft Special-, niemals Universal-Talente aufweist.

Es gibt mathematische, physische, ideologische, metaphysische Wahrheiten; es gibt moralische, religiöse, politische, historische Wahrheiten; Wahrheiten der reinen Vernunft und andere, in denen Gefühl und Phantasie vermischt sind. Es gibt speculative, praktische Wahrheiten; es gibt solche, zu deren Kenntniß man durch logische Beweisgründe gelangt; andere, die durch Intuition erworben werden; andere endlich, welche die Erfahrung allein uns lehrt. Man könnte die Wahrheiten in so viele Klassen eintheilen, daß es unmöglich würde, sie zu zählen.

§. III. Große Männer, aus dem Grabe auferstanden gedacht.

Mit Hilfe jener Macht, die stärker als die Zeit und der Tod selbst ist, mit Hilfe der Einbildungskraft beschwören wir jene hochberühmten Männer herauf, welche die Zierde ihres Jahrhunderts gewesen, und deren Namen die Menschheit mit Stolz aufbewahrt. Gebieten wir dem Grabe, sie uns so wieder zu geben, wie es dieselben empfangen hat, mit ihrem Genie, ihren Leidenschaften, ihren verschiedenen Fähigkeiten, und zwar in einem solcher Gäste würdigen Palaste, in einem neuen Elysium, wo alle Künste, alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes vereinigt sein werden, wo ein Jeder wieder finden wird, was seine Leidenschaft und sein Ruhm gewesen; treten wir im Geiste vor jene bevorzugten Wesen. Das Geheimniß ihrer Neigungen wird uns das ihres Genie's nennen.

Welche Ehrfurcht gebietende Versammlung! Gonsalvo von Cordova, Cisnéros, Richelieu, Christoph Columbus, Fer-

dinand Cortez, Napoleon, Torquato Tasso, Milton, Corneille, Racine, Boileau, Lope de Vega, Calderon, Molière, Bossuet, Massillon, Bourdaloue, Descartes, Malebranche, Erasmus, Ludwig Vivès, Mabillon, Viète, Fermat, Bacon, Kepler, Galilei, Pascal, Newton, Leibnitz, Michel Angelo, Raphaël, Linnée, Buffon und hundert Andere noch, die ihren unsterblichen Namen der Nachwelt überliefert haben.

Gonsalvo findet Gefallen an der Erzählung der Feldzüge des Scipio in Spanien. Napoleon sinnt über die Besteigung der Alpen durch Hannibal nach. Er wird über das Zaudern des Cäsar unwillig, der auf dem Punkte steht, über den Rubicon zu setzen; aber wenn er den künftigen Dictator auf Rom losziehen, bei Pharsalus siegen, Afrika unterwerfen, der höchsten Gewalt sich bemächtigen, und mit der Spitze seines Schwertes die berühmten Worte: „Ich kam, sah, siegte," schreiben sieht, da funkelt sein Auge.

Torquato Tasso und Milton werden von der Bibel, von Homer und Virgilius begeistert; Corneille und Racine suchen ihre Muster im Euripides und Sophokles; Molière im Aristophanes, in Lope de Vega, in Calderon; Bossuet, Massillon, Bourdaloue studiren mit Liebe den heiligen Chrysostomus, den heiligen Augustinus, den heiligen Bernardus: und wiederum forschen Erasmus, Ludwig Vivès, Mabillon, im Staube der Handschriften vergraben, eifrig in den Archiven.

Jeder ist ein Held nur auf seinem besonderen Gebiet. Jeder ist von einem besonderen Enthusiasmus beseelt; Jedem ist ein besonderes Studium eigen. Dieser, das Teleskop in der Hand, überrascht das Geheimniß Gottes in der Schöpfung der Welt; Jener, über sein Mikroskop gebeugt, entdeckt eine lebendige Welt im Staubkorn. Mechaniker, Künstler, Naturforscher; Linnée inmitten seiner Blumen, Raphaël in den Gemäldegalerien, Watt unter den Maschinen, — Alle haben ihren Platz in der Mitte gewählt, die ihnen ansteht, und entfalten in der Verfolgung ihres Ideals die erhabensten Fähigkeiten.

Aber versetzet diese großen Geister, bringt zusammen die sich einander entgegengesetzten Genie's, die verschiedenen Ge-

schicke, die gegen einander abstechenden Talente, den Dichter mit dem Mechaniker, den Philosophen mit dem Dichter, den Krieger mit dem Philosophen, den Maler mit dem Geometer, den Träumer mit dem Mann der Wirklichkeit, den Mann der Bewegung und Thätigkeit mit dem Mann der Forschung und des Denkens; die Scene ändert sich. Das Genie wird Mittelmäßigkeit, und wer weiß! — die Weisheit selbst sinkt zur Thorheit herab.

Boileau liest den Brief an die Pisonen oder die Satiren des Horaz; und wiewohl er sie tausend Mal gelesen, entdeckt er darin doch immer wieder neue Schönheiten. Sein Enthusiasmus bricht in Entzücken aus.

Neben ihm sinnt Descartes über die Farben nach; soeben hat er bewiesen, daß sie nur ein Sinneseindruck sind. Seine Entdeckung erfüllt ihn mit Freude. Bringet nun diese zwei großen Geister einander nahe; nehmet an, sie theilten sich ihre Gedanken mit: der Philosoph wird für einen leichtfertigen Menschen Denjenigen halten, der sich durch ein Wort, durch ein Bild so hinreißen läßt. Seht ihr den Dichter, spöttisch lächelnd, über einen beißenden Vers gegen den Träumer nachsinnen, dessen Begriffe nach seiner Meinung gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen und der Natur ihren Zauber zu nehmen drohen?

Hier liegt Mabillon im Kampf mit einem alten Pergament, dem er ein Geheimniß entreißen will; tausend Mal hat er, sein Auge mit einem Vergrößerungsglas bewaffnend, seine Untersuchungen von Neuem begonnen. Er möchte eine ausgelöschte Linie herstellen, in welcher er ein verlornes Wort, einen zu Grunde gegangenen Text wieder zu finden hofft. Seine Arbeit nimmt den ganzen Mann in Anspruch; er vergißt darüber die übrige Welt, als gerade ein Naturforscher dazu kommt, der, sein Mikroskop anlegend, mit nicht weniger Eifer und Leidenschaft sich anschickt, in dem Pergament, das er dem Gelehrten streitig macht, die Eier eines nagenden Insectes aufzusuchen.

Tasso und Milton, welche ihre erhabenen Strophen vortragen, zertreten, ohne sogar zu vermuthen, daß sie in einem Augenblick das Werk der Geduld von mehreren Tagen zerstören, mikroskopische Pflanzen, an denen Linnée seine Analyse anstellte. Was soll ich sagen? Der Krieg bricht zwischen diesen Halbgöttern aus! — Gebet sie schleunigst ihrem Grabe zurück, oder fürchtet, daß sie ihren Ruhm in unwürdigem Streite verdunkeln!

Was der Eine mit Verachtung verwirft, das sucht und bewundert der Andere; was der Eine mit Klarheit sieht, das kann der Andere nicht einmal bemerken. Ein erhabenes Genie für den Ersten ist ein thörichter Träumer für den Zweiten; unschätzbare Dinge für Diesen sind werthlose Kleinigkeiten für Jenen. Doch! woher kommt es, daß diese auserlesenen Geister unter sich in solcher Entzweiung sich befinden? Wie geschieht es, daß die Wahrheiten sich nicht in derselben Weise allen Augen zeigen? Weil, wie die Wahrheit in Gott eine, sie in der Schöpfung vielfältig ist; weil das Lineal und der Zirkel unnütz sind, um die Regungen des Herzens zu messen; weil das Gefühl in den Berechnungen und in der Geometrie Nichts lesen kann; weil die metaphysischen Abstractionen in keiner Beziehung zur socialen Wissenschaft stehen; weil die Wahrheit eben so verschiedenen Ordnungen von Thatsachen angehört, als die Natur selbst.

Die Behauptung, man könne über alle Gegenstände auf dieselbe Weise denken und urtheilen, ist eine Quelle voll Irrthümer; man wendet die Fähigkeiten verkehrt an und macht sie unnütz, wenn man der einen das unterwirft, was in den Bereich der andern gehört. Sogar jene bevorzugten Menschen, die der Schöpfer mit einem universalen Fassungsvermögen begabt hat, lassen diese Gabe unfruchtbar, wenn sie weder in der Behandlung eines besondern Gegenstandes sich, so zu sagen, eines Theiles ihrer selbst zu entäußern verstehen, noch im Stande sind, nur die Fähigkeiten, deren sie für das, was sie erforschen, bedürfen, wirken zu lassen. ([12])

XIII. Kapitel.

Von dem Begriffsvermögen.

§. I. Die Idee (der Begriff).

Ein klares, genaues, scharfes Begriffsvermögen; ein richtiges Urtheil; ein strenger und gründlicher Vernunftschluß sind die drei Eigenschaften, welche den Denker auszeichnen. Ich will eine nach der andern untersuchen und über jede einige Bemerkungen aussprechen.

Ich werde das Wesen des Begriffs nicht definiren. Es genüge mir, einfach und ohne Anspruch auf die strenge Bestimmtheit der philosophischen Sprache, zu sagen, das Begriffsvermögen sei jener innere Act, durch den wir Etwas begreifen; und die Idee sei das Bild, die Vorstellung, welche dem Begriffsvermögen zur Nahrung dient. Auf diese Weise begreifen wir den Kreis, die Ellipse, die vorwiegende, mittlere Kraft eines Systems von Kräften, das umgekehrte Verhältniß dieser Kräfte in den Armen eines Hebels, die Schwerkraft der Körper, das Gesetz der beschleunigten Bewegung in ihrem Falle, das Gleichgewicht der Flüssigkeiten; den Widerspruch zwischen gleichzeitigem Sein und Nichtsein, den Unterschied zwischen der Wesenheit und der Zufälligkeit; so begreifen wir die Grundsätze der Moral; unsere Existenz und die der äußern Welt; die Schönheiten oder Mängel in einem Gemälde, in einem Gedichte; die Einfachheit, die Verwicklung einer Sache; den günstigen oder ungünstigen Eindruck, den ein Wort, eine Geberde, ein Ereigniß auf unsere Nebenmenschen machen; auf diese Weise endlich begreifen wir Alles, was unser Geist in sich aufnimmt; und diesen innern Spiegel, in welchem sich die Gegenstände abzubilden scheinen, um sich den Blicken des Geistes zu zeigen, diese Erscheinung, die bald den Verstand mit ihrer Gegenwart erfüllt, bald sich verbirgt

oder einschlummert, indem sie, um wiederzukehren, wartet, bis eine Gelegenheit sie aufweckt oder bis wir sie selbst wecken; dieses unbekannte Etwas, dessen Existenz, wie dem immer sein mag, wir nicht in Zweifel ziehen können, nennen wir Idee.

Die Meinungen der Ideologen über den Ursprung der Ideen sind hier von geringem Belang. Was braucht man zu wissen, um richtig zu denken, ob die Idee von dem Begriff verschieden ist oder nicht? ob sie ein übertragener Sinneseindruck ist oder nicht? endlich, woher sie stammt, ob sie erworben wird oder angeboren ist? Die Lösung dieser Fragen, über die man immer gestritten hat, über die man noch immer streiten wird, würde psychologische Beobachtungen verlangen, die man nur dann anstellen kann, wann man jede andere Arbeit liegen läßt, und wobei man Gefahr läuft, seinem Erkenntnißvermögen Fesseln anzulegen oder es irre zu führen. Derjenige, welcher denkt, kann sich nicht fortwährend damit beschäftigen, daß er denkt und wie er denkt. Unser Verstand würde nicht mehr seine Aufgabe erfüllen. Er würde sich nur mit sich selbst beschäftigen.

§. II. Richtig denken. Regeln.

Die Begriffe unseres Geistes werden klar und genau sein, wenn wir außer der Gewohnheit, aufmerksam zu sein, bei jeder Veranlassung die dem Gegenstand unseres Studiums entsprechenden Fähigkeiten entfalten, und nur diese zu entfalten wissen.

Es handelt sich z. B. um eine mathematische Definition; alles Unbestimmte, alle Abstraction, alles Gefühl liegt fern; nichts Phantastisches, Nichts von den Dingen der Welt mit ihren Schattirungen und ihrer Mannichfaltigkeit kommt in Betracht. Die Einbildungskraft muß schweigen, oder höchstens den Dienst jener Tafeln verrichten, auf die man Figuren mit Hilfe der Kohle zeichnet. Ich will die Regel dadurch aufklären, daß ich eine der Elementardefinitionen in der Geometrie untersuche.

„Der Kreis ist eine krumme, geschlossene Linie, deren „Punkte alle gleich weit von einem gemeinsamen Punkte ent„fernt sind, den man Mittelpunkt nennt." Auf der Stelle sieht man, daß es sich hier nicht um den in einem metaphorischen, oder unbestimmten, oder allgemeinen Sinn gemeinten Kreis, sondern um eine strenge Definition handelt; daß überdieß diese Definition als der Ausdruck eines Ideals betrachtet werden muß, dem die Wirklichkeit sich mehr oder minder nähern wird.

Weil indeß die geometrischen Figuren durch das Gesicht und die Einbildungskraft bedingt sind, so werde ich mich der einen dieser Fähigkeiten und vielleicht aller zwei zugleich bedienen, um mir das vorzustellen, was ich begreifen will. Ich zeichne also einen Kreis auf eine Tafel oder in meiner Einbildung, und ich sehe oder bilde mir diese Figur ein. Aber ein Ding sehen, heißt nicht sein Wesen begreifen. Ein mit Verstand schlecht begabter Mensch sieht, bildet sich einen Kreis eben so vollkommen ein, als der geschickteste Mathematiker, und weiß sich von dem, was er sieht, keine Rechenschaft abzulegen. Wenn das bloße Sehen hinreichte, so würde das Thier eben so vollkommene geometrische Vorstellungen haben, als Newton und Lagrange.

Was ist noch nöthig, damit eine geistige Auffassung stattfinde? Die Kenntniß der zur Existenz der Sache nothwendigen Bedingungen. Dieß wird durch die Definition erklärt. Unser Begriff ist erst dann genau und vollständig, wenn wir eine jede dieser Bedingungen erfassen; vereint bilden sie in unserm Verstand die wahre Vorstellung, die Vorstellung, die wir von dem definirten Gegenstande haben müssen.

Auf Grund der von uns aufgestellten Definition des Kreises fraget einen unaufmerksamen, oberflächlichen Geist; und ihr werdet nach seinen Antworten begreifen, daß er sich von dem Ganzen der zur Existenz dieser Figur nothwendigen Bedingungen keine Rechenschaft ablegen kann. Sehen und Begreifen sind bei Weitem nicht eines und dasselbe.

Aber ein Geometer analysire einen Kreis, welch' ein Unterschied!

— Kann man in der Definition des Kreises das Wort Linie weglassen?

— Ja, weil man weiß, daß hier nur von jenem Theil der Geometrie die Rede ist, der von den Linien handelt; aber streng genommen, nein; da das Wort krumm allein gebraucht auf die Flächen angewandt werden kann.

— Wenn man das Wort Linie ausspricht, ist es nothwendig, auch das Bestimmungswort krumm auszusprechen?

— Ich glaube nicht, denn indem wir das Wort: in sich zurückkehrend hinzusetzen, unterscheiden wir sie von der geraden Linie, welche überdieß nicht alle ihre Punkte gleichmäßig von einem gemeinsamen Punkte entfernt haben kann.

— Und könnte man nicht das Wort geschlossen stillschweigend übergehen?

— Nein, weil die krumme Linie, wenn sie nicht in sich selbst zurückkehrt, wenn sie nicht geschlossen ist, keinen Kreis darstellt ꝛc.

Das ist ein klarer, genauer, vollständiger Begriff; der Geist hat die Wirklichkeit erfaßt, er besitzt sie.

Gehen wir zur Analyse einer Idee aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften über, und suchen wir den mehr oder minder hohen Grad von Vollendung zu bestimmen, den sie haben kann. Hier findet wiederum die Vorstellung von einer Wahrheit statt; die Aufmerksamkeit, das heißt die Richtung des Geistes auf den Gegenstand seines Studiums, ist also nothwendig. Haben wir nöthig, auf folgender Bemerkung zu beharren: Daß dieselben Fähigkeiten in allen Arten von geistigen Arbeiten bei Weitem nicht gleich nützlich sind, und daß, zum Beispiel, der Geist der Classification, der Eintheilung, eine kostbare Gabe beim Geometer, ein Fehler bei einem Litterator wird?

Zwei in verschiedener Beziehung ausgezeichnete Menschen lesen zusammen ein rednerisches oder poetisches Meisterwerk;

der Eine von ihnen kann seine Begeisterung nicht mäßigen: „Welch' erhabene Bilder!" ruft er aus, „welches Feuer! welche zarte Gefühle! welche Tiefe! welch' unnachahmliche Vereinigung von Bündigkeit, Fülle, Regelmäßigkeit, Kraft!" Und seine Augen vergießen Thränen der Bewunderung.

„Das ist schön; das hat man uns schon in der Schule erklärt; man sieht in der That, wie Alles den Regeln der Kunst angemessen ist."

Der Eine erfaßt die in dem gelesenen Werke enthaltenen Schönheiten; er redet indeß wenig, er analysirt kaum, er spricht nur abgebrochene Worte. Der Andere erfaßt sie nicht; und warum wohl? Weil die Wahrheit im gegebenen Falle ein Ganzes von Beziehungen zwischen Verstand, Einbildungskraft und Gemüth ist; weil diese Fähigkeiten alle zugleich, naturgemäß, ohne gewaltsame Anstrengungen, ohne Zwang, ohne daß die Erinnerung an diese oder jene Regel ein einseitiges Urtheil veranlaßt, in Thätigkeit treten wollen. Hier sollte man die Erörterung, die Analyse, die Kritik ruhen lassen und erst dann daran denken, nachdem man gefühlt hat.

Sich in Definitionen verwickeln, Vorschriften zu Hilfe rufen, ehe man in das Werk, das man beurtheilt, eingedrungen ist, heißt, so zu sagen, die Seele in Windeln legen; heißt, wenn sie alle ihre Kräfte erweitern, entwickeln sollte, sie zwingen, nur eine zu entfalten; heißt endlich, sie im Augenblick des Aufschwungs ihrer Flügel berauben.

§. III. Gefahren der Analyse.

Selbst in den Gegenständen, worin das Gefühl und die Einbildung keine Rolle spielen, hütet euch, dem Erkenntnißvermögen Zwang anzulegen, indem ihr es nöthigt, einer bestimmten Methode zu folgen, während es doch seiner Natur gemäß der Unabhängigkeit und Freiheit bedarf. Man kann nicht läugnen, daß die Analyse in vielen Fällen dazu dient, den Ideen Bestimmtheit und Klarheit zu verleihen. Aber vergessen wir es nicht: die meisten Wesen sind zusammen-

gesetzt. Einen Gegenstand begreifen heißt mit Einem Blick seine Bestandtheile und Beziehungen erfassen. Eine zerlegte Maschine stellt allerdings auf deutlichere Weise die Stücke dar, aus denen sie besteht; aber um den Gebrauch dieser Theile richtig zu begreifen, um zu würdigen, wie ein jeder insbesondere zur allgemeinen Bewegung beiträgt, müssen sie wieder an ihre Stelle gebracht werden. Durch zu vieles Zerlegen, Eintheilen und Analysiren sind Condillac und seine Schule so weit gekommen, daß sie im Menschen nur umgebildete Sinneseindrücke erkannten. Descartes und Malebranche aber sehen in ihm kaum etwas Anderes, als reine Ideen: ein Streben nach dem Materialismus einerseits, ein übertriebener Spiritualismus andererseits. Condillac will den Grund aller Seelenerscheinungen dadurch erklären, daß er von dieser Thatsache ausgeht: der Duft einer Rose gekostet von einem Maschinenmenschen, der mit Ausnahme des Geruchs aller Sinne beraubt ist. Malebranche, der die Erklärung derselben Erscheinungen suchte und sie in den Geschöpfen nicht fand, nimmt keinen Anstand, die Vermittlung des göttlichen Wesens eintreten zu lassen.

Warum sieht man geistvolle Menschen sich durch Beweisgründe mit anscheinend strenger Deduction durchwinden und in die seltsamsten Abenteuerlichkeiten sich verlieren? weil sie die Frage nur von Einer Seite anzusehen gewußt haben. Fehlt ihnen der Geist der Analyse? Nein. Kaum ist ein Gegenstand in ihren Händen, so zerlegen sie ihn. Aber ein einziger vernachlässigter Punkt verdirbt ihre Arbeit; und in den sehr seltenen Fällen, in denen ihre Analyse vollständig ist, vergessen sie, daß der Gegenstand, den sie zerlegt haben, einer, daß jeder seiner Theile mit dem andern durch enge Beziehungen vereint ist, und daß, wenn sie nicht auf diese wesentliche Thatsache achten, ein Meisterwerk in ihren Händen eine Ungereimtheit werden kann.

§. IV. Der Färber und der Philosoph.

Ein geschickter Färber beschäftigt sich in seiner Werkstätte mit den Arbeiten seines Standes; es kommt zu ihm ein Philosoph, der ein großer Sprecher, ein leidenschaftlicher Bewunderer der Analyse ist. Ein Gespräch über die Farben wird angeknüpft; und der Gelehrte, welcher eine jede der Substanzen, die der Arbeiter mischt und combinirt, besonders analysirt, beweist Diesem, daß er durch sie die gewünschten Erfolge nicht erziele. Die Analyse ist genau; die Beweise sind zahlreich, die Gründe klar, die Schlüsse unbestreitbar. — „Sie haben im Einzelnen Recht," antwortet der Handwerker am Schluß der Beweisführung; „Alles, was Sie behaupten, ist möglich; doch kommen Sie morgen wieder!"

Der Philosoph kommt wirklich wieder, und der Färber breitet vor seinen Augen die reichen Gewebe aus, die er aus seinen heißen Kesseln gezogen hat. Was wird aus der Unfehlbarkeit der Analyse? Blau, Pomeranzengelb, der reiche Purpur, die zartesten Farben, die mannichfaltigsten Schattirungen spielen auf den kostbaren Stoffen.

Den einzelnen Theil des Ganzen oder den mit dem Ganzen combinirten Theil erkennen ist demnach nicht eine und dieselbe Sache. Zersetzen und Eintheilen ist also nur ein Theil der Wissenschaft. Man muß auch wieder vereinigen und zusammensetzen können.

§. V. Gegenstände, die von einer einzigen Seite angesehen werden.

Gewisse sonst sehr hellsehende, sehr scharfsinnige, aber oberflächliche Geister verirren sich bisweilen in beklagenswerther Weise. Wir haben die Ursache davon ausgesprochen: Indem sie nur Eine Seite der Dinge ansehen, gründen sie auf diese mangelhafte Auffassung, auf diese unvollkommene Basis eine Reihe von Schlüssen, die sie in's Uebermaß fortspinnen, bis sie auf diesem Wege zu ungereimten Folgerungen gelangen. Daher die Meinung, daß man mit Hilfe des Vernunftschlusses Alles

angreifen und Alles vertheidigen könne. Oft schweigt in der That ein gerader Mann, wiewohl er die Wahrheit, den gesunden Menschenverstand auf seiner Seite hat, vor seinem von Trugschlüssen geblendeten, wo nicht gar besiegten Gegner; denn diese Sophismen, die durch die geringsten Lichtöffnungen, wie das Wasser durch die Poren, eindringen, durchbrechen die undurchdringlichsten Schirmwerke. Allzugroße Beweglichkeit hindert gewisse Menschen, einen ernsten und gemessenen Gang einzuhalten; geistige Ausschweifung ist ein Fehler derselben Art.

§. VI. Nachtheile einer zu schnellen Auffassung.

Die Schnelligkeit der Auffassung ist eine kostbare Eigenschaft; aber man muß sich vor der gewöhnlichen Wirkung dieser Schnelligkeit, der Ungenauigkeit, hüten. Eine zu schnelle Auffassung berührt die Gegenstände nur obenhin. Die Schwalbe, die in ihrem schnellen Fluge leicht die Oberfläche des Wassers streift, bemächtigt sich nur der Insecten, die oben schwimmen; der Taucher schießt bis auf den Grund hinab, um sich seine Beute zu holen.

Die mit schneller Auffassung begabten Menschen machen sich bemerklich durch eine gewisse Leichtigkeit voll Verführung und Anmuth. Sie wissen den Gegenständen, die sie behandeln, einen Schein von Methode, Klarheit, Bestimmtheit zu geben, der unaufmerksame Geister täuscht. In den Wissenschaften glänzen sie durch die Einfachheit ihrer Definitionen, durch glückliche Anwendung der Principien, die sie aufgestellt haben. Diese Eigenschaft bezeichnet Geister, die ein starkes und tiefes Begriffsvermögen besitzen; aber sie kann auch Ohnmacht und Leichtfertigkeit verhüllen. So entzücken untiefe Gewässer die Augen, weil sie den Sand ihres Bettes sehen lassen, wo einiger Goldflitter funkelt. (13)

XIV. Kapitel.

Das Urtheil.

§. I. Was ist das Urtheil? Quellen von Irrthümern.

Ist das Urtheil ein von dem Begriff unterschiedener Act? ist es bloß die Wahrnehmung der Beziehungen, die zwischen zwei Ideen stattfinden? Es liegt außer unserm Plan, diese abstracten Fragen zu lösen; und wir werden darum sagen: „Urtheilen heißt in Gedanken behaupten, daß eine Sache sei oder nicht sei; daß sie auf eine gewisse Art sei oder nicht sei."

Man nennt den Ausdruck eines Urtheils einen Satz.

Die falschen Axiome, die in allzuausgedehntem Sinn genommenen Sätze, die unvollständigen Definitionen, die unbestimmten Ausdrücke, die willkürlich angenommenen Voraussetzungen, die Vorurtheile — dieß sind die Quellen der Irrthümer unseres Urtheils.

§. II. Falsche Axiome.

Jede Wissenschaft bedarf eines Stützpunktes. Auf einem Fundament führt der Architekt sein Gebäude auf. Aber die Architekten des Gedankens finden nicht alle den festen Grund; und zudem besitzen sie selten die hiezu nothwendige Geduld. Was die Erfahrung und Arbeit von Jahrhunderten verlangt, will der Mensch in einem Tage leisten; findet er nicht, so erfindet er. Gebricht es ihm an der Wirklichkeit, so werden die Träume seiner Einbildung das Fundament, auf dem er seinen schwachen Bau aufführt; durch Trugschlüsse täuscht er sich zuletzt selbst. Er verwandelt in unbestrittene Wahrheiten das, was, wie er wohl weiß, im Ursprung nur eine unbestimmte Form des Gedankens, nur ein Scheinbild ohne Haltbarkeit gewesen. Treten ihm in den Systemen, die er erfindet, die Ausnahmen hinderlich in den Weg, dann formulirt er einen

allgemeinen Satz und erhebt ihn zum Princip. Dieses Princip muß tausenderlei Deutungen sich fügen und dienstbar sein, sich nach Belieben zusammenziehen und ausdehnen, je nach den Bedürfnissen der Umstände und des Gegenstandes; und damit dieß möglich werde, dafür ist schon gehörig gesorgt, indem das Princip in das Gewand der Unbestimmtheit, Allgemeinheit, Verworrenheit, Unverständlichkeit gekleidet wird. Regen sich nun in seinem Geiste einige Zweifel bezüglich der Wahrheiten, die er auf diese Art feststellt, fürchtet er das mit so vieler Mühe aufgeführte Gebäude ganz einstürzen zu sehen, so vergißt er sonderbarer Weise seinen Ausgangspunkt, ermuthigt sich und spricht: Mein Fundament ist fest; es ist ein Axiom; ein Axiom ist eine Quelle ewiger Wahrheit!

Um den Namen: Axiom zu verdienen, muß ein Satz unserm Geiste ebenso einleuchtend sein, als unserm Auge die Strahlen der Sonne am helllichten Tage. Jedem Satz, dem es an dieser Klarheit gebricht, verweigere man ohne Scheu diesen Namen! Ihr habt ein jedes Glied eines Satzes begriffen, und ihr seid nicht überzeugt: es ist nicht ein Axiom, seid mißtrauisch! Wenn es so wichtig ist, streng zu sein, so liegt die Ursache darin, daß der Irrthum in diesem Falle vollständig unsern Gesichtspunkt verändern kann; die Gefahr wäre um so größer, je sorgloser wir sein würden.

§. III. Zu allgemeine Sätze.

Wenn die Wesenheit der Dinge uns bekannt wäre, so würde es uns leicht sein, allgemeine, keiner Ausnahme unterworfene Sätze aufzustellen; denn ist die Wesenheit dieselbe für die ganze Gattung, so wäre das, was wir von einem einzigen Individuum behaupten würden, von allen gleichmäßig behauptet. Am häufigsten aber haben wir in diesem Punkte nur unvollkommene Kenntnisse, oder wir wissen gar Nichts; darum können wir von den Wesen nur in Bezug auf diejenigen ihrer Eigenschaften sprechen, die in unserer Tragweite liegen; ja, wir wissen

nicht einmal, ob diese Eigenschaften ihre Wurzel in der Wesenheit der Dinge haben oder rein zufällig sind. Die allgemeinen Sätze, die wir aufstellen, lassen diese Ohnmacht unseres Geistes deutlich durchblicken; und da sie nach Allem nur unsere Begriffe und Urtheile ausdrücken, so können sie sich nicht über den Kreis hinaus erstrecken, den unser Erkenntnißvermögen umspannt. Daher so viele unvorhergesehene Ausnahmen, daher auch die so oft für die Regel genommene Ausnahme. Jeder, der einen allgemeinen Satz aufstellt, ist diesen Unfällen des Irrthums ausgesetzt, so groß auch und angestrengt die Thätigkeit seines Geistes ist. Wie wird es sich nun erst mit jenen Sätzen verhalten, die man so oft oberflächlich und leichtfertig aufstellt und ausspricht?

§. IV. Ungenaue Definitionen.

Was wir von den Axiomen gesagt haben, kann gleichfalls von der Definition behauptet werden, da sie die Leuchte des Begriffs und des Urtheils ist, und weil mit ihrer Hilfe das Schlußvermögen vertrauensvoll seine Thätigkeit beginnen kann.

Eine gute Definition ist sehr schwierig, in sehr vielen Fällen sogar unmöglich. Definiren heißt die Wesenheit der definirten Sache erklären; wie kann man nun das erklären, was man gar nicht kennt? Dieser Schwierigkeit ungeachtet gibt es keine Wissenschaft, die nicht mit einer Masse von Definitionen ihr Unwesen treibt, welche wie die Münze von gutem Gehalt in Umlauf gesetzt werden. Sonderbar! so mancher Schriftsteller erhebt sich gegen diesen Mißbrauch, greift ihn in seinen Vorgängern mit einem Feuereifer an, der ein sehr gesundes Urtheil beurkundet; aber nur deßhalb, um sogleich die vernichteten Definitionen durch neue zu ersetzen, um auf einer Hypothese seiner Wahl das Gebäude von Irrthümern, das er eingerissen hat, von Neuem aufzuführen. Wenn die Definition sich zum Ziel setzt, die Wesenheit der Dinge kennen zu lehren, und wenn es so schwierig ist, dieses Resultat zu erreichen, warum eilt man so sehr? Wenn der Zweck unserer Forschungen

die Kenntniß der Natur der Wesen ist, und die Definition das Resultat dieser Untersuchungen auseinandersetzen soll, warum beginnt man mit dem Schluß? Definiren heißt die Gleichung ansetzen, aus der die unbekannte Größe entfernt wird; in der Lösung eines jeden Problems ist diese Gleichung das Letzte.

Was wir ganz richtig definiren können, ist conventioneller Natur; denn das Wesen des nach allgemeiner Uebereinstimmung aufgefaßten oder gedachten Gegenstandes ist für uns durch die uns leitenden Motive fixirt. Da nun die Wesenheit der Dinge selbst unsern Blicken entrückt ist, so sollten wir wenigstens den Sinn unserer Definitionen feststellen, das heißt, das Wort definiren, wodurch wir die Sache bezeichnen wollen. Ich weiß nicht, was die Sonne ist, ich kenne nicht ihre Natur, es ist mir also unmöglich, sie zu definiren. Da ich jedoch weiß, was ich unter dem Wort Sonne verstehe, so muß es mir leicht sein, den Sinn zu erklären, den ich an dieses Wort knüpfe. Was ist die Sonne? — Ich weiß es nicht. — Was versteht man unter dem Wort Sonne? — Ich verstehe darunter jenes Gestirn, dessen Gegenwart den Tag heraufführt, dessen Abwesenheit ihn verschwinden macht. Dieß führt mich darauf, von den unbestimmten und schlecht definirten Ausdrücken zu sprechen.

§. V. Schlecht definirte Ausdrücke. — Untersuchung des Wortes Gleichheit.

Scheinbar gibt es nichts Leichteres, als ein Wort zu definiren, denn es ist natürlich anzunehmen, daß der Sprechende das, was er sagt, weiß; jedoch beweist die Erfahrung, daß dem nicht also ist. Die Menschen, die es verstehen, den Sinn der von ihnen gebrauchten Worte genau zu bestimmen, sind ziemlich selten. Die Verwirrung in den Ausdrücken erwächst aus der Verwirrung der Ideen und vermehrt sie. Oft sehen wir sehr lebhafte Streitigkeiten ausbrechen, die auf beiden Seiten mit ungewöhnlichem Talent durchgeführt werden. Zwar verändert in jedem Augenblick die Frage ihren Standpunkt

und ihren Gegenstand; aber der Kampf ist darum nicht weniger heiß, nicht weniger erbittert: man sollte meinen, Todfeinde auf einem Schlachtfelde zu sehen. Wollt ihr diese Glut erkalten machen? Hebet das Wort hervor, auf welchem die Erörterung sich bewegt, und fraget die Kämpfer, in welchem Sinne sie es anwenden. Ihr überrascht sie unvorbereitet; sie waren auf einen Angriff von dieser Seite her nicht gefaßt; vielleicht suchen sie sogar zum ersten Mal (weil sie dazu gezwungen werden) von dem wahren Sinn eines Ausdruckes sich Rechenschaft abzulegen, von welchem sie zahllose Anwendungen gemacht haben. Wann man uns aber, was jedoch selten ist, die verlangte Erklärung geben kann, so findet es sich, daß man sich über die Definition nicht versteht; der Streit, welcher über die Dinge begann oder *begonnen schien*, ändert den Gegenstand; man wird nun über die Ausdrücke streiten. Ich habe gesagt: der Streit, der begonnen schien; denn in den meisten Kämpfen dieser Art verbirgt sich eine Frage über Worte hinter der Frage über Sachen.

Es gibt in allen Sprachen unbestimmte, zu allgemeine, schlecht definirte Ausdrücke. Jeder übersetzt sie von seinem Gesichtspunkte aus; vielfältig wie das Gefühl, welches sie deutet, sind sie ein Gegenstand der Verzweiflung für die Logik, und scheinen erfunden zu sein, um Alles zu verwirren. Geben wir ein Beispiel:

„Die Gleichheit ist das Werk Gottes, die Ungleichheit „das Werk des Menschen. Die Natur macht keinen Unterschied „zwischen dem Armen und dem Reichen, zwischen dem Plebejer „und dem Patricier. Die Religion lehrt uns, daß wir Alle „einen gemeinsamen Ursprung, ein gemeinsames Ziel haben. „Die schrecklichen Ungleichheiten, welche die Menschheit entehren, sind das Werk eines bösen Geistes; wenn das Volk „sich in dieselben fügt, so geschieht es deßhalb, weil seine „Unterdrücker es in Unwissenheit verkümmern und verderben „lassen, weil es seine Würde vergißt."

Diese declamatorische Definition von der Gleichheit schmei-

chelt in angenehmer Weise einer gewissen Eigenliebe, und hat auch, man kann es nicht in Abrede stellen, Manches für sich; sie enthält eine Mischung von Irrthümern und Wahrheiten, eine für unüberlegte Geister verführerische Sprache, für den Denker aber lächerliche Verwirrung von Worten. Denn in einem und demselben Satz gibt man dem Worte Gleichheit verschiedene Bedeutung; man wendet es in einem und demselben Sinne auf Gegenstände an, die von einander himmelweit entfernt liegen; indem man von einer Zusammenstellung von Widersprüchen zu allgemeinen Folgerungen entschlossen übergeht, erhebt man einen Trugschluß zu einem Axiom und imponirt schwachen und vorurtheilsvollen Geistern.

— Definire, werde ich sagen, das Wort Gleichheit.

— Das Wort definirt sich selbst.

— Aber doch?

— Die Gleichheit ist das heilige Princip, welches will, daß ein Mensch nicht mehr und nicht weniger sei, als ein Anderer.

Diese Definition ist sehr unbestimmt. Zwei Menschen sind gleich an Wuchs; folgt daraus, daß sie es auch in allem Uebrigen sein müssen? Der eine, z. B., ist wohlbeleibt, wie der berühmte Gouverneur der Insel Barataria; der andere mager, wie der Ritter der traurigen Gestalt; noch mehr, die Menschen sind gleich oder ungleich in Bezug auf Wissen, Tugenden, Seelenadel rc.; es wird also geeignet sein, ehe man weiter geht, über den genauen, positiven Sinn, den man dem Worte Gleichheit gibt, sich zu verständigen.

— Ich spreche von der natürlichen Gleichheit, von jener Gleichheit, welche der Schöpfer selbst festgestellt hat, und gegen welche der Despotismus des Menschen Nichts vorschreiben darf.

— Das will ohne Zweifel heißen, daß wir von Natur alle gleich seien. . . . . Aber die Natur hat uns schwach oder stark, schön oder häßlich, schwerfällig oder behende geboren werden lassen; wir sind von Natur geistvoll oder beschränkt, heftig oder friedlich rc. Zähle die Wogen des Meeres, und du wirst die Zahl der natürlichen Ungleichheiten wissen.

— Diese Ungleichheiten lassen nicht auf die Ungleichheiten der Rechte schließen.

— Die Frage gewinnt ein anderes Ansehen. Wir geben die natürliche Gleichheit auf, oder wir schränken sie vielfach ein. Vielleicht werden wir bald gewahren, daß die Gleichheit der Rechte gerade so gut ihre mangelhafte Seite hat. Wirst du z. B. dem Kinde das Recht geben, seinen Vater auszuschelten und zu strafen?

— Du legst mir Ungereimtheiten unter.

— Nein, ich drücke einen aus der absoluten Gleichheit der Rechte nothwendig gefolgerten Schluß aus; und wenn dem nicht so ist, so wolle mir diejenigen bezeichnen, von denen du sprichst; die Rechte, für welche die Gleichheit zugelassen werden soll oder nicht.

— Es ist klar, daß ich von den bürgerlichen Rechten, von der socialen Gleichheit sprechen will.

— So eben nahmen wir dieses Wort in einem allgemeinern, mehr absoluten Sinn; aber aus einer Verschanzung getrieben, flüchtest du in eine andere. Gleichviel! sociale Gleichheit will ohne Zweifel heißen, daß in der Gesellschaft alle Menschen gleich sind oder sein müssen. Gleich worin? in der Autorität? Dann ist keine Regierung mehr möglich. Im Vermögen? Setzen wir die Gerechtigkeit bei Seite und gehen wir an's Theilen! Im Verlauf einer Stunde ist von zwei Spielern, die ungleiche Wechselfälle gehabt haben, der eine zu Grunde gerichtet, während der andere sein Capital verdoppelt hat; die Ungleichheit kommt wiederum zum Vorschein. Beginne tausend Mal die Theilung von Neuem, es wird immer so sein.

Gleich in der Achtung? aber ist es dir möglich, einen Elenden und einen Ehrenmann gleich zu achten? setzest du dasselbe Vertrauen in einen Jeden von ihnen? wirst du ohne Unterschied mit den öffentlichen Geschäften einen unfähigen oder einen fähigen Menschen betrauen? und hat übrigens jeder Mensch das Geschick, Alles zu thun?

— Nein, ich erkenne es; aber es werde doch wenigstens die Gleichheit vor dem Gesetz zugestanden.

— Das ist eine neue Frage; beantworten wir auch diese. Das Gesetz sagt: Der Uebertreter wird der Geldbuße unterworfen; und, wenn er zahlungsunfähig ist, mit Gefängnißstrafe belegt werden. Der Reiche bezahlt und spottet des Gesetzes; der Arme büßt unter Schloß und Riegel seinen Fehler und seine Armuth. Wo ist also hier die Gleichheit vor dem Gesetze?

— Aber man muß diese Ungleichheiten aufheben. Die Strafe muß alle Schuldigen erreichen, in gleicher Weise auf allen lasten.

— Schaffe alsdann die Geldstrafen ab, die einzige Weise, gewisse Schuldige zu bestrafen, und bisweilen auch eine kostbare Finanzquelle für den Staat; und trotz Allem wird die Gleichheit in der Strafe nicht weniger eine Unmöglichkeit bleiben. Lassen wir es zu, daß für ein Vergehen die Geldstrafe bestimmt sei; zwei Schuldige werden ertappt; der eine bezahlt, und bleibt wohlhabend, der andere ist zu Grunde gerichtet.

— Ist es also unmöglich, diesen Unvollkommenheiten des Gesetzes abzuhelfen?

— Vielleicht; und dadurch habe ich beweisen wollen, daß die Ungleichheit hienieden etwas Unverbesserliches ist. Werden die Strafen körperlich sein? Die nämliche Ungleichheit. Der Mensch ohne persönliche Würde erträgt gleichgültig die öffentliche Brandmarkung, die öffentliche Ausstellung, und für gewisse Schuldige würden diese Strafen grausamer als der Tod sein. Die Strafe darf nicht an und für sich, sondern muß nach dem Schaden, der dem Bestraften zugeht, oder nach dem Eindruck, den sie auf ihn macht, bemessen werden; außerdem würde der doppelte Zweck, welchen das Gesetz sich setzt, wann es die Strafwürdigen ereilt, nämlich die Sühne und das Beispiel, nicht erreicht werden. An einer und derselben Strafe, welche auf Verbrecher aus verschiedenen Classen angewandt wird, ist nur der Name gleich.

Die Definition eines Wortes und die Untersuchung der

verschiedenen Anwendungen, die man davon machen kann, haben uns Gelegenheit gegeben, die scheinbare Wahrheit eines Trugschlusses zu erforschen und vollständig klar zu beweisen, daß dieser so oft ausgebeutete Text von Declamationen im Grunde nur ein alltägliches Schlagwort und eine Thorheit voll dünkelhafter Anmaßung ist. Führt er in der That nicht zu der Entdeckung: daß wir alle auf dieselbe Weise geboren werden und sterben?

§. VI. Willkürlich angenommene Voraussetzungen.

Aus Mangel an allgemeinen Principien gründen wir bisweilen unsere Urtheile auf Thatsachen, die keine andere Gewißheit haben, als diejenige, die sie in unserer Leichtgläubigkeit finden. Wir geben sie für gewiß aus, weil wir ihrer Gewißheit bedürfen. Daher so viele Systeme über die Naturerscheinungen; weil jeder neue Erfinder sein Gebäude auf willkürlich angenommenen Voraussetzungen aufführt. Sogar Geister erster Größe lassen sich zu dieser Verirrung fortreißen, wann sie in Ermanglung positiver Angaben über die Natur und den Ursprung der Dinge sich anstrengen, Alles zu erklären. Eine Wirkung kann aus unendlich vielen Ursachen hervorgehen; aber wissen, daß sie hervorgehen könne, heißt noch nicht die Wahrheit gefunden haben; man muß wissen, daß sie hervorgeht. Wenn man mir auf befriedigende Weise mittelst einer Hypothese gewisse Erscheinungen erklärt, so bewundere ich das Talent des Erfinders, aber über die Wirklichkeit der Dinge habe ich Nichts vernommen.

Eine Wirkung einer Ursache einzig und allein auf Grund der Möglichkeit zuschreiben, besonders wann man sich auf die Coexistenz und Aufeinanderfolge beruft, ist ein gewöhnlicherer Trugschluß, als man glaubt. Aber, was sage ich? am öftersten erkundigt man sich nicht einmal nach der Existenz der als Ursache angegebenen Erscheinung; es genügt, daß sie hat existiren und die Wirkung hervorbringen können, deren Erklärung man sucht.

Man hat, in der Tiefe eines Abgrundes liegend, den Leichnam eines in seinem Blute schwimmenden Menschen gefunden. Mehrere Vermuthungen erklären diesen Tod: ein Fall, ein Selbstmord, ein Meuchelmord. In Ermangelung bestimmter Anzeigen kann man nicht sagen, welche dieser Annahmen die wahrscheinlichste sei. Zahlreiche Zuschauer umstehen den Ort des Unglücks. Alle wollen die Ursache entdecken. Auf die leiseste Anzeige taucht eine Menge von Vermuthungen auf; man hört Ausdrücke, wie: „das ist gewiß; so wird es sein; es kann nicht anders sein; es ist, als sähe man es; zwar sind keine Zeugen da, und kann sich Nichts deutlich beweisen lassen; aber es ist kein Zweifel, daß ..." —

Welches sind denn nun die Anzeichen? Einige Stunden, ehe man die Leiche gewahrte, hatte sich der Unglückliche an den Trauerort begeben. Es fehlt nicht an Solchen, die gesehen haben wollen, wie er einige Papiere las, wie er bisweilen stehen blieb und Zeichen von Unruhe gab. Zudem steht fest, daß er in den letzten Tagen manche Verdrießlichkeiten erfahren hat und daß die Geschäfte seines Hauses nicht zum Besten standen. Der ganzen Nachbarschaft war nicht der Kummer entgangen, der sich auf seinem Antlitz deutlich verrieth. Sofort wird gefolgert: der Mann hat sich entleibt. Er kann nicht ermordet worden sein; er stand zu nahe seiner Wohnung. Ein Sturz ist unmöglich: er kannte ja zu gut das Terrain; und andererseits war er nicht der Mann, der sich im Gehen überstürzte, noch zerstreut dahinschritt. Da der Arme von seinen Gläubigern gedrängt ward, so muß er an diesem Tage — es trifft an demselben regelmäßig die Post ein — einen Brief erhalten haben, der ernstlich zur Zahlung drängte; und nun wird er nicht länger haben widerstehen können.

„Ja wohl," wird die Mehrzahl sagen, „die Sache ist klar; Sie haben Recht, mein Herr! heute trifft ganz richtig die Post hier ein ..."

Als der Richter erscheint, wird sogleich die Brieftasche des Verunglückten untersucht.

„Zwei Briefe."

„Sagte ich es nicht?... die heutige Post!"

Nun, wie verhält es sich mit den zwei Briefen? Beide enthalten eine in Bezug auf seine Geschäfte glückliche Wendung der Verhältnisse. Gewiß: diese Briefe widersprechen der Annahme eines Selbstmordes.

„Wie denn, wenn er ermordet worden wäre? Der Mann hat ja Feinde." —

„Neulich hat ihm sein Pächter N. furchtbar gedroht." —

„Dieser Mann ist sehr schlimm." —

„Heute morgen noch gingen Beide aus der Wohnung des Verstorbenen und redeten heftig und laut mit einander." —

„Der Pächter pflegte auf diesem Wege zu gehen." —

„Zwei Schritte von hier besitzt er ein Feld; hier, zwischen diesen beiden Eichen am Rande des Abgrundes muß — unter uns gesagt — die Unthat verübt worden sein. Gerade an diesem Orte waren sie neulich daran, sich mit ihren Stöcken zu schlagen; ja fast jeden Tag sah man sie gerade an diesem Orte mit einander streiten." —

„Ja wohl, es besteht kein Zweifel mehr hinsichtlich des Mordes..."

Gerade nähert sich der Bürger B. Man frägt ihn, ob er von dem Unglück gehört.

„Gerade hat man es mir in seiner Wohnung erzählt, und ich machte mich auf, um ihn zu sehen. Zum Glück hat er sich mit dem armen N. versöhnt, der auf dem Amte gefangen sitzt."

„Gefangen?"

„Ja, meine Herren! Seine Frau hat es mir weinend geklagt. Der Alkade hat ihn verhaftet."

„So ist er also nicht mehr auf's Feld gegangen, seitdem er heute früh mit dem Verstorbenen auf der Straße gesprochen?"

„Wie wäre das möglich?"

Dieses Beispiel genüge, um uns zu überzeugen, daß man

nicht die Möglichkeit mit der Wirklichkeit vertauschen und sich durch einen auch noch so augenfälligen Schein dürfe täuschen lassen.

§. VII. Vorurtheile.

Eine unerschöpfliche Quelle von Irrthümern, eine wahre Klippe im Gebiete der Wissenschaften, und eines der größten Hindernisse, die sich ihrem Fortschreiten entgegenstellen! Wir könnten kaum glauben, welchen Einfluß die Vorurtheile ausüben, wenn die Geschichte des menschlichen Geistes es nicht auf jeder Seite bezeugte.

Der Mensch, den ein Vorurtheil beherrscht, sieht weder in den Büchern, noch in den Dingen, was die Dinge und Bücher enthalten, sondern immer nur das, was er braucht, um seine Meinungen zu unterstützen; und oft geht er mit dem besten Glauben zu Werke; er glaubt, die Wahrheit zu lieben. Die Erziehung, die Lehrer, die uns die ersten Begriffe der Wissenschaften beigebracht haben, die Freunde, der Stand, die sociale Stellung und tausend Umstände dieser Art — das sind die Quellen unserer Vorurtheile. In der That bestimmen diese Einflüsse zusammen unsern Gesichtspunkt und lassen uns die Dinge immer in derselben Weise sehen.

Gleich bei unserm ersten Schritte in das Gebiet einer Wissenschaft macht man uns mit gewissen Principien, mit gewissen Sätzen, wie mit ewigen, unbestrittenen Wahrheiten bekannt, und wir nehmen sie vertrauensvoll hin. Weit entfernt, daß wir die Ursachen, die für die entgegengesetzten Meinungen sprechen, als Beweisgründe kennen lernen, werden sie uns als Trugschlüsse, als widerlegbare Einwendungen bezeichnet. Bringen die Gegner gegen uns eine unentwirrbare Schwierigkeit vor, so muß die Zahl der Erwiederungen darauf die Unhaltbarkeit unserer Gegenmeinung ersetzen. „Der gewichtige Gewährsmann A. spricht sich hierüber in dieser Weise aus; der ausgezeichnete Autor B. sagt so, der gelehrte C. bemerkt darüber Jenes. Ein Jeder von diesen Dreien allein genügt schon; man wähle

nur die Ansicht, welche als die triftigere erscheint.“ Fügt sich nun unser Gegner mit voller Sicherheit unserm Ansinnen, so wird er unfehlbar in die verwundbare Achillesferse getroffen.

In diesen Kämpfen handelt es sich weniger darum, zu überzeugen, als zu siegen. Die Eigenliebe betritt den Kampfplatz; und welche Waffen verschafft sie nicht dem Streite! Was begünstigt, wird übertrieben, maßlos vergrößert; man entkräftet, entstellt oder verschweigt die Einwürfe. Die Ehrlichkeit verwahrt sich vielleicht dagegen im innersten Herzensgrund. Man legt ihr Stillschweigen auf; ihre Stimme wird nicht gehört, und wie in einem Kampf auf Leben und Tod weist man die Worte des Friedens von sich ab.

Das erklärt uns, warum ganze Jahrhunderte lang gewisse Schulen, wie Heere unter ihrer Fahne, gekämpft haben; warum wir, um die Meinung gewisser Autoren kennen zu lernen, nur zu wissen brauchen, welchem religiösen Orden sie angehören, von welcher Schule sie ausgegangen sind. Ihr Irrthum konnte nicht Unwissenheit sein; im Studium brachten sie ihr ganzes Leben hin; die Bücher ihrer Gegner waren ihnen nicht unbekannt; sie zogen dieselben täglich zu Rath ..... aber um sie zu bekämpfen. Wie, darf man sie der Unredlichkeit anschuldigen? Diese Menschen waren aufrichtige Christen.

Die Ursachen ihrer Irrthümer haben wir bezeichnet; suchet sie in ihren Vorurtheilen. Ehe der Mensch Andere täuscht, hat er sich oft selbst getäuscht. Er hält zuletzt seine Ohnmacht und Schwäche für Kraft und Standhaftigkeit; er hält hartnäckig an seinem System, er verschanzt sich hinter demselben, holt sich seinen Beistand aus allen Beweisgründen, die seine Meinung begünstigen und verschließt seine Augen allem Uebrigen. Sein Geist wird in dem Maße erregt, in welchem der Angriff heftiger wird, bis er zuletzt, weder auf die Zahl noch auf die Tapferkeit seiner Gegner achtend, zu sich zu sagen scheint: Dein Posten ist hier, du mußt ihn vertheidigen; besser ist es, ruhmvoll zu sterben, als entehrt zu leben.

Darum muß man, wann es sich darum handelt, zu über-

zeugen und zu überreden, mit größter Sorgfalt die Eigenliebe von der Wahrheit trennen. Es gibt gewisse Formeln der Höflichkeit und ehrerbietiger Nachgiebigkeit, die man in keinerlei Weise übersehen darf. Hütet euch, den umfassenden und scharfsichtigen Geist eures Gegners in Zweifel zu ziehen; suchet ihn ganz besonders zu bereden, er werde dadurch, daß er nachgibt, Nichts von der guten Meinung einbüßen, die man von ihm hat. — Lasset ihr diese Vorsichtsmaßregeln außer Acht, so wird der Kampf persönlich und folglich erbittert; ihr werdet ihm die Füße auf den Nacken setzen und ihm mit gezücktem Dolche drohen, ohne daß er sich für besiegt bekennt. ([14])

XV. Kapitel.

Der Vernunftschluß.

---

§. I. Was die Regeln der Dialektik werth sind.

Mit einem großen Aufwand von Regeln, die auf einige Axiome gegründet sind, behaupten die Dialektiker die Kunst des Vernunftschlusses zu lehren. Ich lasse die Wahrheit der Grundsätze zu, aber ich kann nicht glauben, daß der Nutzen der Regeln so groß ist, als man annimmt. Niemand denkt in der That daran, folgende Principien in Zweifel zu ziehen: „Zwei einem dritten gleiche Dinge sind unter sich gleich; wenn „von zwei gleichen Dingen das eine vom dritten verschieden „ist, so ist das andere ebenfalls davon verschieden. Was man „von der Art oder Gattung behauptet oder läugnet, wird „gleichfalls vom Individuum behauptet oder geläugnet rc." Daß die Regeln, die auf diese Principien gegründet sind, unfehlbar seien, gebe ich zu. Aber man muß diese Regeln anwenden; und von der Theorie ist noch weit zur Anwendung hin.

Man hat gesagt: Sie haben den Vortheil, den Geist an ein unzweideutiges, bestimmtes Denken zu gewöhnen, in ge-

wissen Fällen die Fehler eines Satzes, dessen Unvollkommenheit wir nur unbestimmt fühlen, deutlich hervorzuheben; zugegeben; aber diese Vortheile werden zu häufig durch den Eigendünkel unwirksam gemacht, den diese Art von Studien einflößt. Man überredet sich, daß die Kenntniß dieser Regeln auch die Fähigkeit, Vernunftschlüsse zu ziehen, zur Folge habe. Es genügt nicht, um Künstler zu sein, die Regeln einer Kunst zu wissen. Mancher wird aus dem Gedächtniß alle Vorschriften der Rhetorik hersagen können und nichtsdestoweniger unfähig bleiben, eine Seite zu schreiben, ohne, ich will nicht sagen, die Regeln des Geschmacks, aber doch die des gesunden Menschenverstandes zu verletzen.

§. II. Vom Syllogismus; Bemerkungen.

Wenn wir einen Vernunftschluß durchführen, haben wir da, wenn anders wir ihm nicht die scholastische Form geben (welcher Gebrauch heut zu Tage abgekommen ist), die Regeln des Syllogismus im Sinne gehabt? Die Antwort auf diese Frage wird uns den mehr oder minder praktischen Nutzen dieser Regeln erkennen lassen. Man lernt, ob ein Syllogismus gegen diese Regeln verstößt oder nicht; und zu diesem Zweck kleidet man die aufgegebenen Beispiele gewöhnlich in folgende Form: „Jede Tugend ist lobenswerth; nun ist die Gerechtigkeit eine Tugend, also ist sie lobenswerth.“ Gesetzt nun, ihr hättet zu entscheiden, ob in einem besondern, eurer Prüfung unterworfenen Falle die Gerechtigkeit verletzt ist oder nicht, und ob das Gesetz strafen soll; gesetzt ferner, ihr hättet zu untersuchen, worin die Gerechtigkeit besteht, ihr müßtet in ihrer Tiefe die Principien analysiren, auf denen sie beruht, die Wohlthaten hervorheben, womit sie die Individuen, wie die Gesellschaften beglückt; welchen Nutzen werden euch das angeführte Beispiel und tausend andere derselben Gattung gewähren? Die Theologen und Juristen sollen uns sagen, ob sie in ihren Schriften sich viel mit den Regeln des Syllogismus befaßt haben.

„Kein Thier ist unempfindlich; nun ist der Fisch ein Thier,

„also ist der Fisch nicht unempfindlich. Dieses Silberstück hat „nicht das gehörige Gewicht; nun hat mir Peter dasselbe ge= „geben; also hat das Silberstück, das Peter mir gegeben, nicht „das gehörige Gewicht." Können dergleichen Schlüsse den Geist bilden und das Urtheil entwickeln? Nein, nicht an diesen leeren und einfältigen Beispielen lernt man die so schwierige Kunst, Vernunftschlüsse zu ziehen. Die im wirklichen Leben gegebenen Fälle bieten nichts Derartiges dar, und wann sie zur Anwendung kommen, vergißt man entweder vollständig die Regeln, oder man gibt, nachdem man versucht hat, sich derselben zu bedienen und mit ihrer Hilfe im Denken weiter zu gehen, diese Methode auf, die eben so zurückstoßend, als undankbar ist.

Analysiren wir das zuletzt gegebene Beispiel, wobei wir die Anwendung mit der Theorie vergleichen wollen.

„Eine Münze, die nicht die von dem Gesetz vorgeschrie= „benen Bedingungen vereinigt, muß abgewiesen werden. Dieses „Geldstück vereinigt nicht diese Bedingungen, also muß ich es „abweisen." Der Schluß ist richtig, aber ohne Nutzen.

Wenn ich das Gesetz, welches dem Münzsystem zu Grunde liegt, genau kenne, wenn ich die Münze untersucht und mich überzeugt habe, daß sie den Vorschriften dieses Gesetzes nicht entspreche, so werde ich sie zurückgeben, ohne mich in Erör= terungen einzulassen. Und wenn eine Erörterung stattfindet, so wird sie nicht die Richtigkeit der Consequenzen, die ich aus den Prämissen gezogen, berühren, sondern ihr Gegenstand werden das Gewicht, der Feingehalt und andere Dinge dieser Art sein.

Der Mensch, der einen Satz entwickelt, verliert sich nicht in das Studium seines eigenen Gedankens; so wie das Auge, das die äußern Gegenstände erfaßt, nicht zugleich sich selbst zu sehen sucht. Es bietet sich eine Idee dar; man begreift sie mit mehr oder weniger Klarheit. Diese Idee enthält eine oder mehrere andere, die wiederum neue Ideen hervor= rufen. Und so schreitet der Geist vorwärts, ohne sich von

unzeitigen Grübeleien beunruhigen zu lassen, ohne bei jedem Anlaß zu fragen, in welcher Thätigkeit gerade der Verstand begriffen ist.

§. III. Das Enthymema.

Aus diesem Beweggrund zählen die Dialektiker unter die Schlüsse das Enthymema oder den abgekürzten Syllogismus, von dem nämlich eine der Prämissen verschwiegen wird. Das Enthymema ist das Ergebniß der Erfahrung. In der That bildet man niemals in der Anwendung einen Syllogismus in allen seinen Theilen aus. Derjenige, den wir vollständig zu Anfang dieses Kapitels gegeben haben, heißt in ein Enthymema verwandelt also: Dieses Geldstück vereinigt nicht die vom Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen, also kann ich es nicht annehmen; oder im gewöhnlichen und kürzer gefaßten Stil: Ich nehme es nicht an, es ist falsch.

§. IV. Betrachtungen über das mittlere Glied des Vernunftschlusses.

Die ganze Kunst des Syllogismus*) beruht in der Vergleichung, durch welche die Beziehung der äußern Begriffe zu einander klar herausgestellt wird. Sind die äußern und der mittlere Begriff einmal bekannt, so ist es sehr leicht, diese Vergleichung anzustellen; aber alsdann wird die Regel unnütz, weil sich die gesuchte Folgerung sogleich von selbst ergibt. Diesen mittlern Begriff, der dem Schluß als Prüfstein dienen muß, finden, die äußern Begriffe erkennen, wenn die Untersuchung einen Gegenstand betrifft, dessen Natur man nicht kennt — darin liegt die Schwierigkeit. Wenn dieses Mineral Gold wäre, so weiß ich, daß es diese oder jene Beschaffenheit haben würde; aber ich weiß nicht, ob es Gold ist, und folglich fehlt mir eines der beiden äußern Glieder. Dieser Richter

---

*) Der Syllogismus ist ein aus drei Sätzen bestehendes Urtheil oder die Vergleichung zweier Begriffe mittelst eines dritten. Die zwei zu vergleichenden Begriffe sind die äußern Glieder, und der Begriff, mit dem man sie vergleicht, ist das mittlere.

weiß, daß er, wenn der Mensch, der an ihm vorübergeht, der Mörder wäre, den er seit langer Zeit sucht, ihn zum Tode verurtheilen müßte; aber Nichts zeigt ihm den Schuldigen an: gesetzt auch, er hätte Verdachtsgründe, so könnte er diesen Menschen doch nicht ohne Beweise verurtheilen. Er besitzt die beiden äußern Begriffe; der Mittelbegriff geht ihm ab.

Wir dürfen es behaupten: dieser Begriff wird sich ihm nicht unter der dialektischen Form darbieten. Das frühere Betragen des Angeklagten, seine Lebensweise, die Zeugen, welche ihn anschuldigen, der Dolch, den er versteckt hielt und den man entdeckt hat, die auf seiner beschmutzten Kleidung gefundenen Blutspuren, gewisse Gegenstände, die man in seinem Besitz entdeckt hat und die dem gefallenen Opfer angehört zu haben scheinen, die Feindschaft, die er gegen dasselbe hegte, seine Widersprüche, seine Verwirrung, als er wenige Augenblicke nach Ausführung des Verbrechens nach Hause zurückgekehrt ist ꝛc., das Alles würde den Mittelbegriff herstellen, oder vielmehr das wären die Umstände, die den Schuldigen bezeichnen müßten. Diese Umstände wird der Richter gewissenhaft erwägen, sowohl in ihrer Besonderheit als auch in ihrem vereinten Zusammenwirken; er wird seine Aufmerksamkeit vervielfältigen, um sie nach allen Seiten hinzulenken, um sie auf tausend verschiedene Gegenstände zu vertheilen und sie zugleich einem jeden derselben ganz zu widmen; er wird Nichts vernachlässigen, um zur Wahrheit zu gelangen; alle Einzelnheiten werden gesammelt, geordnet, erforscht werden. Wie weit ist doch von diesem Verfahren zur scholastischen Form hin! Welchen Nutzen würden hier die Regeln des Syllogismus gewähren?

§. V. Nutzen der Dialektik.

Dennoch kann trotz dem Gesagten diese Form nützlich angewandt werden, wann es sich darum handelt, eine Ideenverkettung genau und streng nachzuweisen. Ohne Werth als Mittel der Erfindung, ist sie als Methode des Unterrichts nicht zu verwerfen. Ja, weit entfernt, dieses

Studium aus den Schulen zu verbannen, bringe ich sogar darauf, es beizubehalten, freilich nicht in seiner Trockenheit, sondern in seiner belebenden Kraft. Melchior Canus nannte die Syllogismen mit vieler Richtigkeit die Nerven und das Gerippe des Denkens. Mögen wir es nur verstehen, es mit Fleisch auszufüllen und ihm die anmuthigen Formen des Lebens zu geben! Ehedem trieb man Mißbrauch damit; wir sind in das entgegengesetzte Extrem gerathen, und dieses Extrem schadet den Fortschritten der Wissenschaften, der Sache der Wahrheit.

Ehemals ließ die der äußern Fülle entbehrende Rede das Gerippe nackt durchblicken; heut zu Tage kümmert man sich um die Form so sehr und um den Inhalt so wenig, daß in den meisten rednerischen Werken die Sache durch Worte ersetzt ist. Phrasen! — und das ist Alles! — voll glänzender Schönheit, ich gebe es zu, wenn leere Worte schön sein können. Mit Hilfe der ältern Dialektik führten die sophistischen und scharfsinnigen Geister die Wahrheit in das Labyrinth unauflöslicher Unterabtheilungen; unter der übertriebenen Fülle äußerer Zierde wird sie heut zu Tage von den hohlen Geistern erstickt, vergraben und unverständlich gemacht. Est modus in rebus. ([15])

XVI. Kapitel.

Das logische Verfahren ist nicht das einzige Mittel, die Wahrheit zu finden.

§. I. Die Inspiration.

Nein, die großen Gedanken werden nicht aus dem logischen Verfahren geboren. Beinahe alle glücklichen Entdeckungen, die großartigsten, wie die kostbarsten Eroberungen des menschlichen Geistes werden der Inspiration verdankt; sie ist ein Licht, das dem Menschen ohne seine Vermittlung geheimnißvoll aufgeht,

das sein Erkenntnißvermögen erhellt, ohne daß er selbst weiß, woher es kommt. Ich nenne es Inspiration, da kein anderes Wort mir diese wundervolle Erscheinung genauer wiederzugeben vermag.

Ein Mathematiker verfolgt eifrig die Lösung eines Problems: er hat Nichts vernachlässigt; er begreift die Angabe in allen ihren Theilen, und dennoch sind seine Anstrengungen erfolglos; die Lösung kommt nicht zu Stande. Er ändert die Figuren, er operirt mit andern Größen, Alles ist vergebens. Sein Kopf ist ermüdet; die Feder fällt ihm aus der Hand; er gibt die Arbeit auf und weiß selbst nicht mehr, ob er denkt. Er gleicht einem Menschen, der durch die vergeblichen Versuche, die er angestellt hat, um eine geschlossene Thür zu öffnen, entmuthigt sich auf der Schwelle niederläßt und wartet, bis man von drinnen zu ihm herauskommt. Plötzlich wird es helle; die Wahrheit, die er nicht mehr verfolgt, bietet sich von selbst dar; das Problem ist gelöst. Dieser Mathematiker ist Archimedes, der aus dem Bad in die Straßen von Syrakus herausstürzt und der Menschenmenge laut zuruft: „Ich habe es gefunden."

Nach langen, dem Nachdenken gewidmeten Stunden geschieht es oft, daß der erschöpfte Geist, der scheinbar noch sehr weit von dem Ziel entfernt ist, das er erreichen wollte, seine Arbeiten einstellt; während dieser Zeit des Innehaltens tritt ihm die vergebens gesuchte Wahrheit unvermuthet inmitten einer Zerstreuung, einer ganz verschiedenen Arbeit entgegen. Es scheint, daß die tiefsinnigen Seelen das Vorrecht haben, niemals ganz mit ihren Studien abzubrechen. Die Fragen, die ihr Nachdenken in Anspruch nehmen, kehren als vertraute Gastfreunde immer wieder zurück und klopfen, so zu sagen, an der Thüre des Erkenntnißvermögens an, ohne erwartet zu werden, gleichsam als fragten sie, ob noch nicht an ihnen die Reihe sei. Man kennt jenen unwillkürlichen Ausruf des heiligen Thomas an der Tafel des französischen Königs: „Das ist ein unwiderlegbarer Beweis gegen die Häresie des Manes."

§. II. Die Meditation.

Man darf nicht glauben, daß der Mensch, der einer schwierigen Frage nachforscht, gleichsam mit dem Lineal und dem Zirkel seinem Gedanken eine genaue und bestimmte Richtung anweist. In seine Arbeit versunken, sogar seine Existenz vergessend, sinnt er nach, so zu sagen, ohne es zu wissen. Er erforscht die Dinge bald in der Harmonie ihrer Theile, bald in ihren Einzelnheiten; er spricht innerlich den Namen des Gegenstandes seiner Untersuchung aus; er geht vom Wesentlichen zum Außerwesentlichen über; er verfolgt nicht einen vorgeschriebenen Weg, als wüßte er bestimmt das Ziel seiner Bahn; sondern wie Jemand, welcher in der Erde einen Schatz sucht, dessen Platz er nicht genau weiß, gräbt er eifrig hier, dort, auf allen Seiten nach.

Es verhält sich nicht anders, es müßte denn die gesuchte Wahrheit zum Voraus bekannt sein. Derjenige, der vor sich ein Mineral hat, dessen Natur er kennt, wird sich, wann er Anderen erklären soll, was er über dasselbe weiß, zu diesem Zweck des einfachsten Verfahrens, der passendsten Methode bedienen. Kennt er selbst aber nicht die Natur des Minerals, so wendet er es nach allen Seiten um und betrachtet es mit gespannter Aufmerksamkeit; auf die eine oder andere Angabe gründet er seine Vermuthungen; endlich unterzieht er es verschiedenen Experimenten, nicht um zu entdecken, welcher Gattung er angehört, sondern um zu erkennen, was es ist.

§. III. Erfindung und Unterricht.

Daraus ergibt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen der Methode des Unterrichts und der Methode der Erfindung. Der Lehrende kennt den Weg, den er einschlagen muß, weil er ihn schon gegangen ist: der Erfinder hat oft keinen bestimmten Gegenstand vor sich. Setzt er sich aber ein besonderes Ziel, so weiß er nicht, ob er es wird erreichen können, oder ob das, was er sucht, nicht ein Irrthum seiner Einbildung ist; und selbst in dem Fall, wo er das Ziel kennt, ist ihm wenigstens der Weg unbekannt, der zu demselben führt.

Deßhalb sind die Principien, die man beim Unterricht der Wissenschaften anwendet, beinahe immer von denjenigen verschieden, die der Erfinder angewandt hat. Man verdankt der Geometrie die Entdeckung der Infinitesimalrechnung, und durch eine Reihe algebraischer Verfahrungsarten gelangt man heut zu Tage zu der Anwendung dieser Rechnung.

Inmitten einer Kette von steilen Bergen erhebt sich eine einsame Spitze, auf der man verworren die Ruinen eines alten Gebäudes erblickt. Ein beherzter Reisender nimmt sich vor, dieselbe zu erklettern. Er untersucht den Boden, forscht nach Fußpfaden; er macht sich auf den Weg, erklimmt die höchsten Gipfel, betritt die ungangbarsten Wege; ein an der Seite der Abgründe stehender Strauch, ein wurmstichiger Baumstamm, herabrollendes Gestein dienen ihm als Stützpunkte; er kriecht, springt, schleppt sich mühsam fort; endlich in Schweiß gebadet, keuchend, erreicht er die ersehnte Spitze; und indem er die Arme gen Himmel erhebt, ruft er in seinem Stolze aus: „Ich habe gesiegt!" Die ganze Bergkette breitet sich unter seinen Füßen aus: was er nur einzeln gesehen, das beherrscht und umfaßt er mit einem Blick in seinem vollständigen Zusammenhang. Unten sieht er jetzt die Schwierigkeiten und Hindernisse, an denen seine ersten Anstrengungen gescheitert waren, und er lacht über seine Unwissenheit; hier betrachtet er diejenigen, die er überwunden hat, und er erschrickt über seine Kühnheit. Seine Gefährten, die zu schwach waren, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, haben ihm nur mit ihren Wünschen folgen können. Aber ein Pfad ist bis zu diesem Tage unbekannt geblieben, weil man ihn nur von der Bergspitze aus bemerken kann; seine Umwege sind zahlreich, er erstreckt sich sehr weit, aber er ist den Schwächsten, den am wenigsten Kühnen zugänglich; das scharfe Auge des Reisenden hat ihn erspäht; auf diesem Pfade wird er herabsteigen und auf demselben seinen Gefährten vorangehend ihnen sagen: Folget mir! So wird er sie an's Ziel führen ohne Gefahr, ohne Anstrengung. Dank ihm, ist ihnen in Zukunft der Berg zu-

gänglich; auch sie können nun die malerischen Ruinen und die erhabene Aussicht bewundern, die man vom Berggipfel aus zu seinen Füßen sich entfalten sieht.

§. IV. Die Intuition.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Entdeckungen des Genie's immer so mühsam seien. Eines seiner Vorrechte ist die Intuition, das heißt, die Fähigkeit, ohne Anstrengung das zu sehen, was Andere erst in Folge einer mühevollen, anhaltenden Arbeit entdecken. Es ist noch Nacht für die gewöhnlichen Menschen, während für das Genie die Sonne schon aufgegangen ist. Eine scheinbar unbedeutende Idee oder Thatsache offenbart ihm tausend unbekannte Beziehungen und Umstände. Es war nur ein Punkt, und vor dem Blick des genialen Menschen vergrößert und erweitert sich dieser Punkt, wie die Morgenröthe beim Sonnenaufgang. Sehet! im Osten zeigte sich erst nur ein leiser Lichtschimmer! und schon brechen am Himmel unzählige Silber- und Goldstrahlen hervor; Feuerströme ergießen sich über den Raum zwischen Morgen und Abend, zwischen Nord und Süd!

§. V. Die Schwierigkeit besteht nicht im Begreifen, sondern im Finden. Die Schachspieler. Sobieski.

Heben wir hier eine besonders merkwürdige Erscheinung hervor: viele Wahrheiten, die an und für sich sehr zugänglich sind, werden nichtsdestoweniger immer nur gewissen bevorzugten Menschen offenbar. Diese verbreiten Licht und Klarheit über dieselben, und alsbald erscheinen sie so einfach, so leicht zu begreifen, daß Jedermann sich wundert, sie nicht längst schon bemerkt zu haben.

Zwei Schachspieler führen eine ernste Partie aus. Der eine von ihnen scheint sich in unbedeutende Combinationen zu verlieren; er gibt eine Figur Preis, die er hätte vertheidigen können; er beschäftigt sich mit der Vertheidigung eines Punktes, der nicht angegriffen wird. Verlorene Zeit! hört man die Um-

stehenden leise sprechen. — „Jeder spielt nach seiner Weise", versetzt der Spieler, und fährt mit scheinbarer Zerstreuung fort. Sein Gegner hat seine Absichten nicht errathen; er sieht die Gefahr nicht, er setzt sich ihr aus; und plötzlich greift ihn der „ungeschickte Spieler, der Zeit und Figuren verlor", auf der ungedeckten Seite an und sagt mit spöttischem Lächeln: „Schach und matt!" — „Er hatte Recht!" rufen die Umstehenden aus. „Wie konnten wir es denn nicht sehen? es war so einfach!"

Die Türken lagern sich um Wien herum, und in der belagerten Stadt streitet man heftig über den Punkt, auf dem man sie bei der ungeduldig erwarteten Ankunft Sobieski's wird angreifen müssen. Zahllose Schlachtpläne liegen vor. Der polnische Held kommt an; er läßt seine Blicke über dem feindlichen Heer umherschweifen und sagt: Der Sieg ist mein. Am andern Tag liefert er die Schlacht; die türkische Armee wird vernichtet, Wien ist frei. Nach dem glücklichen Erfolg sagt Jeder nach Einsicht des Schlachtplanes: „Die Türken haben diesen Fehler begangen, der König hatte Recht." Die Wahrheit erscheint Jedermann einfach, verständlich. Ja! — aber nach dem Erfolg.

Was ist einfacher, als unser Zahlensystem? und doch ist es Griechen und Römern unbekannt geblieben. — Welche Erscheinung bietet sich häufiger unserer Beobachtung dar, als das Streben der Flüssigkeiten, ihre ursprüngliche wassergleiche Fläche anzunehmen? Man hat dieß in den Retorten der Chemisten, in allen Gefäßen gesehen, die eine oder mehrere Communicationsröhren haben. — War es nicht leicht, dieses Naturgesetz auf die Wässerung der Felder anzuwenden, was so ersprießlich ist! und doch sind mehrere Jahrhunderte vorübergegangen, ehe der Mensch die Lehre zu benutzen gewußt hat, welche die Natur täglich vor seinen Augen enthüllt.

Tags vor einer Seeschlacht trifft Hannibal seine Vorkehrungen. Inzwischen kehren mehrere Soldaten in's Schiff zurück. Sie tragen eine große Menge thönerner Gefäße, die gut ver-

schlossen sind, und deren Inhalt nur sehr Wenige kennen. Die Schlacht beginnt; die Feinde spotten darüber, daß Hannibal's Seesoldaten, statt mit Pfeilen, mit jenen Gefäßen sie überschütten. Beim Niederfallen zerspringt der Lehm, und der hiedurch verursachte Schaden ist sehr gering. Einige Augenblicke verstreichen: ein Seesoldat empfindet einen heftigen Stich; dem Schrei des Verwundeten folgt der eines andern; Alle wenden den Blick dahin und bemerken mit Schrecken, daß das Schiff mit Ottern angefüllt ist. Es verbreitet sich Verwirrung, Hannibal manövrirt mit Geschick und der Sieg entscheidet sich zu seinen Gunsten. Der Gedanke, viele Ottern zu sammeln, sie in irdene Gefäße einzuschließen und auf die feindlichen Schiffe zu schleudern, lag gewiß nicht im Bereiche der Unmöglichkeit; und doch gerieth allein nur der schlaue Carthager auf diesen Einfall. Ohne Zweifel erfand er diese höllische Kriegslist ohne Vernunftschlüsse, ohne logische Grübeleien: es genügte ihm vielleicht nur die zufällige Erwähnung des Wortes „Otter", um auf der Stelle auf den Gedanken zu gerathen, daß dieses Reptil ihm als vortrefflicher Bundesgenosse dienen könnte.

Was sagen uns diese Beispiele? Sie lehren uns, daß eines der Merkmale des Talentes darin besteht, eine offenbare Beziehung zu erfassen, die sonst Niemand sieht. Diese Beziehung bietet an und für sich keine Schwierigkeit dar; wenn Derjenige, der sie entdeckt hat, mit dem Finger darauf hindeutet und spricht: „Schauet!" da scheinen sich alle Augen mit einem Male zu öffnen; und man staunt darüber, daß man sie nicht gesehen hat. Darum geben wir dieser Ordnung von Entdeckungen die Namen: glückliche Einfälle, Inspiration &c., und drücken damit aus, daß sie keine Mühe dem Geiste gekostet, sondern daß sie sich ihm von selbst dargeboten haben.

§. VI. Regeln über die Meditation.

Schließen wir aus dem Vorhergehenden, daß, wollte man, um richtig zu denken, seinem Geiste Zwang anlegen, dieß ein falsches System wäre; besser ist es, ihm eine gewisse Freiheit zu lassen. Euer Nachsinnen scheint euch unfruchtbar; eure Aufmerksamkeit scheint zu schlummern, und euer Geist aus seiner Spannung herauszutreten; gleichviel, thuet ihm keine Gewalt an. Er sucht während dieser scheinbaren Ruhe nach einem Führer. Er gleicht demjenigen, der eines jener Kistchen öffnen will, die erfunden zu sein scheinen, um zugleich den Scharfsinn und die Geduld zu üben; er kehrt es oftmals in seinen Händen um und drückt mit dem Finger auf jede Seite, auf jeden Winkel, bis er endlich, einen Augenblick nachdenkend, innehält und sagt: Das ist das Geheimniß! es ist geöffnet.

§. VII. Charakter der geistig vorzüglich begabten Menschen. Bemerkenswerthe Lehre des heiligen Thomas von Aquin.

Warum werden gewisse einfache Wahrheiten nicht allen Geistern klar? Wie geschieht es, daß das menschliche Geschlecht sich gedrungen fühlt, als einen außerordentlichen Menschen Jemanden zu bewundern, der gewisse Dinge zu sehen vermag, die Jedermann (so scheint es wenigstens) so gut wie er hätte sehen können? Das heißt nach dem Grunde eines Geheimnisses der Vorsehung fragen; dieß heißt fragen, warum der Schöpfer gewissen auserlesenen Geistern eine große Kraft der Intuition oder, wenn man will, eine geistig unmittelbare Vision gewährt, und sie der Mehrzahl verweigert.

Der heilige Thomas setzt über diese besondere Thatsache eine bewunderungswürdige Lehre auseinander. Nach der Ansicht des heiligen Doctors ist das logische Denkverfahren ein Zeichen der Schwäche unseres Geistes. Die Fähigkeit, unsere Ideen zu entwickeln, ist uns gegeben worden, um diese Schwäche zu ersetzen. Die Engel verstehen unmittelbar, nicht auf dem Wege des logischen Schlußvermögens. Je größer das Er-

kenntnißvermögen ist, desto mehr nimmt die Zahl seiner Begriffe ab, weil ihm in den wenigen Urbildern der Dinge das enthüllt ist, was die Geister eines niedern Grades erst mittelst einer größern Anzahl von Begriffen erkennen. So umfassen die Engel der höchsten Ordnung nur mit Hilfe einiger Ideen einen unermeßlichen Kreis von Kenntnissen. Die Zahl der Ideen wird in den geschaffenen Geistern immer in dem Maß geringer, als sie sich dem Schöpfer nähern; und Er, welcher vorzugsweise die Idee, welcher ein unendliches Wesen, der unendliche Intellectus ist, sieht Alles in einer einzigen Idee; diese Idee ist einfach, ungetheilt Eine, unermeßlich; sie ist nichts Anderes, als seine Wesenheit selbst. Welch' erhabene Theorie! Sie verräth eine bewunderungswürdige Kenntniß der Geheimnisse des Geistes und lehrt uns zahllose Anwendungen in Bezug auf die Fähigkeiten des Menschen.

In der That zeichnen sich die auserlesenen Geister nicht durch eine große Menge von Ideen aus. Sie besitzen nur eine kleine Anzahl; und in den Kreis dieser wenigen Ideen ziehen sie die Welt herein. Der Vogel der Ebenen streift die Erde im mühsamen Flug; er durchwandert immer dieselben Orte und schwingt sich niemals über die Krümmungen und Grenzen des heimischen Thales. Der Adler in seinem majestätischen Fluge erhebt sich, steigt immer höher empor, hält nur auf den höchsten Gipfeln inne; und von hieraus überschaut sein scharfes Auge die Berge, den Lauf der Flüsse, die weiten mit volkreichen Städten bedeckten Ebenen, die grünen Fluren und die reichen Erndten!

In allen Fragen gibt es einen Höhepunkt, auf dem sich das Genie niederläßt. Von diesem Gipfel aus beherrscht und umfaßt sein Blick die Harmonie der Dinge. Wenn es dem gewöhnlichen Schlag der Menschen nicht vergönnt ist, gleich beim ersten Aufschwung diese Höhe zu erreichen, so müssen sie wenigstens unaufhörlich zu ihr hinaufstreben. Die Erfolge vergelten die Mühe hundertfach. Zeuge hievon ist die Erfahrung; jede Frage oder selbst jede Wissenschaft beschränkt

sich auf eine kleine Anzahl wesentlicher Principien, von denen alle andern ausgehen. Man muß diese Principien erfassen; das Uebrige wird einfach und leicht, und man verirrt sich nicht in Einzelnheiten.

Stellet dem Geiste die Gegenstände so vereinfacht als möglich vor; entkleidet sie, so zu sagen, ihres unnützen Blätterwerkes; seine Schwäche erfordert es. Wollt ihr, daß er seine Aufmerksamkeit vervielfältige, so hütet euch, zu viel von ihm zu verlangen; verstehet es, ihm mäßige Grenzen zu setzen. Diese Methode erleichert ihm das Verständniß der Dinge, macht seine Begriffe genau und klar und unterstützt mächtig sein Gedächtniß.

§. VIII. Nothwendigkeit des Studiums.

Dürfen wir aus den in diesem Kapitel über die Inspiration und Intuition enthaltenen Lehren den Schluß ziehen, daß man das logische Denkverfahren und sogar das Studium aufgeben und sich einem gewissen geistigen Quietismus hingeben solle? Da sei Gott vor! Wenn es eine unumgänglich nothwendige Bedingung für die fortschreitende Entwicklung einer jeden Fähigkeit gibt, so ist es die Arbeit. In der geistigen, wie in der physischen Ordnung muß ein Organ, das unthätig bleibt, erstarren und einen Theil seines Lebens verlieren. Ein Glied, das sich nicht bewegt, erlahmt. Die begabtesten Geister treten in den vollen Besitz ihrer Kräfte erst in Folge mühsamer und unausgesetzter Arbeit. Die Inspiration wird nicht den Trägen zu Theil; ehe sie ihre Wirksamkeit beginnt, setzt sie gleichsam eine gewisse Gährung erhabener Ideen und Gefühle voraus. Die Intuition, d. h. das unmittelbare Sehen des Geistes, wird erst durch lang gewohnte Uebung der Sehkraft erworben. Der schnelle, sichere und feine Blick eines großen Malers ist nicht, so zu sagen, ein unentgeldliches Geschenk der Natur; er verdankt dasselbe der leidenschaftlichen Betrachtung, der langen Beobachtung, dem geduldigen Studium guter Muster. Das göttliche Gefühl der Harmonie

würde sich selbst in der begabtesten Natur niemals entwickeln, die immer nur rauhe und falsche Töne vernähme. (16)

XVII. Kapitel.

Der Unterricht.

§. I. Der doppelte Zweck des Unterrichts; die Professoren.

Die Dialektiker unterscheiden zwischen der Methode der Erfindung und der Methode des Unterrichts. Ich will einige Bemerkungen über beide zu machen versuchen.

Der Unterricht setzt sich einen doppelten Zweck: 1) den Schülern die Elemente der Wissenschaften zu lehren; 2) ihre Fähigkeiten in der Art zu entwickeln, daß sie, sobald sie die Schule verlassen, im Stande sind, im Verhältniß ihrer Fähigkeit in dem von ihnen gewählten Berufe fortzuschreiten.

Man könnte glauben, daß dieser doppelte Zweck des Unterrichts identisch sei; dem ist nicht so. Um den ersten Zweck zu erreichen, genügt ein mittelmäßig gebildeter Lehrer. Nur Menschen von hervorragendem, ungewöhnlichem Verdienst vermögen sich die zweite Aufgabe zu stellen. Die Wissenschaft der einen kann sich auf eine gewisse Verkettung von Thatsachen und Principien beschränken, deren Gesammttheile in ihrer Harmonie den organischen Leib der Wissenschaften bilden. Die andern müssen wissen, wie diese Kette entstanden ist, deren äußerste Ringe in einander geschlossen sind. Die ersten kennen die Bücher. Die zweiten müssen die Dinge kennen.

Indeß wird ein mittelmäßig gebildeter Lehrer zum Elementarunterricht bisweilen geeigneter sein, als ein Mann von tiefem Wissen, wenn dieser gern zu Abschweifungen hinneigt,

die mit der Einfachheit, welche in den ersten, noch unentwickelten Geistern zu lehrenden Principien einer Wissenschaft vorherrschen muß, nicht verträglich sind.

Die deutliche Erklärung der Begriffe, die einfache Auseinandersetzung der Elemente, auf denen die Wissenschaft ruht, die methodische Ordnung, in der die Lehrsätze und deren Folgerungen vorzutragen sind —: darin liegt der besondere Charakter des Elementarunterrichtes.

Derjenige, welcher höhere Zwecke verfolgt; derjenige, der die junge seiner Sorgfalt anvertraute Geisteskraft nicht wie eine neue Leinwand betrachtet, auf der er einige unauslöschliche Züge entwerfen soll, sondern wie ein Erdreich, das er fruchtbar zu machen hat, diesem liegt ein größeres Werk, eine schwierigere Arbeit ob. Zugleich klar und tief sein, die Combinationen mit Einfachheit paaren, die Geisteskräfte auf leichten Wegen führen und ihnen dabei auch lehren, wie man die Schwierigkeiten überwindet, womit das Gebiet der Wissenschaften stets angefüllt sein wird, auf die Hindernisse aufmerksam machen, mit denen die Erfinder kämpfen mußten; den Geschmack und die Begeisterung für das Schöne einflößen, welches der Glanz des Wahren ist; dem Talent das Bewußtsein seiner Kraft geben, ohne dabei den Stolz rege zu machen, das ist die Aufgabe Desjenigen, der den Unterricht nicht als Frucht, die er selbst einernten soll, sondern als Saamen für künftige Früchte betrachtet.

§. II. Andern und sich selbst unbekannte Genieen.

Wie gering ist die Anzahl der mit dieser kostbaren Eigenschaft begabten Lehrer! Wie soll es aber auch solche Lehrer geben, wenn man erwägt, in welch' trauriger Verlassenheit und Vernachlässigung dieser Berufszweig darniederliegt? Wer denkt denn in der That daran, Geister von hervorragendem Talent in die Laufbahn des Lehrberufes einzuführen, oder sie, wann sie einmal dieselbe betreten haben, darin festzuhalten, also sie dauernd dafür zu gewinnen?

Die Lehrstühle, welche bisweilen talentvolle Männer einnehmen, werden von ihnen nur als Schemel betrachtet; wie es scheint, behandeln sie nur nebenbei oder der Zerstreuung halber das, was den ganzen Menschen erfordern, ein ganzes Leben in Anspruch nehmen sollte; das Wesentliche wird zur Nebensache.

Gesetzt auch, ein Jüngling fühle die heilige Flamme des Genie's seine Brust durchglühen, so findet er doch keinen Führer, der ihn leite, keine Stütze für seine ersten Schritte, keinen Lehrer, der es ihm offenbare. Ja, weiß er auch nur, welches seine Kräfte sind? hat er sie jemals vor einem einsichtsvollen und väterlichen Auge versucht? Der Zufall entscheidet über seine Bestimmungen. Und dennoch, wie viele auserkorene Geister wissen nicht um sich! Man hat während eines ganzen Lebens einen an Licht fruchtbaren Herd schlummern lassen; und was hätte es bedurft, um ihn anzufachen? einen sanften, liebevollen Hauch. Wie oft sind kostbare geistige oder physische Gaben erst durch den Zufall demjenigen offenbar geworden, der sie besaß! Würde Hercules jemals gelernt haben, sich der Keule zu bedienen, wenn er sich immer nur mit einem Schilfrohr geübt hätte?

§. III. Ein Mittel, die verborgenen Talente zu entdecken und ihren Werth zu würdigen.

Ein Lehrer des Naturrechts erklärt seinen Schülern die Pflichten und Rechte des Familienvaters und die Obliegenheiten, denen ein Sohn unterworfen ist. Will er die Talente seiner jungen Zuhörer kennen lernen, so bediene er sich etwa dieses Mittels:

„Glauben Sie, daß die Gefühle des Herzens uns Etwas sagen bezüglich der Pflichten, von welchen wir sprechen? Sind die Erkenntnisse, welche wir der Philosophie verdanken, im Einklang mit den Eingebungen der Natur?" Auf diese Frage werden die mittelmäßigsten Schüler wohl antworten können: ein Vater liebe natürlich seinen Sohn, ein Sohn seinen Vater;

und weil auf diese Weise unsere Gefühle mit unsern Pflichten harmonisch zusammen wirken, werde die Erfüllung der letztern durch die erstern unterstützt. Soweit ist noch kein Unterschied zwischen Schülern wahrnehmbar. Aber der Lehrer fragt weiter:

— Was denken Sie von einem Sohne, der diese heiligen Pflichten der Familie mißkennt und mit Undank die Liebe vergilt, welche seine Eltern zu ihm hegen?

— Daß er eine heilige Pflicht verletzt; daß er sein Ohr der Stimme der Natur verschließt, rc.

— Wie geschieht es jedoch, daß die Söhne sich so oft gegen ihre Eltern verfehlen; während doch diese sich gewöhnlich nur ein Uebermaß nachsichtsvoller Liebe vorzuwerfen haben?

— Die Menschen vergessen leicht das Gute, das sie empfangen haben. In dem Maße, als die jungen Leute in ihren Lebensjahren fortschreiten, werden sie durch tausend verschiedene Beschäftigungen von dieser heiligen Pflicht abgezogen. Die neuen Liebesbande, welche geknüpft werden, sobald auch sie Familienväter werden, vermindern oder ertödten die Liebe zu ihren Eltern rc. — So wird Jeder eine Ursache angeben, die mehr oder minder in der Sache liegt, mehr oder weniger gegründet ist, ohne jedoch den eigentlichen Kern der Frage gehörig zu beantworten. Höret nun einen vorzüglich begabten Zuhörer:

„Es ist nur zu wahr, daß die Söhne oft das außer Acht lassen, was sie ihren Eltern schuldig sind; aber wir müssen, wenn anders ich mich nicht täusche, den Grund dieser betrübenden Thatsache in der Natur der Dinge selbst suchen. Je nothwendiger zur Erhaltung der Wesen und der Ordnung, wodurch sie geleitet werden, die Erfüllung einer Pflicht ist, um so vielfältiger und sicherer ist auch die Gewähr, die der Schöpfer zu ihrer Erfüllung gegeben hat. Die Familie, die Gesellschaft bestehen der schlechten Aufführung der Söhne ungeachtet fort; aber von dem Tage an, wo die Väter es vernachlässigen würden, ihren Kindern die ihnen unumgänglich

nothwendige Sorgfalt angedeihen zu lassen, geriethe das menschliche Geschlecht in Gefahr. Deßhalb haben die selbst dankbarsten und zärtlichsten Söhne gegen Diejenigen, denen sie das Leben verdanken, niemals die zärtliche Liebe, welche diese zu ihnen hegen. Ohne Zweifel hätte der Schöpfer an Beide gleiche Anhänglichkeit, gleiche leidenschaftliche Liebe austheilen können; wenn er es nicht gethan hat, so war dieß nicht nothwendig. Merkwürdige Erscheinung! Da das Weib, um die Verdrießlichkeiten der Mutterschaft, die Mühseligkeiten der ersten Sorgfalt, die es dem Kinde schenkt, aufzuwiegen, in sich einen glühenderen Heerd jener Liebe tragen muß, und da das Kind ein größeres Bedürfniß nach der Pflege der Mutter fühlt, so steigert sich die Zärtlichkeit dieser bisweilen bis zur Raserei. Wenn also die Söhne die Pflichten gegen ihre Eltern vergessen, so trägt nicht ihre Ausartung daran Schuld; denn wenn auch sie Väter geworden sind, so werden sie eben so lieben, wie sie geliebt worden sind. Die kindliche Liebe ist ja minder stark, als die elterliche Liebe; jene übt keinen so mächtigen Einfluß auf das Herz aus, wird leichter abgestumpft, trotzt minder leicht den Hindernissen; und sie wirkt auf unsere Handlungen weniger thätig ein. Die Liebe geht nicht zurück."

Die ersten Antworten gehören intelligenten jungen Leuten; diese offenbart uns den Philosophen. So erkennt man unter jungen Sträuchen an ihrer frühzeitigen Kraft die Eiche, deren Aeste einst den Wald beschatten sollen, und deren mächtiger Stamm den Stürmen Trotz bieten wird.

§. IV. Nothwendigkeit der Elementarstudien.

Jeder, welcher eine Wissenschaft gründlich erfassen will, muß sich den Elementarstudien unterziehen. Wir kennen den Werth jener Gelehrten, die aus Encyclopädieen, Revuen *ꝛc.* das Talent sich aneignen, über alle Dinge zu sprechen, ohne Etwas gelernt zu haben.

Jegliche Wissenschaft, wie jedes Gewerbe ruht auf einer Vereinigung von ersten Erkenntnissen, Begriffen, Ausdrücken,

Principien, die ihr eigen sind und die man nur durch den besondern Elementarunterricht erlernen kann. In Ermanglung jedes andern Grundes würde dieser genügen, um das Nachtheilige einer entgegengesetzten Methode uns klar zu machen. Diesen ersten Principien, diesen herkömmlichen Ausdrucksweisen muß man sich mit einer gewissen Achtung nähern. In der Wissenschaft hat besonders die Vergangenheit Anspruch auf unsere Verehrung. Mißtraut Derjenige, welcher zum ersten Mal das Gebiet einer Wissenschaft betritt, seinen Vorgängern; hat er vor, die Wissenschaft oder die Kunst, der er obliegt, zu reformiren oder gar von Grund aus umzubilden, so wird er immer weise handeln, wenn er zuvor das kennen lernt, was die Alten geschrieben und gedacht haben. Die Unternehmung, Alles aus sich selbst heraus zu schaffen, ist verwegen. Derjenige, welcher aus einfältigem Stolz sich weigert, die Arbeiten Anderer zu benützen, setzt sich zum Mindesten der Gefahr aus, viele Zeit zu verlieren. Oft hat der geschickteste Mechaniker seine Lehrzeit in der Arbeitsstätte eines bescheidenen Handwerksmannes bestanden, wo er sich ungeachtet seiner glänzenden Anlagen die Mühe nicht verdrießen ließ, die Namen und den Gebrauch der Werkzeuge kennen zu lernen. Mit der Zeit wird er sie vielleicht verbessern; er wird ihren Stoff, ihre Form, ihren Namen verändern; aber er nimmt sie unterdessen so an, wie sie ihm übergeben werden; er bedient sich derselben, bis Nachdenken und Erfahrung ihn auf ihre Mängel und die Vervollkommnungen, deren sie fähig sind, aufmerksam machen.

Denen, welche das Studium der Geschichte beginnen, gibt man einen kurzen Abriß in die Hand. In der Vorrede zu der Abhandlung über die Universalgeschichte (Discours sur l'Histoire universelle) gebraucht der Bischof von Meaux einen bemerkenswerthen Vergleich: „Diese Art Universalgeschichte ist „neben den Geschichten eines jeden Landes und eines jeden „Volkes das, was eine allgemeine Landkarte neben den spe„ciellen Landkarten ist. Auf den speciellen Landkarten sieht

„man alle Einzelnheiten eines Königreiches oder einer Provinz; „auf den allgemeinen Karten lernt man das Verhältniß dieser „Theile der Welt zum Ganzen kennen; man sieht, was Paris ‚oder Ile-de-France im Königreich, was das Königreich in „Europa, und was Europa in der Welt ist.“

Die Vergleichung der Weltkarte mit den besondern Landkarten findet ihre vollkommene Anwendung auf das Studium der Wissenschaften. Jede Wissenschaft in der That bildet ein Ganzes, das man sich aneignen muß, wenn man den Werth der Einzelnheiten, aus denen sie besteht, würdigen will. Zwar sind die Begriffe des Gesammt-Ganzen fast immer unvollkommen und oft ungenau; aber diese Schwierigkeit ist nicht so groß, als jene, ohne Stützpunkt, ohne alle Kenntniß, ohne einen Führer, der uns leitet, im Dunkeln zu wandeln.

Die Elementarkenntnisse, sagt man uns, sind nur das Gerippe der Wissenschaft. Ich gebe es zu; aber wie häßlich es auch ist, so erspart es uns doch eine mühsame Arbeit, bestünde sie auch nur darin, daß wir jenes selbst zusammensetzen müßten. Uns bleibt also nur die Mühe übrig, seine Mängel zu ersetzen, es mit Nerven, Muskeln zu bekleiden, ihm Form, Wärme, Bewegung und Leben zu geben!

Zwischen einem Menschen, der seine Kenntnisse dem Studium der Principien einer Wissenschaft verdankt, und Demjenigen, der sein Wissen, so zu sagen, im Fluge sich aneignet, ist der Unterschied groß und greifbar. Der Eine zeichnet sich durch die Klarheit seiner Ideen, durch die Angemessenheit der Sprache aus; der Andere kann bisweilen durch die Mannigfaltigkeit, durch die geschickte Anwendung und durch die Auswahl seiner Kenntnisse glänzen; bei der ersten Schwierigkeit aber fällt seine geliehene Wissenschaft zusammen, und das Geheimniß seiner Unwissenheit, die Eitelkeit seines Wissens verräth sich in schmählicher Weise. ([17])

XVIII. Kapitel.
Die Erfindung.

§. I. Was derjenige thun muß, der nicht mit schöpferischem Talente begabt ist.

Ich glaube, mich über die verschiedenen Methoden des Unterrichts hinreichend ausgesprochen zu haben: gehen wir zur Methode der Erfindung über!

Auf die Jugend folgt das reife Alter; ebenso folgen auf die Elementarstudien tiefere und ausgebreitetere Studien. Selbstständig geworden, kann der Mensch größere Unternehmungen wagen, noch nicht oder selten betretene Wege einschlagen. Hat er aber von der Natur kein schöpferisches Talent erhalten, so wird er sich zwar an die Elementarmethode halten müssen, aber dessenungeachtet den Kreis seiner Arbeiten erweitern können. Er wird seine Führer und Vorbilder in den Werken der Meister finden. Man glaube aber nicht, daß er deßhalb zu blinder Knechtschaft verdammt sei; daß er es nicht wagen dürfe, mit der Autorität des Meisters sich zu entzweien! Im litterarischen und wissenschaftlichen Heerlager ist die Disciplin hierin nicht strenge. Ein Soldat kann hier seinen Vorgesetzten Bemerkungen machen.

§. II. Wissenschaftliche Autorität.

Man muß unter die seltenen Ausnahmen diejenigen Menschen rechnen, die fähig sind, allein ein Banner zu erheben und es vorauszutragen. Besser ist es, als Soldat sich dem Befehl eines geschickten Anführers zu unterwerfen, als sich die Wichtigkeit eines Feldherrn zu geben und als erbärmlicher Guerillero auszuziehen.

Bin ich also im wissenschaftlichen und litterarischen Gebiet ein rücksichtsloser Apostel der Autorität? Das voraus

Gesagte muß das Gegentheil bewiesen haben. Ich mache nur auf ein Gesetz der Nothwendigkeit aufmerksam, dem die meisten Geister unterworfen sind. Der Epheu, dessen schwacher Stengel sich an die Eiche anschmiegt, erhebt sich mit ihr in die Lüfte; er schleppt sich auf der Erde fort, wenn er einsam wächst. Im Uebrigen wird unsere Bemerkung am Lauf der Dinge Nichts ändern; sie ist weniger ein Rath, als die Bestätigung einer Thatsache. Ich sage: einer Thatsache; denn ungeachtet unseres anmaßlichen Strebens nach Unabhängigkeit können wir nicht läugnen, daß ein großer Theil der Menschheit der Leitung einiger Führer, die ihr je nach ihren guten oder bösen Bestrebungen auf dem Weg zur Wahrheit oder auf dem zum Irrthum vorausgehen, folgt und noch immer gefolgt ist.

Diese Thatsache bestätigt sich in allen Ländern, in allen Jahrhunderten. Sie kann nicht weggeläugnet werden, weil sie ihre Ursache in der Natur des Menschen selbst hat. Der Schwache fühlt die Ueberlegenheit des Starken und demüthigt sich vor ihm. Das Genie ist nicht das Erbtheil des menschlichen Geschlechtes; es ist das Vorrecht einiger wenigen Geister. Wie man bemerkt hat, huldigen die Massen von Natur dem Despotismus; indem sie instinctmäßig ihre Ohnmacht zur Selbstführung fühlen, wählen sie sich einen Herrn. Was nun im Kriege und in der Politik geschieht, das sehen wir auch in der Welt der Wissenschaften vorgehen. Auch hier gibt es jenen gewöhnlichen Menschenschlag, jene Masse, welche sich um die beredtesten und geschicktesten Vorkämpfer schaaren. Wie das Gesammtvolk auf den alten Maifeldern, so läßt auch jene Schaar von der Begeisterung sich fortreißen: sie jauchzt den Führern zu, die sie liebt, und spricht wie dort: „Dein Wissen ist größer, als das unsrige, du sollst unser König sein!"

§. III. Die wissenschaftliche Autorität hat in unsern Tagen eine Aenderung erlitten.

In dem Maße, als die Presse die Wissenschaft zum Gemeingut machte, hat man glauben können, daß die Erscheinung,

von der wir sprechen, zu verschwinden drohe. Sie hat nur eine veränderte Gestalt angenommen, das ist Alles. Als die Führer nicht sehr zahlreich waren, als die Autorität sich auf einige Schulen concentrirte, theilten sich die unter eine gemeinsame Autorität geschaarten Geister, wie Heere, in zwei bis drei feindliche Lager. Heut zu Tage ist es anders: Schulen und Führer kommen in größerer Anzahl vor; die Disciplin hat nachgelassen; die Krieger laufen von einem Lager in das andere über; wir sehen den Vortrab und die Nachzügler; die Vortruppen, die ohne Weisung und Befehl ihrer Führer sich in Scharmützel einlassen; scheinbar sieht man keine Armee; ein Jeder bahnt sich seinen Weg. Aber täuschet euch nicht; ungeachtet dieser Unordnung bestehen die Hauptheere. Jeder erkennt die Seinigen, und bei einer Niederlage ziehen sich die Besiegten zu dem Hauptkern zurück, der die Aufgabe hat, den Rückzug zu decken.

Vielleicht dürften wir bei genauerer Betrachtung finden, daß die Führer nicht zahlreicher als ehemals sind. Entwerfet ein Gemälde der Wissenschaften; was sehet ihr in einer jeden? Ein Banner, einen Mann, einen einzigen Mann, der es trägt, und wie in der Vergangenheit, wie immer, eine ihm nachstürzende Masse.

Schauet euch auf dem Theater, im Roman um: hinter einigen seltenen Notabilitäten drängt sich der Haufe der Nachahmer vor. Die Politik, die Geschichte, die Philosophie haben ihre Meister, deren Denkweise und Meinungen die übrigen Menschen sklavisch annehmen. Sind die philosophischen Schulen des unabhängigen Deutschlands nicht eben so getheilt und verschieden, als es ehedem die Schulen des heiligen Thomas, Scott's und Suarez's waren. Wenn die Philosophen der Universitäten in Frankreich die demüthigen Schüler Cousin's sind — was ist hinwiederum Cousin selbst anders, als der Nachfolger Hegel's und Schelling's? Einige aus den Werken Guizot's oder eines andern Schulkoryphäen erborgten Gedanken, sind dieß nicht der wissenschaftliche Reisebündel, womit die

Meisten in die Welt hinausziehen, um Philosophie der Geschichte zu lehren? Sind nicht die Werke eines Filangieri, Beccaria, Benjamin Constant, Bentham die Quelle, aus der die Professoren der Gesetzgebung und des Naturrechts schöpfen?

Erkennen wir diese Thatsache an, die zu deutlich in die Augen fällt, als daß es möglich wäre, sie zu läugnen oder zu mißkennen! Schmeicheln wir uns nicht damit, einen Instinct zu zerstören, der stärker ist, als unser Wille, stärker als wir selbst; so viel aber an uns liegt, wollen wir seine schädlichen Einflüsse unwirksam machen. Wenn die Unzulänglichkeit unserer Einsichten uns zwingt, zu dem Wissen Anderer unsere Zuflucht zu nehmen, so handeln wir weise und vorsichtig. Geben wir aber unser Recht, selbst zu prüfen, nicht auf! Das Genie des Menschen, so groß es auch sein mag, ist dem Irrthum unterworfen. Trauen wir der Begeisterung nicht, und hüten wir uns, dem Geschöpfe das beizulegen, was nur in der Macht Gottes steht!

§. IV. Das Talent der Erfindung. Laufbahn des Genies.

Dem Menschen, der sich selbst genügen kann, der bei der Prüfung der Werke der großen Meister, weit entfernt, sich als Zwerg unter Riesen zu fühlen, zu sich vertrauensvoll sagt: Ich werde Einer aus ihnen, ihres Gleichen werden, — diesem gebührt ganz besonders die Methode der Erfindung. Er beschränke sich nicht auf die Kenntniß der Bücher; er lerne die Dinge kennen! Die betretenen Wege sind nicht für ihn. Es gibt andere, die ihn schneller und höher hinaufführen. Begriffe, Sätze, Urtheile, er muß Alles analysiren, Alles seiner Prüfung unterstellen. Seine Wissenschaft sei nicht die der Erinnerung, sondern eine Wissenschaft der Beobachtung, des Gedankens, der Schöpfung; sie sei seine eigene Substanz!

Wir haben die Regeln aufgestellt, die befolgt werden müssen. Es ist unnütz, unmöglich, in das Einzelne einzugehen. Dem Genie seinen Weg vorzeichnen, oder die unendlichen Ausdrücke und Schattirungen der menschlichen Physiognomie auf

einige Geberden beschränken wollen, ist eine und dieselbe Unternehmung. Wann ihr sehet, wie der geniale Mensch sich wie ein Riese in seine Laufbahn wirft, dann sprechet keine eitlen Worte und sparet eure unfruchtbaren Rathschläge! Saget bloß zu ihm: „Bild der Gottheit, erfülle deine Bestimmung; „aber vergiß nicht deinen Ursprung und dein Ende! Du ent„faltest das Segel, und weißt nicht, wohin du steuerst; erhebe „die Augen gen Himmel und frage bei Dem an, der dich ge„macht hat; Er wird dir seinen Willen zeigen: Der Wille „Gottes! Da ist deine Größe; da ist dein Ruhm!" (18)

XIX. Kapitel.

Das Erkenntnißvermögen, das Herz und die Einbildungskraft.

---

§. I. Jede Fähigkeit der Seele werde mit Geschick angewandt! Dido, Alexander.

Ich habe im XII. Kapitel gesagt, daß es in gewissen Fällen, um zum Wahren zu gelangen, nothwendig sei, zugleich mehrere verschiedene Fähigkeiten zu entfalten, unter denen ich auch das Gefühl genannt habe. Das ist in der That nothwendig, wann es sich um Wahrheiten handelt, die zu dieser Fähigkeit in Beziehung stehen, wie z. B. das Schöne, das Erhabene 2c. Man begreift jedoch, daß diese Bemerkung auf Wahrheiten einer andern Ordnung, auf Wahrheiten, die in keiner Weise das Gefühl einschließen, nicht angewendet werden kann.

Will ich die Schönheiten würdigen, mit denen Virgilius die Episode der Dido so reich ausgestattet hat, so rufe ich nicht das logische Schlußvermögen, sondern das Gefühl, die Einbildungskraft zu Hilfe; während ich, um in moralischer Beziehung das Betragen der Königin von Carthago zu beur-

theilen, diesen beiden Fähigkeiten Stillschweigen auferlege und mit Hilfe der Vernunft die ewigen Principien der Tugend kaltblütig zum Maßstab nehme.

Ich lese im Quintus Curtius das Leben Alexanders; ich sehe mit Bewunderung den macedonischen Helden unerschrocken in die Gewässer des Granikus stürzen, bei Arbela siegen, die Heere des großen Königs vernichten und wie im Fluge den Orient seiner Macht unterwerfen. Es liegt in diesen Thaten ein Glanz, eine Größe, die ich nicht würdigen könnte, wenn ich meine Seele jedem Gefühl verschlöße. Vermöchten wir mit Hilfe der Analyse nach ihrem ganzen Werthe jene erhabene Erzählung des heiligen Textes (I. Mach. c. 1) zu schätzen: „Und es geschah, daß Alexander, Sohn des Philippus, der „erste macedonische König Griechenlands, nachdem er aus dem „Land Cethim gezogen war, Darius, den König der Perser „und Meder, in die Flucht schlug, zahlreiche Schlachten lieferte, „alle festen Plätze eroberte und mit dem Schwert die Könige „der Erde tödtete. Er drang bis an die äußersten Grenzen „der Welt vor, bemächtigte sich der Beute der Nationen, und „die Erde verstummte vor ihm?" Gelangt man zu diesen letzten Ausdrücken, so entsinkt das Buch den Händen, die Seele fühlt sich von Schauer ergriffen. Vor einem Menschen verstummt die Erde; großartiges Bild eines Eroberers! Hier analysiren, erörtern, kritisiren heißt nicht begreifen. Nein; ich vergesse die Philosophie und ihre Lehren; meine Einbildungskraft wird entflammt; ich lasse meine Seele fühlen; ich sehe den Sohn Philipps aus dem Lande Cethim ausziehen, mit Riesenschritten bis zu den äußersten Enden der Welt vordringen; und ich höre, so zu sagen, das Schweigen der Erde, wie sie von Schrecken ergriffen vor ihm verstummt.

Nehme ich mir aber vor, die Gerechtigkeit und den Nutzen der Eroberungen des macedonischen Fürsten zu untersuchen, so schneide ich der Phantasie ihre Flügel ab, gebiete Schweigen der Begeisterung; ich vergesse den jungen Monarchen und seine unsterblichen Waffengefährten, unter denen er hervorragt, wie

der Jupiter der Fabel unter den ihn begleitenden Göttern; ich sehe, ich höre nur mehr die ewigen Principien der Gerechtigkeit, die unverjährbaren Rechte der Menschheit. Was der Unparteilichkeit meiner Vernunft ein zu großes Hinderniß entgegensetzen könnte, entferne ich; die Glorie des Eroberers würde mir den ungerechten Angreifer verbergen; der Ruhm würde mich das vergossene Blut nicht sehen lassen, und ich wäre vielleicht versucht, dem Helden zu verzeihen, der, zum Gipfel des Ruhms und der Macht angelangt, in dem Alter von dreiunddreißig Jahren auf sein Lager hinsinkt, in dem Bewußtsein, daß er sterben werde: Et post haec decidit in lectum et cognovit quia moreretur. (Mach., l. I. c. I.)

§. II. Einfluß des Herzens auf die Vernunft. — Ursachen und Wirkungen.

Niemand zieht den Einfluß der Leidenschaften auf das Herz in Zweifel; ich werde also diese nur zu bekannte Wahrheit nicht zu beweisen suchen; aber man hat nicht genug den Einfluß beobachtet, den sie aufden Geist auch hinsichtlich solcher Wahrheiten ausüben, die zu unsern Handlungen in keiner Beziehung zu stehen scheinen. Und doch ist vielleicht dieß einer der wesentlichsten Punkte der Kunst zu denken; deßhalb will ich mich darüber etwas ausführlich verbreiten.

Könnte sich unsere Seele, bloß mit dem Erkenntnißvermögen begabt, zu den äußern Gegenständen in unmittelbare Beziehung setzen, so würden wir sie, weil sie dieselben bleiben, stets auf die nämliche Art und Weise sehen. Wenn das Auge, der Gesichtskreis, die Richtung des Lichtes sich nicht ändern, so wird auch der Eindruck nicht wechseln; ändert sich aber eine dieser Bedingungen, so ändert sich auch der Eindruck; der Gegenstand wird mehr oder minder groß, seine Farbe mehr oder minder lebhaft; er ändert sich oder gestaltet sich vollständig um. Der Fels einer Ruine erscheint uns in der Ferne wie die Kuppel eines majestätischen Gebäudes; und manches Meisterwerk der Kunst kommt in einer unserm Auge kaum zugäng-

lichen Entfernung dem getäuschten Blicke wie ein Felsblock vor, den ein Zufall auf den Abhang des Berges geworfen.

So verhält es sich mit der Sehe des Geistes; die nämlichen Gegenstände gewähren nicht nur verschiedenen Menschen, sondern sogar einer und derselben Person einen verschiedenen Anblick. In einem Moment dehnt sich ein Schleier über unsere Augen aus; die Scene wechselt, wir sind in eine andere Welt versetzt. Alles nimmt eine andere Form, andere Farben an. Man möchte glauben, die Gegenstände seien von dem Wunderstab eines Zauberers berührt worden.

Der Zauberer, der sind wir selbst, der ist unser eigenes Herz; haben wir uns geändert, so ändert sich Alles um uns. Wann das Schiff in die See sticht, so scheint der Hafen, den wir verlassen, das Ufer, die Monumente, die Berge hinter uns zu fliehen; Nichts flieht, als das Schiff.

Merkwürdige Erscheinung! nicht nur, wann unsere Seele tief aufgeregt ist, wann die Leidenschaften, so zu sagen, in offenem Aufruhr begriffen sind; sondern fast immer inmitten einer scheinbaren Ruhe geht die Aenderung in unserer Art, zu fühlen und zu denken, vor; und dieser Wechsel ist um so gefährlicher, je weniger die Ursachen, die ihn hervorrufen, bemerkt werden. Man hat die Leidenschaften in mehrere Klassen eingetheilt; aber mag nun diese philosophische Classification nicht vollständig gewesen sein, oder mag eine Leidenschaft andere erzeugen, die Töchter oder Umbildungen der ersten sind — soviel ist gewiß, daß, wenn man die aufeinanderfolgenden Abstufungen, die Bewegungen, die Schattirungen beobachtet, durch die unsere Gefühle sich hindurch winden, man zu glauben versucht wäre, es zögen die veränderlichen Lichtbilder eines phantasmagorischen Schauspiels am Auge vorüber. Es gibt Augenblicke der Ruhe und Augenblicke des Sturmes, Augenblicke der Bitterkeit und wieder andere der Güte, Augenblicke der Härte und der Sanftmuth, der Entmuthigung und der Festigkeit, des Enthusiasmus und der Geringschätzung, der Freude und der Trauer, des Stolzes und des Gefühles der

eigenen Nichtigkeit; es gibt Augenblicke der Hoffnung und der Verzweiflung, Augenblicke der Geduld und des Zornes, der Erschlaffung und der Thätigkeit, des Dranges sich mitzutheilen und der Verschlossenheit, der Freigebigkeit und der Habsucht, der Verzeihung und der Rache, der Nachsicht und der Strenge, des Wohl- und Mißbehagens, der Langweile und der Munterkeit, des Ernstes und der Leichtfertigkeit, des Flattersinnes und erhabener Denkweise, ernste Momente und Augenblicke voll munterer Einfälle ... Wer könnte doch die Veränderungen alle zählen, denen unsere Seele unterworfen ist? Minder veränderlich ist das Meer, das vom Orkan gepeitschte oder von den Zephyren gewiegte Meer; das von den Morgenwinden gekräuselte oder unter einer bleiernen Atmosphäre unbewegliche, von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldete, von dem blassen Scheine des Nachtgestirnes gebleichte, mit funkelnden Sternen besäete Meer; das Meer, dessen Anblick bleifarbig scheint, wie das Antlitz des Todes; das Meer, das in der ganzen Feuergluth des Südens schwimmt; das Meer, welches düster und unheimlich wie das offene Grab schweigt.

§. III. Ein einziger Tag des Lebens.

An einem schönen Maimorgen erhebt sich am Horizont majestätisch das Tagesgestirn und gibt den leichten im Aether schwimmenden Wolken die zarteste Färbung; wie das blondgelockte Haar eines Kindes, so entfaltet es allenthalben seine vergoldeten Strahlen; die Vögel erwachen und singen der aufgehenden Sonne ihren Willkomm. Alles athmet Frieden, Harmonie; Alles spricht von einer wohlthätigen Vorsehung. Ein Mensch betrachtet mit unaussprechlicher Wonne diese Naturscene; seine ruhige, heitere Seele erschließt sich gern den süßen Gefühlen der Dankbarkeit; ein günstiger Wind schwellt, so zu sagen, ihre Segel; was ihn umgibt, setzt sein Glück darein, ihm zu gefallen; keine stürmische Leidenschaft bewegt sein Herz; die Wiederkehr der Tagesdämmerung am Himmel hat allein seinen friedlichen Schlaf unterbrochen.

Er öffnet zerstreut ein Buch, das er zufällig aus seiner Bibliothek genommen hat; es ist eine Novelle, wie man deren in unsern Tagen so viele schreibt: „Ein mißkanntes Genie ver„flucht die Gesellschaft, die ihn nicht zu begreifen verstanden „hat. Er verflucht die Erde und den Himmel; er verflucht die „Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft; er verflucht „Gott, er verflucht sich selbst; und ermüdet, über seinem Haupte „nur eine düster und trüb blickende Sonne zu sehen, auf einer „unfruchtbaren und verwüsteten Erde zu wandeln, ist er im „Begriff, seinem Dasein ein Ende zu machen. Ehe er sich in „den Abgrund stürzt, sinnt er zum letzten Mal über die Natur, „über die Schicksale des Menschen, über die Ungerechtigkeiten „der Gesellschaft nach, 2c."

Alberne Uebertreibungen! ruft ungeduldig der Held unserer Erzählung aus. Ohne Zweifel gibt es Uebel in der Welt, aber auch etwas Anderes als nur Uebel. Nein, die Tugend ist nicht von der Erde verbannt; es gibt noch edle Herzen, das weiß ich. Dank dem Himmel, die großen Verbrechen sind eine Ausnahme. Unsere meisten Irrthümer und Fehler kommen von unserer Schwachheit, und schaden übrigens weit weniger Andern, als uns selbst. Nein! das Glück ist nicht unmöglich. Wenn die Unglücksfälle häufig sind, so wäre es ungerecht, sie alle der Bosheit des Menschen Schuld zu geben. Die Natur der Dinge gibt uns Aufschluß über dieses Elend, das übrigens bei Weitem nicht so schrecklich ist, als man es so gern schildert. Diese Litteratur ist falsch unter allen Gesichtspunkten! So sprechend wirft er sein Buch zu, und indem er die traurigen Gedanken verscheucht, gibt er sich den süßen Träumereien hin, die der Reiz der Landschaft in ihm erweckt.

Die Zeit verfließt; es kommt die Stunde der Geschäfte. Der Tag wird nicht so schön sein, als der Morgen es zu versprechen schien; der Himmel hat sich überzogen. Unser Philosoph hat ausgehen müssen, der Regen fällt stromweise herab, und in einer engen und schmutzigen Strasse bespritzt ihn ein vorüberfahrender Cavalier, der sich um die Fußgänger wenig

kümmert, mit Koth. Wie! sollten sich seine Meinungen wegen solcher Kleinigkeit geändert haben? Nein! aber schon erscheint das Leben nicht mehr so lachend; seine Philosophie hat sich umdüstert, wie der Himmel. Indeß ist die Sonne nicht für immer verschwunden; und wiewohl das Leben seine traurigen Wechselfälle hat, obschon der wohlwollende Philosoph dieses Morgens ganz leise bei sich Wünsche hegt, die dem unglücklichen Cavalier gerade nicht sehr günstig sind, klagt er doch noch nicht die gesammte Menschheit an.

Er begibt sich zu einem Freund in einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit; ein Unglück kommt niemals allein; man empfängt ihn kalt, man weicht den verlangten Erklärungen aus. Er geht mißtrauisch und mürrisch fort. Sein Argwohn wird bald zur Gewißheit; er erfährt, daß er das Opfer eines gehässigen Complots sei, daß ihn sein Freund verrathe. Jeder bedauert ihn, Jeder gibt ihm einen guten Rath, aber Niemand kommt ihm zu Hilfe; es ist übrigens zu spät, um der Gefahr vorzubeugen!

Der Verlust ist unermeßlich; der Ruin vollständig. Jede Hoffnung ist auf immer verloren. Von Schmerz gebeugt kehrt er in seine Wohnung zurück, um sich hier der Verzweiflung ganz Preis zu geben. Das Buch, das er am Morgen gelesen, liegt noch auf seinem Tische; dieser Anblick erinnert ihn an die ersten Eindrücke des Tages. Wie sehr hast du dich geirrt, spricht er wehmuthsvoll zu sich, als du in deinem einfältigen Sinn die Schilderungen, die uns gewisse Philosophen von der Welt liefern, Uebertreibung nanntest! Ja, diese Philosophen haben Recht! Ja, der Mensch ist ein verderbtes Wesen! Die Gesellschaft ist eine Rabenmutter! Ehrlichkeit, Tugend, Dankbarkeit, Freundschaft sind schönklingende, leere Worte, deren einziger Sinn Täuschung ist. Selbstsucht, Treulosigkeit, Verrath, Lüge, das sind die einzigen Tugenden der Erde. Warum ist uns das Leben gegeben worden? Wo ist die Vorsehung? wo die Gerechtigkeit Gottes?

Man sieht: von seiner sanften und gesunden Philosophie

ist Nichts mehr übrig; Alles ist im Schiffbruch seines Vermögens und seiner Hoffnungen umgeschlagen. Und dennoch verfolgen in der Welt alle Dinge ihren gewohnten Lauf. Man kann nicht sagen, die Menschheit sei schlechter geworden, weil ihm ein unerwartetes Unglück zugestoßen ist. Er allein hat sich geändert; seine Denkweise ist nicht mehr dieselbe. Die Bitterkeit, wovon sein Herz voll ist, hat sein Erkenntnißvermögen getrübt. Den Eingebungen des Schmerzes und der Verzweiflung folgend, rächt er sich an der Welt dadurch, daß er sie mit den schwärzesten Farben darstellt. Man glaube jedoch nicht, daß er gegen seine Ueberzeugung urtheilt. Nein, er sieht jetzt die Dinge wirklich so an, wie er sie schildert; gerade so, wie er sie am Morgen in der Färbung darstellte, in welcher er sie zu sehen glaubte.

Wir haben ihn in einem Zustand verlassen, in welchem er verzweiflungsvolle Fragen an sich stellte, auf die er ohne Zweifel eine gotteslästernde Antwort zu geben im Begriffe stand, als ein Freund seinen Monolog plötzlich unterbricht.

— Ich habe den gegen dich angezettelten Verrath erfahren.

— So ist die Welt! So viel ist die Freundschaft werth!

— ... Und ich komme zu dir, um die Folgen davon abzuwenden. Ich habe die Mittel dazu, höre: Die Nachricht von dem Unglück, das dich trifft, ist in dem Augenblick zu meinen Ohren gekommen, wo ich ein wichtiges Geschäft betrieb. Ich habe auf der Stelle meine Gelder zurückgenommen; du sollst sie erhalten. Ei sieh! das Beispiel des Guten ist ansteckend, wie das des Bösen. Meine Freunde haben mir ihrerseits ihren Beistand angeboten. Wir haben über das Geschäft nachgedacht und es in's Reine gebracht; verliere keine Zeit. Beuge durch deine Thätigkeit den Anschlägen deines Feindes vor. Du wirst in dieser Brieftasche die nöthige Summe finden. Lebe wohl!

Die Brieftasche fällt neben dem verhängnißvollen Buch nieder, und von Neuem nimmt Alles eine andere Gestalt an.

Nein: Tugend, Freundschaft, Uneigennützigkeit sind keine bloß wohlklingenden und leeren Worte! Morgen wird die Sonne rein und strahlend aufgehen, die Vögel werden den frohen Willkomm dem Tagesanbruch in der frischen Morgenluft singen. Die Vorsehung wird freundlich lächeln, das Leben voll schöner Hoffnungen sein. Innerhalb eines Tages hat die Philosophie eines Menschen, die veränderlich ist wie die Ereignisse und sein Herz, einen vollen Kreis beschrieben. Wie die Gestirne am Himmel nach ihrer Umwälzung, also ist sie wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt.

§. IV. Eine politische Meinung.

Eine Wahl hat stattgefunden, an der die Muskelkräfte keinen geringern Antheil genommen haben, als die Macht der Rede oder der politischen Ueberzeugungen (das ist wenigstens die Meinung der besiegten Partei). Die Schelle des Präsidenten hat gegen Stentorsstimmen, die aus eisernen Brüsten herausdrangen, vergebens gekämpft. Man hat die Diskussionen in einen Faustkampf ausarten sehen. Unser Held gehört nicht der siegenden Partei an, er hat fliehen und sich verbergen müssen. Hütet euch jedoch, seinen Muth anzuklagen. Es gibt Gesetze der Klugheit, es gibt ein Decorum, das ein Mann von Anstand nicht vergessen darf.

Seine Eigenliebe, seine Hoffnungen sind getäuscht worden. Die Fahne der Freisinnigkeit, die er hoch empor hielt, als er das Wahlfeld betrat, entfärbte sich unter dem Volkssturm, wie jene Stoffe von mittelmäßigem Werth, welche die Wasserprobe nicht aushalten können. „Das ist eine traurige Komödie; wir fallen in die Barbarei zurück,“ sagt er mit der Miene eines tief überzeugten Mannes. „Es ist für uns nur in eiserner Hand das Heil zu finden. Der Despotismus hat seine Mißstände, ich weiß es, aber zwischen zwei Uebeln muß man das geringere wählen. Die Repräsentativ-Regierung, eine Regierung der aufgeklärten Vernunft und des freien Willens, bewundere ich im Schlaraffenland und in Zeitungsblättern.

In der Wirklichkeit nützt sie bloß der Intrigue, der Unverschämtheit, der Keckheit. Ich bin enttäuscht."

In Folge der Unruhen wird der Belagerungszustand verkündigt; die Militärgewalt herrscht. Der Aufruhr tritt in den Schatten zurück, und die Stadt erlangt die Ruhe wieder. Unser Wahlmann beginnt seine friedlichen Geschäfte wieder; die Sicherheit kehrt zurück; er vergißt allmählig den Lärm der Wahlen, die Stentorsstimmen, welche die seinige erstickt haben, und die Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen.

Unterdessen ist er genöthigt, eine Reise zu machen. Man stellt die Pässe nur mit großer Schwierigkeit aus. Die Militärbehörde besetzt das Rathhaus. Die Schildwache ist strenge; am Eingangsthor spricht sie die Worte: Man darf nicht passiren! mit barscher Stimme aus und hält ihn an. Er erklärt sich, unterhandelt und dringt endlich in's Innere ein. Die Stunde drängt ihn, er verlangt inständig, daß man ihn zum öffentlichen Beamten führe. Hat er nicht Anspruch auf einige Begünstigungen, er, der Freund der Ordnung, der eifrige Vertheidiger der Gewalt! Aber die niedern Beamten, die ihre Höflichkeit nach der Wichtigkeit bemessen, die sie sich zur Zeit einer gefährlichen Krisis geben, antworten trocken: „Warten Sie, bis Sie die Reihe trifft!"

Die Reihe kömmt an ihn; der Beamte empfängt ihn mißtrauisch. Die Führer des letzten Aufstandes werden thätig gesucht. Warum die Stadt verlassen? Der Beamte überhäuft ihn mit Fragen, stellt ihm endlich mit frostiger Miene einen Paß aus, senkt den Kopf und geruht kaum, den Gruß des sich fortbegebenden Reisenden zu erwiedern.

Gleichviel. Sein Aerger, den wir so eben beschrieben, sogar diese letzte Scene haben seine politischen Ueberzeugungen nicht geändert; nein. Doch, was weiß ich? Vielleicht dürften wir in ihm nicht mehr dieselbe entschiedene Neigung zur absoluten Macht finden. Höret ihn: „Es ist gut, in einer Ver-
„fassung der menschlichen Würde Rechnung zu tragen; man
„kann nicht läugnen, daß im Despotismus eine gewisse Starr-

„heit liegt, die sich selbst im Räderwerk der Verwaltung fühl„bar macht, ꝛc. ꝛc.“

Unglücklicher Weise ist der Beamte in seinem Verdachte sehr weit gegangen: als verdächtiger Mann von ihm bezeichnet wird unser Held im Augenblick, wo er in den Wagen steigen will, angehalten, in's Gefängniß abgeführt, in engen Gewahrsam gesetzt; und ungeachtet der triftigen Vermuthungen seiner Unschuld, zu denen ein anständiges Aeußere, eine Achtung gebietende Wohlbeleibtheit und das gutmüthigste Gesicht veranlassen, muß er mehrere Tage darin zubringen. So viel bedurfte es nicht, um seine neuen schon heftig erschütterten Ansichten gänzlich umzustoßen. Das rohe Benehmen, womit man ihn festgenommen, der Aerger, den er beim Verhör empfunden, die schlechte Luft und das Dunkel des Gefängnisses beleben wieder zusehends seinen sterbenden Liberalismus. Er studirt die Menschenrechte; er haßt die Willkür, er verabscheut die absolute Gewalt, er hegt heiße Wünsche (wiewohl ganz leise), es möge die individuelle Freiheit, die Constitution endlich einmal zur Wahrheit werden.

Sein politischer Glauben wurzelt jetzt sehr fest; wird er lange andauern? Warten wir es ab; — erwarten wir einen Aufstand, das Geschrei auf den Straßen, neue Wahlen, die Verletzung seiner Eigenliebe; bis dorthin könnet ihr auf ihn bauen.

§. V. Wechsel im Urtheile über die Todesstrafe.

Ein junger Mensch, der mit großer Liebe dem Studium der erhabenen Fragen der Gesetzgebung obliegt, hat eine beredte Abhandlung gegen die Todesstrafe gelesen. Die Unersetzlichkeit der Verurtheilung eines Unschuldigen, das gräßliche Schauspiel der Hinrichtung, selbst wann sie der wahre Verbrecher erduldet; die Nutzlosigkeit einer solchen Strafe, um das Verbrechen auszurotten oder zu vermindern — all das ist in den stärksten Farben meisterhaft dargestellt, in ergreifenden Schilderungen übertrieben und mit Erzählungen verwoben, bei denen man innerlich erzittern muß. Der junge

Mann fühlt sich tief bewegt und bildet sich ein, in ernsten Meditationen sich zu ergehen, während er in Wahrheit nur die Beute seiner Empfindungen ist; er glaubt ein Philosoph zu sein, der denkt und urtheilt, während er doch nur vom Mitleiden beherrscht wird. Nach seiner Meinung ist die Todesstrafe unnütz; und wann sie auch eine verdiente wäre, so genügt doch die Nutzlosigkeit, um ihre Anwendung als sogar in hohen Grade verbrecherisch erscheinen zu lassen. Gerade hierin sollte die Gesellschaft ernst darauf bedacht sein, um sich von diesem grausamen Brauch frei zu machen, den ihr weniger aufgeklärte Generationen überliefert haben. Die Ueberzeugungen des neuen Adepten lassen Nichts zu wünschen übrig; in ihnen vereinigen sich sociale und menschenfreundliche Erwägungen; für jetzt, so scheint es, vermöchte Nichts diese Ueberzeugungen zu erschüttern.

Unser junger Philosoph spricht über diese Frage mit einem gelehrten und erfahrenen Beamten, welcher der Ansicht ist, daß die Abschaffung der Todesstrafe eine undurchführbare Illusion sei. Er entwickelt zuerst die Principien der Gerechtigkeit, worauf die Todesstrafe sich gründet, malt in lebhaften Farben die verderblichen Folgen ihrer Abschaffung, schildert die Schlechtigkeit der Verbrecher, spottet jeder andern Strafe, erinnert an die Verpflichtung der Gesellschaft, den Schwachen und den Unschuldigen zu schützen, erwähnt einige Fälle, in welchen die Grausamkeit des Mörders und die Leiden des Opfers in ihr helles Licht treten. Das Herz des Jünglings empfindet schon neue Eindrücke; eine sittlich gesunde Entrüstung hebt seine Brust; der Eifer für die Gerechtigkeit durchglüht und entflammt ihn; seine gefühlvolle Seele schwingt sich zu der des Beamten auf; er empfindet einen edlen Stolz in dem Vorsatze, die Gefühle eines ungerechten Mitleides niederzukämpfen und zu beherrschen, sie auf dem Altare der großen Interessen der Menschheit aufzuopfern; und sich schon im Voraus auf den Richterstuhl erhoben sehend, mit der Toga des Beamten bekleidet, scheint er im Herzen zu sich zu sprechen:

„Ja, auch du würdest gerecht zu sein wissen; auch du verständest, dich selbst zu besiegen; auch du würdest, wenn es nothwendig wäre, dem Zuge und dem Impuls deines Gewissens folgen und, die Hand auf's Herz gelegt, den Blick zu Gott erhoben, das Todesurtheil sprechen, um der Gerechtigkeit zu willfahren."

§. VI. Einige Bemerkungen, um sich vor dem schlechten Einfluß des Herzens zu hüten.

Die Stimmungen des Herzens wirken mächtig auf die Vernunft ein. Dieß sollte man nie vergessen; aber gerade an diese Wahrheit wird selten gedacht. Daher kommt es, daß sich so wenige Menschen dem Geiste ihrer Zeit entziehen, die besondern Umstände, von denen sie gedrängt werden, die Vorurtheile ihrer Erziehung, den Einfluß des persönlichen Nutzens beherrschen und sich darüber hinwegsetzen; darum ist die Zahl derjenigen Menschen so gering, die ihre Handlungen und sogar ihre Gedanken mit den Vorschriften des göttlichen Gesetzes in Einklang bringen, das erfassen, was außerhalb der Sphäre der Zeit liegt, und die Zukunft der Gegenwart vorziehen. Was unsere Blicke auf sich zieht, das Interesse oder die Leidenschaft des Tages, der Stunde, des Augenblicks — das entscheidet über unsere Handlungen und sogar über unsere Ansichten.

Derjenige, welcher richtig denken will, lerne sich zuerst selbst kennen und sich selbst besitzen; er prüfe oft sein Bewußtsein und sage: „Athmet deine Seele in genügender Ruhe. Wird sie von keiner Leidenschaft getrübt, welche die Dinge verschieden von dem darstellt, was sie in Wirklichkeit sind? Verbirgt sie nicht in ihren Falten eine geheime Neigung, von der sie wider ihr Wissen beherrscht wird. Stehst du, wenn du denkst und urtheilst, nicht vielleicht unter der Herrschaft irgend eines neuen, noch frischen Eindruckes, der dadurch, daß er deine Gedanken ändert, auch die Form, die Farbe und den Schein der Dinge umgestaltet? Denkst du, siehst du schon längst in derselben Weise? Denkst du, siehst du die Dinge

erst seit gestern auf diese Art an, oder vielleicht seit einem Augenblick, seitdem ein günstiges oder nachtheiliges Ereigniß deine Lage geändert hat? Hast du größere Einsichten, neue Beweise oder bloß neue Interessen gewonnen? Wo ist die Veränderung vor sich gegangen, in deiner Vernunft oder in deinen Wünschen? Die Urtheile, die du fällst, scheinen dir unfehlbar heute; würdest du, in eine andere Lage, in eine andere Zeit versetzt, ebenso urtheilen?"

Man darf es mir glauben, diese Methode kann Jedermann anwenden. Es gibt keine bessere, um den Verstand zu leiten und den Lebenswandel zu regeln. Zwar regen sich bisweilen die Leidenschaften so heftig, daß sie die Vernunft trüben, lähmen; der Mensch steht alsdann unter der Herrschaft eines gewissen geistigen Wahnsinns: die Regeln würden vergebens sein. Aber dieß ist nicht die gewöhnliche Wirkung der Leidenschaften; am häufigsten zerstören sie nicht das Erkenntnißvermögen; sondern verdunkeln es bloß; im Grunde unserer Seele leuchtet ein allerdings mattes, schwankendes Licht, das aber nicht erlischt. Sein Glanz strahlt in dem Verhältniß, als wir wachsam sind; ja, trotz der dichtesten Finsterniß, im ärgsten Sturm zeigt uns dieser Leuchtthurm der Wahrheit den sichern Hafen, wenn wir gelernt haben, über unsere Lage nachzudenken, an uns selbst zu zweifeln, Herzensregungen, diese wahren Irrlichter, nicht als zuverläßige Führer anzusehen, welche die Vernunft zu ersetzen und uns den Weg zu zeigen vermöchten.

§. VII. Ein Beispiel.

Die Leidenschaften machen uns blind; Niemand denkt daran, diese Wahrheit, die Jeder im Munde führt, anzustreiten. Nicht also die Kenntniß des allgemeinen, abstrakten Grundsatzes fehlt uns, wohl aber die anhaltende Beobachtung des Einflusses der Leidenschaften, die praktische und genaue Kenntniß der Wirkungen dieses Einflusses auf den Verstand; und diese Kenntniß wird erst durch lange und mühsame Uebung erworben. Darum bestehe ich auf diesem Punkt, darum vervielfältige ich die Beispiele.

Wir haben einen Freund, dessen schöne Eigenschaften uns entzücken; wir beeilen uns bei jeder Gelegenheit, sein Verdienst zu rühmen; wir können seine Anhänglichkeit nicht in Zweifel ziehen, wir haben Beweise dafür. Einmal jedoch gibt er uns Anlaß, über ihn zu klagen: von diesem Augenblick an ändert sich Alles. Weder ist mehr sein Geist so glänzend, noch sein Charakter so sanft, noch seine Seele so schön, noch sein Umgang so liebenswürdig, noch sein Entgegenkommen so wohlwollend; an Allem finden wir Etwas auszusetzen. Der Zug, der uns verletzt, hat den Schleier zerrissen, unsere Augen sind endlich geöffnet.

Hatten wir uns also hierin getäuscht? nein; gestern aber hinderte uns unsere Freundschaft, Unvollkommenheiten zu sehen, welche unser beleidigtes Gefühl heute übertreibt. Wir hatten uns nicht denken können, daß der Freund uns eine Gefälligkeit abzuschlagen, sich uns so wenig verbindlich zu zeigen, in einem Augenblick übler Laune seine gewöhnliche Aufmerksamkeit zu vergessen vermöchte. Hätte man uns indeß über die Möglichkeit der Thatsache vor der Probe gefragt, so würden wir geantwortet haben: „Es ist ein den menschlichen Schwächen unterworfener Mensch; also ist die Sache möglich.“ Warum also heute diese Strenge? Wer sieht es nicht? wir sind verletzt worden. Was in uns denkt und urtheilt, ist nicht die durch neue Thatsachen aufgeklärte Vernunft, sondern unser gereiztes, erbittertes Herz; wir glauben zu urtheilen; in der Wirklichkeit aber ist nur unsere Empfindlichkeit thätig.

Es gibt ein Mittel, unser eigenes Urtheil zu prüfen und zu würdigen. Setzen wir den Fall, die Beleidigung gehe uns nicht an. Die Umstände werden dieselben, die Beziehungen zwischen dem Beleidiger und dem Beleidigten ebenso zart, ebenso intim sein; alsdann werden wir aus der nämlichen Thatsache nicht dieselben Schlüsse ziehen. Wir werden erkennen, daß unser Freund Unrecht hatte, wir werden ihm vielleicht sein Verhalten mit einer gewissen Gefühlsbewegung vorwerfen; wir werden in seinem Charakter einen Fehler entdeckt haben, der uns verbor-

gen blieb; aber wir werden dennoch seine guten Eigenschaften zu würdigen wissen; wir werden ihn unserer Achtung nicht für unwerth halten; die Bande unserer Freundschaft werden darum nicht lockerer werden.

Wenn aber unsere Veränderungen — und wir sind gezwungen, dieß anzuerkennen — nicht einen Irrthum, nicht einen Fehler, nicht ein Unrecht, nicht eine Laune unseres Freundes, sondern einen Fehler, ein Unrecht, einen Irrthum, eine Laune unseres eigenen Herzens zur Ursache haben können, so laßt uns eingestehen, daß das Gefühl ein sehr unsicherer Grund ist, auf welchen wir unsere Urtheile stützen! Um sie zu läutern und zu verbessern — — wie oft dürfte es genügen, die Dinge uneigennützig und kaltblütig zu prüfen!

§. VIII. Unsere politischen Urtheile.

Unsere Freunde haben die Gewalt in Händen; sie erlauben sich gewisse gesetzeswidrige Maßregeln. „Die Umstände „sind stärker, als die Menschen," sagen wir zu ihren Gegnern; „eine Regierung darf sich nicht in eine starre, unfruchtbare „Gesetzmäßigkeit einschließen; der gesetzlichste Akt kann sehr un„gesetzlich werden. Es gibt für die Völker und die Ver„fassungen, wie für die Individuen, ein Recht auf Erhaltung, „welches vor allen übrigen den Vorzug hat und haben muß. „Was wird aus dem Recht vor der Nothwendigkeit?"

Unsere Freunde gestehen laut die Uebertretung des Gesetzes ein, wobei sie sich auf die Nothwendigkeit berufen. „Das „heißt offenherzig gesprochen. Die Freimüthigkeit ist die erste „Pflicht einer Regierung. Warum soll man die Völker täu„schen? Was gibt es Unmoralischeres, Zerstörenderes, als eine „Regierung voll Lüge und Heuchelei?"

Im Gegentheil, sie umgeben das Gesetz durch eine lächerliche Interpretation, die im offenem Widerspruch zu dem Geiste des Gesetzgebers steht.

„So groß ist ihre Achtung vor dem Recht, daß sie sich „vor demselben selbst in den dringendsten Fällen beugen. Die

„Gesetzlichkeit ist eine heilige Sache; es ist viel, wenn die Re-„gierung, außer Stand, den Geist des Gesetzes zu retten, we-„nigstens doch die Form rettet und also das verbirgt, was die „Willkür Erbitterndes und Aufregendes hat."

Aber unsere Gegner regieren: Alles ändert sich. Die Verletzung des Gesetzes wird zu einem unerläßlichen Verbrechen. „Achtung vor den Gesetzen! die Gesetze über Alles! „Wohin werden wir kommen, wenn sich die Regierung das „Recht anmaßt, sie nach ihrer Laune zu umgehen? rechtfertigt „nicht jede Macht, die das Gesetz verletzt, ihre Uebertretungen „durch das Schlagwort: Nothwendigkeit?"

Gestehen sie frei und offen die Ungesetzlichkeit: „Das heißt „doch zur Entheiligung noch den Hohn gesellen. Hätte man „sich nur einiger Maßen verstellt! aber nein! die letzten Stufen „der Willkür sind bereits erstiegen, und man wird von nun „an wissen, woran man sich zu halten hat."

Aber sie haben den Schein gerettet, indem sie die Formen der Gesetzlichkeit beibehalten haben. „Es gibt keinen schlim-„mern Despotismus, als den, der im Namen des Gesetzes „ausgeübt wird. Sollte die Umgebung desselben weniger straf-„würdig sein, weil sie von Heuchelei begleitet wird? Wann „die Gewalt in den dringendsten Umständen öffentlich einen „Schleier über die Gesetzestafeln wirft, so scheint sie sich durch „ihre Offenheit vor dem Volke zu entschuldigen und zu ver-„sprechen, daß der Mißbrauch nicht erneuert werden wird; „aber Ungesetzlichkeiten mit Hilfe des Gesetzes selbst begehen, „heißt das Gesetz entweihen, entwürdigen; heißt den guten „Glauben der Völker hintergehen, heißt allen möglichen Wirren „Thor und Riegel öffnen! Wer den Geist des Gesetzes nicht „achtet, kann Alles in seinem Namen thun. Ein zweifelhafter, „zweideutiger Ausdruck genügt, um kühn die Absichten des „Gesetzgebers zu verdrehen, ꝛc."

§. IX. Gefahren übermäßiger Empfindsamkeit. Die großen Talente, die Dichter.

Es gibt so augenscheinliche Irrthümer, so offenbar leidenschaftliche Urtheile, daß sie nur Diejenigen täuschen, welche getäuscht werden wollen. Hierin liegt nicht die Gefahr, sondern in jenen Irrthümern, die mit solcher Kunst verhüllt werden, daß es unmöglich wird, sie zu erkennen. Unglücklicher Weise sind diese Irrthümer oft im Wort, in den Schriften ausgezeichneter Menschen anzutreffen, wie das Gift, das den Tod gibt, in wohlriechenden Blumen.

Da diese Menschen mit einer ganz besondern Empfindlichkeit begabt sind, so wirken die lebhaften, tiefen, leidenschaftlichen Eindrücke, die sie empfinden, absolut entscheidend auf die Richtung ihrer Ideen und ihrer Ansichten ein; ihr scharfsinniges Erkenntnißvermögen findet leicht Gründe, die Sache, welche sie angenommen haben, zu vertheidigen; sie bezaubern das gemeine Volk und lenken es, wie sie wollen.

Vielleicht darf man nicht anderswo die Ursache des Unbestandes suchen, den man oft bei Menschen von anerkanntem Genie bemerkt hat. Sie beten heute an, was sie morgen verbrennen werden; den Irrthum, den sie jetzt verdammen, vertheidigten sie gestern noch als heiliges Dogma. In demselben Werke stellen sie die entgegengesetztesten Grundsätze neben einander oder ziehen Schlüsse, die mit den aufgestellten Principien unvereinbar sind. Schreibet diese sonderbaren Anomalieen nicht ihrer Absicht zu! Sie haben das Dafür und das Dagegen mit derselben Ueberzeugung behauptet; und diese Ueberzeugung schöpften sie in ihrem überspannten Gefühl. Wann sich ihr Genie in Bildern, in Gedanken voll Größe und Glanz entfaltete, so war es, ohne es zu wissen, der Sklave des Herzens; ein geschickter, geistvoller Sklave, der nach der Laune des Herrn vorzügliche Werke, Wunder der Kunst schuf.

Die Dichter, die wahren Dichter, das heißt, jene von dem Schöpfer mit erhabener Geisteskraft, mit mächtiger Phan-

tasie, mit feuriger Seele begabten Menschen, sind besonders der Gefahr ausgesetzt, sich auf diese Weise von den Eindrücken des Augenblickes hinreißen zu lassen. Ohne Zweifel schweben sie bisweilen in den obersten Regionen des Gedankens; ohne Zweifel ist es ihnen nicht unmöglich, ihren Flug zu mäßigen, und klug und scharfsinnig zu urtheilen; aber man kann es nicht läugnen, die Reflexion, eine große Willenskraft sind ihnen nothwendiger, als den übrigen Menschen.

§. X. Der Dichter und das Kloster.

Ein reisender Dichter, welcher eine Einsamkeit durchwandert, vernimmt das Geläute einer Glocke, welches ihn aus seinen Meditationen aufweckt, worin er versenkt ist. In seiner Seele wohnt nicht der Glaube; doch ist er nicht unempfänglich für religiöse Eindrücke. Jener sanfte Ton inmitten der Einsamkeit verändert plötzlich die Stimmung seines Geistes der Art, daß er sich gerne ernsten und schwermüthigen Gedanken hingibt. Bald entdeckt er den stillen Ort, wo, fern von der Welt, die Unschuld und die Buße ein Asyl suchen. Er kommt an und bittet mit einer Mischung von Neugierde und Achtung um gastliche Aufnahme. Beim Ueberschreiten der Thürschwelle sieht er vor sich einen ehrwürdigen Greis von heiterm Aussehen, der höflich und freundlich ihn anspricht. Der Reisende wird liebevoll und herzlich bewirthet. Man zeigt ihm die Kirche, die Klosterzellen, die Bibliothek, kurz alle Räumlichkeiten, wo es Etwas zu bewundern und zu bemerken gibt. Der alte Mönch ist ihm immer zur Seite, legt in der Unterredung ein gesundes Urtheil und guten Geschmack an den Tag, beweist sich den Ansichten des Fremden gegenüber tolerant, ist in jeder Weise dienstwillig und entfernt sich von ihm erst dann, als die Stunde der Pflicht schlägt. Das Herz unseres Reisenden ist sanft bewegt: das nur vom Psalmengesang unterbrochene Schweigen; die vielen religiösen Gegenstände, welche Gemüthssammlung und Frömmigkeit athmen, vereinigt mit den schätzenswerthen Eigenschaften des greisen Mönches, wie unter

andern seine Güte und Dienstbeflissenheit, flößen dem Fremden Gefühle der Religion, der Bewunderung und der Dankbarkeit ein, die mächtig seine Seele beherrschen. Nachdem er von seinem ehrwürdigen Wirth Abschied genommen, entfernt er sich, in tiefes Nachdenken versunken, jene freundlichen Erinnerungen mit sich nehmend, die er auf lange Zeit nicht vergessen wird. Beliebt es nun in solcher Seelenstimmung unserm Dichter, in seine Reisebeschreibungen einige Reflexionen über die religiösen Institute aufzunehmen, — was glaubt man wohl, daß er sagen werde? Gewiß werden sie für ihn in jenem Kloster ihr Urbild haben; und das Klosterleben wird sich in dem Mönche verkörpern, dessen Andenken seine Seele mit Bewunderung fesselt. Man darf auf ein beredtes Lob zu Gunsten der religiösen Institute, auf einen zornathmenden Ausfall auf die Philosophen, welche ihnen das Verdammungsurtheil sprechen, auf eine Verwünschung gegen die Revolutionen, welche sie zerstören, auf eine Thräne des Schmerzes, über ihren Ruinen vergossen, rechnen.

Aber wehe den Klöstern, wenn der Reisende mit einem Mönche zusammengetroffen wäre, dessen Benehmen rauh, dessen Unterhaltung trocken und abstoßend gewesen sein würde, der geringe Liebe zu literarischen und artistischen Schönheiten gegezeigt hätte. In den Augen des Dichters wäre der abstoßende Mönch die sichtbare Verkörperung des Klosterwesens gewesen; und zur Strafe für die schlechte Behandlung würde dieser Lebensberuf unbarmherzig verurtheilt worden sein; da hätte es geheißen: das Klosterleben raubt dem Geiste jeden Aufschwung, macht den Menschen engherzig und umgangsscheu, erzieht ihm ein unfreundliches, rauhes Wesen an und hat zahllose Uebel im Gefolge, ohne auch nur irgend einen Vortheil zu bringen. Und doch würde sich die Wirklichkeit der Dinge nicht im Geringsten geändert haben: der Zufall allein läßt den Reisenden eine mehr oder weniger einnehmende Institution in den Klöstern erblicken.

§. XI. Es ist nothwendig, bestimmte Ideen zu haben.

Die vorausgehenden Erwägungen zeigen uns, wie nothwendig es ist, über wichtige Dinge bestimmte Ideen zu haben und den plötzlichen, aller reiflichern Ueberlegung entbehrenden, Eingebungen zu mißtrauen. Man hat gesagt: die großen Gedanken kommen vom Herzen; fügen wir hinzu: Und die großen Irrthümer auch. — Das Herz überlegt und urtheilt nicht. Das Gefühl ist eine mächtige Triebfeder, welche die Seelenkräfte in Bewegung setzt und vervielfältigt; wann das Erkenntnißvermögen auf dem guten Weg zur Wahrheit wandelt, vermehren die edlen und reinen Gefühle seine Kräfte und beschleunigen seinen Aufschwung; sowie auch die niedrigen und verdorbenen Gefühle dem gesundesten und geradesten Urtheil Fesseln und Zwang anlegen. Die zu weit getriebene Exaltation im Guten selbst kann uns auf bedauernswürdige Irrwege bringen.

§. XII. Pflichten des Schriftstellers, des Dichters, des Redners und des Künstlers.

Es dürfte hier passend sein, Erwägungen von hohem Ernste über die Anwendung des schriftstellerischen Talentes, über die Würde der Kunst im Allgemeinen, und vorzugsweise über die erhabene Sendung der Künste zu entwickeln, welche, sich der Leidenschaften als eines mächtigen Hilfsmittels bedienend, vermittelst des Herzens auf das Erkenntnißvermögen zurück wirken. Es gibt für die Malerei, die Bildhauerkunst, die Musik, die Poesie, für alle Zweige der Literatur strenge Pflichten, die zu oft mißkannt werden: die Wahrheit und das Gute: die Wahrheit für den Geist, das Gute für das Herz; das sind die zwei wesentlichen Zielpunkte der Kunst; das ist das Ideal, welches die Künste vermittelst der durch sie erweckten Eindrücke dem Menschen entgegen führen sollen. Wenn sie ihre Sendung vergessen, wenn sie nur das Vergnügen bezwecken, werden sie für den Geist des Bösen eine gefährliche Waffe.

Die Kunst zur Dienerin der schlechten Leidenschaften machen! Nein, nicht zu diesem Zwecke hat der Künstler die heiligen Vorrechte des Genie's erhalten! Der Redner, der sich des Zaubers der Worte bedient, um die Lüge zu lehren, was ist er anderes, als ein feiler Giftmischer? — um so feiler, um so verhaßter, je schlechter die Mittel sind, die er anwendet, und je weniger man sich vor ihnen schützen kann. Wann der Gegenstand der Ueberredung ein Irrthum ist, so ist die Ueberredung Verrath. Diese Lehre scheint streng zu sein; sie ist nur zu wahr. Sie ist die Sprache der Vernunft, die den Vorschriften des ewigen Gesetzes unterworfen ist, das streng ist, weil es unveränderlich und gerecht ist.

Die Künstler, Dichter, Redner, welche die empfangenen Gaben dem wahren Zweck ihrer Anwendung entziehen, sind eine wahre, öffentliche Pest. Trügerische Leuchtthürme zeigen sie den Weg über verborgene Klippen und führen Diejenigen irre, denen zu leuchten sie berufen waren; sie sollten auf den Hafen hindeuten, und führen zum Abgrund.

Die neuern Nationen haben diese wichtigen Wahrheiten vergessen, als sie die Volksberedsamkeit wieder in's Leben riefen, unter welcher die alten Republiken so sehr zu leiden gehabt haben. In den Versammlungen, wo die Staatsangelegenheiten, die großen Interessen der Gesellschaft verhandelt werden, sollte nur die Stimme des gesunden Menschenverstandes, die Stimme der richtig denkenden, strengen, aufgeklärten Vernunft gehört werden. Die Wahrheit ist nicht weniger wahr, die Wirklichkeit der Dinge wird nicht geändert, weil etwa ein geschickter Redner, der zu begeistern versteht, die Abstimmung einer verführten Majorität beherrscht. Was man vertheidigt, was man angreift, ist nützlich oder ist es nicht; dieß ist die eigentliche Frage, und nur dieß; alles Uebrige ist ein Kinderspiel, aber ein gefährliches, in welches die ernstesten Interessen hineingezogen werden, die nur zu häufig dem eiteln Vergnügen aufgeopfert werden, rednerische Talente zu entwickeln und lauten Beifall zu erndten.

Man hat bemerkt, daß die berathschlagenden Versammlungen, besonders beim Ausbruch der Revolutionen, vom Geist der Ueberstürzung fortgerissen werden und zu gewaltsamen Entschlüssen geneigt sind. Die Anfangs friedlichen und gemäßigten Erörterungen nehmen plötzlich eine gefährliche Wendung; die Seelen werden erregt, die Erkenntnißkräfte verdunkeln sich, die Ueberspanntheit bemächtigt sich der Geister; sie wird zum Wahnsinn. Befraget insbesonders ein jedes Mitglied der Versammlung: mit unmerklichen Unterschieden begreifen, lieben und suchen sie die Wahrheit; wie geschieht es, daß die ganze Versammlung nur eine Vereinigung wahnsinniger Menschen ist? Die Ursache ist diese. Der Eindruck des Augenblicks beherrscht Alles, verwischt Alles, siegt über Alles; dieser leidenschaftliche, glühende Eindruck pflanzt sich durch Sympathie mit der Schnelligkeit der elektrischen Flüssigkeit fort; er erhält in seinem Fortgang eine unwiderstehliche Gewalt, und der Funke wird in einigen Secunden ein furchtbar auflodernder Brand.

Die Zeit, die Enttäuschungen, die Erfahrung und das Unglück belehren bisweilen die Völker. Ihre Empfindsamkeit, wie die der Individuen, stumpft sich ab; der Zauber des Wortes wird für sie weniger furchtbar, ein trauriges Heilmittel gegen das Uebel. Wie dem aber auch sei, — da es uns nicht gegeben ist, das Herz des Menschen zu ändern, so laßt uns Diejenigen ehren und achten, die im Dienste der Gerechtigkeit und der Wahrheit die Waffen gebrauchen, die in den Händen so vieler Anderer dem Irrthum und dem Uebel dienen! Neben das Gift hat die Vorsehung beinahe immer das Gegengift gepflanzt.

§. XIII. In Bilder gekleidete Gedanken. Quellen von Irrthümern.

Die Irrthümer, die aus dem Gefühl entspringen, sind nicht die einzigen, gegen die wir uns zu schützen haben; es gibt eine andere Art von Irrthümern, die vielleicht weniger gefürchtet werden, die aber eben so gefährlich sind: es sind

die in glänzende Bilder gekleideten Gedanken. Man vermag nicht die Macht und die Gefahr, welche in dem Wortgepränge verborgen sind, zu beschreiben. In einem ernst-philosophischen Gewand gewinnt ein oberflächlicher Gedanke das Ansehen der Tiefe. Die Gemeinheit kann unter edlem Anzug ihre niedrige Herkunft verbergen; und manch' falscher Satz, welcher, trocken ausgesprochen, auf der Stelle sich als falsch erweisen würde, nimmt vermittelst des sinnreichen Schleiers, womit er überdeckt ist, seine Stelle unter unbestrittenen Wahrheiten ein.

Die tiefen, spruchreichen Schriftsteller, oder Diejenigen, welche nach Tiefe streben, bieten oft den Fehler und die Gefahren dar, die ich bezeichne. Da ihr Wort mit um so größerm Beifall und mit um so mehr Achtung angehört wird, je tiefer sie überzeugt scheinen, so folgt daraus, daß der Leser für unerschütterliche Grundsätze, für ewige Wahrheiten das hält, was bisweilen nur der Traum des Philosophen, eine dem guten Glauben der Unklugen bereitete Schlinge ist. (19)

XX. Kapitel.

Philosophie der Geschichte.

---

§. I. Was die Philosophie der Geschichte ist; Schwierigkeit dieser Wissenschaft.

Wir betrachten hier die Geschichte nicht in kritischer, sondern in philosophischer Beziehung. Die Principien, die uns in der Erforschung der Thatsachen leiten müssen, sind im XI. Kapitel auseinander gesetzt worden.

Welche Methode stellt mit der meisten Klarheit und Genauigkeit den Geist, den Charakter einer Epoche dar, indem sie dieselbe, so zu sagen, vor unsern Augen aufleben läßt? welche Methode gibt am besten die Ursachen der Ereignisse

an, indem sie uns in den Stand setzt, einer jeden dieser Ursachen ihren eigentlichen Einfluß und ihre Resultate zuzuschreiben? Diese Frage kommt der andern gleich: Welche Methode ist die geeignetste, um die wahre Philosophie der Geschichte sich anzueignen?

Werden wir diese Methode in der Wahl der Geschichtschreiber bestehen lassen? Aber welches sind die guten Geschichtschreiber? wer steht uns für ihre Unparteilichkeit? wo sind die Geschichtschreiber, deren Schriften die Philosophie der Geschichte lehren oder enthalten? Schlachten, Unterhandlungen, Hofränke, Leben und Tod der Fürsten, Dynastieen- und Regierungswechsel, das ist der gewöhnliche Stoff, woraus die historischen Erzählungen gewoben sind. Von dem Individuum, von seinen Ideen, von seinen Gefühlen, von seinen Neigungen, von seinen Launen, von seinen Sitten vernimmt man kein Wort; Nichts führt uns zum Herd der Familien oder in das wirkliche Leben der Völker ein. Kein Blick durchdringt und erforscht die Eingeweiden einer Nation, keiner erfaßt im Fortgang der Ereignisse den der ganzen Menschheit; niemals fällt der Blick auf jene anscheinend dunklen Thatsachen, welche gleichwohl Demjenigen, der sie zu begreifen versteht, die Ursachen der bedeutendsten Ereignisse enthüllen. Immer bleibt die Politik die Oberfläche, worauf die Dinge sich bewegen. Immer vernehmen wir von der Größe und hören den Lärm: viele Worte, wenig Inhalt; viele Erzählungen, wenige Gedanken und Thatsachen.

In unsern Tagen hat man diese Leere der historischen Werke erkannt, und man arbeitet daran, sie auszufüllen. Man schreibt nicht mehr eine Geschichte, ohne über dieselbe zu philosophiren, aber meistens am unrechten Ort. In der That geschieht es, daß wir statt der Philosophie der Ereignisse die des Geschichtschreibers haben. Besser ist es, wenn von keiner Philosophie die Rede ist, als wenn man schlecht philosophirt. Lieber laßt uns auf das System der Daten und der Eigennamen zurückkommen, als die Geschichte entstellen!

§. II. Ein Mittel, Fortschritte in der Philosophie der Geschichte zu machen.

Man muß die Geschichtschreiber und, in Ermanglung von etwas Besserm, diejenigen lesen, die wir haben, ungeachtet ihrer Fehler. Aber das genügt nicht. Es gibt eine Methode, die sicherer und gerader zum Ziel führt: das unmittelbare Studium der Denkmäler. Unmittelbar, das heißt, man darf nicht bei der geschriebenen oder mündlichen Tradition stehen bleiben, sondern mit eigenen Augen sehen.

„Aber diese Arbeit ist ermüdend; für die große Mehrzahl unmöglich; für Alle schwierig." Ich gebe dieß zu, und doch wage ich zu behaupten, daß in vielen Fällen diese Methode viel Mühe und Zeit ersparen wird. Der Anblick eines Gebäudes, die Lectüre eines Originaldocumentes, ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß oder Wort, das aber von dem Geschichtschreiber nicht bemerkt worden ist, sagen uns mehr, sprechen mit mehr Klarheit, Wahrheit, Genauigkeit, als die längsten Erzählungen.

Ein Geschichtschreiber will die Einfachheit der patriarchalischen Sitten schildern; er sammelt mit großer Anstrengung und Sorgfalt Bemerkungen, genaue und zahlreiche Thatsachen über die ältesten Zeiten; er entfaltet seine Gelehrsamkeit, seine Philosophie, seine Beredsamkeit in einer sogenannten wahren Beschreibung, in einem treuen Gemälde der Epoche und der in derselben lebenden Menschen... Aber ungeachtet des tiefen Wissens, das er entwickelt, habe ich in Händen Etwas, was besser ist, als seine Untersuchungen: die gleichzeitigen Schriftsteller; hier sehe ich die Sitten und Menschen in ihrer unmittelbaren Thätigkeit begriffen, und ich finde zugleich Belehrung und Vergnügen darin. Die Bibel, Homer, das sind meine Geschichtschreiber.

§. III. Anwendung dieser Principien auf die Geschichte des menschlichen Geistes.

Wie die äußern Ereignisse, so hat auch der menschliche Geist seine Geschichte. Letztere ist um so kostbarer, als sie uns den Grund der menschlichen Natur mit den Ursachen enthüllt, welche auf sie einwirken. Man hat viel über die verschiedenen Schulen, welche auf dem Gebiet der Philosophie hervorgetreten sind, über den Charakter, über die Bestrebungen des menschlichen Geistes zu verschiedenen Epochen geschrieben. Also fehlen die Geschichtschreiber der Intelligenz nicht; wenn wir aber bei ihnen etwas Anderes suchen, als zwei oder drei immer unvollständige, immer ungenaue oder irrthümliche Grundsätze, so müssen wir nothgedrungen die Regel anwenden, die wir aufgestellt haben: die Schriftsteller der Zeit zu lesen. Man bemerke wohl: ich sage nicht, man solle alle Schriftsteller lesen; diese Methode wäre unanwendbar. Eine Seite, eine einzige Originalseite wird uns den Geist eines Schriftstellers, den Geist einer Epoche lebendiger malen, als der genaueste Schriftsteller.

§. IV. Ein aus der Physionomie des Menschen genommenes Beispiel.

Wenn der Leser sich mit dem begnügt, was Andere berichten, ohne es selbst zu prüfen, so kann er es wohl zur historischen Kenntniß bringen. Aber wie weit ist von dieser Kenntniß zu derjenigen, die wir intuitive Kenntniß nennen werden! Er weiß, aber er hat nicht gesehen. Er wird vielleicht erzählen, aber nicht schildern können. Ich will meinen Gedanken mit Hilfe einer Vergleichung erklären. Man spricht uns von einer wichtigen Person, die wir nicht kennen; und neugierig, Etwas von ihrer Gestalt, von ihrer Lebensweise zu erfahren, erkundigen wir uns über sie bei Denjenigen, die sie gesehen haben. Man wird uns zum Beispiel sagen, sie habe einen schlanken Wuchs, eine breite und offene Stirn; schwarze, mit gewisser Nachlässigkeit herabfallende Haare, große Augen, einen durchdringenden und lebhaften Blick; ein blasses Gesicht,

lebens- und ausdrucksvolle Geberden; ein liebenswürdiges Lächeln umspiele häufig ihre Lippen, ein Lächeln, das bisweilen eine gewisse Schalkheit verrathe; ihr Wort sei ernst, gemessen, werde aber hinreißend, zersetzend und selbst heftig, wann sie in Aufregung gerathe. Auf diese Weise entwirft man uns, um uns eine möglichst getreue Idee von der Wirklichkeit zu geben, ein physisches und moralisches Gemälde.

Wenn diese Berichte genau sind, wenn das Gemälde dem Original gleicht, haben wir eine Idee von der Person und sind nun auch im Stande, die Neugierde Anderer zu befriedigen. Ist aber unsere Kenntniß vollkommen? Könnten wir nach dieser Skizze ein der Wirklichkeit ganz ähnliches Bild entwerfen? Gewiß nicht. Setzen wir den Fall, ein talentvoller Maler suche dieses Bild auf der Leinwand wiederzugeben, wird er ihm Aehnlichkeit zu verleihen im Stande sein? Gesetzt nun, es zeige sich unvermuthet das Original, so wird man das Bild des Malers sicherlich nicht als die Copie des Originals erkennen.

Wir Alle haben diese Erfahrung schon gemacht. Unzählige Mal haben wir die Physionomie von Personen beschreiben hören; sogleich ist in unserer Phantasie ein Bild aufgetaucht, von dem wir geglaubt haben, es sei der geschilderten Person ähnlich. Bei Erscheinung der letzteren aber treten die Unterschiede so bedeutend hervor, daß wir gezwungen sind, tausend wesentliche Züge umzubilden, wo nicht gar das ganze Werk unseres Gedankens umzugestalten. Es gibt ja Dinge, von denen man sich, wenn man sie nicht vor Augen hat, keine klare und genaue Idee machen kann; und diese Dinge sind in allen ihren Schattirungen sehr zahlreich, sehr zart, im Einzelnen unerfaßbar; ihr Ganzes bildet das, was man die Physionomie nennt. Durch welches Mittel nehmet ihr die Unterschiede wahr, welche zwischen zwei sehr ähnlichen Personen bestehen? Mittelst des Gesichtes; es gibt kein anderes. Ihr könnet nicht sagen, worin diese zwei Personen unterschieden sind; indeß liegt in ihnen ein gewisses Etwas, was nicht erlaubt, sie zu verwechseln; dieses gewisse Etwas sehet ihr, könnet es aber nicht definiren.

Mein Gedanke ist dieser: in den kritischen Werken finden wir gelehrte, umfassende, umständlich genaue Beschreibungen von dem Zustande des menschlichen Geistes zu gewissen Epochen; und dennoch bleiben uns diese Epochen ungeachtet der Beschreibungen fremd und unbekannt. Man unterwerfe unserm Urtheil Fragmente, die verschiedenen Zeiten entliehen sind, und wir werden sie nicht gebührend zu classificiren wissen. Vergebens rufen wir uns unsere Erinnerungen und die kritischen Bemerkungen, die wir darüber gesammelt haben, zurück; wir werden nicht minder der Gefahr ausgesetzt sein, in grobe Zweideutigkeiten und in die sonderbarsten Anachronismen zu verfallen. Um wie viel geringer würde die Schwierigkeit sein, wenn wir die Originalien gelesen, studirt hätten! Vielleicht würden wir eine nicht so umfassende Gelehrsamkeit, eine weniger gelehrte Kritik entfalten; aber ich wage es zu behaupten, unsere Urtheile würden klarer, bestimmter sein. „Die Wendung der Gedanken,“ würden wir sagen, „der Stil, die Sprache verrathen einen Schriftsteller „aus jener Epoche. Dieses Fragment ist unächt; jenes trägt „das Siegel aus einer andern Zeit;“ und auf diese Weise würden wir fortfahren, sie mit Sicherheit zu ordnen, ohne Furcht, uns zu täuschen, wenn gleich wir bisweilen außer Stand wären, den Grund unserer Urtheile Denjenigen zu erklären, die, wie wir, mit jenen berühmten Dahingeschiedenen nicht verkehrt hätten.

„Wie kommt es, daß wir eine gewisse Eigenschaft hier „nicht antrafen, und warum findet sich dafür eine andere in „höherem Grade?“ „Es ist uns unmöglich, würden wir sagen, „alle eure Bedenklichkeiten zu lösen; aber wir können nur versichern, daß die Personen, um die es sich handelt, uns vollkommen bekannt sind. Es ist, als sagte man: Ich kann „mich über ihre Physionomie nicht täuschen; ich habe sie oft „gesehen.“ (20)

XXI. Kapitel.

Religion.

§. 1. Thorheit der in religiösen Dingen gleichgültigen Menschen.

Ich will keine vollständige Abhandlung über die Religion liefern; aber es werden einige Erörterungen genügen, die geeignet sind, den Verstand in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu leiten; und diese Erörterungen, ich hoffe es, werden auf's Klarste beweisen, daß die Gleichgültigen oder die Ungläubigen sehr schlechte Denker sind.

Das Leben ist kurz, der Tod gewiß; Nichts hält den Lauf der Zeit auf; in wenigen Jahren wird der Mensch, der heute der kräftigsten Gesundheit sich erfreut und in den blühendsten Verhältnissen lebt, in's Grab gestiegen sein. Er wird sich durch Erfahrung davon überzeugen, was an den Lehren der Religion über unsere Bestimmung im anderen Leben Wahres ist. Weder seine Ungläubigkeit, noch seine Zweifel, noch seine Lästerworte, noch seine Spottreden, noch seine Gleichgültigkeit, noch sein thörichter Stolz werden die Wirklichkeit der Dinge ändern. Wenn es wahr ist, daß es eine andere Welt gibt, in der Strafen den Bösen und Belohnungen den Rechtschaffenen erwarten, so wird dieß eine Wahrheit bleiben, mag es auch dem Menschen belieben, sie zu läugnen; dadurch wird Nichts an den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit geändert; er wird das Loos, das ihn erwartet, nicht verbessern. Wann die letzte Stunde schlägt, wird er sterben müssen und entweder das Nichts oder die Ewigkeit antreffen. Diese Angelegenheit geht so ganz seine Persönlichkeit an, als wenn er allein in der Welt wäre; Niemand wird für ihn sterben; Niemand wird für ihn im anderen Leben gemeinschaftlichen Antheil an dem Guten oder Bösen nehmen, das er gethan hat. Geben

diese Erwägungen nicht einen sehr hohen Begriff von der Wichtigkeit der Religion? von der Nothwendigkeit, die Wahrheit zu erfahren, die sie enthält? Ist nicht der Mensch, der spricht: „Es ist mir gleichgültig, das zu wissen! Ob wahr oder erlogen — ich will nicht daran denken!“ ein recht thörichtes Geschöpf?

Ein Reisender trifft auf seinem Wege einen breiten Fluß an, über den er setzen soll. Gibt es Stellen, wo man gefahrlos hindurch gehen kann, oder nicht? — Er weiß es nicht. Reisende, die, wie er, am Ufer zurückgehalten worden sind, haben die Tiefe des Wassers untersucht und erklären einstimmig, daß ein sicherer Tod den Unklugen erwarte, der den Uebergang wage. „Die Frage ist für mich unwichtig!“ sagt der Thor — und er stürzt sich auf's Gerathewohl in den Fluß. Diesem Reisenden gleicht der in Bezug auf die Religion gleichgültige Mensch.

§. II. Der Gleichgültige und das menschliche Geschlecht.

Die Religion ist immer die allgemeine Angelegenheit der gesammten Menschheit gewesen und ist sie noch; es gibt nichts Wichtigeres in den Augen des Gesetzgebers. Die Gelehrten haben sie zum Gegenstand ihres Nachdenkens, ihrer tiefsten Studien erkoren; die Monumente, die Gesetze, die Schriften der vergangenen Jahrhunderte bezeugen uns klar und deutlich die religiösen Bestrebungen des menschlichen Geistes; unermeßlich viel ist über die Religion gedacht und gesprochen worden, die Bibliotheken sind mit Werken über diesen Gegenstand angefüllt, und in unseren Tagen noch hört die Buchdruckerkunst nicht auf, sie zu vervielfältigen. Da kommt nun der Gleichgültige und sagt: „Verlorene Zeit! unnütze Fragen! Dies „Alles ist nicht der Mühe werth, untersucht zu werden; ich „wenigstens urtheile, ohne Andere zu hören; euere Weisen „sind Thoren; euere Gesetzgeber schwache Geister; die ganze „Menschheit das bedauernswürdige Spiel einer Täuschung.“ O stolze Schwachheit! die Weisen, die Gesetzgeber aller Jahr-

hunderte mögen sich erheben und diesem Thoren folgende Antwort geben: „Wer bist du, daß du uns also schmähst, daß du „die tiefsten Gefühle des Herzens, die der Menschheit theuersten „Ueberlieferungen verachtest? daß du für unnütz und unwichtig „das erklärst, was in allen Zeiten die Angelegenheit der ganzen „Erde war?"

„Wer bist du? solltest du das Geheimniß entdeckt haben, „den Tod zu besiegen? Staub, den der Wind morgen zer„streuen wird, hoffst du das Loos zu ändern, das dich in der „unbekannten Region erwartet? Sind für dich Belohnung „oder Strafe etwas Gleichgültiges? Wenn jener Richter „existirt, dessen Gedanken du verscheuchen willst, wirst du ihm, „wann er dich vor seinen Richterstuhl rufen wird, antworten: „„Was lag mir an deinen Geboten und selbst an deinem „Dasein?"" Ehe du dich zu diesen unsinnigen Worten hin„reißen lässest, wirf einen Blick auf dich selbst, auf deinen zarten „Körperbau, den der leichteste Unfall zerrütten kann, und den „eine sehr kurze Zeit zerstören wird! — Setze dich auf ein „Grab, sammle dich und denke nach!"

§. III. Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Prüfung. Dasein Gottes.

Von seiner Gleichgültigkeit geheilt, tief überzeugt, daß die Religion die dringendste Angelegenheit des Lebens ist, wird der gründliche Denker einen Schritt weiter gehen und also fragen müssen: Ist es wahrscheinlich, daß alle Religionen nur eine Anhäufung von Irrthümern, daß die Lehre, welche sie alle verwirft, Wahrheit sei?

Gott! Das stellen zuerst alle Religionen fest oder setzen es voraus. Gibt es einen Gott? einen Schöpfer des Weltalls? Richte deine Augen gen Himmel, siehe dich auf der Oberfläche der Erde um, erforsche dich selbst; und wenn du allenthalben Ordnung und Größe erblickst, so sprich, wenn du es wagst: „Durch Zufall ist die Welt entstanden; ich selbst bin das Werk des Zufalls; das Werk erregt mein Erstaunen,

aber der Werkmeister existirt nicht. Das Gebäude ist bewunderungswürdig; aber es hat sich von selbst gebaut, ohne einen Baukünstler. Die Ordnung herrscht ohne einen Ordner, ohne Geisteskraft, die den Plan erdacht, ohne Macht, die ihn ausgeführt hätte." Dieses unsinnige Urtheil, das man nicht auf die mittelmäßigsten Werke anzuwenden wagen möchte, erlaubt man sich zu fällen, wenn es sich um die Wunder des Weltalls handelt! Was Thorheit wäre für die kleinen Arbeiten des Menschen, würde Weisheit für die großen Werke Gottes sein!

§. IV. Es ist nicht möglich, daß alle Religionen wahr seien.

Es gibt auf der Erde eine große Anzahl von Religionen, die von einander sehr verschieden sind. Ist es möglich, daß sie alle wahr seien? Können das Ja und das Nein in derselben Sache zugleich die Wahrheit sein? Die Juden erwarten den Messias; die Christen behaupten, er sei auf die Erde gekommen und habe seine Mission erfüllt. Die Muhamedaner nennen Muhamed ihren großen Propheten. Die Christen beschuldigen Muhamed der Betrügerei. Die Katholiken halten die Unfehlbarkeit der Entscheidungen der Kirche in der Glaubens- und Sittenlehre fest; die Protestanten läugnen diese Unfehlbarkeit. Die Wahrheit kann nicht zugleich sein und nicht sein: die einen oder die anderen täuschen sich. Behaupten, daß alle Religionen wahr seien, ist also eine Ungereimtheit.

Noch mehr: alle Religionen erklären, daß sie dem Himmel entstammen. Aber jene allein ist die wahre, welche diesen Ursprung beweisen kann. Die anderen sind nur Täuschung oder Lüge.

§. V. Es ist unmöglich, daß alle Religionen Gott gleich angenehm seien.

Ist es möglich, daß alle Religionen der Gottheit gleich angenehm seien? Nie und nimmer; denn die unendliche Wahrheit kann den Irrthum nicht lieben, und das Böse kann der

unendlichen Güte nicht gefallen! Behaupten also, daß alle Religionen gleich gut seien, daß vermittelst einer Religion, welche es auch sei, der Mensch seine Pflichten gegen Gott erfülle, heißt die Wahrheit entweihen, heißt die Güte des Schöpfers lästern.

§. VI. Es ist unmöglich, daß alle Religionen menschliche Erfindung seien.

Sollte nicht der Gedanke erlaubt sein, daß keine Religion wahr ist, daß alle menschliche Erfindungen sind? Nein. Wer ist denn der Erfinder? Der Ursprung der Religionen verliert sich in die Nacht der Zeiten. Allenthalben, wo es Menschen gibt, sehen wir auch sogleich einen Priester, einen Altar, einen Gottesdienst. Wer sollte also jener Erfinder sein, dessen Name dem Gedächtniß der Menschen entfallen ist, und dessen Erfindung die Geschlechter auf der ganzen Oberfläche der Erde sich überliefert haben? Wenn die Erfindung bei einem gesitteten Volk ihren Ursprung genommen hat, wie haben barbarische Völker, wie sogar die Wilden sie angenommen? und wenn die Barbarei ihre Wiege war, wie hat sie die gesitteten Völker für sich gewinnen können? Ihr werdet sagen: „Die Religion ist eine „Nothwendigkeit in der Gesellschaft; sie beginnt also mit dem „Ursprung der Gesellschaft.“ Aber dann kann gefragt werden: Wer erkannte diese Nothwendigkeit? wer sann über die Mittel nach, derselben zu entsprechen? wer dachte einen Plan aus, der so geeignet ist, den Menschen zu beherrschen, zu leiten? Wer hat nach der Erfindung sich aller Herzen, aller Willenskräfte bemächtigt, um sie nach seiner Weise zu gestalten, um ihnen die Gefühle, die Gedanken mitzutheilen, durch welche die Religion eine Nothwendigkeit, das Athmen der Seele und so zu sagen eine zweite Natur geworden ist?

Die nützlichsten, die nothwendigsten Entdeckungen bleiben Jahrhunderte lang das Vorrecht gewisser Völker; mit Hilfe der Verkehrsmittel werden sie nur äußerst langsam den zunächst

angrenzenden Nationen mitgetheilt; warum hat es mit der Religion nicht dasselbe Bewandtniß gehabt? Wie geschieht es, daß von dieser wunderbaren Erfindung alle Völker, ohne Unterschied der Sprache, des Landes, des Klima, der Barbarei oder der Gesittung, Bewußtsein gehabt haben?

Hier gibt es keine Mitte. Die Religion entspringt aus ursprünglicher Offenbarung oder aus natürlicher Eingebung. In beiden Fällen ist ihr Ursprung göttlich. Gibt es eine Offenbarung, so hat Gott gesprochen; gibt es keine, so hat doch Gott das religiöse Gefühl tief in unser Herz hineingeschrieben? Nein, nein! die Religion ist keine menschliche Erfindung; und wenn auch diese Tochter des Himmels in verschiedenen Jahrhunderten, in verschiedenen Ländern entstellt, entwürdigt, entehrt worden ist, so bewahrt sie doch immer Etwas von ihrem unsterblichen Ursprung. Inmitten dieser Verzerrungen, die uns die Geschichte zeigt, bleiben die Spuren einer ursprünglichen Offenbarung allen Augen noch sichtbar.

§. VII. Die Offenbarung ist möglich.

„Hat Gott dem Menschen gewisse Wahrheiten offenbaren können?" Dieß heißt fragen, ob Derjenige, von dem wir das Wort haben, das heißt das mit dem Erkenntnißvermögen vereinigte Wort, geringer sei, als das Werk seiner Hände. Wenn der Mensch das Mittel hat, dem Menschen seine Gedanken und Gemüthszustände mitzutheilen, so muß das unendlich mächtige und weise Wesen auch mit seinem Geschöpf verkehren und ihm seinen Willen kundgeben können. Er hat die Geister geschaffen, und Er sollte sie nicht aufklären können!

§. VIII. Lösung eines Bedenkens gegen die Offenbarung.

„Aber, wird der Ungläubige einwerfen, Gott ist zu groß, um sich bis zum Menschen herabzulassen und mit ihm zu verkehren." Alsdann füget auch hinzu, daß er zu groß war, um uns zu erschaffen. Die Schöpfung hat uns aus dem

Nichts gezogen; die Offenbarung vervollständigt das Werk. Hat der Werkmeister weniger Verdienst, wenn er sein Werk vervollkommnet? Alle Kenntnisse kommen uns von Gott. Von Ihm haben wir das Erkenntnißvermögen, sei es, daß Er unserer Vernunft die Ideen eingeprägt, sei es, daß Er uns die Macht gegeben hat, sie durch Mittel uns anzueignen, die uns noch unbekannt sind. Wenn Gott, ohne Etwas von seiner Größe zu verlieren, uns eine gewisse Ordnung von Ideen hat mittheilen können, ist es nicht ungereimt, zu behaupten, daß Er sich erniedrigen würde, wenn Er uns Wahrheiten einer verschiedenen Ordnung durch übernatürliche Mittel kennen lehrte? Also ist die Offenbarung möglich; diese Wahrheit läugnen, hieße demnach die Allmacht und sogar das Dasein Gottes läugnen.

§. IX. Folgerungen aus den vorhergehenden Paragraphen.

Es ist für uns unendlich wichtig, die Wahrheit in religiöser Beziehung kennen zu lernen. (§. 1 u. 2.) Alle Religionen können nicht wahr sein. (§. 4.) Wenn es eine geoffenbarte Religion gibt, so ist diese die wahre. (§. 4.)

Die Religion kann nicht menschliche Erfindung sein. (§. 6.) Die Offenbarung ist möglich. (§. 7.) Es bleibt uns zu wissen übrig, ob sie existirt, und wo man sie suchen muß."

§. X. Existenz der Offenbarung.

Existirt die Offenbarung? Zuerst fällt eine Thatsache in's Auge, die allein eine mächtige Vermuthung zu Gunsten der Bejahung ist. Alle Völker der Erde sprechen von einer Offenbarung: die Menschheit hat sich nicht verabreden können, um einen Betrug auszuspinnen. Beweist nicht diese Thatsache eine ursprüngliche Tradition, die von den Vätern auf die Kinder überging, und welche, wiewohl von der Zeit und den Leidenschaften tief erschüttert und entstellt, nie ganz dem Gedächtniß der Menschen entschwunden ist?

„Aber hat nicht die Einbildungskraft in artikulirte Laute

das Brausen der Winde, in geheimnißvolle Erscheinungen gewisse Naturereignisse verwandeln können? So sind jene unbekannten Wesen, die mit dem Menschen verkehren und seiner Wißbegierde die Geheimnisse der unsichtbaren Wesen offenbaren, vielleicht nur Schöpfungen der Einsamkeit." Der Einwurf hat scheinbar Etwas für sich; indeß werden wir leicht beweisen können, daß er die Prüfung nicht besteht.

Es ist möglich, daß ein Mensch im Besitz der Vorstellung: daß es geheimnißvolle Wesen gebe, und daß diese Wesen in Beziehung zu ihm treten können, zu der Annahme, zu dem Glauben geneigt ist, er vernehme prophetische Stimmen; Gespenster, aus der unsichtbaren Welt gekommen, hätten sich seinen Augen gezeigt. Aber so verhält es sich nicht, so kann es sich nicht mit einem Menschen verhalten, der das Dasein von derartigen Wesen nicht einmal vermuthen würde. Woher käme in diesem Falle die Täuschung? Man kann es nicht begreifen.

Die Beobachtung lehrt uns, daß die Schöpfungen unseres Gehirns, sogar die unzusammenhängendsten, aus der Vereinigung von Bildern entstehen, die der Wirklichkeit entsprechen, und welche hie und da in verschiedenen Zeiten vor unser Auge getreten sind. Unsere aufgeregte oder kranke Phantasie beschwört sie nur herauf, vereinigt sie und bildet daraus die seltsamsten Gestalten. Die bezauberten Schlösser der Ritterromane mit ihren Castellanen, ihren Zwergen, ihren weiten Sälen, ihren unterirdischen Gewölben, ihren Bezauberungen rc. rc. verdanken ihr Dasein dieser Geistesrichtung. — Auf dem Grund der Wahrheit, mit Hilfe bekannter Umstände, die der wirklichen Welt entnommen sind, schmückt der Romanendichter seine Wunderbilder aus. So verhält es sich mit der Thatsache, die uns beschäftigt. Die Vernunft und die Erfahrung bezeugen einstimmig derartige Vorkommnisse im menschlichen Denken. Wenn nun der Mensch gar nicht die Vorstellung von einem andern, als von dem gegenwärtigen Leben hat, von einer Welt, welche von der unserigen verschieden ist, wenn er keine anderen leben-

digen Wesen kennt, als diejenigen, die nebst ihm die Erde bevölkern, so wird er wohl Riesen, Ungeheuer, Zwerge, Gorgonen 2c. erfinden, nicht aber unsichtbare Wesen, nicht Offenbarungen eines Himmels, welchen er nicht kennt, oder Götter, die ihn aufklären und leiten. Diese neue, ideale Welt wird für ihn geschlossen bleiben, weil seinem Geiste, wenn ich mich also ausdrücken darf, der Ausgangspunkt mangelt; und wenn wir übrigens auch zugeben wollten, — was indeß nicht möglich ist — in diese Ordnung von Ideen sei irgend ein Mensch eingeweiht; wie hätte alsdann die ganze Menschheit an dieser Entdeckung Theil genommen? Sah man jemals, so zu sagen, eine solche geistige und moralische Ansteckung?

Welches auch immer der Werth dieser Betrachtungen sein mag, gehen wir zu den Thatsachen über, lassen wir das, was hat sein können, und untersuchen wir das, was gewesen ist!

§. XI. Geschichtliche Beweise vom Dasein der Offenbarung.

Es besteht eine Gesellschaft, welche behauptet, sie sei die einzige Besitzerin, die einzige Erklärerin der Offenbarungen, womit der Himmel das menschliche Geschlecht begünstigt hat. Eine so kühne Behauptung muß die Aufmerksamkeit des Philosophen auf sich ziehen, der sich die Aufgabe setzt, die Wahrheit zu suchen.

„Welches ist diese Gesellschaft? — Hat sie ihren Ursprung in unseren Tagen genommen?“ Ihre Zeitrechnung enthält achtzehnhundert Jahre, und diese Jahrhunderte gibt sie erst nur als eine Periode ihrer Dauer an. Den Lauf der Zeitalter aufwärts steigend, ihr ununterbrochenes Geschlechtsregister aufrollend, verlegt sie ihre Wiege in die ersten Tage der Welt. Daß diese Gesellschaft achtzehn Jahrhunderte besteht, daß ihre Geschichte mit der eines Volkes in Verbindung steht, dessen Ursprung sich in dem graueſten Alterthum verliert, das sind ebenso gewisse Wahrheiten, als das Bestehen der römischen und griechischen Republiken.

„Welche Urkunden stellt sie zum Beweis ihrer Lehre auf?“

Sie ist im Besitze des ältesten Buches, das man kennt; dieses Buch enthält die reinste Sittenlehre, ein bewunderungswürdiges System der Gesetzgebung, eine Geschichte voll Wunder. Bis auf diesen Tag hat noch Niemand das vorzügliche Verdienst dieses Buches in Zweifel gezogen, was ein um so größeres Erstaunen erregen muß, als wir es von einem Volke überkommen haben, dessen geistige Bildung bei Weitem nicht der mehrerer anderer Nationen des Alterthums gleichkommt.

„Hat diese Gesellschaft keine anderen Beweise, um ihre Behauptungen zu rechtfertigen?" Abgesehen von den zahlreichsten und Achtung gebietendsten Zeugnissen, könnte folgendes allein genügen: Sie behauptet, daß der Uebergang von der alten zur neuen Gesellschaft so geschehen ist, wie das Buch seiner Mysterien es anzeigte; daß in der vorausgesagten Zeit auf der Erde ein Gottmensch erschienen ist, der zugleich die Erfüllung des alten und der Gründer des neuen Gesetzes war; daß das Alterthum nur Schatten und Bild, und daß dieser Gottmensch die Wirklichkeit gewesen ist; daß er die Gesellschaft stiftete, die wir die katholische Kirche nennen, ihr seinen Beistand bis zur Vollendung der Zeiten versprach, mit seinem Blute die Lehre besiegelte, die er auf die Erde gebracht, am dritten Tage nach seiner Kreuzigung die Ketten des Todes zerbrach, seinen Geist sandte, wie er es versprochen, und daß er am Ende der Jahrhunderte wieder kommen wird, um die Welt zu richten.

„Ist es wahr, daß in diesem Menschen die alten Prophezeiungen in Erfüllung gegangen sind?" Das ist unbestreitbar; wenn man einige dieser Offenbarungen liest, möchte man glauben, man läse die evangelische Erzählung selbst.

„Gab dieser Mensch Beweise von seiner göttlichen Sendung?" Zahlreiche Wunder bezeugten sie; und was er selbst vorausgesagt, hat sich noch alle Tage erfüllt oder erfüllt sich noch immer, und zwar mit wunderbarer Genauigkeit.

„Wie war sein Leben?" Er wandelte auf der Erde, indem er Gutes that; er verachtete den Reichthum, die Größe;

ohne zu murren, ertrug er Entbehrungen, Erniedrigungen, Qualen, endlich einen schmählichen Tod. Sein Leben und sein Tod stehen in gleicher Weise über der Menschheit erhaben!

„Und seine Lehre?" Niemals würde sich der menschliche Geist so weit erheben können. „Seine Sittlichkeit?" Selbst seine heftigsten Feinde müssen ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich vor ihr beugen.

„Welche Veränderung hat dieser Mensch in der Gesellschaft bewirkt?" Erinnert euch, was die römische Welt war; sehet, was die heutige ist. Vergleichet die Völker, zu denen das Christenthum noch nicht gedrungen ist, mit denjenigen, die seit Jahrhunderten unter seinem Einfluß gelebt haben und seine Lehre noch bewahren, wiewohl dieselbe bei einigen entstellt ist.

„Ueber welche Mittel gebot er?" Er hatte Nichts, wo er sein Haupt hinlegte; er sandte zwölf aus den niedrigsten Ständen ausgewählte Männer in die Welt; diese zerstreuten sich nach den vier Winden des Himmels; die Erde hörte ihr Wort und glaubte!

„Hat diese Religion die Prüfung der Verfolgungen bestehen müssen? Welches sind ihre Prüfungen gewesen?" Das Blut ihrer Märthyrer ist der Samen der Gläubigen gewesen. Die Philosophie hat gegen sie alle Trugschlüsse erschöpft, alle Leidenschaften des Geistes und Herzens erregt. Man kann nicht einen Schritt machen, ohne irgend einem Denkmal der fürchterlichen Kämpfe zu begegnen, die sie gegen die Mächtigen der Erde, gegen die Weisen dieser Welt, gegen die Laster, gegen die Interessen, gegen die Vorurtheile, endlich gegen alle Elemente des Widerstandes, die hienieden gefunden werden können, bestanden hat.

„Welche Mittel wurden von den Verbreitern des Christenthums angewandt?" Das Beispiel und die Predigt, unterstützt durch Wunder. Und die genaueste Kritik kann die Gewißheit dieser Wunder nicht erschüttern; das aber könnte sie nur, wenn sie das größte aller Wunder, die Bekehrung der Welt, ohne Wunder erklärte.

Das Christenthum hat unter seinen Kindern die erhabensten Geister und die edelsten Herzen gezählt und zählt sie noch immer. Die christliche Gesittung hat die der berühmtesten alten Völker weit hinter sich gelassen. Ueber keine Religion hat man so viel gesprochen, so viel geschrieben; die Bibliotheken sind voll von kritischen dogmatischen, philosophischen, wissenschaftlichen, literarischen Werken, die man Männern verdankt, die demüthig ihre Geisteskraft der Glaubenslehre unterworfen haben. Also kann man von dem Christenthum nicht sagen, es habe nur unter unwissenden und barbarischen Völkern geblüht; es hat alle Merkmale der Wahrheit; also kommt es von Gott.

§. XII. Die Protestanten und die katholische Kirche.

In den letzten Jahrhunderten sind die Bande der Einheit unter den Christen gelöst worden; die Einen sind der katholischen Kirche treu geblieben; die Anderen, welche gewisse Glaubenssätze verwarfen, haben vom Christenthum das beibehalten, was ihnen beliebt hat; aber kraft der freien Prüfung, die unter ihnen zum Grundsatz erhoben worden ist, und welche den Glauben der Einsicht und dem Willen des Glaubenden anheimgibt, haben sie sich in unzählige Sekten getheilt.

Wo soll man nun die Wahrheit suchen. Die Stifter der neuen Sekten bestehen seit gestern; die Kirche weist die Nachfolge ihrer Hirten bis auf Christus zurück nach. Jene sind in ihren Lehren immer noch sehr mannichfaltig gewesen und ändern dieselben fortwährend. Die katholische Kirche hat den Glauben, welchen sie von den Aposteln überkommen hat, stets unveränderlich und unverletzt erhalten. Auf der einen Seite gewahren wir Neuheit, Beweglichkeit, Unruhe; auf der andern Seite Einheit, Alter, das heißt: Ruhe im Glauben. Das Urtheil hierin kann nicht zweifelhaft sein.

Noch mehr: die katholische Kirche lehrt, daß sie allein im Besitze der Wahrheit sei; daß sie allein den Menschen auf

dem Weg zum Heile führen könne. Die Protestanten erkennen, daß Nichts in dem Glauben oder in den religiösen Uebungen der katholischen Christen ihnen die ewige Verdammung zuziehen könne. Die Protestanten haben also nur die Vermuthung, und zwar nur diese allein, zu Gunsten der Möglichkeit des Heiles innerhalb ihrer Sekte; wir Katholiken haben die doppelte Bürgschaft, die ihrer Kirche und das Zugeständniß der Protestanten. Die menschliche Klugheit sollte uns in Ermanglung triftigerer Beweggründe rathen, dem Glauben unserer Väter treu zu bleiben oder zu ihm zurückzukehren.

Diese kurze Uebersicht gibt uns, wie ich glaube, den wesentlichen Inhalt der Beweisgründe an, die ein Katholik aufstellen kann, der sich in den Stand gesetzt hat, von seinem Glauben Rechenschaft abzulegen, und der beweisen will, daß er in der Befolgung der Lehren der Kirche weit entfernt ist, mit den Denkgesetzen und dem gesunden Menschenverstand zu brechen. Wir wollen jetzt gewisse Klippen bezeichnen, an denen unvorsichtige Geister nur zu häufig Schiffbruch leiden.

§. XIII. Methode, die von gewissen Gegnern der Religion angewandt wird.

In der Prüfung religiöser Fragen schlagen Viele einen irrigen Weg ein. Man nimmt einen besonderen Glaubenssatz aus dem Zusammenhang, dem er angehört, heraus, erhebt gewisse besondere Schwierigkeiten und geht davon verwegen zum Zweifel oder gar zur gänzlichen Verneinung der ganzen Religion über. Diese Verfahrungsweise beweist eben so viel Eigendünkel als Unwissenheit.

In der That handelt es sich nicht darum, zu wissen, ob unser Erkenntnißvermögen auf der Höhe der offenbarten Glaubenslehren steht, oder ob wir im Stande sind, alle Bedenken zu lösen, die man gegen den einen oder anderen Glaubenssatz erheben kann. Die Religion selbst sagt uns, daß die Geheimnisse Gottes, die Mysterien über unserer Vernunft stehen, daß wir während unseres kurzen Wandels auf der Erde

uns darein ergeben müssen, die Wahrheiten nur im Schatten zu sehen. Darum fordert sie von uns, daß wir glauben sollen.

Wenn man sagt: „Ich will nicht glauben, weil ich nicht begreifen kann," so begeht man damit einen Widerspruch. Wenn wir begriffen, so würde der Glaube aufhören, eine Tugend oder überhaupt Etwas zu sein. Sich gegen die Religion aus der Unbegreiflichkeit ihrer Glaubenssätze eine Waffe machen, heißt gegen sie eine Wahrheit kehren, die sie anerkennt, annimmt, und worauf sie, so zu sagen, ihr ganzes Gebäude gründet. Weist sie Bürgschaften für ihre Wahrhaftigkeit auf? Ist sie in ihren Lehren nicht dem Irrthum ausgesetzt? Dieß muß man untersuchen. Setzet die Unfehlbarkeit der Religion fest, und alle Bedenken sind gehoben. Wenn ihr euch nicht auf diesen Grundsatz stützet, so könnet ihr keinen Schritt weiter gehen. Ein glaubwürdiger Reisender erzählt uns Dinge, die wir nicht begreifen; verweigern wir ihm deßhalb unser Zutrauen? Gewiß nicht. So verhält es sich mit der Kirche. Wir wissen, daß sie uns nicht täuschen kann; was liegt daran, daß ihre Lehre über unsere Vernunft hinaus geht?

Wenn unsere Ohnmacht, gewisse Schwierigkeiten zu lösen, in allen Dingen genügte, um den Zweifel zu rechtfertigen, was würden wir noch glauben können? Wo wäre die Wahrheit? Man weiß, wie schwierig es bisweilen ist, sich aus den Banden eines geschickten Sophisten loszumachen. Gewisse Geister dürften also nach Belieben Ungewißheit und Zweifel ausbreiten! Die Vorsehung hätte ihnen also das Gewissen und den Glauben der übrigen Menschen wie ein Spielzeug in die Hände gegeben!

In den Wissenschaften, in den Künsten, sogar in den einfachsten Dingen des Lebens, stoßen wir jeden Augenblick auf etwas Unbegreifliches. Zweifeln wir deßhalb? Wir begreifen nicht diese oder jene Erscheinung; aber unverwerfliche Zeug-

nisse bestätigen dieselbe; wir senken das Haupt, indem wir der engen Grenzen unserer Vernunft gedenken.

Wie oft hört man die Worte: „Was dieser Mensch erzählt, scheint mir unmöglich; allein er liebt die Wahrheit; er weiß, was er sagt. Einem Anderen hätte ich es kaum geglaubt; weil dieser es aber behauptet, ist es wahr!“ Was wir nun von einem Menschen sagen, das tragen wir Bedenken, von der Kirche zu sagen!

§. XIV. Die höchste Philosophie im Einklang mit dem Glauben.

Gewisse leichtfertige Geister überreden sich, daß sie, wenn sie sich weigern, das zu glauben, was sie nicht verstehen, unter die tiefen Denker gehören. Diese bestätigen das berühmte Wort Bacon's: „Ein wenig Philosophie entfernt von der Religion; viel Philosophie führt zu ihr.“ Und in der That: wenn sie in die Tiefen der Wissenschaft eingedrungen wären, so würden sie erkennen, daß ein dichter Schleier unseren Augen den größten Theil der Dinge verbirgt; daß das Wort Geheimniß im Grunde aller Dinge liegt; daß wir das Wenigste von den Geheimnissen der Natur wissen; daß die Dinge, die dem Anschein nach am verständlichsten sind, in ihrer Wesenheit und in ihren Hauptbestandtheilen unseren Blicken entgehen. Dieses Weltall, dessen Unermeßlichkeit unser Erkenntnißvermögen erschreckt — wir wissen nicht, was es ist; wir wissen nicht, was unser Körper, was der Geist ist, der ihn belebt; wir sind uns selbst ein Räthsel, das uns der Glaube allein auflöst. Sie müßten wissen, daß die Wissenschaft, ungeachtet ihrer Anstrengungen, bis auf diesen Tag noch nicht die Erscheinungen hat erfassen können, die das Leben bedingen. Sie müßten erkennen, daß die kostbarste Frucht, welche in den höchsten Regionen der Philosophie gewonnen wird, eine tiefe Ueberzeugung von unserer Schwäche und unserer Unwissenheit ist. Dann würden sie weiter folgern, daß jene Nüchternheit in unserer Wißbegierde, welche von der christlichen Religion empfohlen wird, jenes kluge Mißtrauen in die Kräfte

und Einsichten unseres Geistes den Lehren einer gesunden Philosophie vollkommen angemessen sind; sie wüßten endlich, daß der einfache Katechismus uns von der zartesten Kindheit an in Regionen erhoben hat, welche trotz aller Anstrengungen menschlicher Weisheit durch eine Arbeit von mehreren Jahrhunderten nicht haben erreicht werden können.

§. XV. Derjenige, welcher die katholische Religion verläßt, weiß nicht, wohin er sich flüchten soll.

Wir haben den Weg bezeichnet, der zur katholischen Kirche führt; wir wollen sehen, was sich außer diesem Wege zeigt. Wohin werden wir gehen, wenn wir den Glauben der Kirche verlassen? Zu welcher der abweichenden Sekten des Protestantismus werden wir uns wenden? denn sie sind zahlreich. Welche Gründe bestimmen uns, die eine der anderen vorzuziehen? Eine Auswahl zu treffen, wird unmöglich sein; werden wir uns also auf's Gerathewohl entschließen? Das hieße gegen alle eine gleiche Verachtung kundgeben. Werden wir uns der Philosophie ergeben? Was ist die ungläubige Philosophie? Zweifel, Verneinung, Finsterniß. Werden wir ein Glaubensbekenntniß außer dem christlichen aufsuchen? Aber welches? Es müßte denn der Islam oder der Götzendienst unsere Vernunft verlocken.

Den Katholizismus also verlassen heißt nothwendig allen Glauben abschwören. Indeß mehren sich die Jahre; man schreitet im Leben vorwärts, ohne Führer in der Gegenwart, ohne Einsicht in die Zukunft; man kommt am verhängnißvollen Ziel an und fällt unerwartet in den endlosen Abgrund.

Die katholische Religion bietet uns alle Bürgschaften für die Wahrheit, wie wir sie nur wünschen können. Sie legt uns überdieß ein Gesetz auf, das voll Milde, gerecht, billig und zugleich wohlthätig ist. Derjenige, der es erfüllt, wird den Engeln ähnlich. Er nähert sich der idealen Schönheit, er verwirklicht in sich die höchste Poesie, welche die Menschheit träumen kann. Dieses Gesetz tröstet uns in unserem Unglück;

es gibt uns den Frieden in schwierigen Stunden; es schließt unsere Augen zur ewigen Ruhe; es erscheint uns um so unzweifelhafter, um so wahrer, je näher wir dem Tode sind. In ihrer Güte hat die Vorsehung die lieblichsten, die tröstlichsten Eingebungen des Glaubens, wie Herolde, auf den Rand des Grabes setzen wollen, um uns zu verkünden, daß wir die Schwelle der Ewigkeit betreten! ..... (21)

Anhang zum XXI. Kapitel.

Die Fundamentalwahrheiten der Religion aus der Vernunft bewiesen und dem Fassungsvermögen des jugendlichen Alters entsprechend dargestellt von Jacob Balmes. [1])

Vorerinnerung des Verfassers.

Weder einen Katechismus im eigentlichen Sinne des Wortes, noch einen Auszug der Religionsgeschichte will ich schreiben: an Schriften dieser Art gebricht es uns nicht. Ich beabsichtige bloß, eine Leere im Unterrichte der Jugend auszufüllen. Man unterweiset sie mittelst des Katechismus in den Grundsätzen des Glaubens, und läßt sie die Geschichte der Religion auswendig lernen. Aber man lenkt nicht genug ihre Aufmerksamkeit auf die Fundamente und die Beweise der Wahrheiten, welche sie kennen lernt. Daher kommt es denn, daß die jungen Leute, wann sie, der Schulpflichtigkeit entbunden, in eine weltlich gesinnte und von Geschäften aller Art in Anspruch genommene, wenn nicht gar ungläubige oder gleichgültige Gesellschaft hinaustreten, in ihrem Verstande nicht diejenige Einsicht vorräthig finden, die nothwendig ist, um eine

---

[1]) La religion demostrada al alcance de los niños, por Don Jaime Balmes, presbitero.

unverbrüchliche Treue gegen unsere hochheilige Religion zu bewahren. Leider sind jene oberflächlichen und leichtsinnigen Menschen nicht selten, welche, gewohnt über das, was sie nicht kennen, zu sprechen, die dem Glauben entgegengesetzten Grundsätze zum Gegenstand ihrer Reden machen; ich frage: welche Waffen sind den jungen Leuten gegeben, damit diese ihren Glauben, wenn auch nicht vor der Oeffentlichkeit, doch im Heiligthume ihres Gewissens zu vertheidigen im Stande seien? Und die Lehrer selbst — zu welchem Werke sollen sie ihre Zuflucht nehmen, um in Kürze dargestellt die wesentlich nothwendigen Beweise unserer Religion zu finden? Sollte denn nun ein Unterricht dieser Art minder wichtig sein, als derjenige, der die Principien der Arithmetik, der Geometrie und so vieler anderen Dinge zum Gegenstande hat, die man heut zu Tage für unumgänglich nothwendig erachtet, um seinen Beruf antreten und denselben ehrenvoll bekleiden zu können?

Hier ist die Leere, die Lücke, die ich angedeutet habe: ich will sie ausfüllen durch diese kleine Schrift. Sie ist für das zarte Jugendalter bestimmt; aber sie wird auch älteren Leuten nützlich sein. Es ist ein wahrer Jammer um die allgemeine Unwissenheit in dergleichen Dingen und um die geringe Sorgfalt, mit der man sich über dieselbe zu belehren sucht. Man lehrt Alles, man lernt Alles — nur nicht die Rechtfertigung seines Glaubens durch Gründe: soll man sich hernach wundern, daß dieser Glaube in so vielen Herzen ein erstickter Samen bleibt, wenn nicht vollends in Folge eines noch größeren Unglückes der erste Hauch des Feindes ihn weggeweht hat?

Erstes Kapitel.

Von dem Dasein Gottes.

Die natürliche Vernunft genügt, um zu erkennen, daß es einen Gott gibt, der Himmel und Erde erschaffen hat. Denn wenn wir einen ungeheuer großen, prachtvollen Palast sehen,

der mit unsäglichem Reichthum und Glanz eingerichtet und geschmückt ist, würden wir nicht sagen, Derjenige sei ein Thor, welcher behaupten wollte, dieser Palast, diese Einrichtung, diese Bildwerke seien von Niemanden gemacht worden? Nun denn: dieser stolze Palast ist die Welt. Am Tage gießt die Sonne, in dunkler Nacht der Mond sein Licht über sie aus; der Himmel ist mit Gestirnen besäet, die Erde mit Menschen und Thieren bevölkert, so wie mit der mannichfaltigsten Pflanzenpracht ausgestattet, das Meer und alles fließende Gewässer von Fischen belebt, die Luft von unzähligen Vögeln durchsegelt; die Jahreszeiten folgen auf einander in einer Ordnung, die nicht ihres Gleichen hat; in den Eingeweiden der Erde findet man Gold, Silber, alle Metalle und die kostbarsten Edelsteine. Und eine so reiche, so schöne, so wundervolle Welt sollte von Niemanden erschaffen worden sein und erhalten werden?

Zweites Kapitel.

Eigenschaften Gottes.

Derjenige, welcher Alles erschaffen hat, muß allmächtig sein. Denn erschaffen heißt Etwas aus Nichts machen, heißt bewirken, daß das, was vorher nicht war, plötzlich ist: nun denn, zu einem solchen Werke ist die Allmacht unumgänglich nothwendig. Wenn wir Etwas hervorbringen, so geschieht es mit großem Aufwand an Zeit und Mühe; außerdem bedürfen wir immer des Rohstoffes: der Zimmermann z. B. wird niemals einen Tisch ohne Holz machen können. Aber wenn, ohne daß Etwas vorhanden ist, ein Wesen sagt: „Dieses oder jenes Ding werde!“ und wenn sein Wort in Erfüllung geht, so ist dies die That einer unendlichen, unbeschreiblichen Macht. Das aber gerade hat Gott gethan, und zwar nicht, um Kleinigkeiten hervorzubringen, sondern um dem ganzen Weltall das Dasein zu geben.

Gott muß nothwendig unendlich weise sein; denn Seine Werke im Himmel und auf der Erde verkündigen eine unendliche Weisheit. Er muß ewig sein; denn weil Er nicht

geschaffen worden ist, kann Er weder Anfang noch Ende haben; Er ist unendlich vollkommen, denn weil Er durch Sich selbst ist, so konnte und kann Ihn Nichts in Seiner Wesenheit beschränken, die alle Fülle in sich beschließt; Er ist so fort in strengster Folgerichtigkeit unermeßlich, gerecht, heilig, gütig, barmherzig, indem Er den Guten Belohnungen gewährt und über die Bösen Strafen verhängt; mit Einem Worte: Gott ist ein unendlich vollkommener Geist, der Schöpfer, Erhalter und Ordner aller Dinge.

Aus dieser Wahrheit folgt, daß Er Alles sieht, was in der Welt geschieht, geschehen ist und geschehen wird, und zwar in derselben Klarheit, in welcher wir selbst die Gegenstände am hellen Tage unterscheiden; und es kann auch nicht anders sein; denn Nichts geschieht in dieser Welt, im Guten oder im Bösen, wenn nicht Er es entweder gebietet oder zuläßt. Wenn wir eine Handlung, in wie geheimer Weise auch immer, begehen, wenn wir einen Gedanken, einen einfachen Wunsch hegen, welchen Nichts nach Außen verräth — Er ist Zeuge dieser Handlung, Er sieht diesen Gedanken, diesen Wunsch, und zwar so deutlich, als uns ein Mensch sehen könnte, welcher uns ganz nahe und aufmerksam beobachten würde. Welch' mächtiger Beweggrund ist dieß für uns, einen sittlichen Wandel zu führen!

Drittes Kapitel.

Erschaffung des Menschen.

Der Mensch ist von Gott erschaffen worden. Dieß lehrt uns die Religion in Uebereinstimmung mit der natürlichen Vernunft. Um dieser Thatsache ganz gewiß zu sein, genügt es, sich zu erinnern, daß wir die Geburt einem Weibe verdanken, daß dieses Weib selbst wieder einen Vater und eine Mutter hatte, daß diese ihrer Seits von einem anderen Vater, von einer andern Mutter abstammten; und da wir, also zurücksteigend, zuletzt bei einem ersten Vater und einer ersten Mutter nothwendig ankommen müssen, so ist es sonnenklar, daß diese

von Gott erschaffen worden sind. Auf einen solchen Beweis läßt sich Nichts erwidern, man müßte denn sagen, die ersten Menschen seien wie Pflanzen aus der Erde hervorgegangen — eine Ungereimtheit, die kein vernünftiges Wesen im Ernste denken und aussprechen wird.

Viertes Kapitel.

Von der Seele und ihrer Geistigkeit.

Aus Erfahrung wissen wir Alle, daß in unserem Körper Etwas ist, was denkt, will und fühlt: dieses Etwas nennen wir Seele. Wenn wir sagen, daß sie geistig ist, so geben wir damit zu verstehen, daß sie nicht ein Theil unseres Leibes sei, wie das Blut, die Nerven, die Fibern, das Gehirn, — mit einem Worte: daß sie Nichts sei, was lang, breit oder tief ist; daß sie nicht theilbar sei, weil sie durchaus nicht aus Theilen besteht; kurz: daß sie in Nichts einem Dinge gleiche, welches wir sehen, betasten oder mittelst der übrigen Sinne wahrnehmen. Die Seele ist von einer ganz verschiedenen Natur und steht höher, als Alles, was uns umgibt; sie ist ein einfaches Wesen, mit der Fähigkeit zu begreifen und zu wollen begabt.

Nun aber wird diese Geistigkeit der Seele leicht erkannt, wenn man auf Alles achtet, was sie von den eigentlichen Körpern unterscheidet. Diese haben keine andere Bewegung, als diejenige, welche man ihnen mittheilt; wird ihnen kein Anstoß zur Bewegung gegeben, so bleiben sie träge, ohne alle Kraftäußerung und Bewegung. In unserer Seele wird das gerade Gegentheil bemerkt; denn sie allein bewegt den Körper, wann sie will und wie sie will. Noch weit mehr: mit einem einzigen Gedanken durchfliegt sie im Nu Himmel und Erde. Der Art deutlich kündigt sich mit Einem Worte ihre Thätigkeit, ihr eigenthümliches Leben, ihre Bewegung an, daß man eigenwillig die Augen dem Lichte verschließen müßte, wenn man sie einen Augenblick mit einem körperlichen Gegenstand verwechseln wollte.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Erörterung dieser Wahrheit.

Man begreift wahrlich nicht, daß es Menschen gibt, die sagen können, die Seele sei nicht geistig. Denn wenn sie nicht rein geistig ist, so ist sie sicherlich das Blut, welches in unseren Adern kreist, oder wohl irgend ein Saft, eine sehr feine Flüssigkeit, eine Zusammensetzung von Fibern oder überhaupt etwas Derartiges. Nun aber erscheint eine Annahme dieser Art so seltsam und befremdend, so sehr den gesunden Sinn empörend, selbst auf den ersten Blick hin, daß es keine Mühe kostet, zu beweisen, wie falsch eine solche Annahme ist. Wie doch, es sollte möglich sein, daß eine Seele, die fähig ist, so große, so schöne Werke zu erdenken und auszuführen, nur ein Stückchen Fleisch, ein Nervenbüschelchen, ein Knäuel Fibern, was weiß ich? ein wenig Blut, Saft, Flüßigkeit wäre? Wenn ich also die unsterblichen Gedichte Homer's, Virgil's und Tasso's, die Meisterreden eines Demosthenes, eines Cicero, eines Bossuet, die unvergleichlichen Gemälde eines Michel Angelo und eines Raphael bewundere, — könnte ich einen Augenblick die Vorstellung zulassen, es sei in diesen großen Männern nur Fleisch, Nerven, Fibern, Blut, Säfte, Flüssigkeiten verschiedener Art gewesen, und sonst nichts Geistiges, Unkörperliches! Wie kann ein Mensch von gesundem Urtheil einen solchen Unsinn behaupten?

Sechstes Kapitel.

Unsterblichkeit der Seele. Belohnung und Vergeltung im anderen Leben.

Sicherlich stirbt die Seele nicht mit dem Körper. Bei allen Völkern der Erde finden wir diesen Glauben, daß es nämlich nach dem gegenwärtigen Leben ein anderes gibt, wo das Böse bestraft, das Gute belohnt werden wird. Mindestens wäre es sehr befremdend, daß das menschliche Geschlecht in Masse die Beute eines und desselben Irrthums geworden sein

sollte. Wenn das Dasein des künftigen Lebens nicht etwas ganz Gewisses wäre, wer denn — ich frage — hätte so Etwas allen Menschen einreden können? Der allgemeine Glaube in dieser Beziehung beweist also, daß Gott selbst eine so wichtige Wahrheit unseren Stammeltern geoffenbart hat, von denen sie im Wege der Ueberlieferung in alle Länder und auf alle Jahrhunderte gekommen ist. Sonst werden wir nie begreifen, wie in Bezug auf Zeit, auf Himmelsstriche, auf Denkweise, auf Sitten von einander so verschiedene Menschen sich über einen und denselben Punkt haben einigen können. Zwar erklären die verschiedenen Religionen, welche bestehen, verschieden und mannigfaltig die Natur und Beschaffenheit des anderen Lebens; was aber die Hauptsache betrifft: das Dasein eines anderen Lebens, die Unsterblichkeit der Seele, so besteht Einstimmigkeit, und diese Uebereinstimmung ist ein unwiderleglicher Beweis: denn wenn mehrere Zeugen, unter sich in allem Uebrigen getrennt, in einem Pnnkte sich vereinigen, so wird ihr Zeugniß unläugbar.

Uebrigens ist dieser Glaube der ganzen Welt gerechtfertigt durch einen Grund, der eben so unerschütterlich fest ist, als ihn der Verstand aller Sterblichen zu begreifen vermag. Jeder Augenblick lehrt uns böse Menschen kennen, die ein angenehmes, glückliches Leben führen, während der Tugendhafte so oft dem Unglück und dem Leiden preisgegeben ist: wenn Gott gerecht ist, — und Er ist es — muß Er da nicht in einem anderen Leben diese Ungleichheit durch gerechte Vergeltung ausgleichen. Ist die Zulassung möglich, daß der Mensch stirbt gleich dem unvernünftigen Thiere, ohne Jemanden von seinen guten oder schlechten Handlungen Rechenschaft ablegen zu müssen? Ach! Thuen wir nicht der göttlicheu Gerechtigkeit diesen Schimpf an! erniedrigen wir uns selbst nicht! würdigen wir doch nicht unsere Natur so weit herab, daß wir uns dem Vieh gleich stellen!

Siebentes Kapitel.

Uebereinstimmung der Vernunft mit der Religion in Bezug auf die Seele und die Erschaffung des Menschen.

Wir haben gesehen, daß unsere Seele geistig ist: wir müssen daraus offenbar schließen, daß, wenn der Leib sich im Innern der Mutter bildet, es sich mit der Seele nicht also verhält. Da sie unkörperlich ist, so besteht sie nicht aus Fleisch und Blut und muß folglich ihr Dasein von Gott selbst empfangen, der sie mit dem Leibe vereinigt, während dieser sich im mütterlichen Schooße bildet und vollkommen entwickelt. Wird dies wohl verstanden, so werden wir sonnenklar sehen, daß die Vernunft und die heilige Schrift vollkommen in dem übereinstimmen, was die Erschaffung unserer Stammeltern betrifft.

Es ist oben gesagt worden, daß man, wenn man von den Kindern zu den Vätern zurückgeht, zuletzt zu einem Manne und einem Weibe gelangen muß, die von Gott erschaffen worden sind. Diese Thatsache, auf welche die Vernunft mit Nothwendigkeit hinweist, findet sich in den heiligen Schriften mit größter Klarheit erwähnt und gedeutet. Was lehren sie uns? Daß Gott, nachdem Er Himmel und Erde erschaffen, aus ein wenig Erde den Leib des Adam bildete, und daß Er hierauf eine geistige Seele erschuf, um sie mit diesem Leibe zu verbinden. Nichts ist so schön, als die Art und Weise, wie die heilige Schrift uns diese unaussprechliche Vereinigung erklärt. Der Leib des Menschen ohne die Seele, welche ihn später beleben sollte, blieb auf dem Boden ausgestreckt ohne alle Bewegung, nicht häßlich und abstoßend, wie wir ihn nach dem Tode erblicken, sondern einer prachtvollen Wachsfigur ähnlich. Gott schuf nun eine Seele, vereinigte sie mit diesem Leibe, und sieh' da! in diesem Augenblicke öffnen sich die Augen, die Gestalt athmet, die Gesichtszüge beleben sich. Diese wunderbare Umbildung drückt der heilige Text dadurch aus, daß er sagt, Gott habe dem Antlitz des Adam den Lebensodem ein-

gehaucht. Nicht als habe ihn Gott der Art angehaucht, wie wir dieses Wort zu nehmen pflegen — was eine durchaus leibliche Handlung voraussetzt, die einem reinen Geiste nicht entspricht, sondern um uns zu verstehen zu geben, daß wir die menschliche Seele als etwas vom Leibe durchaus Verschiedenes betrachten müssen, daß sie nicht aus einem körperlichen Stoffe gebildet worden, sondern unmittelbar aus der Gottheit in Folge eines schöpferischen Aktes ausgeflossen sei.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Indem die Erschaffung des Menschen also erklärt wird, erkennt man leicht, daß keine Schwierigkeit in dem Berichte der heiligen Schrift über die Erschaffung des Weibes besteht. Ihr Leib ward aus einer Rippe Adam's gebildet, wodurch angedeutet ist, daß das Weib dem Manne zur Gefährtin gegeben worden; sie empfing eine Seele unter den nämlichen Bedingungen, wie Adam. Ferner begreift man sehr gut, wie unsere Stammeltern ehelich verbunden und durch den Segen des Schöpfers fruchtbar gemacht, die Wurzel des menschlichen Geschlechtes geworden sind, welches die Erde bevölkert hat. Vergebens haben stolze Philosophen in diesem Punkte, das Ansehen der heiligen Schriften umgehend, andere Wege der Erklärung des Ursprungs unseres Geschlechtes betreten. Die Religion allein lüftet den Schleier, welcher die Wiege der Menschheit bedeckt; außerhalb ihrer Lehren begegnet man bloß Fabeln und hohlen Träumen. Hüten wir uns, vergeblich gegen die Wahrheit anzukämpfen, die sich uns darbietet! verschließen wir nicht starrsinnig die Augen ihrem reinen Lichte, sondern danken wir vielmehr Gott dafür, daß Er in Seiner unendlichen Güte durch Seine Offenbarung uns vor den tollen und wahnwitzigen Ausschweifungen unserer Einbildung dadurch schützen wollte, daß Er uns eine gewisse und zuverlässige Kenntniß des hohen Adels unseres Ursprungs gewährte!

Neuntes Kapitel.

Dasein einer wahren Religion.

Gott hat uns erschaffen, Gott erhält und leitet uns; Er ist unser Anfang, Er ist unser Endziel. Die Seele, welche nicht mit dem Leibe stirbt, sondern ewig leben wird, wird einstens vor den höchsten Richter hintreten müssen, der von ihr Rechenschaft über alle ihre Handlungen verlangen und sie belohnen oder bestrafen wird, je nachdem sie es verdient hat. Deßhalb müssen wir uns schon in diesem Leben auf das andere vorbereiten; wir müssen über unsern Ursprung, unsere Bestimmung und die Mittel belehrt werden, welche die Vorsehung zu unserer Verfügung gestellt hat, damit wir diese Bestimmung erreichen können. Diese Kenntniß und diese Mittel gibt uns die Religion; ohne sie würde der Mensch einem verlassenen Waisen gleichen, der nicht wüßte, woher er kommt, wohin er geht, und was er zu gewärtigen hat.

Es besteht für den Menschen die Verpflichtung, Gott zu lieben, sowohl wegen Seiner höchsten Güte, als auch wegen der Wohlthaten, womit Er ihn überhäuft hat, und die nun von Seiten des Menschen den tiefsten Dank und eine demuthsvolle, dem Herrn Himmels und der Erde gebührende Anbetung erheischen. Aber, welches auch die inneren und äußeren Akte seien, durch welche der Mensch seinem Gotte dient, — er muß diesen Gottesdienst in einer Weise begehen und feiern, welche der göttlichen Majestät genehm ist und den Beziehungen der Creatur zu ihrem Schöpfer entspricht. Darum bedarf dieser Gottesdienst sicherer Regeln und Bestimmungen; darum konnten unmöglich diese Regeln der leichtfertigen Laune der Menschen preisgegeben werden und von ihrer Willkür abhängen; darum bedarf es einer Religion, welche dieselbe ist für alle Menschen, und in welcher sie sich für versichert halten können, daß sie den göttlichen Willen erfüllen und auf dem Wege wandeln, der zur ewigen Glückseligkeit führt.

Sagen, daß alle Religionen gleich gut seien, daß es Nichts

verschlage, ob man Christ oder Muhamedaner, Jude oder Heide sei, heißt geradezu die Vorsehung läugnen, heißt behaupten, daß der Herr, nachdem Er die Welt erschaffen, sich nicht mehr um sein Werk bekümmere, heißt sagen, daß das menschliche Geschlecht ohne Ziel, auf's Geradewohl, durch's Leben gehe, wie eine Heerde ohne Hirten. Man entgegne doch nicht, ein unendlich großer Gott würdige sich nicht so tief herab, daß Er sich mit unserem Elend befasse, und Er bleibe vollkommen gleichgültig gegen unsere Huldigungen: denn alsdann werde ich erwiedern: Warum hat Er diese Creaturen erschaffen, wenn Er sich nicht um dieselben bekümmern wollte? Sicherlich, wenn die unermeßliche Entfernung, welche uns von Gott trennt, ein hinreichender Grund zur Behauptung wäre, Gott verhielte sich gleichgiltig gegen die Verehrung und den Dienst, den wir Ihm erweisen, so würde man eben dadurch auch beweisen, daß Er keine Ursache gehabt habe, uns zu erschaffen. Denn — kurz gesagt — welches Ziel konnte sich ein unendlich großer Gott setzen, indem Er aus dem Nichts ein Wesen schuf, welches Er allsogleich verlassen würde, ohne Rücksicht und Aufmerksamkeit auf seine Bitten und Huldigungen, gleichgültig gegen die Grundsätze, die es zur Richtschnur seines Lebenswandels machen werde, gleichgültig gegen diesen oder jenen Gottesdienst, der Ihm von diesem Wesen erzeigt würde, und es ohne Aussicht und Hilfe einer dichten Finsterniß preisgebend? Nein, es läßt sich nichts Ungereimteres denken; das hieße wahrlich in einem einzigen Athemzuge Gottes Güte und Weisheit läugnen; und ein Gott ohne Weisheit und Güte ist sicherlich kein Gott mehr.

Zehntes Kapitel.

Die religiöse Gleichgültigkeit, eine traurige Verblendung.

Es gibt eine ziemlich große Anzahl von Menschen, welche, ohne geradezu und durchaus die Wahrheit der Religion zu läugnen, nichtsdestoweniger ihr wenig zugethan sind und sich nicht im Geringsten darum kümmern, ob sie wahr oder falsch ist. Sie wollen sich nicht, sagen sie, abenteuerlich in

Fragen dieser Art ergehen; wenig liegt ihnen daran, was in dieser Hinsicht gewiß oder nur angenommen ist, sie werden sich darüber nicht zu belehren suchen. Das ist die religiöse Gleichgültigkeit. Kann man denn nun einen beklagenswürdigeren Zustand denken, als den eines solchen Gleichgiltigen; denn, wenn man es genau nimmt, befindet er sich in einer Lage, die schlimmer ist, als der Zustand eines von Grund aus gottlosen Menschen, welcher die Religion offen angreift. In der That, während dieser sich mit dem Beweise abmüht, daß die Religion falsch sei, denkt er wenigstens an sie und beschäftigt sich mit ihr; er prüft sie, und in einem günstigen und glücklichen Augenblick kann es mittelst eines guten Buches, das ihm in die Hände fällt, zwischen ihm und einer wohl unterrichteten Person zu einer Unterredung kommen, die dermaßen entscheidend ist, daß er sich für enttäuscht und zur Wahrheit bekehrt erklärt. Aber Derjenige, welcher grundsätzlich auch den leisesten Gedanken an die Hauptwahrheiten der Religion umgeht und vermeidet, der es sich selbst gesagt hat, daß er ganz und gar gleichgültig gegen die Wahrheit der Religion sei, wird gar nie ein Buch lesen, noch Diejenigen zu Rathe ziehen, welche ihn aufklären könnten; und so dämmert sein Leben in diesem unglückseligen Zustande dahin, ja er schlummert am Rande des Abgrundes.

Ein solcher Zustand ist der Vernunft und den allereinfachsten Regeln der Klugheit durch und durch entgegen. Handelt es sich denn für uns, ich frage darum, um Dinge, die uns Nichts angehen, denen wir fremd sind? Tausend Mal nein! handelt es sich doch um den Ursprung des Menschen, um seine Bestimmung, um die Mittel, sie zu erreichen, das heißt: um Alles, was uns am wichtigsten sein soll, um Alles, was uns ganz nahe angeht, so daß wir der schrecklichsten Gefahr ausgesetzt sind, wenn wir sorglos auf so wichtige Fragen nicht achten. Gesetzt auch, es sei ungewiß, ob es zur Bestrafung oder zur Belohnung dieses Lebens ein anderes gebe: wenigstens — man räume doch dies ein! — ist diese Sache ernst genug

und einer Prüfung werth. Die Vernunft und eben so die Erfahrung gestatten uns nicht, daran zu zweifeln, daß ein Tag kommen werde, an welchem wir sterben müssen; alsdann werden wir selbst, ohne mehr zurück zu können, erfahren müssen, ob dieses zweite Leben uns erwartet, oder ob es nur ein Luftgebilde ist; wir werden den letzten Athemzug ausgehaucht haben, um uns wird man sagen: „Sehet! er ist todt!" In diesem selben Augenblicke werden wir erfahren können, was an dem furchtbaren Geheimniß des Jenseits Wahres ist. Welch' ein Wahnsinn aber, sich auf diese Weise in die Ewigkeit stürzen, ohne zu wissen, ohne sich versichert zu haben, ob die Gefahr wirklich besteht, ewig unglücklich, unwiederbringlich unglücklich zu sein! Der Gleichgültige wird sagen, daß vielleicht nichts Wahres an den Drohungen der Religion sei, daß vielleicht die Seele mit dem Körper verschwinde. Dieses Vielleicht nun angenommen! Wenn aber all Dies wirklich ist, wenn du dich getäuscht hast; wenn du, kaum diesem Leben entflohen, deinen Irrthum erkennst; wenn Himmel und Hölle vor dir aufgeschlossen sind! — An welchen Ort wird denn nun Derjenige kommen, der in seinem Leben niemals um diese Fragen sich hat bekümmern wollen? In den Himmel etwa? — wie doch, Derjenige, dem der Himmel keine Sorge gemacht hat?

Der Mensch, welcher durch das Leben geht, ohne sich um die Frage zu bekümmern, ob ein Gott ist, Der ihn erschaffen hat; ob er Ihn lieben, ob er Ihm dienen soll und wie; — ohne sich nach einem Mittel umzusehen, welches ihn zur Wahrheit in so hochwichtigen Dingen führe — ist nothwendig schuldig vor Gott. Er wird sich selbst die Ursache beizumessen haben, wenn er der ewigen Strafe anheimfällt. Man sollte in der That nicht glauben, daß es vernünftige Wesen geben könnte, die fähig wären, in einer solchen Verblendung dahin zu leben; das Herz wird wehmüthig erregt, wenn man sie so sorglos und unbekümmert am Rande des entsetzlichen Abgrundes dahin gehen sieht.

Elftes Kapitel.

Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes.

Der Mensch zeigt bei jedem Schritte eine so außerordentliche Mischung von Adel und Niedrigkeit, von Kleinheit und Größe, von Gut und Schlecht, daß es auf den ersten Blick schwer zu begreifen ist, wie ein solches Wesen das Geschöpf Gottes ist. In der That: während seine Denkkraft, so zu sagen, Himmel und Erde umspannt; während er den Lauf der Gestirne erforscht und die dunkelsten Geheimnisse der Natur durchdringt, gewahren wir in ihm auf der andern Seite Zweifel, Unwissenheit und Irrthum. Sein Herz ist erhaben, fühlt sich der Tugend befreundet, wird bei der bloßen Erinnerung an eine edle Handlung begeistert, — aber verfolgt zu gleicher Zeit mit Leidenschaft die gemeinsten und niedrigsten Zwecke, beherbergt und nährt in sich die Grausamkeit, den Verrath, die Treulosigkeit. Ich sehe dieses Herz, welches fähig ist, riesige Pläne zu fassen und zu verwirklichen, furchtlos jeder Art von Gefahren zu trotzen, wiederum beim Anblick eines Unglückes, das nur aus weitester Ferne droht, zusammenbeben und in Gegenwart auch nur der leisesten Schwierigkeit muthlos in sich zurücksinken und zusammenbrechen. Es seufzt unaufhörlich nach der Freude und lebt ein von Uebeln der mannigfaltigsten Natur vergälltes Leben. Kurz: unter welchem Gesichtspunkte wir auch den Menschen betrachten mögen, so bietet er uns Widersprüche und Gegensätze, welche die Vernunft in Verwirrung und Staunen versetzen.

Halten wir einen Augenblick Einkehr in uns selbst: Ist es nicht wahr, daß unser Leben ein endloser Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen der Sehnsucht nach Glück und der Sklaverei unter der Herrschaft des Leidens ist? Einerseits wird unsere Seele von Pflichten, andererseits von Trägheit und Leidenschaft unaufhörlich auf die Folter gespannt; so daß es nicht anders scheint, als ob in jedem von uns zwei Menschen in ewigem Kriege lägen, ein guter und ein böser, ein weiser und ein thörichter. Und was das Glück betrifft —

wer ist Derjenige, der sich rühmen kann, daß er es genieße, daß er es auch nur leise verkostet habe? — Die Ungläubigen werden sagen: Wie ist es möglich, daß ein so unnatürliches Gemenge von guten und bösen Eigenschaften als Geschöpf aus den Händen eines unendlich weisen und guten Gottes hervorgegangen sei? Gerade hier indeß, sagen wir es unumwunden heraus, beweist der katholische Glaube großartig die Erhabenheit seiner Lehre; gerade hier hält er uns einen seiner unläugbarsten Ansprüche darauf entgegen, als die einzige wahre Religion betrachtet zu werden.

Die Religion läugnet nicht, daß im Menschen greifbare Widersprüche sich vorfinden, daß in seinem Sein und Leben ungeheuere Unregelmäßigkeiten zu Tage treten; sie läßt sich nicht im Geringsten beigehen, die Wahrheit der Thatsache, in welcher die Schwierigkeit wurzelt, nicht in ihr volles Licht zu stellen; denn da sie sich mächtig dazu fühlt, diese Schwierigkeit vollständig zu lösen, so braucht sie nicht dieselbe für minder groß auszugeben oder in den Hintergrund zu stellen, oder gar sie zu umgehen; sondern indem sie die Schwierigkeit in ihrer ganzen Größe und Stärke hervortreten läßt, wie sie schon die größten Philosophen des Alterthums verwirrt hatte, tritt die Religion geradezu vor diese Schwierigkeit hin und legt das Bekenntniß ab: „Ja, der Mensch liegt im Irrthum und im Verderben; wollt ihr aber das Geheimniß ergründen? Hier ist der Schlüssel dazu; nämlich in einem der Glaubenssätze, die ich lehre, — in der Erbsünde; der jetzige Mensch ist nicht mehr der, wie ihn Gott erschaffen hat, sondern er ist entartet. Gott hatte ihn unschuldig und glücklich geschaffen: sein Verstand war durch das Licht der Wahrheit erleuchtet; sein Wille stand im Einklang mit den Geboten der Vernunft und des göttlichen Gesetzes, sein Leben verlief in angenehmer Ruhe, in friedlichem Wohlsein, sein Herz strömte über von Glückseligkeit. Ein solches Wonneleben würde auf seine Nachkommen übergegangen sein, wäre er den Geboten Gottes unterworfen geblieben; aber der Mensch sündigte; und nach den

unerforschlichen Rathschlüssen Gottes hatte das ganze Geschlecht Adam's Antheil an dessen Schuld und Strafe. Das ist das Geheimniß der Widersprüche im Menschen; dieses edle Geschöpf ist das Bild und Gleichniß Gottes; aber der Schandfleck der Sünde hat das schöne Bild entstellt; wann wir den Menschen in seiner Vernünftigkeit und in seiner Hinneigung zur Tugend betrachten, wie er die edle Stirne erhebt, um zum Himmel empor zu schauen, so sehen wir das Bild Gottes; wann wir ihn aber im Dunkel des Irrthums, im Schlamme des Verderbens, in Noth und Unglück sich krampfhaft winden sehen, dann erblicken wir die Verwüstung, welche durch die entehrende Sünde in dem schönen Bilde angerichtet worden ist."

So erklärt die Religion die Widersprüche und Verzerrungen, die aus dem Menschen uns entgegentreten; und wenn es auch wahr bleibt, daß selbst diese Erklärung ein über das menschliche Verständniß weit hinausreichendes Geheimniß ist, so kann doch nicht geläugnet werden, daß mitten aus dem Dunkel, welches das erhabene Geheimniß bedeckt, eine tiefe Wahrheit hervorleuchtet, und daß das Geheimniß der Erbsünde ein reiches Licht verbreitet; ja, jetzt erst liegt die Welt klar vor uns; unser Verstand fühlt sich zufrieden und spricht zu sich: „Dieses Geheimniß steht über deiner Vernunft, ist ihr aber nicht entgegen."

Zwölftes Kapitel.

Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes durch Jesus Christus.

Aus dem Stande der Unschuld und Glückseligkeit, in welchem er geschaffen worden war, gefallen, mit der Schuld behaftet, des Paradieses verlustig geworden, allen erdenklichen Mühseligkeiten und Leiden und zuletzt dem Tode unterworfen, wäre der Mensch in einer fürchterlichen Lage gewesen, wenn ihn nicht Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit aus solchem Jammerzustande hätte erretten wollen, und zwar dadurch, daß Er Seinen eingebornen Sohn schickte, damit Alle, die an Ihn glaubten, nicht umkämen, sondern das ewige Leben

gewännen. Ohne Zweifel hätte Gott dem Menschengeschlechte seine Verschuldung verzeihen und die verdiente Strafe erlassen können, ohne irgend welche Genugthuung zu verlangen, weil Gott selbst beleidigt worden war, — und überdies, wer setzt Seiner Allmacht Grenzen? Er konnte aber auch Genugthuung auf tausend verschiedene Arten fordern, welche der schwache Mensch nicht zu vermuthen vermag; nur die unendliche Weisheit kennt die mannigfachen Wege der Genugthuung; aber Er wollte, daß der nämliche Fall des Menschen dazu dienen sollte, mehr und mehr die Unendlichkeit Seiner Macht, die Strenge Seiner Gerechtigkeit, die Größe Seiner Güte, den unerschöpflichen Reichthum Seines Erbarmens zu offenbaren. Er wollte eine Genugthuung empfangen, und zwar nicht eine beliebige, sondern eine vollständige Genugthuung; aber der arme, unglückliche Mensch, endlich in seinem Wesen, beschränkt in seinen Mitteln, der Gnade verlustig gegangen, von den Schatten des Todes umnachtet — wie vermochte er eine solche Genugthuung zu leisten? Strengt die Seele ihre Kräfte an, um ein Mittel ausfindig zu machen, so ist es vergeblich; das Herz trauert und ängstigt sich, der Geist verliert den Muth und sieht rings um sich Nacht und Dunkel. Tiefe Rathschlüsse eines Gottes! „Der Eingeborene des Vaters, das Abbild des nämlichen Vaters, Gott wie Sein Vater, wird Mensch werden, wird erschreckliche Qualen leiden und zuletzt am schmählichen Holze des Kreuzes sterben; wird Seine Schmerzen, Seine Qualen und Seinen Tod zur Sühne der Sünden der Welt, zur Aussöhnung des Menschengeschlechtes mit Gott aufopfern; die, welche vor dem Erlöser leben, werden durch den Glauben an den künftigen Mittler selig werden, indem sie sich mit Gott durch Hoffnung und Liebe vereinigen; und Diejenigen, welche nach Ihm kommen, werden durch den Glauben an denselben Mittler es gleichfalls werden, mit ihm durch Liebe und Hoffnung verbunden und eine Heerde bildend, welche die Kirche Jesu Christi heißen wird; diese Heerde wird durch die vom heiligen Geiste gesetzten Hirten, besonders durch ein sichtbares Oberhaupt, den Stell-

vertreter Jesu Christi auf Erden, regiert werden." Dies ist der Rathschluß, den der Ewige verwirklicht hat, um das Menschengeschlecht zu erlösen; kann es etwas Größeres, Erhabeneres, Bewunderungswürdigeres geben? — Dem menschlichen Geiste war es unmöglich, ein solches Mittel auszudenken, wodurch der göttlichen Gerechtigkeit vollkommene Genugthuung geleistet würde; denn wer diese leistet, ist ein Gott; die Gerechtigkeit offenbart sich hier in majestätischer und Ehrfurcht gebietender Gestalt; ferner ist das Opfer, welches sie verlangt, Nichts weniger, als ein Gott, an dem das Erbarmen wunderbar hervorleuchtet; denn Gott fühlt ein so großes Mitleid mit den Menschen, daß Er für sie Seinen eingeborenen Sohn dahingibt und Ihn dem Tode überantwortet; hier zeigt sich die Weisheit in einer unaussprechlichen Weise; denn sie bringt solche Gegensätze, wie es die unendliche Gerechtigkeit und die unendliche Erbarmung sind, dadurch in den vollkommensten Einklang, daß Gott in jenen unbegreiflichen Bund mit dem Menschen durch das Geheimniß der Incarnation tritt, die in der Welt einen „Gott-Menschen" erscheinen läßt. Nein! nie hat sich eine Religion so groß bewährt, wie die katholische Religion, als sie diese tiefen Geheimnisse des Allmächtigen erklärt hat; nie hat irgend eine Religion so gerechte Ansprüche auf unsere Bewunderung und Ehrfurcht aufzuweisen vermocht. Was so groß, so erhaben in Bezug auf tiefe Gedanken ist, kann nur von Gott ausgegangen sein.

Dreizehntes Kapitel.

Wahrheit der Ankunft Jesu Christi.

Nach der katholischen Lehre ist Jesus Christus der Sohn Gottes, Gott wie der Vater, ward Mensch, litt und starb für das Heil des Menschengeschlechtes. Unser Verstand ist nicht fähig, dieses so erhabene Geheimniß zu fassen; und wir wären auch niemals in Gedanken darauf gekommen, hätte sich Gott nicht gewürdigt, uns dieses Geheimniß zu offenbaren. Aber so unnütz es auch ist, die Denkkraft aufzubieten, um die Tiefe

eines so hohen Geheimnisses zu ergründen, so kann doch andererseits aus den nämlichen Zeichen, die Gott gegeben hat, nachgewiesen werden, daß Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, wirklich in die Welt gekommen ist.

Erstlich kann Niemand läugnen, daß in Palästina vor ungefähr achtzehn Jahrhunderten ein Mann, Namens Jesus, lebte, welcher predigte, eine große Menge Menschen nach sich zog und zuletzt an einem Kreuze starb. Das Dasein dieses Menschen ist uns mit der nämlichen Gewißheit verbürgt, wie das Dasein vieler anderer berühmten Personen des Alterthums, Philosophen, Redner, Dichter, Staatsmänner, Krieger und anderer Männer jedweden Berufs. Daß ein Homer, Alexander, Cicero, Cäsar 2c. gelebt haben — dies wissen wir natürlich nur deßhalb, weil von dem Dasein dieser Männer ihre Zeitgenossen gesprochen und ihre Nachfolger dasselbe gethan haben, und so fort bis auf unsere Zeiten. Das Nämliche ist in Bezug auf Jesus geschehen; von Ihm sprechen Diejenigen, die zu Seiner Zeit lebten und die uns davon erzählen, welches Sein Vaterland, Seine Lehren, Seine Freunde, Seine Feinde, Sein Leben, Sein Tod gewesen; die Menschen, die seitdem bis jetzt in die Welt gekommen sind, haben fortwährend von Jesus gesprochen; selbst Jene, welche behauptet haben, Er sei nicht Gott gewesen, noch von Gott gesendet worden, haben nicht gesagt, Er hätte nicht gelebt. Wollte also jetzt Jemand behaupten, es sei falsch, daß Jesus gelebt habe, und es müsse Sein Dasein im bildlichen Sinne genommen werden, so wäre dies eben so lächerlich, als wenn Jemand sagen wollte, es hätte nie einen Sokrates, Alexander, Cäsar gegeben. Denn wenn wir die Sache selbst nicht mit den Augen eines Christen betrachten wollten, so wissen wir doch wenigstens das Eine wie das Andere mit gleicher Gewißheit.

Vierzehntes Kapitel.

Göttliche Sendung Jesu Christi.

Wir müssen nunmehr beweisen, daß Jesus Christus der Gesandte Gottes und wahrer Gott war.

Jedermann weiß, daß es zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Menschen gegeben hat, die sich für Gesandte des Himmels ausgegeben haben, während sie in Wirklichkeit nur treulose Betrüger, die aus der Täuschung der großen Menge Gewinn zu ziehen suchten, oder unglückliche Opfer der Selbsttäuschung und eines verirrten Geistesvermögens gewesen waren. Zu einer dieser beiden Klassen zählen die Feinde der Religion Jesus Christus. Wiewohl es nun ganz klar ist, daß die bloße Vorstellung einer solchen Lästerung jeden Christen schaudern macht, so ist es doch sehr passend, im Lichte der Vernunft die entsetzliche Ungerechtigkeit und den höchst sträflichen Leichtsinn zu beleuchten, womit hierin die Feinde Christi zu Werke gehen. Schon Seine Persönlichkeit zeigt sich auf den ersten Blick so außerordentlich, so über alle Menschen erhaben, die bereits auf Erden erschienen sind, daß aus ihm etwas Wunderbares und Göttliches hervorleuchtet. Seine Sitten sind ganz rein, Seine Worte weise und inhaltsschwer; Sein Benehmen ist äußerst liebenswürdig und athmet eine so majestätische Einfachheit, einen Ernst und eine Würde, die so natürlich und so überraschend sind, eine solche Erhabenheit der Gedanken und Gefühle, daß sogar der gottlose Rousseau verwundert ausruft: „Wenn das Leben und der Tod des Sokrates von einem Weisen Zeugniß geben, so kann das Leben und der Tod Jesu Christi nur von einem Gotte zeugen."

Selbst die Feinde der christlichen Religion stimmen darin überein, daß die Sittenlehre Jesu Christi die reinste, edelste und erhabenste ist, von der man jemals gehört hat. Alle Lehren der alten Philosophen sind Nichts im Vergleiche zu der Jesu Christi, wir mögen Ihn vom Menschen und von Gott sprechen hören, oder die Grundlage prüfen, auf der Er Seine

Sittenlehre aufbaut; wir mögen auf Seine Lehren und Rathschläge, oder auf die Kraft der Beweggründe achten, die er angibt, um den Menschen zur Ausübung aller Tugenden zu bestimmen. Da Jesus aus einer unbekannten und armen Familie hervorgegangen ist, da Er nirgends die Wissenschaften gelernt hat — so entsteht die natürliche Frage: „Wer hat Ihm so große Weisheit mitgetheilt?" Ist das nicht ein Beweis dafür, daß Er ein Gesandter Gottes, daß Er nicht ein Betrüger gewesen? Wann ein Mensch andere betrügen will, so geht seine Absicht dahin, ihren Leidenschaften und Launen zu schmeicheln, indem er mit ihren Fehlern Nachsicht hat und sie entschuldigt; sein Ziel ist die Gunst der Mächtigen; und gewöhnlich vergißt er nicht, sein eigenes Glück zu machen. Aber Jesus Christus stellt das gerade Gegentheil dar: stets geißelt Er das Laster, stets tritt Er gegen die Leidenschaften auf, stets predigt Er Seine strenge Sittenlehre. Vorzugsweise sucht Er die Armen, die Schwachen auf, liebt ganz besonders die Kinder und ist so uneigennützig, daß Er Nichts hat, worauf Er das Haupt betten soll. Sind dies Beweise dafür, daß Er ein Betrüger gewesen? Wäre Er ein solcher gewesen, so würde Er wenigstens den Martern und dem Tode zu entgehen gesucht haben. Sollte Er sich selbst soweit vergessen haben, daß Er, obschon Er sah, wie nahe ihm das Kreuz drohte, wie Er es Selbst versicherte, dennoch Nichts that, um Sich aus einer so schauderhaften Schmach zu befreien? Und dann dieser Tod, den Er mit heiterer Ruhe starb, die Thatsache, daß Er auch nicht ein Wort gegen Seine Feinde vorbrachte, und zwar gerade gegen diejenigen, die ihn schmähend und quälend umstanden, dieses Gebet für sie, während Er am Kreuze hing — offenbart dies nicht, daß Sein Herz Etwas barg, was niemals im Herzen eines anderen Menschen gewohnt hatte?

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Ueberdies: wer nicht von Gott gesandt ist, kann keine Wunder wirken; denn da Gott allein sie wirken kann, so muß doch jeder Mensch, zu Gunsten dessen Lehre sie stattfinden, von Gott gesandt sein; aus dem Gegentheil würde ja folgen, daß Gott den Irrthum durch Beweise Seiner Allmacht bestätigte. Jesus Christus wirkte beständig Wunder. Er erweckte Todte, gab den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Lahmen den Gebrauch der Füße; mit einem Worte: Er heilte jede Art Krankheiten, ging über das Meer wie über Krystall, beruhigte durch den Befehl Seiner Stimme in einem Augenblicke die Wogen inmitten des Sturmes. Daß Er aber diese Wunder wirkte, das ist so gewiß, daß nicht einmal Seine Feinde sich erkühnen, es zu läugnen, ja daß sie, nicht wissend, wem sie dieselben zuschreiben sollten, die Albernheit hatten, zu behaupten, daß sie Jesus durch die Kraft des Teufels wirkte, wie wenn dies bei Dem möglich gewesen wäre, Der die unreinen Geister aus den Leibern vertrieb, Der durch die Heiligkeit Seiner Lehre den unumstößlichen Beweis lieferte, daß Er die Herrschaft dieses Feindes des menschlichen Geschlechtes zu vernichten strebte.

Diejenigen, welche sich erdreisten, an den Wundern Jesu Christi zu zweifeln, müßten eben so gut alles Uebrige in Zweifel ziehen, was uns die Geschichten berichten. Denn wie können wir wissen, daß in dieser oder jener Zeit, an dem und dem Orte ein Krieg stattgefunden, und daß sich in demselben ein Feldherr ausgezeichnet, daß er diese oder jene festen Plätze genommen, diese oder jene Siege erkämpft habe? Es ist klar, daß der einzige Grund, es zu glauben, darin besteht, daß verständige und wahrheitsliebende Menschen, welche es mit ihren eigenen Augen gesehen oder wenigstens aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen vernommen haben, es also berichten. Dasselbe ist von den Wundern Jesu Christi zu sagen: denn wenn

man selbst die heilige Schrift nur wie ein gewöhnliches Buch ansieht, so folgt doch immer, daß Menschen, welche das, was sie gesehen haben, uns berichten und es in Gegenwart der Feinde Jesu behaupten, glaubwürdig sind; hätten doch diese ohne Zweifel jene Menschen Lügen gestraft, wenn sich dieselben erfrecht hätten, zu lügen; ja noch mehr: sie blieben dessen, was sie sagten, geständig und starben am Holze der Schmach, eben weil sie es behaupteten. Kann es einen triftigeren Beweis dafür geben, daß ein Mensch seine eigene Behauptung glaubt, als der schmachvolle Tod, den er für seine Aussage stirbt?

Sechzehntes Kapitel.

Die Erfüllung der Prophezeiungen ist ein anderer Beweis für die Gottheit Jesu Christi.

Einen anderen Beweis dafür, daß Jesus Christus von Gott gesandt worden ist, liefern die Prophezeiungen, die sich an Ihm so sichtbar erfüllten. Die Dinge, welche kommen sollen, und die zu denen, welche stattgefunden haben, in keiner nothwendigen Beziehung stehen, vermag Gott allein zu kennen. Der Mensch kann wissen, daß morgen die Sonne aufgehen wird; denn dies geschieht beständig, nach derselben Ordnung der Natur; eben so kann er voraussagen, daß es regnen, daß ein Gewitter ausbrechen, daß die Erndte gut oder schlecht ausfallen werde; dies Alles vermag er mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit der Gewißheit zu sagen, je nachdem die Anzeichen sind, auf welche sich seine Muthmaßung stützt; aber wissen, daß nach fünfhundert oder tausend oder zweitausend Jahren an diesem oder jenem Orte ein Mensch werde geboren werden, und zwar umständlich voraussagen, wie er leben, leiden und sterben werde, die Ausbreitung seiner Lehre auf der ganzen Erde, die Gesellschaft, die sich aus seinen Schülern bilden werde, weissagen, — mit einem Worte: dies Alles so klar und bestimmt vorherverkündigen, wie wenn es schon geschehen wäre, — — wer kann dies ohne Gott thun?

Wenn sich an irgend einem Menschen solche Prophezeiungen bewähren, und wenn in denselben uns gesagt wird, dieser Mensch werde der Erlöser der Welt sein; er werde uns Licht und Gnade bringen; er werde der Sohn Gottes und Gott wie sein Vater sein, — werden wir, wenn dieser Mensch, an dem sich alle Zeichen wunderbar erfüllen, kommt, — — werden wir nicht denken müssen, daß jene Prophezeiungen von Gott ausgeflossen sind, und daß jener Mensch ein Gesandter Gottes ist? Dies Alles bewährte sich an Jesus Christus der Art, daß wir oft, wann wir die Propheten lesen, glauben möchten, wir läsen Geschichtschreiber. Die Zeit, in welcher Er in die Welt kam, der Ort Seiner Geburt, die Verfolgung des Herodes, die Flucht nach Egypten, Sein Leben, Seine Sitten, Seine Predigten, Seine Wunder, Seine Leiden, Sein Tod, die Ausbreitung Seiner Lehre, die Gründung und Dauer Seiner Kirche; — Alles ist viele Jahrhunderte vorher geweissagt worden, und zwar mit einer Bestimmtheit, welche in Erstaunen setzt. — Die Bücher der heiligen Schrift sind in Jedermanns Händen; das alte und das neue Testament, mit einander verglichen, lassen diese Wahrheit so klar hervortreten, wie das Tageslicht. Wir brauchen sie nicht einmal als heilige Bücher zu betrachten; es genügt, sie anzusehen wie die Schriften eines Herodot, Thucidides, oder wie jedes andere Buch; es genügt, die Urkunden der Voraussagungen und die eingetretenen Ereignisse zu vergleichen und zu sehen, ob das, was an Jesus Christus geschehen, schon viele Jahrhunderte, ehe Er in die Welt gekommen, vorausgesagt worden ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Nicht nur erfüllte sich an Jesus Christus Alles, was die Propheten von ihm geweissagt hatten, sondern Er selbst prophezeite Verschiedenes; und was Er voraussagte, das sehen wir mit überraschender Genauigkeit in Erfüllung gehen. Vor Seinem Tode prophezeite Er den Untergang Jerusalems und

zwar auf eine Weise, welche auf einen furchtbaren Umsturz der bestehenden Verhältnisse hindeutet; in der That wurde nach Verlauf einiger Jahre Jerusalem zerstört, und wir wissen durch die Geschichtschreiber, daß bei der Belagerung und Eroberung der Stadt solche Gräuel verübt wurden, daß sich die Haare sträuben, wenn man die Nachrichten hierüber liest. Jesus Christus verkündigte Seinen Aposteln die Mühseligkeiten, die Leiden und den Tod, welche sie für Seinen Namen würden erdulden müssen; und Jedermann weiß, daß die Apostel die Welt durchwanderten, mit Blut und Leben den Glauben des göttlichen Meisters besiegelnd. Auch sagte Er vorher, daß Seine Kirche sich wunderbar ausbreiten und trotz aller Widerstandsversuche der Hölle nicht untergehen werde; und so geschah es: wir sehen es mit unseren eigenen Augen und wir greifen es, so zu sagen, mit unseren eigenen Händen.

Was will man mehr, um sich zu überzeugen, daß Jesus Christus wahrhaft ein Gesandter Gottes war; daß Er, wie Er selbst uns sagte' und wie uns unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, sagt, der Sohn Gottes und Gott wie Sein Vater war, und daß folglich die Lehre, die Er der Welt verkündigte, die reine Wahrheit ist, da Er als Gott Sich nicht täuschen noch uns täuschen konnte.

Wie bedauernswerth ist die Verblendung jener Unglücklichen, die noch immer hartnäckig die Augen so lichtvollen Wahrheiten verschließen. Sie prahlen damit, daß sie Nichts glauben; stolz behaupten sie, daß all Dies Vorurtheile seien; und sie haben vielleicht in ihrem ganzen Leben keines jener Bücher gelesen, worin der Beweis für die Wahrheit der Religion geliefert ist; der Grund, warum sie nicht glauben, besteht darin, daß sie einige Ungereimtheiten aus dem Munde eines unwissenden Schwätzers vernommen haben. Ach! haben wir Mitleid mit ihrer traurigen Blindheit und sehen wir, ob wir es dahin bringen können, daß sie uns wenigstens anhören! Denn erreichen wir dies, so wird es mit der Gnade Gottes nicht schwer sein, daß sie in den Schooß der Kirche zurückkehren.

Achtzehntes Kapitel.

Unwiderleglicher Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion.

Nachdem wir so überzeugende Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gegeben haben, werden wir schließlich einen Beweis bringen, der sich in den Augen Jedermanns als schlagend bewährt. Um diesen Beweis zu verstehen, ist es nicht nothwendig, die heiligen Väter zu befragen, noch die Geschichte zu lesen, noch die Wunder zu prüfen, die Jesus Christus wirkte, noch die Prophezeiungen zu untersuchen, die Ihn verkündigten, sondern es genügt, bloß einen Blick auf Thatsachen zu werfen, welche Niemand in Abrede stellt.

Zum besseren Verständniß wollen wir voraussetzen, daß wir nichts Sicheres über die anderen Beweise wissen, welche die Wahrheit der Religion unwiderleglich darthun. Niemand läugnet, ja selbst die Gottlosen stellen nicht in Abrede, daß Jesus Christus das Angesicht der ganzen Welt verändert hat: die Welt war in Götzendienst versunken und wurde christlich. Eben so wenig kann Jemand zweifeln — denn wir sehen es mit unseren eigenen Augen — daß die von Jesus Christus gelehrte Religion noch fortdauert, indem sie sich über einen großen Theil der Erde ausgebreitet hat; Niemand bestreitet es, daß Jesus Christus von niedriger und armer Herkunft war; daß die Apostel das Nämliche gewesen; daß zur Einführung und Ausbreitung der christlichen Religion nicht Waffengewalt angewendet ward; denn ich glaube nicht, daß jemals ein Mensch gesagt habe, Jesus Christus und Seine Apostel seien Eroberer gewesen; endlich kann Niemand läugnen, daß die Lehren und Rathschläge der christlichen Religion in offenbarem Kampfe mit unseren Leidenschaften stehen, daß sie sich denselben bei jedem Schritte feindselig entgegenstellen und häufig sehr schmerzliche Opfer von unserem Herzen verlangen.

Sind alle diese Thatsachen unwiderleglich festgestellt, sind sie im Bereiche der Fassungskraft Jedermanns, so werde ich nun den Beweis des heiligen Augustinus anwenden. Das

Angesicht der ganzen Welt verändern — bezwecken, daß ohne Zwang, ohne Waffen, ohne Gewaltthätigkeit irgend welcher Art zur christlichen Religion Menschen jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes: Greise, Jünglinge, Kinder, Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende übertreten, und zwar nicht schlechthin, nicht ohne alles Opfer, sondern mit Verlust ihres Vermögens, mit der Hingabe ihres Lebens inmitten der grausamsten Qualen; — bewirken, daß diese Religion trotz aller Anstrengungen der Fürsten der Erde, der Weisen der Welt, des Widerstandes aller Leidenschaften Wurzel faßte, sich ausbreitete und fortpflanzte; — ich wiederhole es: das Angesicht der Welt also verändern: — — ich frage: haben Jesus Christus und Seine Apostel, um diese Erfolge hervorzubringen, Wunder gewirkt oder nicht? Geschah es mit Wundern, dann ist die christliche Religion die wahre; geschah es ohne Wunder, dann werde ich fragen, ob es nicht das größte Wunder ist, die Welt ohne Wunder zu bekehren; ich werde fragen, ob die Menschen wahnsinnig waren, welche ohne Beweise, ohne irgend ein Zeichen der göttlichen Sendung, ohne Jemanden, der sie zwang, indem sie sich vielmehr dem Tode am Kreuze aussetzten, der Lehre einiger armen, unwissenden Prediger folgen wollten, die von einem anderen Menschen gesandt waren, der selbst zur äußersten Strafe war verurtheilt worden? Das duldet keine Widerrede. Darüber mögen Diejenigen nachdenken, welche so leichtsinnig die Wahrheit unserer Religion läugnen; sie mögen sehen, wo sie größere Zuverlässigkeit antreffen: hier oder in den albernen Reden jener Schwätzer, von denen sie hintergangen worden sind!

Neunzehntes Kapitel.

Widerlegung des Beweises, der sich auf die Ausbreitung und Dauer des Muhamedanismus stützt.

Vielleicht werden Einige sagen, daß sich auch die Religion Muhamed's bedeutend ausgebreitet; aber darauf werden wir antworten, daß Muhamed und seine Nachfolger ihre Religion

mit den Waffen ausgebreitet haben; ihre Beweise waren das über den Nacken der Besiegten geschwungene Schwert und das Wort: Entweder glauben oder sterben! Machten es die Apostel ebenso? gingen sie nicht allein durch die Welt ohne irgend eine andere Waffe, als ihren Wanderstab? Muhamed war im Beginn seiner Predigten schon ein sehr reicher und mächtiger Mann, unter den Seinigen für einen Weisen angesehen und von bedeutendem Einfluß; Jesus Christus war von niedriger Herkunft, hatte keine Studien gemacht und war so arm, daß Er in einem Stalle geboren und in eine Krippe gebettet ward, daß Er Nichts hatte, wohin Er Sein Haupt legen sollte. Weit entfernt, den Leidenschaften entgegenzutreten, schmeichelte ihnen Muhamed und gestattete seinen Anhängern die ausgedehnteste Freiheit in den Dingen, welche am meisten das Herz des Menschen zu verführen und hinzureißen vermögen; Jesus Christus aber, weit entfernt, irgend einer Leidenschaft zu schmeicheln, ein Laster zu entschuldigen, spricht immer mit dem lautersten Eifer gegen jegliche Unordnung, hat für das Böse kein Wort der Entschuldigung und zeigt durch Rede und Beispiel den Weg der Tugend. Welchen Vergleich hält demnach Muhamed mit Jesus Christus aus? Endlich die Sache genau betrachtet, sehen wir in Muhamed einen schon mächtigen Mann, der mittelst verschiedener Kunstgriffe sich zum Könige aufwirft, der dann im Wege der Eroberung seine Herrschaft ausbreitet und seine Religion seinen Unterthanen aufjocht, wie andere Eroberer den Besiegten ihre Gesetze auferlegt haben: — was ist hier göttlich, was wunderbar? Hier findet man Verschmitztheit, Geschicklichkeit, Waffengewalt oder Aehnliches, aber nichts Uebernatürliches; auch nicht entfernt läßt sich hier Etwas mit dem vergleichen, was von Jesus Christus ausgeführt worden.

Zwanzigstes Kapitel.

Lösung der Schwierigkeit, die sich auf das Heidenthum gründet.

Vielleicht möchte Jemand sagen: das Heidenthum war vor der Ankunft Jesu Christi beinahe in der ganzen Welt verbreitet und beherrscht noch immer viele Völker der Erde; dennoch folgt daraus nicht, daß das Heidenthum die wahre Religion ist.

Bereits haben wir gesehen, wie ohnmächtig der Beweis ist, der aus der Religion Muhamed's genommen wird; nun aber ist noch viel schwächer der, welcher sich auf die Ausdehnung und Dauer des Heidenthums stützt. Denn zuerst ist das Heidenthum nicht eine Religion, sondern eine Vereinigung aller Irrthümer und Ungeheuerlichkeiten; in den einen Zeiten und Ländern zeigt sich das Heidenthum in dieser Gestalt, in anderen in einer durchaus verschiedenen Form: wir sehen im Heidenthum nicht eine Religion, die mit einer fest geregelten Ordnung eingeführt worden wäre, sondern eine unförmliche Masse von Irrthümern, welche im Laufe der Zeit zusehends anwachsen und sich vermehren; wir sehen eine Religion, welche aus entstellten Wahrheiten, aus durchaus willkürlichen Dichtungen, aus schlecht begriffenen sinnbildlichen Reden, aus vergöttlichten Leidenschaften zusammengewoben ist; aber wir sehen nichts Einheitliches, nichts Festes, Nichts, was einen nicht etwa von Gott eingegebenen, sondern nicht einmal von einem Menschen verständig entworfenen Plan andeutete.

Wie kann sich nun Jemand erkühnen, mit dem Heidenthum die christliche Religion zu vergleichen? Welche Kluft zwischen dieser heiligen Religion, in welcher Alles einheitlich und geregelt, Alles edel, Alles rein und lauter, Alles groß ist, und jener anderen verächtlichen Religion, in der Alles mannichfaltig und verschieden, Alles unförmlich, Alles kleinlich und bei jedem Schritt mit dem schwarzen Flecken des Lasters besudelt und entstellt ist! Diese göttliche Religion, die so wunderbar mit dem natürlichen Verstand übereinstimmt, die, ob-

gleich sie über der Vernunft stehende Geheimnisse lehrt, dennoch Nichts lehrt, was der Vernunft entgegen wäre, — wer kann sie mit jenem ungeheuerlichen Gemisch von Irrthümern und Wahnbildern des Heidenthums zusammenstellen? wer kann sie vergleichen mit jener Schaar von Göttern und Göttinnen, die unter sich streiten, sich verabscheuen, sich beneiden, sich bekriegen, welche Diebstahl und Ehebruch begehen, die sich mit jeglichem Laster beflecken, welche die Unsittlichkeit beschützen, an blutigen Menschenopfern Gefallen finden, welche zu ihrer Verehrung die schändlichsten Handlungen fordern, die endlich von einer blinden, unbeugsamen Gottheit beherrscht werden, die selbst nicht weiß, was sie ist, und welche darum Schicksal genannt wird? Kann es in der That Jemanden geben, der Etwas, was schon auf den ersten Blick der Vernunft widerstreitet, mit unserer hehren Religion zu vergleichen wagt? Braucht es denn, um sich von der Ungeheuerlichkeit einer solchen Vergleichung zu überzeugen, mehr, als eines jener Bücher zu öffnen, welche die Geschichte der falschen Götter enthalten, und sie mit der Lehre des christlichen Katechismus oder mit den Erzählungen des alten und des neuen Testamentes zusammenzuhalten?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Göttlichkeit der katholischen Kirche.

Wir haben nachgewiesen, daß Jesus Christus kein Betrüger gewesen ist, daß Er alle Merkmale eines Gesandten des Himmels besessen hat; folglich ist Alles, was Er gelehrt, die reine Wahrheit; also wird das, was Er versprochen, in Erfüllung gehen; demnach wird die heilige Kirche, die Er gegründet, wie Er selbst gesagt, bis zum Ende der Zeiten fortdauern; also kann uns diese Kirche, welcher Er Seinen Beistand verheißen hat, nicht täuschen; folglich dürfen wir ruhig in ihrem Glauben leben, ohne daß es uns erlaubt wäre, an irgend einem Glaubenssatze, den sie lehrt, zu zweifeln.

Diese Kirche, in deren Schooß wir leben müssen, ist die

katholische, apostolische, römische Kirche, welche als ihr sichtbares Oberhaupt den römischen Bischof erkennt; denn es würde nicht genug sein, wenn wir bloß überzeugt wären, daß Jesus Christus wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist, daß Er in die Welt gekommen ist, um uns zu erlösen, und daß alle Religionen außer der christlichen falsch sind, wenn wir nicht mit der wahren Kirche vereinigt wären, welche die römisch-katholische ist. Es ist indeß nothwendig, einige besondere Erklärungen hierüber zu geben; denn da die von der katholischen Kirche getrennten Secten sich gleichwohl christliche nennen, so wäre es möglich, daß ein Unvorsichtiger sich durch die Heiligkeit des Namens täuschen ließe und dadurch in Irrthum geriethe, daß er glaubte, es genüge, zu einer dieser Secten zu gehören, um die ewige Seligkeit zu erlangen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Irrthum der von der römischen Kirche getrennten Sekten.

Wenn man die Verirrung nachweisen will, in welcher sich alle von der römischen Kirche getrennten Secten befinden, so ist es nicht nothwendig, nach einander alle Irrthümer zu bekämpfen, in welche sie verfallen sind, sondern es wird hinreichen, einen Grund anzugeben, der, weil er in gleicher Weise gegen alle Secten streitet, sie alle des Irrthums überführt. Zu diesem Ende werden wir sie fragen: Welches ist die wahre Kirche? Es ist klar, daß sie zugeben müssen, die wahre Kirche sei jene, welche von Jesus Christus und von den Aposteln gestiftet sich bis auf uns herab fortgesetzt hat. Nun denn, welche Kirche vereinigt in sich diese Merkmale? Die römisch-katholische oder irgend eine der andern? Es mögen alle Kirchen neben einander in einer Linie auftreten: die lutherische, calvinische, alle protestantischen Secten endlich; und mit einer einzigen Frage werden wir sie in Verwirrung und Verlegenheit bringen. Diese Frage wird folgende sein: Wer hat dich gegründet? Mich, wird die eine antworten, hat Luther gestiftet; mich Calvin, wird die andere sagen; mich Socinus,

wird diese behaupten, mich Fox, wird jene sagen, und so der Reihe nach die anderen Secten; das heißt: ihr Alter reicht zwei- oder dreihundert Jahre zurück; dagegen reicht die Gründung der römischen Kirche bis zum heiligen Apostel Petrus hinauf, und die Aufeinanderfolge ihrer Bischöfe geht in ununterbrochener Kette vom heiligen Petrus bis zum gegenwärtigen Papste Gregor XVI.[1]) herunter. Dieser Beweis erleidet keine Widerlegung; denn er gründet sich auf eine Thatsache, welche nicht einmal die Protestanten selbst läugnen können, noch zu läugnen wagen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Einige Regeln, um sich von den Protestanten nicht täuschen zu lassen; — Lösung einiger Schwierigkeiten, welche von ihnen erhoben zu werden pflegen.

Was sagen nun aber die Protestanten, um ihren Abfall zu bemänteln und zu rechtfertigen? Sie sagen, die römische Kirche sei verderbt worden, wäre in Verirrungen gerathen, und es sei deßhalb nothwendig gewesen, sie zu verbessern und umzugestalten (oder wie man sagt zu reformiren), wie sie denn sich selbst Reformirte und ihre Kirchen reformirte Kirchen nennen. Da die Häretiker in ihren Erörterungen einen großen Eifer für Wahrheit und Tugend an den Tag legen, so ist es nothwendig, auf der Hut zu sein und sich nicht durch Worte, die Nichts bedeuten, noch durch Vernunftgründe, die Nichts beweisen, täuschen zu lassen.

Nicht minder nothwendig ist es, viele ihrer Erwähnungen von (in der katholischen Kirche eingerissenen) Mißbräuchen und Fehlern für verdächtig zu halten; denn der Sectengeist und der tiefe Haß, der sie gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt, reißt sie häufig zur Verläumdung fort, indem sie bald das, was nie gewesen, erdichten, bald das, was wirklich stattgefunden, übertreiben und entstellen.

---

[1]) Dem Vorgänger des jetzigen Oberhauptes Pius IX.

Der gläubige Katholik, welcher in der Geschichte nicht gehörig bewandert ist, soll nicht auf Fragen darüber eingehen, ob mehr oder weniger Verderbtheit in dieser oder jener Zeit, an diesem oder jenem Orte stattgefunden; ob dieser oder jener Geistliche, dieser oder jener Bischof seine Pflichten erfüllt hat oder nicht; die sicherste und verständigste Weise, der Art erhobenen Schwierigkeiten zu begegnen, ist das in folgender Unterredung angedeutete Verfahren:

Der Protestant wird vorbringen: In dem und dem Jahrhundert fand dieser und jener Mißbrauch statt; selbst zu Rom sah man derartige Ausartungen; die Geistlichen erfüllten nicht ihre Pflichten, sondern überließen sich dem Laster.

Der Katholik. Von dem, was wahr oder falsch an Ihrer Behauptung ist, will ich absehen; aber ich will selbst annehmen, es sei dem so; Jesus Christus sagte nicht, daß Er eine Kirche gründe, in welcher alle Päpste gut sein würden, in welcher alle Bischöfe und Geistliche immer ihre Pflichten erfüllen würden; hingegen sagte Er, Er werde nicht zulassen, daß diese Kirche in Irrthum gerathen werde: denn Er werde bei ihr sein bis zum Ende der Zeiten; was haben demnach die Laster der Geistlichen, der Bischöfe und der Päpste mit der Lehre gemein, welche sie lehren? Sie sind beauftragt, mich in dieser Lehre zu unterweisen; ich sehe in ihnen Gesandte Jesu Christi; sind sie lasterhaft, so wird mich dies schmerzlich berühren, und ich werde sie bedauern; aber dies berechtigt mich nicht, mich von ihrer Lehre zu entfernen. Jesus Christus gebietet mir, Seine Diener zu hören, aber sagt mir nicht, daß ich sie nicht hören dürfe, wann sie schlecht seien.

Der Protestant. Wie ist es möglich, daß Jesus Christus, um uns die Wahrheit zu lehren, sich jemals schlechter Diener bedienen mochte? In welcher Beziehung steht die Heiligkeit zum Laster, das Licht zur Finsterniß?

Der Katholik. Sehen Sie, ein Jeder sieht sich die Dinge nach seiner Weise an: ich bin so weit entfernt, mich darüber zu wundern, worüber Sie sich wundern, daß es mir im Gegentheil

sehr ungehörig und seltsam vorkäme, wenn Jesus Christus nur gute Diener hätte aussenden wollen. Denn in diesem Falle hätte Er entweder beständig ein großes Wunder wirken müssen und also nicht zulassen dürfen, daß zu irgend einer Zeit oder in irgend einem Theile der Welt ein Priester der Kirche eine einzige Sünde beginge; — oder aber Er hätte uns ein untrügliches Zeichen geben müssen, um zu erkennen, welches die sündhaften Diener seien, und um zu wissen, daß wir sie nicht hören dürften. Sie wissen doch, und Jedermann weiß es, daß es viele Sünden gibt, welche begangen werden können, ohne daß es ein Anderer wüßte, als gerade Derjenige, welcher sie begeht: welches Gegenmittel hätten wir in diesem Falle? Beständig müßte uns Gott Engel senden, um uns zu offenbaren, daß wir nicht auf diesen Geistlichen, auf jenen Bischof hören dürften, weil er gestern zu dieser oder jener Stunde diese oder jene Sünde begangen. Sehen Sie nicht, in welche Verwirrung wir beständig gerathen müßten, wenn wir einer solchen Lehre folgten? Sehen Sie also nicht, wie ungegründet die Behauptung ist, die römische Kirche habe geirrt, und wir dürften nicht auf sie hören, und zwar deßhalb, weil Geistliche, Bischöfe, ja selbst Päpste lasterhaft gewesen seien; zumal wenn man sogar annehmen wollte, daß der Laster so viele und so große gewesen seien, wie Sie behaupten, ja noch weit darüber.

Der Protestant. Aber ist es nicht etwas sehr Hartes, die Vernunft, wie Ihr es nicht nur behauptet, sondern auch wirklich thuet, in Dingen des Glaubens dem Urtheile der Kirche, das heißt: anderer Menschen zu unterwerfen?

Der Katholik. Wir unterwerfen unser Urtheil der Autorität der Kirche, weil sie die Trägerin der Wahrheit ist, mit deren Bewahrung sie Gott selbst betraut hat, indem ihr von Ihm Sein Beistand verheißen worden ist, um sie zu schützen und zu lehren; indem wir uns daher der Autorität der Kirche unterwerfen, unterwerfen wir uns der Autorität Gottes selbst.

Der Protestant. Aber genügt denn nicht die heilige

Schrift, um Alles zu wissen, was Gott uns hat offenbaren wollen?

Der Katholik. Nein, mein Herr: und den besten Beweis liefern die Protestanten selbst. Seitdem sie sich von der katholischen Kirche getrennt haben, berufen sie sich auf die Autorität der heiligen Schrift und nehmen daraus die Wahrheit in solcher Lichtfülle, daß sie sich zuletzt gar nicht mehr verstehen: bilden sie doch so viele und so verschiedene Secten, daß es nicht leicht ist, sie zu classificiren und selbst aufzuzählen. Die Wahrheit ist eine und immer die nämliche; wie ist es also möglich, daß sich die Wahrheit in Secten vorfinde, die unter sich verschieden sind und jeden Tag ihren Glauben ändern? Es kann keinen gründlicheren Beweis für die Falschheit einer Regel geben, als wenn man durch sie selbst zu falschen Resultaten geführt wird. Hat denn nun nicht die Regel, die heilige Schrift bloß nach dem Privaturtheil eines jeden Einzelnen zu erklären, ohne auf die Stimme der katholischen Kirche zu achten, die Protestanten zu so vielen Irrthümern geführt, daß es in der That eine sehr schwierige Arbeit wäre, sich damit abzugeben, ich will nicht sagen, sie zu widerlegen, sondern sie nur aufzuzählen?

Der Protestant. Aber zu wem sollten wir besser unsere Zuflucht nehmen, als zu dem Worte Gottes selbst?

Der Katholik. Ja, wenn das Wort Gottes so klar in allen seinen Theilen wäre, daß es gar keine Schwierigkeit böte, so daß Jeder ohne Gefahr, sich zu täuschen, es verstehen könnte, — dann wäre die von den Protestanten befolgte Regel zulässig; aber ich höre sagen, die heilige Schrift sei ein Meeresabgrund, worin sich die weisesten Menschen verlören; und die Protestanten selbst, welche auf der Behauptung bestehen, sie sei so klar und so leicht, liefern uns den besten Beweis dafür, daß dem nicht so ist; denn jede Secte und jeder Sectenführer versteht sie nach seiner Weise. Ich glaube, daß Jesus Christus, hätte Er nicht auf der Erde eine lebendige Autorität zurückgelassen, um uns die Wahrheit zu lehren, uns vor dem Irr-

thume zu bewahren und unsere Zweifel aufzuklären, uns in eine derartige Verwirrung gesetzt hätte, daß uns das Licht der göttlichen Wahrheit nicht viel genützt hätte. Seitdem Jesus Christus in die Welt gekommen ist, sind beständig Secten und immer mehr Secten aufgetaucht, welche die gröbsten und ungeheuerlichsten Irrthümer gelehrt haben, wie Sie mir dieß nicht wohl werden wegläugnen können. Was würde denn nun aus der Wahrheit, hätten wir nicht in der Hand eine sichere und feste Regel, mittelst welcher wir die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden vermögen? Wir Katholiken behaupten, daß diese untrügliche Regel die Autorität der Kirche sei; wir behaupten dies und können es durch dieselbe heilige Schrift beweisen, auf welche sich die Protestanten berufen; ist es übrigens, die Sache nur beim natürlichen Lichte betrachtet, der Vernunft so entsprechend, daß Jesus Christus auf der Erde einen Lehrer aufstellte, der uns ohne Gefahr eines Irrthums sollte lehren können, daß, wenn dem nicht so wäre, behauptet werden könnte, Er habe uns in Bezug auf das, was zu unserem Heile das Nothwendigste ist, ohne Gewißheit gelassen, und daß die Gründung Seiner Kirche kein gelungenes Werk sei — was eine offenbare Lästerung Seiner Güte und Weisheit wäre.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein anderer Beweis gegen die Protestanten.

Wenn wir auch von diesen Gründen, deren Gediegenheit man anerkennen muß, absehen, so bleibt doch auf Seiten der Protestanten eine unauflösliche Schwierigkeit. Sie sagen, die Kirche habe reformirt werden müssen, ihre Mißbräuche und Irrthümer hätten entfernt werden müssen. Aber ich werde fragen, ob es nicht, um all Dies auszuführen, nothwendig gewesen wäre, daß Dieser oder Jener, welcher eine Aufgabe lösen sollte, von Gott gesandt worden sei und vom Himmel einen solchen Auftrag erhalten hätte? Sicherlich war dies nothwendig; denn wer läßt sich wohl beigehen, das Werk Gottes

zu verbessern, wenn er nicht von Gott gesandt ist? Nun denn: Von wem hatten denn Luther, Calvin, Zwingli und alle übrigen Führer des Protestantismus eine solche Sendung erhalten? Durch welche Zeichen bewiesen sie, daß sie Gesandte des Himmels waren? Jedermann weiß, daß es in der Wirklichkeit nicht einen einzigen unterrichteten und verständigen Protestanten gibt, der nicht lachen müßte, wenn man ihm von Wundern und Prophezeiungen redete, welche die angeblichen Reformatoren mit Autorität bekleidet hätten; Jedermann weiß, daß die Geschichte dieser zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Menschen so neu ist, daß es nicht schwer ist, ihrem Leben Schritt für Schritt nachzugehen und nachzuweisen, daß die Anhänger ihrer Lehren über gar Vieles erröthen müßten. Wie kann man nun verlangen, daß wir ihren Worten Glauben schuldig seien? Ist es nicht besser, sich an die Autorität der römischen Kirche zu halten, deren Gründung aus der Zeit der Apostel datirt, welche inmitten so vieler Wechselfälle und Verfolgungen stets unveränderlich geblieben ist, das heißt: immer nur eine und dieselbe Lehre verkündigt hat?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Klugheitsregeln, welche der Katholik bei Besprechung der Religionsgeheimnisse beobachten soll.

Häufig geschieht es, daß man gegen die Religion spricht, wobei man weder die Wunder, noch die Prophezeiungen, noch die Heiligkeit der Lehre, noch irgend ein anderes Merkmal, welches ihre Göttlichkeit beurkundet, angreift; sondern daß die Frage irgend ein Geheimniß berührt, welches man dann zum Ziel der Angriffe wählt. In solchen Fällen ist große Klugheit geboten, oder aber man läuft Gefahr, mit Schimpf und Schande aus dem Streite hervorzugehen. Der Grund ist klar: gerade deßhalb, weil das Geheimniß ein Geheimniß ist, kann es nicht so erklärt werden, daß es sich unserer Vernunft mit völliger Klarheit darstellt. Nun benützt der Ungläubige die Dunkelheit, welche nothwendig die Erklärungen des Katholiken begleiten

muß, und nennt das falsch, was unbegreiflich sollte genannt werden. Das aber wird nicht der Fall sein, wann der Katholik die Frage auf ihr wahres Gebiet zu stellen weiß; dieß wird ihm leicht gelingen, wenn er sich an die nachstehenden Bemerkungen hält.

Zuerst muß sich der Katholik gar wohl hüten, das Geheimniß so zu erklären, daß er darin gar keine Dunkelheit übrig zu lassen sich vermessen wollte. Dieß hieße, dem Geheimniß die Eigenschaft eines solchen benehmen: denn wenn wir es begreifen und erklären könnten, so würde es ja aufhören, ein Geheimniß für uns zu sein. So muß er bei Behandlung des Geheimnisses der allerheiligsten Dreieinigkeit, der Menschwerdung oder aller anderen Geheimnisse, wiewohl man ihn nicht darob tadeln kann, daß er sie, sei es mittelst jener Gleichnisse, wie sie im Katechismus stehen, oder mit Gedanken, wie er sie vernünftige und religiöse Personen hat aussprechen hören, zu erklären sucht, dennoch mit großer Behutsamkeit verfahren, damit er nicht diesen Gleichnissen oder Gedanken größere Wichtigkeit, als die, welche sie an sich haben, beilege und nicht behaupte, daß sie einen soliden Grund enthielten, während es sich doch nur um eine passende Vergleichung oder eine des Beifalls würdige Aufklärung handelt. Gut wird es sein, daß er vor Allem versichere, er begreife nicht das Geheimniß, er mache auch keinen Anspruch darauf, es zu begreifen, und in dem nämlichen Falle befänden sich alle Katholiken; denn auch sie erkenneten, daß hier von einem Geheimniß die Rede sei. Eben so wird es, wenn man mit Ungläubigen zu thun hat, gut sein, sich nicht viel in Gleichnisse und Beweisgründe einzulassen; ja, vielleicht wird es in nicht wenigen Fällen sehr heilsam sein, sich keines dieser Mittel zu bedienen; denn entweder der Ungläubige oder die Zeugen einer solchen Unterredung könnten glauben, daß Derartiges wie ein Beweis angeführt werde; andererseits könnte der Gegner, wenn er einigermaßen schlau ist, bemüht sein, die schwache Seite anzugreifen; und wenn es ihm gelingt, den angeführten Be-

weisgrund zum Wanken zu bringen, möchte er sich leicht damit brüsten, daß er das Geheimniß selbst zum Wanken gebracht habe. Ich glaube, es sei in solchen Fällen das Klügste, sich mehr oder minder nach dem in der nachstehenden Unterredung angedeuteten Verfahren zu richten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Verfahren, mit den Ungläubigen über die Geheimnisse der Religion zu sprechen.

Der Ungläubige wird sagen: Wie kann man Dinge glauben, die Sie glauben? Drei Personen, und doch nur Ein Gott; ein Mensch gewordener Gott; das Wesen des Brodes in den Leib dieses Gott-Menschen verwandelt, und andere ähnliche Dinge; erklären Sie mir solche Geheimnisse!

Der Katholik. Kein Katholik behauptet, sie erklären oder verstehen zu können. Wir erkennen an, daß es Geheimnisse sind, und aus demselben Grunde bekennen wir, daß sie unbegreiflich sind.

Der Ungläubige. Wie können Sie aber dieselben glauben?

Der Katholik. Das ist ganz einfach; wir glauben daran, weil es uns bekannt ist, daß Gott sie geoffenbaret hat.

Der Ungläubige. Das heißt aber doch, Dinge glauben, welche der Verstand nicht erfaßt; welches Verdienst kann das vor Gott sein?

Der Katholik. Wenn es Dinge wären, welche wir mittelst der bloßen Vernunft begriffen, so würde der Glaube wenig verdienstlich sein. Dadurch, daß wir sie glauben, unterwerfen wir unseren schwachen Verstand der unendlichen Weisheit.

Der Ungläubige. Aber ich möchte, daß Sie mir z. B. erklärten, wie es Einen Gott und drei Personen geben könne.

Der Katholik. Ich kann es nicht erklären; ich wiederhole, daß es für mich ein Geheimniß ist, welches ich tief verehre; und ich würde mich für schuldig erkennen, wenn ich so stolz wäre, es begreifen zu wollen.

Der Ungläubige. Diese blinde Unterwerfung des Verstandes in Dingen, welche er nicht begreift, scheint mir unerträglich.

Der Katholik. Mir scheint das wohl erträglich; und diese Unterwerfung des Verstandes ist durchaus keine blinde. Wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen sagen, wie ich diese Unterwerfung auffasse; zu diesem Zwecke werde ich mir die Freiheit nehmen, einige Fragen an Sie zu richten.

Der Ungläubige. Wollen Sie das nur thun; ich werde Sie recht gern anhören.

Der Katholik. Gibt es Dinge, welche unser Verstand nicht zu begreifen vermag? und ist das Nicht-Begreifen Grund genug, um sie zu läugnen?

Der Ungläubige. Das ist eine so allgemeine, so unbestimmte Frage......

Der Katholik. Wie so, allgemein und unbestimmt? Vielmehr ist sie sehr genau. Fürchten Sie nicht! Um zu behaupten, daß es Dinge gebe, welche wir nicht begreifen können, brauche ich nicht zum Himmel aufzusteigen, noch in das Innere der Erde mich zu begeben, noch mich an allgemeine und unbestimmte Dinge zu halten; sondern hier liegen eben nur Thatsachen vor, welche Sie mir nicht werden abläugnen können. Wissen Sie nicht, daß der Mensch fast Nichts von Allem begreift, was ihn umgibt? Begreifen wir vielleicht uns selbst? Diese Augen, mit welchen wir sehen, das Gehör, das Gefühl, der Geruch, der Geschmack, alle unsere Sinne, deren wir uns beständig bedienen — wissen wir vielleicht, worin sie bestehen? Hat bis zu dieser Stunde ein Philosoph der Welt diese Dinge erklären können? Wissen Sie nicht, daß die größten Weisen im Finstern wandeln, wenn sie daran gehen, die gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur zu erklären?

Der Ungläubige. In der That ist es so; die Natur ist voll tiefer Geheimnisse; und wir selbst sind in unseren eigenen Augen ein großes Geheimniß; aber was folgern Sie daraus?

Der Katholik. Ich folgere daraus, daß es viele Dinge gibt, die wir nicht begreifen; daß aber das Nicht-Begreifen kein genügender Grund ist, um sie zu läugnen; daß, um eine Sache zu glauben, die Schwierigkeit nicht darein gelegt werden dürfe, ob wir sie begreifen oder nicht, sondern einzig darein, ob wir einen Grund haben, sie zu glauben oder nicht. Wenn Sie recht Acht haben, so sehen Sie das, was Ihnen bei den Katholiken so wunderbar vorkommt, von Jedermann befolgt, ja Sie selbst thun das alle Tage. Wann man uns erzählt, in diesem oder jenem Lande sei ein recht seltsames Thier, gebe es ein an diesem oder jenem Metall sehr reich ergiebiges Bergwerk, eine seltene Pflanze von dieser oder jener Beschaffenheit, dort seien wunderbare Erscheinungen anzutreffen, wie wir sie bei uns nicht fänden; um dieß zu glauben oder nicht zu glauben, macht es uns niemals Sorge, ob wir das Dasein und die Ursache dieser außerordentlichen Dinge begreifen; dagegen fragen wir darnach, wer sie berichtet, ob die erzählende Person Glauben verdient, sei es wegen ihrer Einsicht oder ihrer Erfahrung oder ihrer Wahrhaftigkeit; und wir würden lachen, wenn Jemand behaupten wollte, er glaube z. B. nicht, daß in einem gewissen Lande die Menschen diese oder jene Farbe haben, weil er dieß nicht begreife.

Machen Sie nun die Anwendung auf unseren Fall! Wann wir von Geheimnissen einer Religion sprechen, so müssen wir darauf achten, ob diese Religion wirklich die Merkmale der Göttlichkeit besitze. Besitzt sie, aber dieselben und steht bei uns die Ueberzeugung fest, daß sie uns von Gott gekommen ist, — was verschlägt es, daß wir die Geheimnisse nicht verstehen? Weiß etwa Gott nicht die Dinge, die wir nicht wissen können? Und warum sollte Er sie uns nicht offenbaren können? Und wenn Er uns zu erkennen gibt, daß in der That Er selbst es ist, der sie uns offenbart, — wer wird unsere Verpflichtung, sie zu glauben, in Abrede stellen können? Wir glauben ja einem ehrenhaften Manne, wenn er uns auch Dinge erzählt, die wir nicht begreifen, — und wir wollten Gott nicht glau-

ben, der weder Sich selbst täuschen kann, noch uns zu täuschen vermag? Die Beweise dafür, daß unsere Religion göttlich ist, besitzen wir in den Wundern, in der Erfüllung der Prophezeiungen und in verschiedenen anderen Thatsachen, die wir jetzt nicht zu erwähnen brauchen. Was wollen wir mehr? was hat demnach unser Glaube so Außerordentliches an sich?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Dasein und der Nothwendigkeit des kirchlichen Oberhauptes.

Häufig geschieht es, daß Diejenigen, welche die katholische Religion zu bekämpfen suchen, nicht gegen das Christenthum sprechen; manchmal legen sie selbst eine erkünstelte Achtung gegen den Katholicismus an den Tag und bedienen sich geschickt dieses Mittels, um einen um so sichereren und empfindlicheren Schlag gegen ihn auszuführen. Sie wissen recht wohl, daß ohne kirchliches Oberhaupt kein Katholicismus denkbar ist; und darum suchen sie das Papstthum um sein Ansehen zu bringen, indem sie den heiligen Stuhl als durchaus nichts Nothwendiges hinstellen, vielmehr erklären, er sei ein Raub der Autorität, welcher an den anderen Bischöfen begangen werde. Aus diesem Grunde ist es gut, einige Bemerkungen zur Hand zu haben, mit welchen man dieser Classe von Feinden der Kirche antworten kann.

Das Papstthum, welches die Protestanten und die Ungläubigen so sehr in Verwirrung setzt, als wäre es eine ungeheuerliche Einrichtung, ist nichtsdestoweniger das Einfachste und Vernünftigste, was sich denken läßt. Wir Katholiken sagen, der Papst sei das sichtbare Oberhaupt der Kirche, das heißt, er sei damit beauftragt, die ganze Heerde Jesu Christi auf Erden zu leiten, ihr die heilsame Nahrung der guten Lehre zu reichen und sie auf den Weg zur ewigen Seligkeit zu führen. Wir behaupten, daß die Autorität des Papstes höher stehe, als die der Bischöfe, und daß diese ihn ehren und ihm gehorchen müssen, da er von Jesus Christus über sie gesetzt sei. Wir lassen die vielen Beweise bei Seite, welche zu Gunsten

dieser Wahrheiten aus der Schrift und Ueberlieferung genommen werden könnten, und beschränken uns nur auf einige Bemerkungen, die Jedermann verstehen kann.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß keine große oder kleine Gesellschaft ohne ein Haupt bestehen kann, welches ihr vorstehe und sie regiere. Die Familie steht unter der Autorität des Vaters; in den Dörfern, Flecken, Städten, Provinzen bestehen Bürgermeister und Statthalter; an der Spitze der Nationen stehen, wenn sie eine monarchische Verfassung haben, Könige, und wenn ihre Verfassung republicanisch ist, ein Präsident, ein Consul u. s. w., das heißt, ein Oberhaupt mit diesem oder jenem Namen. Kann denn nun die katholische Kirche, welche eine über die ganze Erde verbreitete Gesellschaft ist, die ihre Lehren, Gebräuche, Gesetze hat, ohne Oberhaupt bestehen? Läßt es sich denken, daß Jesus Christus Seiner Kirche eine Einrichtung ohne Autorität gegeben habe, welche sie leiten sollte? Wie doch — Jesus Christus hätte weniger Vorsicht und guten Willen gehabt, als alle übrigen Gesetzgeber, welche, während sie einerseits ihrem Volke Gesetze gaben, andererseits nie vergaßen, eine Autorität aufzustellen, die über ihre Beobachtung wachen sollte?

Vielleicht wird man sagen, daß zu diesem Zwecke die Bischöfe da seien; aber es ist zu bedenken, daß die Autorität eines jeden Bischofs sich auf seine Diöcese beschränkt, und daß wir folglich in Dingen, welche die ganze Kirche betreffen, wenn nur die Autorität der Bischöfe bestünde, der nothwendigen Autorität entbehren müßten. Man wird darauf erwiedern, daß hiezu die allgemeinen Kirchenversammlungen ausreichten, wohin die Bischöfe der ganzen Kirche zusammen kämen oder berufen würden. Aber wir werden sagen, daß die Kirchenversammlungen gerade deßhalb, weil sie eine Vereinigung darstellen, ein Haupt haben müssen, dieses Haupt aber ohne den obersten Bischof nicht möglich ist. Wir wollen von vielen anderen Bemerkungen, welche über diesen Punkt gemacht werden können, absehen und uns mit einer einzigen begnügen,

welche jede Schwierigkeit aufhebt, indem sie unwiderleglich die Nothwendigkeit eines obersten Bischofes oder eines Papstes darthut und den Nachweis liefert, daß zur Regierung der Kirche die allgemeinen Kirchenversammlungen nicht ausreichen würden.

Die Kirche ist keine Gesellschaft, die bloß in gewissen Zeiten besteht, sondern die immer fortdauert; folglich muß die Autorität, welche sie zu lenken und zu regieren hat, ununterbrochen bestehen; die Kirchenversammlungen, und besonders die allgemeinen, können nur zeitweise zusammentreten, und zwar nur in langen Zwischenräumen. Folglich sind sie allein nicht geeignet, die Kirche zu regieren. Die letzte allgemeine Kirchenversammlung zu Trient fand vor dreihundert Jahren statt; was würde aus der Regierung der Kirche in dieser langen Zwischenzeit geworden sein, hätte keine andere Autorität als die der Kirchenversammlungen bestanden? Was würde in Zukunft aus ihr, wenn in Anbetracht der Schwierigkeiten und Hindernisse, die solchen Versammlungen entgegen wirken können, vielleicht Jahrhunderte vorübergehen würden, ohne daß eine andere allgemeine Kirchenversammlung stattfände? Bei jedem Schritt tauchen Streitigkeiten über den Glauben und die Gebräuche auf; mit jedem Schritt bieten sich Schwierigkeiten bezüglich der Disciplin dar: — wohin könnte das gläubige Volk seine Zuflucht nehmen, wenn nicht Jesus Christus auf Erden Seinen Statthalter in der Person des römischen Bischofs zurückgelassen hätte?

Die Betrachtungen, die wir soeben angestellt haben, liegen so offen da, sind so einfach und zugleich so überzeugend, daß viel Hartnäckigkeit dazu gehört, sich ihrer einleuchtenden Beweiskraft nicht zu fügen. Jeder Katholik hüte sich, Denjenigen Gehör zu schenken, welche ihm einreden möchten, das oberste Hirtenamt des Papstes sei durchaus nicht nothwendig! Er wisse, daß es sich um nichts Geringeres, als um einen Glaubenssatz handelt, den die ganze Kirche anerkennt! Er wisse, daß er an dem Tage, an welchem er nicht mehr anerkennt, der Papst sei der oberste Hirt der Kirche, auch aufhört, Katholik zu sein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von der Macht, welche die Kirche hat, den Gläubigen Gebote aufzuerlegen.

Es ist bedauernswürdig, daß es Christen gibt, welche vergessen, daß sie die Gebote der Kirche zu beobachten verpflichtet sind. Es gibt Christen, aus deren Mund man keinen Angriff auf irgend ein Geheimniß hört, die sich rühmen, den Glauben zu bewahren, die aber gleichwohl, wenn es sich um gewisse Vorschriften der Kirche handelt, ruhig sagen, das sei Menschensatzung; sie seien Christen, aber keine Fanatiker; und so finden sie denn gar nichts Böses darin, z. B. das ganze Fasten-, Abstinenzgebot und andere kirchliche Vorschriften zu übertreten. Was höchst merkwürdig in solchem Verhalten ist, ist der Widerspruch desselben mit ihrem Glauben; denn wenn sie katholische Christen sind, so können sie nicht daran zweifeln, daß die Kirche die Gewalt hat, Gesetze in den Dingen zu geben, die in ihrem Bereich liegen, und daß sie deßhalb den Gläubigen solche Vorschriften auferlegen kann, welche sie für geeignet erachtet, um dieselben auf den Weg zur ewigen Seligkeit zu führen. Daraus geht hervor, daß man ihnen mit folgenden Worten schlagend antworten kann: Glaubst du, daß die Kirche die Macht hat, in Dingen, welche ihr zuständig sind, dir Vorschriften aufzuerlegen? Sagst du: nein, dann bist du kein Katholik mehr; dann hast du einen katholischen Glaubenssatz zu glauben aufgehört; sagst du: ja, wie kommt es dann, daß du Vorurtheil und Fanatismus die Erfüllung einiger Vorschriften nennst, deren Gesetzlichkeit du anerkennst, da sie ja (nach deinem Glauben) der Ausfluß einer Behörde sind, die du selbst für berechtigt hältst?

Wenn der Mensch sich schwach fühlt, um die Gebote der Kirche zu erfüllen, so ist es besser, wenn er seine Schwäche bekennt, als wenn er, um sie zu entschuldigen, Ausflüchte gebraucht, welche — die Sache beim natürlichen Lichte betrachtet — nichts Anderes bedeuten, als daß er entweder dem katho-

lischen Glauben entsagt hat, oder daß er sich in unbegreiflicher Weise widerspricht.

Der Glaube lehrt, daß alle Gläubigen verpflichtet sind, den Geboten der Kirche zu gehorsamen; demnach wird es gut sein, diese Wahrheit mit dem bloßen Licht der Vernunft zu beleuchten; wir wollen dieß mit wenigen Worten thun.

In jeder wohl geordneten Gesellschaft muß es Gesetze zu ihrer Leitung geben; also muß auch eine Machtvollkommenheit bestehen, solche Gesetze aufstellen zu dürfen. Die Glieder jedweder Gesellschaft sind verpflichtet, den Gesetzen derselben zu gehorchen; denn sonst würde das Gesetz unnütz, das Recht der gesetzgebenden Autorität lächerlich, und außerdem die gute Ordnung, ja die Fortdauer der Gesellschaft unmöglich sein. Die katholische Kirche ist eine über die ganze Erde verbreitete Gesellschaft; folglich muß sich in ihr die Macht, für die Gläubigen Gesetze aufzustellen, vorfinden; folglich sind sie verpflichtet, diesen Gesetzen zu gehorchen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Kirche hat die Macht, schlechte Bücher zu verbieten.

Daß die Kirche das Lesen schlechter Bücher verbietet, darüber haben ihre Feinde einen nicht minder großen Lärm erhoben, als über andere Punkte. Da sie die Autorität der Kirche gar nicht anerkennen, so darf man sich auch nicht wundern, daß sie dieselbe eben so wenig in Bezug auf das Verbot schlechter Bücher anerkennen. Sie sollten aber doch wenigstens zugestehen, daß die Kirche durch dieses Verbot im Einklang mit ihren Grundsätzen verfährt und eine Pflicht erfüllt, welche ihr ihre Einrichtung auferlegt.

Ein Familienvater, welcher in seinem Hause ein Buch voll schlechter Grundsätze eingeführt sieht, macht von einem unbestreitbaren Rechte Gebrauch, wenn er seiner Familie verbietet, es zu lesen; auch die weltliche Behörde untersagt die Verbreitung solcher Schriften, welche zur Uebertretung der Gesetze oder zum Sittenverderbniß verleiten, oder welche Un-

ruhen und Aufstände hervorrufen können; das heißt: die Ueberwachung der Bücher ist ein der väterlichen und bürgerlichen Gewalt zuerkanntes Recht; und es kann auch nicht anders sein — zugegeben, daß der mächtige Einfluß, den eine Schrift im Guten wie im Bösen zu äußern vermag, nicht in Frage gestellt werden kann. — Diese Bemerkungen vorausgesetzt, werden wir jeden verständigen Menschen fragen, ob er es nicht für ganz natürlich, ganz vernünftig, ganz gerecht halte, daß die Kirche, welche mit der Wachsamkeit über die bei ihr niedergelegte Heilslehre betraut ist, und von Jesus Christus die Sendung erhalten hat, die Menschen zu der hohen Bestimmung der ewigen Seligkeit zu führen, auf beständiger Hut gegen die schlechten Bücher sei, welche unter den Gläubigen verbreitet sind, und das Lesen solcher Schriften, die nach ihrem Urtheil einen schädlichen Einfluß äußern, verbiete? Gibt es denn ein stärkeres Gift, als ein Buch, welches die Begriffe verkehrt und die Sitten verderbt? Wie kann man also der Kirche das Recht streitig machen, ihren Gliedern zu verbieten, daß sie durch eine unvorsichtige Neugierde ihrer Seele den Tod geben?

Dreißigstes Kapitel.

Von der Thorheit jener Menschen, welche die Ungläubigen spielen, um aufgeklärt zu scheinen.

Es fehlt nicht an Menschen, die sich einbilden, der Unglaube sei ein Beweis von vorurtheilsfreier Denkart und von aufgeklärtem Verstand. Vielleicht mag dieser Grund nicht Wenige zu dem thörichten Wahn verleitet haben, sich zu stellen, als seien sie ungläubig. Diesen beklagenswürdigen Wahnwitz hätte also die Eitelkeit und die Unwissenheit geboren! Gegen ein so verderbliches Vorurtheil muß der Christ von seinen ersten Jahren an kämpfen und auf der Hut sein. Ein Buch, wie dieses, ist wohl nicht geeignet, mit der ganzen Fülle von Gelehrsamkeit und von Gedanken, die dieser Gegenstand bietet, einen solchen Irrthum in seiner ganzen Leere darzustellen; aber es wird

nicht unpassend sein, einige Betrachtungen darüber zu pflegen und auf mehrere Thatsachen hinzuweisen, welche darthun dürften, daß der Glaube mit Aufklärung und Weisheit nicht unversöhnlich sei.

Erstlich beschäftigt sich der Glaube mit Gegenständen, welche der Mensch mit dem Licht der Vernunft nicht begreifen kann, so daß er, wenn er sich daran wagt, einzig mit den Kräften seines Verstandes die erhabenen Mysterien, die der Glaube lehrt, zu prüfen, geblendet wird und von einem tiefen Dunkel sich umgeben fühlt. Die Wissenschaften haben zum Gegenstand jene Dinge, die unserer Vernunft erfaßbar sind; wenn sich also der Glaube mit Gegenständen befaßt, welche verschieden von denen sind, mit denen sich die Wissenschaft beschäftigt, so beeinträchtigen und bekämpfen sie einander nicht im Mindesten.

Weit entfernt von einer solchen gegenseitigen Beeinträchtigung unterstützen sie vielmehr einander; denn beide sind ein von Gott dem Verstande des Menschen angezündetes Licht; beide sind Schwestern, die mit einander in inniger Freundschaft leben können und sollen, indem sie sich gegenseitige Dienste leisten. Der Mensch, welcher glaubt und zugleich im Besitze der Wissenschaft ist, findet eine reiche Fülle von Gründen in sich vor, die ihm beweisen, wie tief gegründet sein Glaube ist; und obschon es ihm nicht möglich ist, die Geheimnisse, welche den Gegenstand seines Glaubens bilden, in voller Klarheit seinem Verstande begreiflich zu machen, so ist er doch wenigstens im Stande, sie einigermaßen mit dem Lichte der Vernunft zu beleuchten und also glaubwürdig zu finden, indem er sie unter tausend verschiedene Gesichtspunkte stellt und somit zur Erkenntniß gelangt, daß sie, obschon über die Vernunft hinausreichend, gleichwohl nicht gegen die Vernunft sind.

Die Wissenschaft kann auch ihrerseits aus dem Glauben großen Vortheil ziehen; und in der That hat ihr auch der Glaube schon viel genützt, wie man dieß mit der Geschichte in der Hand beweisen kann. Wenn das Wissen der heidnischen Philosophen mit dem Wissen der christlichen Philo-

sophen verglichen wird, und zwar in Bezug auf die höchsten Fragen, so kann man sich davon überzeugen, daß Jene im Vergleich zu Diesen wahre Kinder waren; und wirklich lernt ein Kind bloß aus dem christlichen Katechismus so hohe Wahrheiten kennen, daß ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero, Seneca, mit Einem Worte: alle großen Männer des Alterthums, könnten sie in's Leben zurückkehren, ein solches Kind mit Staunen und Verwunderung anhören würden. Und mit Recht: denn bezüglich der höchsten Fragen über Gott, über den Menschen, über die Sittengesetze würden sie es mit erhabener Einfachheit sprechen hören, während sie eine lange Lebenszeit daran setzten, eine nur wahrscheinliche Lösung zu finden.

Das ist nicht Uebertreibung, sondern eine Wahrheit, worin alle Weisen übereinstimmen. Die Ungläubigen selbst haben nicht die großen Fortschritte läugnen können, welche der menschliche Verstand der Lehre des Christenthums verdankt. Wie sollte es also möglich sein, daß die Religion Jesu Christi mit der Wissenschaft unversöhnlich, und daß der Unglaube ein Beweis von Aufklärung sei? Was demnach so viel dazu beigetragen hat, das Menschengeschlecht zu erleuchten — das sollte ein Freund der Finsterniß sein? Was aus dem Schooße der unendlichen Weisheit, des Quells alles Lichtes, herabgekommen ist, kann kein Feind des Lichtes sein.

Einunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung desselben Gegenstandes.

Eine sehr beschränkte Kenntniß der Geschichte des menschlichen Wissens beweisen Diejenigen, welche sich einbilden, daß der Unglaube aus der Weisheit geboren sei. Es genügt, eines jener Bücher zu öffnen, worin das Leben der berühmtesten Menschen erzählt wird, welche mit ihrem Talent und ihrem Wissen die Welt seit der Gründung der christlichen Religion geehrt haben, und man wird sich überzeugen, daß die ausgezeichnetsten Gelehrten sich des schönen Namens: „Söhne der katholischen Kirche" gerühmt haben. Man durchgehe die

Verzeichnisse der Männer, die sich am meisten in irgend welchem Zweige der menschlichen Kenntnisse ausgezeichnet haben, und sicher wird die katholische Kirche viele ihrer Söhne aufweisen können, welche, obschon sie ihren Verstand gehorsam dem Glauben unterwarfen, gleichwohl durch ihre Talente und ihr Wissen hervorleuchteten.

Verlangt ihr noch mehr? Besitzen wir nicht unermeßliche Bibliotheken, worin der Schatz der menschlichen Kenntnisse niedergelegt ist? Woher stammt jene Menge von Büchern, deren bloßer Anblick uns in Staunen setzt? Man öffne sie, und deutlich wird man sehen können, daß es in überwiegender Mehrheit Werke christlicher Schriftsteller und zum guten Theil katholischer Priester sind. Also ist die Behauptung, daß die Religion eine Feindin der Wissenschaft, der Unglaube ein Beweis von Aufklärung, und der Glaube kleinen Geistern eigen sei, eine lächerliche Albernheit; also ist die Sucht, den Ungläubigen zu spielen, um aufgeklärt zu scheinen, ein von selbst einleuchtender Beweis von Unwissenheit, eine kindische Eitelkeit, ein tadelnswürdiger Frevel, vor welchem jeder denkende und besonnene Mensch sich hüten sollte. So groß ist die Macht dieser Wahrheit, daß selbst inmitten der zerstreuenden Vergnügungen und des lauten Treibens der Welt die Irreligiosität mit ungünstigen Blicken angesehen zu werden anfängt, und die thörichte Sitte, den Ungläubigen zu spielen, allmählich der Verachtung anheimfällt. Unter gut erzogenen Menschen, selbst unter solchen, die der Religion nicht sehr zugethan sind, wird die Ausbreitung irreligöser Gedanken als eine des anständigen Menschen unwürdige Sache angesehen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Gedanken, welche der Katholik sich gegenwärtig erhalten muß, wenn man vor ihm eine Schwierigkeit gegen die Religion erhebt.

Es kann häufig begegnen, daß einem Katholiken Schwierigkeiten entgegengehalten werden, deren Lösung ihm nicht gelingt; das ist jedoch kein hinreichender Grund, ihn in seinem

Glauben irre zu machen. Aus solchen Vorkommnissen läßt sich höchstens schließen, daß dem Gegner entweder größere geistige Begabung oder mehr Kenntnisse zu Gebote stehen. Obgleich man sieht, daß der Vertheidiger der Wahrheit in der Streitfrage unterliegt, so ist dieß gleichwohl nicht ausschließlich in religiösen Dingen der Fall, sondern geschieht in allen übrigen Zweigen des menschlichen Wissens. Wie oft sehen wir nicht, daß der Anwalt einer schlechten Sache seinen Gegner entweder durch die Ueberlegenheit seines Talentes und seines Wissens oder durch größeren Scharfsinn und größere Gewandtheit zum Schweigen und in Verwirrung bringt? Bietet uns nicht fast jede Unterhaltung die Gelegenheit, wahrzunehmen, daß ein klar denkender, aufgeweckter Kopf, besonders wenn er mit der Gabe der Rede bedacht ist, allen Gegenständen eine ihm beliebige Wendung verleiht und, wie man zu sagen pflegt, das Weiße für schwarz und das Schwarze für weiß ausgibt? Folglich beweist es Nichts gegen die Religion, wenn ein Ungläubiger eine Schwierigkeit aufwirft, auf welche die Katholiken, die ihn anhören, keine Antwort zu geben wissen.

In solchen Fällen sollte der Gläubige folgende Bemerkungen zur Hand haben. Der Ungläubige, der die Frage aufwirft, ist nicht immer ein sehr gelehrter oder weiser Mann; er wird mehr oder minder geistig begabt oder gebildet sein; gleichviel; aber er wird jedenfalls zu jener Zahl begabter Personen gehören, die unter den einigermaßen gebildeten Classen sehr häufig vorkommen. Es läßt sich demnach begreifen, daß der Beweis, den er vorbringt, keine seltene Erfindung ist, von der die Welt Nichts wisse, sondern aus irgend einem irreligiösen Buche hergenommen worden ist und sicherlich tausend Mal durch die Vertheidiger der Religion seine Widerlegung gefunden hat; und es ist gewiß, daß die Gegenwart einer religiösen und erleuchteten Person genügt, um die Schwierigkeit, welche den eingebildeten Schwätzer so stolz macht, wie Rauch zu zerstreuen.

Wenn wir übrigens auch wüßten, die Schwierigkeit sei

so groß, daß kein Gelehrter der Welt sie zu lösen im Stande wäre, so könnte daraus doch nicht gefolgert werden, daß die Religion falsch sei. Unser Verstand ist so schwach, daß er die Dinge nur halb sieht; mit seinem geringen Lichte unterscheidet er schlecht die Gegenstände; ja selbst in den Dingen, in welchen eine größere Gewißheit herrscht, gibt es auch nicht Einen Punkt, in Bezug auf welchen nicht die ernstesten Schwierigkeiten bestehen. Wäre demnach der Umstand, daß gegen eine Wahrheit Schwierigkeiten erhoben werden könnten, ein hinreichender Beweggrund, um an ihr zu zweifeln, so würden wir keiner einzigen Sache gewiß sein. Wer weiß nicht, daß sogar schon über unser Dasein selbst gestritten worden ist, indem man Schwierigkeiten geltend gemacht hat, deren Lösung nicht so leicht war, als es auf den ersten Blick scheinen mochte? Wer weiß nicht, daß eine so einleuchtende Sache, wie das Dasein der Bewegung, von einem Philosophen in Zweifel gezogen worden ist? Was Wunder also, wenn in so schwierigen und hochwichtigen Gegenständen, wie es die religiösen Fragen sind, bisweilen Einwürfe erhoben werden, welche wir nicht zu widerlegen vermögen, wie wir wünschen? Wenn unser Verstand so schwach ist, daß wir kaum die einfachsten und klarsten Dinge zu begreifen im Stande sind, wenn wir bei der Prüfung der Dinge, die wir mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Händen berühren, häufig auf unentwirrbare Schwierigkeiten stoßen, — werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn uns das Nämliche bei der Behandlung der tiefen Geheimnisse begegnet, die einer so erhabenen Region angehören, daß der geschaffene Verstand mit seinen Kräften nicht dahin gelangen kann?

Was wir von den Schwierigkeiten gegen die Religion, welche man in den Unterhaltungen vernimmt, behauptet haben, kann auch auf die Einwürfe angewendet werden, von welchen man in den Büchern liest. Nur sind sie im letzten Fall viel gefährlicher, weil sie gewöhnlich mit größerer Kunst dargestellt werden. Das einfachste Mittel, irreligiöse Bücher nicht zu lesen, abgerechnet, soll der Katholik, wenn sie ihm irgend

einmal in die Hände fallen, bedenken, daß, was in ihnen gegen die Religion steht, tausend Mal schon widerlegt worden ist, und daß es weiter Nichts braucht, als sich um irgend eine der vielen kostbaren Vertheidigungsschriften der Religion umzusehen, welche allenthalben im Umlauf sind, um vollständig alle Beweise und Zweifel, womit die Gottlosigkeit und die falschen Secten, wenn gleich vergebens, das unzerstörbare Gebäude der katholischen Religion zu untergraben bemüht gewesen sind, widerlegt und gelöst zu finden.

Anhang.

Im Verlauf des Vorstehenden wollte ich nicht das gewöhnliche Verfahren, welches in Fragen und Antworten besteht, in Anwendung bringen. Denn da ich mir vornahm, dem jugendlichen Geiste die Hauptgründe unserer heiligen Religion einzuprägen, und also vermeiden wollte, daß sie dieselben mechanisch auswendig lernten, so schien es mir passend, sie so darzustellen, daß durch die Neuheit der Erörterung ihre Aufmerksamkeit rege erhalten und gefesselt würde. Zudem darf man, wie es auch in meiner Voraussicht lag, nicht vergessen, daß die vorstehende Erörterung für die im Alter schon etwas vorgerückte Jugend berechnet war. Damit dürfte auch das kleine Hinderniß weggeräumt sein, welches daraus hervorzugehen schien, daß diese Erörterung nicht nach Fragen und Antworten abgefaßt wurde.

Dennoch, um den Lehrern wo möglich eine ganz neue Arbeit zu ersparen, habe ich zwei Mittel gewählt: 1. Der Titel fast aller Kapitel ist so geordnet, daß die Lehrer, wenn sie die Methode von Fragen und Antworten für besser erachten, nichts Anderes zu thun haben, als denselben Titel in Form einer Frage auszudrücken, und zwar mit einer sehr unbedeutenden Aenderung, wie ihnen eine solche eben ihr

Ermessen und Wissen eingeben wird. Wann es manchmal nothwendig gewesen ist, den Faden an die Hand zu geben, welcher bei religiösen Gegenständen durch die Unterhaltung gehen müsse, habe ich mich des Dialogs bedient. — 2. Es folgt nunmehr der Dialog, worin auf dem kürzesten Raum das Wesentlichste des Vorausstehenden enthalten ist. Die Lehrer können von diesem Dialag den Gebrauch machen, der ihnen passend erscheint; jedoch glaube ich, er müsse in der Weise benützt werden, daß dem jugendlichen Gedächtniß das, was sie aus dem Schriftchen ausführlich gelernt haben, noch tiefer eingeprägt werde. Der Dialog muß als Hilfsmittel, nicht als Hauptsache betrachtet werden.

§. I.

Frage: Wie kann man denjenigen widerlegen, welcher das Dasein Gottes läugnet oder in Zweifel zieht?

Antwort: Dadurch, daß man auf die wunderbare Ordnung des Weltalls verweist.

Frage: Wird dies genug sein?

Antwort: Ohne Zweifel. Denn wenn ich eine Uhr habe, so werde ich über denjenigen lachen, der behaupten würde, diese kleine Maschine sei von selbst entstanden; wenn ich ein schönes Gemälde sehe, so werde ich denjenigen für einen Wahnsinnigen halten, der sagt, Niemand habe dasselbe gemacht. Und welche Maschine ist großartiger, als die des Himmels und der Erde? welches Gemälde ist prachtvoller, als das mit leuchtenden Gestirnen besäete Firmament und das mit so reicher Fülle, Mannichfaltigkeit und Schönheit geschmückte Erdenrund, das wir bewohnen? Das Alles beweist mir sonnenklar, daß es einen Gott gibt, der das Ganze erschaffen und geordnet hat.

Frage: Was halten Sie von den Eigenschaften Gottes?

Antwort: Daß der Schöpfer aller Vollkommenheiten in Sich alle Vollkommenheiten besitzen müsse; daß Er folglich ewig, unendlich weise, heilig, gerecht sein müsse; daß Er mit Einem Blick die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schaue;

daß Er die verborgensten Dinge kenne; daß Er die tiefsten Geheimnisse unserer Herzen durchdringe.

Frage: Sorgt Gott für uns?

Antwort: Wollte Er nicht für uns Sorge tragen, — wozu hat Er uns denn erschaffen?

Frage: Aber da wir so kleine, so schwache, so elende Geschöpfe sind, scheint es nicht seltsam, daß Gott Seine Aufmerksamkeit auf uns lenkt?

Antwort: Gerade deßwegen, weil wir so klein, so schwach, so elend sind, bedürfen wir um so dringender der Führung durch die Vorsehung; ja, es wäre noch weit seltsamer, wenn der, welcher uns erschaffen, obschon er unsere Zustände kennt, uns verlassen hätte. Ein Vater, welcher seine Kinder verläßt, gilt für grausam und unnatürlich; und wir könnten glauben, daß Gott das menschliche Geschlecht erschaffen und in diese Welt allein, verlassen, ohne Bestimmung, dem blinden Zufall preisgegeben gesetzt hätte?

Frage: Sie setzen voraus, Gott habe das menschliche Geschlecht erschaffen; aber wie beweisen Sie das mit einigem Grund?

Antwort: Sehr leicht. Ich hatte meine Eltern; diese hatten die ihrigen, welche meine Großeltern waren; diese wieder hatten andere Eltern, und so fort. Diese Kette muß zuletzt aufhören, und folglich müssen wir zu Eltern kommen, welche nicht von anderen geboren wurden; also mußten sie von Gott erschaffen sein.

Frage: Gab es aber kein anderes Mittel, als daß die ersten Eltern von Gott geschaffen wurden?

Antwort: Kein anderes Mittel ist denkbar. Denn es ist klar, daß sie sich nicht von selbst erschaffen konnten.

Frage: Könnten wir denn nicht sagen, sie seien von der Erde selbst geboren worden?

Antwort: Eine solche Albernheit verdient keine Widerlegung.

Frage: Hat der Mensch eine Seele?

Antwort: Ja; denn in uns lebt ein Wesen, welches denkt, will und fühlt, wie Jeder es an sich selbst erfährt; und dieses Wesen nennen wir Seele.

Frage: Ist die Seele körperlich?

Antwort: Nein. Denn was denkt, kann kein Körper sein; die Körper nämlich sind nicht bloß unfähig dazu, sondern sie können sich nicht einmal von selbst bewegen.

Frage: Stirbt die Seele mit dem Körper?

Antwort: Nein. Alle Völker der Erde haben geglaubt, daß es ein anderes Leben gebe, wohin die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe komme. Wenn es überdies kein anderes Leben als Belohnung für die Guten und als Strafe für die Bösen gäbe, — wie könnte das Glück vieler Gottlosen und das Unglück vieler Tugendhaften in dieser Welt erklärt werden?

§. II. (cap 9-20)

Frage: Gibt es eine Religion?

Antwort: Ja; denn außerdem wüßten wir nicht, wie wir Gott unsere Verehrung zollen sollten, noch welches die Mittel sind, die wir anwenden müssen, um zu der uns von Gott gesetzten Bestimmung zu gelangen.

Frage: Was denken Sie von den Menschen, welche nie an die Religion denken und nicht untersuchen wollen, ob es eine Religion gibt, noch welche die wahre oder falsche ist?

Antwort: Ich denke, daß sie sehr thöricht sind. Denn endlich muß ein Tag kommen, an dem sie sterben müssen. Dann werden sie das selbst erfahren, was sie jetzt nicht kennen lernen wollen.

Frage: Aber solche Menschen sagen, daß es vielleicht Nichts von dem gibt, wovon die Religion zu uns redet?

Antwort: Wenn aber doch das, wovon die Religion spricht, wahr ist, — wie dann? Da es sehr klar ist, daß der Himmel nicht für diejenigen sein wird, welche an ihm zweifeln, so bleibt ihnen kein anderes Loos als die Hölle. Denken wir uns, ein Mensch gehe Nachts auf einem Weg, wo er nach

der Aussage Vieler einen schauerlichen Abgrund antreffen werde. Dieser Mensch zweifelt daran; aber er will sich nicht die Mühe geben, sich von der Wahrheit oder Falschheit dessen, was man ihm sagt, zu überzeugen; und ohne Licht, ohne zu schauen, wohin er seine Füße setzt, eilt er auf dem Wege fort. Was sollen wir denn von der Klugheit eines solchen Menschen halten? werden wir nicht sagen, er habe den Verstand verloren, und müsse sich die Schuld zuschreiben, wann er in den Abgrund stürzt?

Frage: Haben wir denn gewisse Zeichen, an welchen wir erkennen, welche die wahre Religion ist?

Antwort: Ohne Zweifel: sonst könnten wir sagen, Gott habe uns ohne Licht gerade in der Angelegenheit gelassen, welche für uns die wichtigste ist.

Frage: Welches sind diese Zeichen?

Antwort: Diejenigen, welche beweisen, daß die wahre Religion von Gott stammt.

Frage: Und wie werden wir dieß erkennen?

Antwort: Wenn wir darauf sehen, welche Religion zu ihren Gunsten solche Thatsachen aufweisen kann, die ihre ausdrückliche Bestätigung durch Gott enthalten, wie z. B. Wunder und Prophezeiungen.

Frage: Gibt es eine Religion, welche alle Merkmale in sich vereinigt, die nothwendig sind, um uns zu überzeugen, daß sie göttlich ist?

Antwort: Ja, die römisch-katholische.

Frage: Sind Sie dessen auch gewiß, daß es einen Christus gegeben hat?

Antwort: Ja: Denn wäre ich dessen auch nicht durch den Glauben gewiß, wie ich es wahrhaft bin, so würde es zu meiner Ueberzeugung genügen, darauf zu achten, daß das Dasein Jesu Christi, menschlich gesprochen, ebenso bewiesen ist, als das Dasein Alexander's, Cäsar's, Plato's, Cicero's, Virgil's und aller berühmten Männer.

Frage: Wie wird man beweisen können, daß Jesus Christus nicht ein Betrüger war?

Antwort: Sehr leicht. Sein Leben ist ein so reiner Spiegel, daß noch Niemand einen Flecken darin wahrgenommen hat; Seine Lehre ist so erhaben und so heilig, daß sie sogar die größten Feinde des Christenthums mit Bewunderung erfüllt hat; an Jesus Christus haben sich in wunderbarer Weise alle Prophezeiungen erfüllt, die mit Bezug auf Seine Person viele Jahrhunderte vor Seiner Ankunft verkündigt worden sind; Er wirkte so große und erstaunenswerthe Wunder, daß Er Seine Feinde, die nicht wußten, wie sie dieselben erklären könnten, in Verwirrung und Verlegenheit brachte; obgleich Er nirgends die Wissenschaften erlernt hatte, besaß Er nichts desto weniger eine so tiefe Weisheit, daß er schon von Seiner Kindheit an die Bewunderung der Lehrer erregte; und zu dem gründete Er eine Kirche, in welcher sich genau das erfüllt, was Er voraussagte, daß nämlich die Mächte der Hölle nicht im Stande sein würden, sie zu überwältigen. Was wollen wir mehr, um uns zu überzeugen, daß Jesus Christus wahrhaft ein Gesandter Gottes war?

Frage: Aber auch Muhamed gründete eine Religion, welche sich weit ausbreitete, und welche noch immer besteht. Wenn wir nun nicht an die Religion Muhamed's glauben, warum sollen wir an die Religion Jesu Christi glauben?

Antwort: Der Unterschied ist sehr groß. Muhamed gründete seine Religion als ein reicher und mächtiger Mann; Jesus Christus war arm. — Muhamed war gebildet; denn er hatte Studien gemacht; Jesus Christus war weise, ohne von irgend einem Menschen gelernt zu haben. — Muhamed schmeichelte den Leidenschaften; Jesus Christus legte ihnen einen Zügel an. — Muhamed gebrauchte Soldaten; Jesus Christus arme und schwache Apostel. — Muhamed wirkte öffentlich kein einziges Wunder; Jesus Christus unendliche am hellen Tageslicht, in Jedermanns Gegenwart. — Die Sittenlehre Muhamed's ist schlaff; die Sittenlehre Jesu Christi streng und rein. — Die Lehren Muhamed's sind abenteuerlich und lächerlich; die Lehren Jesu Christi sind erhaben. — An

Muhamed erfüllte sich keinerlei Prophezeiung; an Jesu Christo alle Vorhersagungen. — Endlich finden wir da, wo sich der Muhamedanismus niedergelassen, Sittenverderbniß, Sklaverei, Entartung, und es scheint nicht anders, als ob unter seinem Einfluß die Menschheit reißend schnell dem Grabe zueile; dort hingegen, wo das Christenthum sich niedergelassen hat, sehen wir den Menschen mit edler Würde umgeben, mit einer lautern Sittenlehre genährt, in glücklicheren Verhältnissen lebend, so weit dieß eben in diesem sterblichen Leben möglich ist. Wie kann denn nun Muhamed mit Jesus Christus verglichen werden?

Frage: War denn aber nicht auch das Heidenthum vor der Ankunft Jesu Christi weit auf der Erde verbreitet? und herrscht es nicht jetzt noch in vielen Ländern?

Antwort: Ja. Aber dieß liefert uns nur noch einen Beweis mehr für die Blindheit und das Elend der Menschen. Denn ein einziger Blick auf die Geschichte von den Göttern der Heiden genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Heidenthum in einem viel höheren Grade, als irgend welche Religion, eine unförmliche Masse von Irrthümern und Albernheiten ist.

§. III. (cap. 9)

Frage: Da Sie von der Blindheit und dem Elend des Menschen gesprochen haben, so sagen Sie mir doch, was Sie von dem Glaubenssatze der Erbsünde halten?

Antwort: Daß es ein dem Menschen unbegreifliches Geheimniß ist; aber daß es zugleich andere Geheimnisse erklärt, die sich im Menschen vorfinden.

Frage: Was wollen Sie mit dieser Behauptung sagen?

Antwort: Daß sich in uns eine seltsame Mischung von Gutem und Bösem, von Verstand und Unwissenheit, von Größe und Kleinheit, mit einem Wort: solche Widersprüche vorfinden, daß wir, wenn wir nicht annehmen, das Menschen-

geschlecht habe eine Entartung erfahren, uns selbst nicht erklären und enträthseln können.

Frage: Halten Sie diesen Glaubenssatz für sehr wichtig?

Antwort: Gewiß. Denn abgesehen davon, daß er, wie ich gesagt habe, Vieles dazu beiträgt, die Widersprüche zu erklären, die man im Menschen entdeckt, ist er einer der Hauptpunkte, worauf die große und bewunderungswürdige Gesammtheit der Glaubenssätze unserer heiligen Religion beruht.

Frage: Wie erklären Sie dieß?

Antwort: Das durch Schuld in die Ungnade Gottes gefallene Menschengeschlecht konnte sich aus einem so unglückseligen Zustande nicht durch eigene Kraft erheben. Gott hatte Erbarmen mit ihm und schickte Seinen eingeborenen Sohn, Welcher im Schooße der Jungfrau Maria Mensch ward. Da Er Gott-Mensch war, so waren Seine Leiden und Verdienste von unendlichem Werth in den Augen Gottes. Dadurch nun, daß Er für uns litt und starb, leistete Er der göttlichen Gerechtigkeit für die Schuld eine Genugthuung, deren der Mensch niemals fähig gewesen wäre.

§. IV. (cap. 21-24)

Frage: Wer hat die Kirche gestiftet?

Antwort: Jesus Christus.

Frage: Wie lange wird sie dauern?

Antwort: Bis zur Vollendung der Zeiten; denn also hat es Jesus Christus versprochen, der als Gott weder sich noch uns täuschen kann.

Frage: Genügt es, um selig zu werden, in irgend einer der Kirchen zu leben, die sich christliche nennen?

Antwort: Nein: man muß in der wahren Kirche leben; und diese einzige ist die römisch-katholische.

Frage: Ist es durchaus nothwendig, den Papst als das sichtbare Oberhaupt der Kirche anzuerkennen?

Antwort: Ja; denn er ist der Nachfolger des heiligen

Petrus, welcher von Jesus Christus die Vollmacht erhalten hat, die ganze Heerde der Gläubigen zu weiden.

Frage: Müssen ihm denn auch die Bischöfe unterworfen sein?

Antwort: Ja: denn Jesus Christus hat Niemanden ausgenommen.

Frage: Würde es denn nicht genügen, daß die Gläubigen ihren Bischöfen gehorchten, und daß jeder von diesen unabhängig wäre?

Antwort: Dann wäre es nicht Eine Kirche, sondern viele; oder vielmehr wäre dieß ein Leib ohne Haupt. Wer würde übrigens die Angelegenheiten besorgen, welche die allgemeine Kirche betreffen?

Frage: Könnten denn nicht die Kirchenversammlungen alles das thun, was der Papst thut?

Antwort: Nein: denn selbst von anderen Schwierigkeiten abgesehen, würde der Fall eintreten, daß die Kirche fast immer ohne Autorität wäre; finden doch die Kirchenversammlungen nur zeitweise statt, besonders die allgemeinen Kirchenversammlungen. Die von Trient ist die letzte, welche gehalten worden ist, und seit derselben sind dreihundert Jahre verstrichen.

Frage: Was für einen Grund könnten Sie anführen, um in wenigen Worten die Nothwendigkeit des obersten Bischofes zu beweisen?

Antwort: Ich würde sagen, daß es keine Gesellschaft ohne Haupt geben könne; folglich auch keine Kirche ohne einen obersten Bischof.

§. V (cap. 28–31)

Frage: Hat die Kirche die Macht, den Gläubigen Gesetze aufzuerlegen?

Antwort: Ja: denn in jeder Gesellschaft muß die Macht bestehen, Gesetze zu geben, welche Diejenigen verpflichten, die ihr angehören.

Frage: Kann uns die Kirche das Lesen schlechter Bücher verbieten?

Antwort: Ja, aus demselben Grunde, mit welchem ein Vater seinen Kindern den Genuß schädlicher Nahrungsmittel verbietet.

Frage: Was verstehen Sie unter schlechten Büchern?

Antwort: Diejenigen, welche den Verstand auf Irrwege führen oder das Herz verderben.

Frage: Ist es denn sehr gefährlich, daß schlechte Bücher uns einen solchen Schaden bereiten?

Antwort: Ja; solche Bücher sind schlimmer, als schlechte Gesellschaften; denn wir haben jene immer bei uns. Der Schriftsteller, dessen Fähigkeit gewöhnlich den unserigen weit überlegen ist, erlangt auf unseren Geist einen großen Einfluß und reißt uns zuletzt zu seinen Irrthümern fort, wenn wir uns auch beim Beginne des Lesens noch so sehr gegen seinen Einfluß gehütet haben.

Frage: Aber werden wir alsdann nicht ohne Aufklärung in vielen Dingen bleiben?

Antwort: Nein. Denn Alles, was nothwendig ist zur wahren Aufklärung, findet sich in den guten Büchern.

Frage: Ist es wahr, daß die Aufklärung sich nicht mit der Religion vertrage?

Antwort: Das ist ein sehr grober Irrthum; die ganze Geschichte widerspricht ihm. Die weisesten und gelehrtesten Menschen sind religiös gewesen. Ausnahmen hierin heben nicht die Regel auf.

§. VI. (cap. 32)

Frage: Welches Verhalten werden Sie in den Streitigkeiten über Religion beobachten?

Antwort: Außerdem, daß ich mir die Bemerkungen, die mir in diesem Buche gegeben worden sind, gegenwärtig zu erhalten suche, werde ich vor Allem darauf bedacht sein, daß mich nicht ein unkluger Eifer dazu verleite, über Punkte zu streiten, die ich nicht verstehe.

Frage: Wozu so große Sorgfalt? Würden Sie denn dabei nicht schlimm fahren?

Antwort: Das gerade nicht; dagegen würde meine Unklugheit der Sache der Wahrheit schaden.

Frage: Wenn man Ihnen gegen die Religion eine Schwierigkeit vorbringt, die Sie nicht lösen können, — was werden Sie thun? werden Sie sich für besiegt erklären?

Antwort: Nein; denn wenn wir es immer so machten, so könnten wir keiner Sache gewiß sein. Nehmen Sie die gewissseste und unbezweifeltste Sache in der Welt an — niemals wird es an Solchen fehlen, welche sie so zu bekämpfen verstehen, daß es den Anschein gewinnt, als ob die Gewißheit darüber schwanke. Das kommt aus der Schwäche unseres Verstandes, der uns die Dinge nicht mit aller Klarheit erkennen läßt. In einer Streitfrage also wird der Gegner, wenn er größeres Talent oder mehr Bildung besitzt, stets die Anderen in Verwirrung oder in Verlegenheit bringen.

XXII. Kapitel.

Der praktische Verstand.

§. I. Classification der Acte unseres Erkenntnißvermögens.

Praktisch heißen diejenigen Akte des Verstandes, welche in das menschliche Leben wirksam eingreifen, unsere Handlungen bestimmen und leiten, mit einem Worte: sich als deren eigentliche Triebfedern bewähren.

Nach dieser Seite hin kommen folgende Fragen in Betracht:

1. Welches ist das Ziel, das wir uns setzen?

2. Welches ist das beste Mittel, dieses Ziel zu erreichen?

Wir wirken auf die materielle Natur ein, die dem Gesetz

der Nothwendigkeit unterworfen ist; daher die Künste in allen ihren Zweigen. Wir wirken auf die moralische und mit freiem Willen begabte Natur ein; daher die Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf uns selbst und alle geschaffenen Wesen, d. h. die Moral, die Pflichten gegen den Nächsten, die Familie und den Staat.

Die Regeln, welche ich im Allgemeinen über die Kunst zu denken gegeben habe, erlassen mir die Mühe, insbesondere einen jeden dieser verschiedenen Gegenstände abzuhandeln. In der That, wenn man diese Regeln gründlich erfaßt hat, so muß man wissen, wie man sich, bevor man handelt, einen Zweck setzt, und wie man das beste Mittel findet, diesen Zweck zu erreichen. Ich will jedoch, ohne die Grenzen, die ich mir gesteckt, zu verlassen, einige praktische Bemerkungen beifügen, die, wie ich hoffe, Jedem ohne Ausnahme für sein praktisches Leben von großem Nutzen sein werden.

§. II. Sich einen bestimmten Zweck setzen, ist nicht immer etwas Leichtes.

Ich will nicht von dem letzten Zweck sprechen; er besteht in der Glückseligkeit des anderen Lebens; die Religion führt uns zu diesem Ziel. Es kann hier nur von den Bestrebungen einer anderen Ordnung die Rede sein, z. B.: in der Welt eine anständige Stellung sich zu schaffen; eine Angelegenheit gut durchzuführen; sich mit Geschick und Anstand aus einer schwierigen Lage frei zu machen; Jemandes Freundschaft zu gewinnen; sich vor den Anschlägen eines Feindes zu hüten; die Netze einer Intrigue, die gegen uns im Anzuge ist, zu durchbrechen; ein Kunstwerk auszuführen, das Ruf und Ansehen einbringen soll; ein System der Politik, der Staatsverwaltung oder der häuslichen Ordnung auszubilden; schädliche Gewohnheiten zu zerstören, und andere Dinge der Art.

Auf den ersten Blick glauben wir, daß der mit Vernunft begabte Mensch bei jeder Handlung einen bestimmten Zweck, ein bestimmtes Ziel im Auge habe; und doch lehrt uns die

Erfahrung, daß selbst unter den willenskräftigsten Menschen, welche bei ihren Handlungen stets ein gewisses Ziel zu verfolgen pflegen, diejenigen selten, sehr selten sind, die dem Zufall nur einen Theil ihres Glückes und ihrer selbst preisgeben.

Wir sehen gewisse Menschen zum Gipfel der Macht und des Ruhmes gelangt, und wir setzen voraus, daß sie in allen Dingen einen weise vorbedachten Plan haben verfolgen müssen; wir legen ihrem Streben umfassende und tiefe Pläne, eine außergewöhnliche Einsicht in die Hindernisse, eine scharfsinnige Beurtheilung und Würdigung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel unter 2c. Wie groß ist doch unser Irrthum! In allen Verhältnissen, in allen Umständen — gleichgültig, ob im Glanze oder in der Niedrigkeit des Lebens — bleibt der Mensch, was er ist, das heißt ein sehr kleines und beschränktes Geschöpf: denn sich selbst kennt er nicht; fast niemals ist er sich seiner eigentlichen Kräfte bewußt; er übertreibt bald seine Stärke, bald seine Schwäche; er weiß weder, wohin er geht, noch wohin er gehen muß, und lebt so dahin, dem Zweifel und der Ungewißheit ausgesetzt. Was sage ich! seine theuersten Interessen kennt er oft nicht; und zu seiner Unkenntniß in dem, was er vermag, gesellt sich noch seine Ungewißheit in Bezug auf das, was er wünschen soll.

§. III. „Ein Jeder ist ein Kind seiner eigenen Werke." — Untersuchung dieses Sprichwortes.

Es ist falsch, was man zu sagen pflegt, daß das Privatinteresse ein untrüglicher Führer sei, und daß es vor dem Irrthum Denjenigen bewahre, der seinen Eingebungen folge. Hierin, wie in allem Uebrigen, wandeln wir im Finstern. — Haben wir nicht bisweilen selbst an unserem Unglück gearbeitet? Diese traurige Erfahrung sollte uns jeden Irrthum benehmen.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß das Sprichwort wahr ist: „Glücklich oder unglücklich, — der Mensch ist ein Kind seiner Werke."

In der moralischen, wie in der physischen Welt ist der

Zufall nur ein Wort. Die Ebbe und Flut im menschlichen Leben zerstört allerdings bisweilen die überlegtesten Pläne, raubt die Frucht der durchdachtesten Combinationen, der verdienstvollsten Arbeiten, während sie andere werthlose Pläne, Arbeiten und Berechnungen begünstiget; doch ist dieß nicht so gewöhnlich, als man es sagt oder zu glauben scheint. Die aufmerksame Beobachtung dessen, was in der Welt vorgeht, dürfte, ich wage es zu behaupten, viele über die Ursachen des Glücks oder Unglücks, das gewissen Personen begegnet, zu leichtsinnig gefällte Urtheile wesentlich berichtigen.

Es gibt keinen Unglücklichen, welcher, wenn man ihn hört, nicht das Opfer der Menschen oder des Schicksals wäre. Glaubt ihr indeß, daß, wenn wir den Charakter, die Sitten, das Urtheil, die Aufführung der größten Anzahl, ihre Gewohnheiten, ihre Unterhaltungen, ihre Familien- oder Freundschaftsverhältnisse gründlich erforschen, — es uns unmöglich wäre, einige, wenn auch nicht alle Ursachen ihres Unglücks zu entdecken?

Wir sehen nur das Ereigniß, welches über das Loos einer Person entscheidet, ohne zu bedenken, daß diese letzte Thatsache durch viele andere, die vorausgingen, vorbereitet war, und daß der entscheidende und traurige Einfluß auf das Geschick des Unglücklichen in der besonderen Lage aufzusuchen ist, in welche er in Folge seiner früheren Irrthümer und Fehler gerathen war.

Es ist selten, daß das Glück oder Unglück eine einzige Ursache zur Quelle hat. Die menschlichen Geschicke gehen aus der Verwicklung unendlicher Ursachen von sehr verschiedener Ordnung hervor. Da man aber den Faden der Ereignisse durch die beweglichen und vielfältigen Gestaltungen des Lebens nicht verfolgen kann, so bezeichnet man als einzige, vorzügliche oder bestimmende Thatsache das, was oft nur eine einfache Gelegenheit, der Wassertropfen in einem zu vollen Gefäß ist.

§. IV. Der gehaßte Mensch.

Sehet ihr jenen Menschen, gegen den sogar ehemalige Freunde nur mehr Abscheu oder Gleichgültigkeit empfinden; den seine Eltern hassen, der in der Gesellschaft Niemanden findet, der Theil an ihm nimmt, dessen Name eine allgemeine Rüge veranlaßt; die Erklärung, die er über seine einsame Stellung angibt, ist „die Ungerechtigkeit der Menschen; der Neid, der „den Glanz des Verdienstes nicht ertragen kann; der Egoismus, „der seinen selbstsüchtigen Bestrebungen die Familie, die Freund„schaft, die Dankbarkeit aufopfert. Er klagt das menschliche „Geschlecht an, daß es sich gegen ihn verbündet habe, daß es „hartnäckig sein Verdienst, seine Tugenden, seinen Geistes- und „Herzensadel mißkennt.“ Was an dieser Apologie Wahres ist, das wird euch vielleicht die Apologie selbst offenbaren; ihr habet das eitle, rauhe, aufbrausende Wesen bemerkt; daraus besteht hauptsächlich sein Charakter; verbindet mit diesen Fehlern den Hang zu Verläumdungen, und ihr werdet den Haß der Einen, den Abscheu der Anderen, endlich die einsame Stellung begreifen, welche dieser Mensch ungerecht beklagt.

§. V. Der zu Grund gerichtete Mensch.

„Diesen haben seine außerordentliche Güte, die Treulosigkeit eines Freundes, unvorhergesehene Unglücksfälle, wodurch die klügsten, die sichersten Berechnungen zum Scheitern gebracht worden sind, zu Grunde gerichtet.“

Die Güte seines Herzens, die Untreue eines Freundes, seine Unglücksfälle, Alles, was er behauptet, ist wahr. Aber nicht darin, sondern in seinen ebenso oberflächlich als schnell gefaßten Gedanken; in seinen leichtsinnig gebildeten Urtheilen, in seiner scheinbar richtigen, aber sophistischen Denkweise, in seinen zu hitzig gefaßten Vorsätzen, in seiner Uebereilung muß man die Ursachen seines Mißgeschicks suchen. Sie sind so zahlreich, daß es überflüssig ist, der guten Eigenschaften Erwähnung zu thun. Der Ruin dieses Menschen, weit entfernt,

eine Laune des Zufalls zu sein, ist die letzte Folge einer Reihe von Fehlern, die ihn längst schon vorbereiteten. Er hätte leicht sein Unglück vermeiden, der Untreue seines Freundes vorbeugen, sich gegen die traurigen Consequenzen dieser Untreue sicher stellen können, wäre er behutsamer gewesen, hätte er nicht so unklug sein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt, hätte er über sich selbst gewacht und mit mehr Sorgfalt und Umsicht seinen Geschäften obgelegen.

§. VI. Der geistvolle, aber zahlungsunfähige Mensch und der rohe, aber wohlhabende Bauer.

„Verstand, Witz, Bildung, er hat Alles für sich. Woher „kommt es, daß er nicht nur sein Vermögen nicht vermehrt, sondern es verschleudert hat, während sein Nachbar, ein ungeschliffener, aller Bildung fremder Mensch, „das seinige hundertfach vergrößert hat?" Zufall, Verhängniß, Unstern! So spricht man, ohne zu bedenken, daß man auf die kläglichste Weise die entgegengesetztesten Ideen unter einander mengt, daß man in ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältniß das bringt, was in keiner Beziehung zu einander steht.

Der Erste ist ein geistreicher und gebildeter Mensch; er ist ein Mann, der Welt hat; der Andere ist unwissend, vollständig ungebildet. Aber es handelt sich um Geschäfte, nicht um ein Kunstwerk; um einen abzuschließenden Handel, nicht um eine zu beurtheilende literarische Arbeit. Ich gestehe gern zu, daß das Wort des Ersten geübter, daß seine Ideen mannigfaltiger, seine Beobachtungen scharfsinniger, seine Antworten schneller und treffender sind; aber es existirt keine Beziehung zwischen dieser Ordnung von Dingen und dem, was uns beschäftigt, das heißt, der Geschicklichkeit in praktischen Angelegenheiten. Wir gehen von einer besonderen Thatsache zu durchaus verschiedenen Dingen über.

Beobachtet aufmerksam diese zwei Menschen; und ihr werdet — ich wage es zu behaupten — bald erkennen, daß

die glückliche Lage des einen wie der Ruin des anderen aus sehr natürlichen Ursachen hervorgehen.

Dieser — ich gebe es zu — spricht und schreibt richtig, faßt gute Pläne und berechnet mit ungemeiner Leichtigkeit; er würdigt Alles, gibt auf Alles Antwort; Vortheile, Hindernisse, glückliche und unglückliche Wechselfälle — alles dies hat er durchdacht und vorhergesehen.

Und wie verhält es sich mit dem Anderen? Ist er fähig, eine Diskussion mit Jenem aufzunehmen? Nein. Löst er alle Rechnungen, die der Erstere angehäuft hat? Nein. Ist er allen Schwierigkeiten gewachsen, womit seine Meinung vom Anderen bekämpft wird? Nein. Führt er zu Gunsten seiner Ansicht so reichhaltige Gründe an, wie der Erstere? Nein. Stellt er, um seinen Zweck zu erreichen, so mannichfaltige und so geistvolle Pläne auf? Nein. Was thut denn demnach der beklagenswerthe Ignorant, der von dem Andern bekämpft und gedrängt wird?

— Was erwiedern Sie mir darauf? sagt der geistvolle Projektenheld.

— Nichts; was weiß ich? doch . . . . . .

— Aber scheinen Ihnen meine Gründe nicht schlagend?

— Durchaus nicht.

— Lassen Sie uns sehen; haben Sie Etwas dieser Rechnung entgegen zu halten? Es handelt sich um Zahlen, sonst um Nichts.

— Das ist klar; mit dem was da geschrieben steht, mag's schon seine Richtigkeit haben; aber mein Bedenken besteht darin, ob in der praktischen Durchführung es sich eben so verhält. Sie rechnen mir da mit vielen Posten, die ich nicht recht verstehe; die Erfahrung hat mich klug und vorsichtig gemacht.

— Aber zweifeln Sie denn an den Angaben, die sich uns darbieten? Welchen Vortheil sollte es denn bringen, daß man uns täusche? Wenn ein Verlust zu befürchten ist, so geht er nicht uns allein, sondern auch diejenigen an, welche uns zu diesem Geschäfte die nöthigen Winke an die Hand geben. Es

sind dieß verständige, geehrte und gewandte Personen, die übrigens auch ihr Interesse dabei haben? Was will man mehr? Welcher Grund zu einem Zweifel liegt also vor?

— Ich zweifele an Nichts; ich glaube, was Sie von diesen Herren sagen; aber was wollen Sie? Das Geschäft gefällt mir nicht. Zudem sind so viele Wechselfälle möglich, die Sie gar nicht in Rechnung bringen . . . .

— Aber welche Wechselfälle, mein Herr? Wenn wir immer nur an ein Kann sein appelliren, so werden wir Nichts vorwärts bringen; jedes Geschäft hat sein Risico; aber ich wiederhole es: bei unseren Aussichten auf Wahrscheinlichkeit vermag ich kein Risiko zu sehen.

— Sie verstehen es besser, als ich, sagt der Ungebildete in seiner Kleinmüthigkeit; und sofort klug den Kopf schüttelnd fügt er hinzu: Nein, Herr; ich sag' es noch einmal; das Geschäft gefällt mir nicht; ich für meinen Theil trete nicht bei. Sie bestehen darauf, daß die Speculation vortheilhaft sein müsse; Glück auf! Wir werden sehen. Ich riskire meine Gelder nicht.

Der Sieg in der Discussion bleibt ohne Zweifel auf Seiten des Projectenhelden; aber wer von Beiden hat das Rechte getroffen? Die Erfahrung wird es sagen. Blick und Wort des reichen, anscheinend stumpfsinnigen Menschen sind nicht so schnell; dagegen sieht er klarer, tiefer, sicherer. Er kann zwar nicht einer Berechnung schnell eine andere, einem Beweisgrund sogleich einen anderen entgegenhalten; aber der Tact, die Unterscheidungsgabe, die in ihm durch Beobachtung, durch Erfahrung entwickelt sind, belehren ihn, so zu sagen, auf unfehlbare Weise, daß viele der ihm mitgetheilten Angaben nur in der Einbildung existiren; daß die Berechnung ungenau ist; daß manche unangenehme Wechselfälle, die im Gebiete nicht etwa bloß der Möglichkeit, sondern der Wahrscheinlichkeit liegen, nicht in Betracht gezogen sind. Sein geübtes Auge hat bei einigen Theilnehmern des Geschäftes Anzeigen der Unehrlichkeit entdeckt; sein Gedächtniß, das an Erfahrungen bezüglich

der Durchführung anderer früherer Unternehmungen nur zu reich ist, ist ihm ein sicherer Führer in der Würdigung des wahren Werthes der Wahrscheinlichkeit, die ihm der Projectenschmied so sehr übertrieben hat.

Was verschlägt es, daß der Blick dieses Mannes einen kleineren Gesichtskreis beherrscht, wenn er nur das, was er sehen soll, gut, klar, deutlich und genau sieht? Welchen Nutzen brächte es ihm, wenn er seine Gedanken mit Leichtigkeit entwickeln könnte und seine Worte richtig zu wählen wüßte, aber auf sonst nichts Anderes, als auf diese glänzenden Eigenschaften angewiesen wäre, die in praktischen Angelegenheiten Nebendinge sind?

§. VII. Der sophistische Geist und der gesunde Menschenverstand.

Ein behender, lebhafter Geist ist deßhalb nicht immer auch scharfsinnig; Reichthum an Ideen setzt nicht immer Klarheit und Genauigkeit der Ideen voraus; ein zu schnelles Urtheil ist gerade deßhalb verdächtig; eine lange Reihe allzu geistreicher Vernunftschlüsse pflegt an Sophismen zu kränkeln, welche Denjenigen irre führen, der ihnen gläubig vertraut.

Es ist nicht immer eine leichte Aufgabe, diesen Fehler bestimmt und genau nachzuweisen; besonders wann Derjenige, der daran leidet, ein beredter und brillanter Schwätzer ist, der seine Ideen in einem lauten Schwall schöner Worte entwickelt. Die Hilfsquellen des Geistes sind unendlich; gewisse Menschen besitzen so bezaubernde Eigenschaften, verstehen die Gegenstände mit so viel Kunst darzustellen, daß oft der gesunde Menschenverstand, die Wissenschaft, das sicherste Urtheil auf eine lange Reihe bloß scheinbar richtiger Argumente nichts Anderes zu erwiedern vermag, als: „Das kann wohl nicht sein; diese Beweisgründe sind nicht schlagend; hier findet eine Täuschung statt; die Zeit wird es offenbaren."

Es gibt in der That Dinge, die sich besser fühlen, als begreifen lassen; es gibt einige, die gesehen, und doch nicht bewiesen werden können. Es gibt einzelne Umstände, äußerst

zarte Beziehungen, die man nicht beweisen kann, die auf immer verborgen bleiben, wenn sie nicht auf den ersten Blick wahrgenommen werden. Es gibt so flüchtige Fernsichten, daß man sie unmöglich wiederfinden kann, wenn man sie nicht im günstigen Moment und, so zu sagen, im raschen Vorüberziehen festzuhalten verstanden hat.

§. VIII. Von der Zartheit gewisser geistiger Erscheinungen, namentlich in ihrer Beziehung zur Praxis.

In der Thätigkeit des Verstandes und der übrigen Fähigkeiten des Menschen treten viele Erscheinungen zu Tage, die sich durch kein Wort, durch keine Umschreibung, durch keine Erörterung ausdrücken lassen. Um Denjenigen, der sie in sich wahrnimmt, zu verstehen, muß man sie selbst erfahren haben. Sich Demjenigen verständlich machen, der sie nie empfunden hat, heißt die Zeit unnütz vergeuden, heißt einem Blindgeborenen die Farben begreiflich machen wollen.

Diese in den zartesten Umrissen und Farbentönen sich kundgebenden Erscheinungen kommen sehr häufig bei jeder Thätigkeit des Geistes vor. (Sie gleichen den mannigfaltigen Bildern, die im Traumleben an der Seele vorüberziehen.) Werden wir ihnen eine praktische Bedeutung beilegen? Die Verführung hiezu liegt nahe. Und doch sollen wir vor den inhaltslosen Abstractionen, welche aus jenen Erscheinungen hervorzugehen scheinen, vor jenen nichtigen Systemen, die sich oft so leicht daraus zusammen weben lassen, auf der Hut sein. Wir dürfen die Dinge nicht so nehmen, wie sie in unseren Wünschen, Träumen, Einbildungen erscheinen, sondern wie sie in der Wirklichkeit sind. Denn sowie unsere Ideen im Widerspruch zu der Wirklichkeit stehen, gehen unsere überlegtesten Pläne in Rauch auf.

Bemerken wir noch, daß im praktischen Leben, im Verkehr der Menschen unter einander, der Einfluß des Verstandes nicht allein sich geltend macht, sondern daß die anderen Fähigkeiten gleichzeitig mit dem Verstande in Thätigkeit treten. Nicht

nur zwischen Verstand und Verstand — auch zwischen Herz und Herz findet ein inniger Verkehr statt. Außer dem gegenseitigen Einfluß der Ideen ist der Einfluß der Gefühle nicht minder lebhaft.

§. IX. Die Ungereimtheiten.

Vergessen wir nicht — diese Bemerkung wird uns im wirklichen Leben von großem Nutzen sein — daß es mittelmäßig begabte Menschen gibt, denen gewisse geistige Fähigkeiten fehlen. Sie sind in Bezug auf Diejenigen, welche dieselben besitzen, was der Unglückliche, dem es an einem oder mehreren Organen gebricht, im Vergleich zu dem wohl ausgestatteten Menschen ist.

Wer hat nicht bisweilen über die Anstrengungen gelächelt, die ein ehrlich denkender Mensch gewissen irregeleiteten Geistern gegenüber aufbietet? Jemand spricht kaltblütig eine Ungereimtheit aus; es entsteht eine gegenseitige Discussion, und ihr bemüht euch, Demjenigen, der euch nicht zu begreifen vermag, eine unbestreitbare Wahrheit zu beweisen. Unnütze Mühe! Fehlt es euerem Gegner an Wissen? Nein, aber an gesundem Menschenverstand. Seine natürlichen Neigungen, seine Gewohnheiten haben ihn zu dem gemacht, was er ist; ihr solltet begreifen, daß ein Geist, der fähig ist, eine Ungereimtheit zuzulassen und zu behaupten, die Kraft der gegen dieselbe gerichteten Beweise nicht zu fühlen vermag.

§. X. Verschrobene Köpfe.

Es gibt Menschen, deren Geist von Natur mangelhaft ist (so scheint es wenigstens); denn sie sehen Nichts im wahren Licht. Ist es Wahnsinn? Ist es gänzlicher Mangel an Urtheil? Nein. — Gedrängt durch eine übermäßige Fülle von verworrenen Gedanken zeichnet sie eine unerträgliche Geschwätzigkeit aus; sie entwickeln mit ungemein großer Leichtigkeit Beweisgründe ohne allen Werth; sie urtheilen keck, aber fast immer falsch über alle Dinge; finden sie zufällig den guten

Weg, dann gehen sie daran vorbei, ohne ihn zu beachten, und werden von Trugschlüssen fortgerissen. Ihr könnet bisweilen in den Bildern, die sie euch vorführen, gewisse reizende Fernsichten wahrnehmen, von denen sie sich selbst täuschen lassen, weil sie dieselben für ausgemacht wirkliche Dinge ansehen. Das Geheimniß ihrer Irrthümer ist dieses: sie haben eine ungewisse, zweifelhafte, ungenaue oder vollständig irrige Thatsache als unbestreitbar hingestellt; sie haben als Princip ewiger Wahrheit eine willkürliche Annahme ausgegeben; sie haben eine Hypothese für die Wirklichkeit angesehen.

Herrisch, voll Eigendünkel, auf Nichts achtend; ohne anderen Führer, als ihre falsch geleitete Vernunft; von einem unbesiegbaren Feuereifer hingerissen, sich in weitläufige Erörterungen einzulassen; in den Strudel ihrer Ideen versenkt, in den Schwall ihrer Worte verloren, vergessen sie gänzlich, wovon sie in ihrer Rede ausgegangen sind; sie bemerken nicht, daß dem Gebäude, das sie errichten, die feste Grundlage oder selbst alle Grundlage fehlt.

§. XI. Ihre Unfähigkeit in den Geschäften.

Wehe den Geschäften, an welchen solche Menschen sich betheiligen, und oft auch wehe ihnen selbst, wenn sie sich ihrer eigenen Leitung überlassen! Die wesentlichen Eigenschaften eines praktischen Verstandes sind Reifheit, gesunder Menschenverstand; richtiger Tact; ihnen fehlen diese Eigenschaften durchaus. Man muß, um zur Wahrheit zu gelangen, von den Ideen zu den Dingen übergehen; sie aber übersehen fast immer die Dinge, weil sie sich ausschließlich mit den Ideen befassen. Im wirklichen Leben ist es wichtig, nicht das, was sein sollte oder könnte, sondern das, was ist, in Erwägung zu ziehen; sie aber beschäftigen sich nicht mit dem, was ist, sondern mit dem, was sein sollte oder könnte.

Was ein gerader Geist klar sieht, das vermag ein falsch geleiteter Geist nicht einmal entfernt zu bemerken. Manche Thatsache, die für den Einen außer allem Zweifel liegt, scheint

dem Anderen sehr bestreitbar zu sein. Wirft der Erste in einfacher und natürlicher Weise eine Frage auf, so betrachtet sie der Zweite sogleich unter einem anderen Gesichtspunkt. Sie begreifen sich nicht; sie werden sich niemals mit einander verstehen können. Der Eine dieser beiden Menschen, der gewissermaßen geistig schielt, schaut verworren und verkehrt die Gegenstände an, die der Andere in ihrer wahren Lage und Richtung sieht.

§. XII. Dieser geistige Mangel entsteht gewöhnlich aus einer moralischen Ursache.

Wenn man nach der Ursache dieser Verirrung forscht, wird man sie häufiger im Herzen, als im Kopfe finden. Die Eitelkeit ist das herrschende Laster dieser Art Geister. Eine schlecht verstandene Eigenliebe treibt sie, sich in allen Dingen bemerkbar zu machen; und indem sie nicht, wie die übrigen Menschen denken und sprechen wollen, gerathen sie allmälig in Kampf mit dem gesunden Menschenverstand.

Ihr beständiges Opponiren sogar beweist, daß sie ihrer Vernunft allein überlassen häufiger die Wahrheit finden würden; es beweist, daß ihre wunderlichen Verirrungen weniger Irrthümer ihres Urtheils, als den lächerlichen, zur Gewohnheit gewordenen Wunsch verrathen, sich auszuzeichnen. Wenn dieser Fehler Folge des Urtheils wäre, so würden sie nicht in allen Dingen die Gegenpartei ergreifen. Merkwürdige Erscheinung! Ein sicheres Mittel, sie zur Wahrheit zu führen, wäre die Behauptung des Irrthums in ihrer Gegenwart.

Ich gebe zu, daß sich häufig Menschen dieses Charakters von ihrer Denkweise keine Rechenschaft ablegen; daß sie kein recht klares Bewußtsein von dieser Eingebung der Eitelkeit haben, die sie beherrscht und leitet; deßungeachtet ist es doch so. Bemerken sie ihren Irrthum, so ist das Uebel nicht unheilbar; besonders wenn das Alter, die sociale Stellung, die Schmeichelei nicht gänzlich ihre Vernunft verderbt haben. Oft ziehen sich solche Menschen durch ihre Unklugheit bittere Erfahrungen, ja selbst grausame Demüthigungen zu. Vom Unglück gebeugt,

durch die Erfahrung und den Schmerz belehrt, haben sie lichtvolle Augenblicke, welche ein aufrichtiger Freund vortheilhaft benützen kann, um sie zur Anhörung dessen zu gewinnen, was die gesunde Vernunft sagt.

Aber wann die Wirklichkeit noch nicht ihre Eigenliebe enttäuscht hat; wann in der Anwandlung der Leidenschaft jene Menschen sich rücksichtslos der Eitelkeit ihrer Projecte und Träume hingeben, dann leistet ihnen gar keinen Widerstand; es wäre vergeblich; beobachtet Stillschweigen, und die Arme über einander geschlagen, das Haupt gesenkt, wartet mit stoischer Unempfindlichkeit ab, bis die Lawine vorübergestürzt ist. Die Kälte wird vielleicht heilsame Wirkungen hervorbringen; das Stillschweigen hebt jedes Motiv zum Streiten auf; man kann nicht opponiren, wenn man keinen Gegner mehr hat. Man sieht nicht selten, daß jene störrigen Streiter, durch Schweigen zur Kaltblütigkeit zurückgebracht, in sich gehen und wegen ihrer Lebhaftigkeit um Entschuldigung bitten. Hitzige, unruhige Geister, die vom Widerspruch leben und das Bedürfniß fühlen, auch ihrerseits auf Widerspruch zu stoßen, ist ihnen gar bald ihr eigenes Opponiren verleidet, wann sie keine Gelegenheit mehr zum Kampfe haben; besonders wann sie bemerken, daß sie, weit entfernt, einen entschlossenen Gegner zu sehen, der zum Kampf immer bereit ist, nur einen ruhigen, gelassenen Zuschauer vor sich haben, der jedes Mal, wann diese ihre traurige Verirrung zu Tage tritt, mit edler Selbstverleugnung sich ihrer Laune opfert und schweigt.

§. XIII. Die christliche Demuth im Verkehr mit der Welt.

Diese Tugend gibt uns die Grenze unserer Kräfte an, offenbart uns unsere Fehler, erlaubt uns nicht, unser Verdienst zu übertreiben, uns über Andere zu erheben, Andere herabzusetzen; treibt uns an, aus allen guten Beispielen, aus allen guten Rathschlägen Nutzen zu ziehen; lehrt uns, das Streben nach Beifall, das eitle Vergnügen, den Rauch der Lobreden als eines ernsten Geistes unwürdig ansehen; läßt uns nicht

an unsere Vollkommenheit glauben; öffnet unsere Augen und zeigt uns entweder die unermeßliche Laufbahn, die wir noch zu durchwandern haben, oder die Ueberlegenheit Derjenigen, die uns vorangehen. Demuth! sie ist nichts Anderes, als die auf die Kenntniß unser selbst und unserer Beziehungen zu den Menschen und zu Gott angewandte Wahrheit; sie ist eine unfehlbare Führerin mitten durch die Klippen, welche die Eigenliebe unserer Wanderung entgegenstellt; sie ist die vorzugsweise practische Tugend, nützlich nicht nur in göttlichen, sondern auch in menschlichen Dingen.

Die Vortheile dieser Tugend sind, sogar von rein menschlichem Standpunkt aus betrachtet, unermeßlich. Der Stolz erkauft sehr theuer die Befriedigungen seiner Eigenliebe. Der Thor sieht nicht, daß er am häufigsten dem Götzen, dem er in seinem Herzen einen Altar gebaut, seine theuersten Interessen, seinen guten Namen, vielleicht selbst den Ruhm aufopfert, den er mit so zähem Eifer verfolgt.

§. XIV. Gefahren der Eitelkeit und des Stolzes.

Wie oft wird der gute Ruf durch eine erbärmliche Eitelkeit getrübt, verdunkelt, wenn nicht gar vernichtet! Wie oft verschwindet die Ehrfurcht, die uns ein großer Name einflößt, wann wir in Demjenigen, der ihn trägt, einen Menschen finden, der nur von sich zu sprechen weiß, der Alles auf sich bezieht! Wäre er bescheiden gewesen, so hätte man ihn bewundert; sein Stolz entrüstet, ruft den Spott hervor. Das Streben, seine, selbst begründete, Ueberlegenheit durchblicken zu lassen, ekelt an und erscheint zugleich lächerlich; die Dummheit ist die Tochter des Stolzes. Der Stolz verwickelt den Menschen in unglückliche Unternehmungen, bringt ihn in Mißcredit und richtet ihn zu Grunde, weil er nur seinen eigenen Gedanken vertraut. Was kümmern ihn die Reflexionen, das Wissen, die Belehrungen Anderer? Nunmehr zu hoch gestellt, würde ein solcher Mensch sich zu erniedrigen fürchten, wenn er den Rath derjenigen anzuhören und zu befolgen geruhte, die das Unglück haben, von ihm über die Achsel

angesehen zu werden und unermeßlich tief unter ihm zu stehen. Aus dem Himmel, wohin seine Eitelkeit ihn erhoben, steigt dieser falsche Gott nicht mehr in die Regionen hernieder, wo die demüthigen Sterblichen vegetiren.

Und warum hätte er denn auch nöthig, Jemanden um Rath zu fragen? Die Hoheit seines Verstandes, die Sicherheit seines Urtheils, die Schärfe seines geistigen Blickes, die Tragweite seiner Voraussicht, die Klugheit seiner Combinationen — sind sie bei ihm nicht bereits sprichwörtlich geworden? Der glückliche Erfolg aller Geschäfte, an welchen er sich betheiligt hat, — wem verdankt man ihn, wenn nicht ihm? Wenn große Schwierigkeiten überwunden worden sind, — wer hat sie überwältigt, wenn nicht er? Wenn bei irgend einem Schaden seine Gefährten nicht Alles verloren haben, — wer hat dieß vermieden, wenn nicht er? Wenn ein Gedanke von irgend welcher Wichtigkeit gefaßt worden ist, — wer anders, als er, hätte ihn gefaßt? Welchen Nutzen hätte Alles gehabt, was Andere ausgedacht haben, — wenn nicht er es berichtigt, verbessert, beleuchtet, ergänzt, in das richtige Geleise eingelenkt hätte?

Sehet! seine stolze Stirn scheint den Himmel zu bedrohen; sein herrschsüchtiger Blick verlangt Achtung; seine Lippen athmen Hohn; auf seiner ganzen Physionomie glänzt der höchste Grad von Zufriedenheit, das innigste Vertrauen in sein eigenes Verdienst; seine gezierten Geberden offenbaren den von sich selbst erfüllten Menschen, der mit der größten Eifersucht die eigene Ueberlegenheit umherträgt. Er ergreift das Wort: schweiget! — Versucht ihr, ihm zu antworten, so unterbricht er euch und fährt zu reden fort. Besteht ihr darauf, das Wort zu haben, so tritt er euch abermals mit seinem höhnisch-stolzen Wesen entgegen, das aber dieses Mal von einem herrischen Blick begleitet wird, der euch trotzig gebietet, ihn aufmerksam anzuhören. Er schweigt endlich vor Müdigkeit und Erschöpfung; ihr wollet die lange erwartete Gelegenheit ergreifen, euere Gedanken zu entwickeln; vergebliche Anstrengungen! Der Halbgott hört euch nicht an; er ist zerstreut; er richtet das Wort

an Andere, wenn nicht etwa dieses Orakel, in tiefes Nachdenken versunken, die Stirn gerunzelt und die Lippen halb offen, sich vorbereitet, von Neuem die erhabenen Wunder seiner Beredsamkeit zu entfalten.

Wie sollte ein Mensch, der von seinem Verstande so tief eingenommen ist, nicht in große Irrthümer verfallen? Man täusche sich doch darin nicht! es gibt Menschen dieser Gattung, wenn auch der Stolz nicht immer auf's Haar diesem bedauernswürdigen Bilde gleicht. Wehe Demjenigen, welcher von seinen ersten Jahren an sich nicht gewöhnt, das Lob von sich zu weisen und es für das zu achten, was es werth ist; der nicht in sich selbst zu kehren und sich vor den treulosen Eingebungen der Eigenliebe in Acht zu nehmen weiß! Wann er einmal das Alter der Selbstständigkeit erreicht haben wird; wann sein verdienter oder unverdienter Ruf errungen ist; wann er Untergebene hat, so werden die Freunde minder unabhängig, minder aufrichtig, und die Schmeichler nehmen überhand; gänzlich der Eitelkeit preisgegeben, deren Sklave er ist, läßt er sich tagtäglich mit großer Verblendung von ihren Eingebungen beherrschen; je mehr und mehr versenkt er sich in seine Einsamkeit, in sein maßloses Selbstvertrauen und in seine Weisheit; bald ist es keine Eigenliebe mehr, sondern Abgötterei.

§. XV. Der Stolz.

Der eitle Ruhm offenbart sich nicht immer unter derselben Gestalt. Bei Menschen von starker Natur, von großen Geistesanlagen wird dieses Gefühl Stolz; es bleibt Eitelkeit in mittelmäßigen Geistern und Charakteren. Der Gegenstand ist derselbe; die Mittel allein sind verschieden; der Stolz ist eine Art Heuchelei der Tugend; die Eitelkeit gesteht offenherzig ihre Schwäche. Schmeichelt dem Stolzen, er wird das Lob von sich abweisen, weil er fürchtet, durch Lächerlichkeit seinem Ruf zu schaden. Man hat sehr richtig von dem Stolzen gesagt, er sei zu hochstrebend, um eitel zu sein. Im Grunde empfindet er für das Lob großen Reiz; er weiß aber, daß es

aufhört, ehrenvoll zu sein, wenn man sich davon berauschen läßt. Auch wird er uns niemals das Rauchfaß in die Hand geben, um ihm Weihrauch zu streuen; er wird sogar fordern, daß man es von ihm entfernt halte.

Dieser Götze erlaubt, daß man ihm prachtvolle Tempel errichte; er liebt einen blendenden Cultus, aber er will in der geheimnißvollen Tiefe des Heiligthums verborgen bleiben.

Diese Leidenschaft, welche allerdings in den Augen Gottes strafbarer ist, als die Eitelkeit, ist gleichwohl der Lächerlichkeit weniger ausgesetzt. Ich sage bloß weniger ausgesetzt, weil es sehr schwierig ist, daß der Stolz sich eines Herzens bemächtigt, ohne in Eitelkeit auszuarten; die Verstellung kann sich nicht in's Unbestimmte verlängern. An den Lobreden Gefallen finden und kundgeben, daß man sie verschmähe, sich zum Hauptzweck die Genüsse des Ruhmes setzen und ganz verschiedene Gefühle heucheln: eine solche Verstellung geht über die menschlichen Kräfte. Der Schleier zerreißt früh oder spät und läßt endlich diese Leidenschaft in ihrer schmachvollen Nacktheit sehen.

Der Stolze kann demnach nicht mit dem eitlen Menschen verwechselt werden. Er flößt uns ein noch ungünstigeres Gefühl ein; wie der Eitle ruft er Spott und mehr noch: Entrüstung hervor.

§. XVI. Die Eitelkeit.

Die Eitelkeit reizt nicht zum Unwillen, sie erregt Mitleid; sie ist die tägliche Nahrung der Satire. Weit entfernt, die anderen Menschen zu verachten, achtet sie der Eitle, bewundert sie vielleicht und fürchtet ihre Urtheile. Aber er wird wahrhaft vom Durst nach Lob verzehrt: dieses Lob muß er selbst und unmittelbar hören; er muß wissen, daß man ihn lobt; er gefällt sich lange in diesem höchsten Genuß, zeigt sich den wohlwollenden Seelen, die seiner Schwäche schmeicheln, erkenntlich, drückt ihnen durch ein unschuldiges Lächeln seine innige Freude, sein Glück, seinen tiefen Dank aus. Hat er etwas Gutes gethan? aus Mitleid, sprechet! . . . er wisse, daß

euch seine That bekannt ist, daß ihr sie bewundert! Lasset ihn nicht verschmachten; sehet ihr denn nicht, wie er vor Begierde brennt, die Unterhaltung auf den geliebten Gegenstand zu bringen? Grausamer! der du nicht begreifen willst, daß er dir den Weg bahnt; der du ihn mit deiner Zerstreuung zwingst, immer bestimmter zu werden, dich endlich inständig zu bitten.

Habt ihr gebilligt, was er gethan, gesagt, geschrieben hat; welche Freude! Aber, bemerket wohl, er verdankt Alles der Inspiration, seinem fruchtbaren Talent! Würdiget ihr, wie es sich geziemt, diese glücklichen Züge, diese ausgesuchten Schönheiten, so wendet ja nicht die Blicke von diesen Wundern; hütet euch, etwas Anderes in die Unterredung einzuführen. Lasset ihn sein Glück genießen; seine Eitelkeit verräth weder Hochmuth, noch Verachtung, noch Ausschließlichkeit. Wenn Andere gelobt werden, so bringt ihn dieß nicht auf, wenn man nur auch seinem Verdienst Rechnung trägt.

Mit welch' sinnigem Wohlgefallen erzählt er von seinen Arbeiten, von seinen Abenteuern! sein Wort versiegt nicht, er spricht von sich selbst; sein Leben ist ein wahres Heldengedicht. Die unbedeutendsten Thatsachen werden Episoden vom größten Interesse; ganz gewöhnliche Handlungen Geniestreiche; die natürlichsten Entwicklungen das Resultat tiefer Berechnungen. Er führt Alles auf sich zurück; die Geschichte seines Landes oder seiner Zeit ist nur ein großes Drama, dessen Held er ist; Nichts gefällt ihm, wenn er darin nicht seinen Namen findet.

§. XVII. In den Geschäften ist der Einfluß des Stolzes verderblicher, als der Einfluß der Eitelkeit.

Dieser Fehler ist im Geschäftsleben nicht mit denselben Verdrießlichkeiten verbunden, als der Stolz, wiewohl er lächerlicher ist. Da er weit mehr lobsüchtig als voll Leidenschaftlichkeit ist, übt er auf den Verstand nicht so nachtheilig ein. Er ist das Gepräge schwacher Charaktere, wie es die Gewalt beweist, womit der eitle Mensch von seinem Hang fortgerissen wird. Weit entfernt, wie der Stolze, die ertheilten Rathschläge

von sich zu weisen, sucht er sie bisweilen auf: der Eine will Alles nur sich allein verdanken und verschmäht jede Ehre, in die sich auch Andere theilen; der Andere empfängt aus allen Händen und hält gerne Nachlese auf dem Acker Anderer. Einige Schmeicheleien, die er nach dem Erfolg einerntet, ein Wohlgeruch von Lobreden, das ist genug für seinen eitlen Ruhm.

§. XVIII. Vergleichung des Stolzes und der Eitelkeit.

Der Stolz enthält mehr Bosheit, die Eitelkeit mehr Schwäche: der eine concentrirt die Seelenfähigkeiten, die andere zerstreut sie nach Außen; der Stolz kann große Verbrechen eingeben, die Eitelkeit flößt lächerliche und kleinliche Dinge ein; der Stolz wird von dem energischen Gefühl der Unabhängigkeit und Ueberlegenheit, die Eitelkeit vom Mißtrauen in sich selbst und sogar von Unterwürfigkeit begleitet; der Stolz spannt die Triebfedern der Seele an; die Eitelkeit läßt sie erschlaffen; der Stolz ist heftig, die Eitelkeit schmeichelnd; der Stolz sucht den Ruhm mit einer gewissen Würde, aber mit Hochmuth und Herrschsucht: er steigt von seiner Höhe nicht herab; die Eitelkeit sucht auch den Ruhm, aber mit einem gewissen Schmachten voll wollüstiger, sehnsüchtiger Hingebung; sie ist, wenn ich mich also ausdrücken darf, die weibliche Seite des Stolzes; auch ist die Eitelkeit besonders den Frauen eigen. Die Kindheit hat mehr Eitelkeit, als Stolz; der Stolz ist vorzugsweise ein männlicher Fehler, ein Gebrechen des reifen Alters.

Wiewohl sich diese beiden Laster theoretisch durch die eben bezeichneten Merkmale von einander unterscheiden, so darf man doch nicht glauben, daß die Gestalten, unter denen sie sich in der Wirklichkeit zeigen, so scharf abgegrenzt seien. Am häufigsten sind sie im Herzen des Menschen gemischt und haben nacheinander nicht nur ihre Epochen, sondern auch ihre Tage, ihre Stunden, ihre Augenblicke. Man sollte meinen, es seien zwei von einander kaum verschiedene Farben; allein gesondert

betrachtet, werden ihre eigenthümlichen Schattirungen, ihre besonderen Uebergänge dem geübten Auge kenntlich.

Die Wahrheit zu sagen, sind Stolz und Eitelkeit nur Eines und Dasselbe: die Form, der Schein wechselt nach der Strahlenbrechung des Lichtes; der Grund ist Uebertreibung der Eigenliebe, abgöttische Verehrung des eigenen Ich. Der Götze bedeckt sich mit einem Schleier, oder stellt sich mit leutseligem und lachendem Antlitz der Anbetung aus; aber es ist derselbe Götze, der Mensch! der Mensch, der auf dem von seinen Händen im eigenen Herzen errichteten Altar selbst den Weihrauch des Lobes zu seiner Ehre anzündet und zu seinen Füßen die übrigen Sterblichen sehen möchte.

§. XIX. Wie allgemein diese Leidenschaft ist.

Man kann wohl behaupten, daß der Stolz die allgemeinste aller Leidenschaften ist. Abgesehen von einigen auserkorenen, in die Glut der göttlichen Liebe versunkenen Seelen gibt es wenige Ausnahmen. Der Stolz verblendet den Unwissenden wie den Weisen, den Armen wie den Reichen, den Schwachen wie den Starken, das Kind wie den Greis. Das Glück, das Unglück, Alles beugt sich unter sein Gesetz. Er beherrscht den Wüstling und trübt das Herz des strengen Menschen; er hat sein Banner in der Welt aufgepflanzt und schleicht sich in die demuthsvollsten, in die einsamsten Klöster; er glänzt auf den Zügen des hochmüthigen Weibes, welches als Salon-Königin die Anderen durch seine Talente, seine Schönheit, seine Geburt überragt, und läßt sich im furchtsamen Worte der Nonne erkennen, die ihre dem niedrigen Stande angehörende Familie verlassen hat, um sich in dem Hause des Friedens zu begraben, und hier ungekannt von den Menschen nur eine verborgene Gruft zu erwarten.

Es gibt keusche Herzen, Herzen, die frei sind von Begierde, Neid, Haß, Rache; aber Herzen, die nicht mit jener Uebertreibung der Eigenliebe zu kämpfen hätten, welche je nach der Form, die sie annimmt, Stolz oder Eitelkeit heißt, —

nein, diese gibt es nicht! Der Gelehrte gefällt sich in seiner Wissenschaft, der Unwissende labt sich an seiner Dummheit; der Muthige erzählt gern von seinen Heldenthaten, der Mann der Welt von seinen Abenteuern, der Geizhals rühmt seine Sparsamkeit, der Verschwender seine Freigebigkeit, der Leichtsinnige seine Lebhaftigkeit, der schwerfällige Geist sein starres, sich gleichbleibendes Wesen; der Wüstling brüstet sich mit seinen Ausschweifungen; der strenge Mensch läßt sich wohlgefällig von dem Gedanken hinreißen, daß abgezehrte Gesichtszüge seine Kasteiungen und sein Fasten offenbaren.

Das ist der allgemeinste Fehler, die unersättlichste Leidenschaft, wenn man ihr die Zügel schießen läßt; auf die hinterlistigste, geschickteste Art weiß sie das Joch, welches man ihr auflegt, von sich abzuschütteln. Wann es durch Erhabenheit, durch Reife des Geistes, durch Energie des Charakters dem Menschen gelungen ist, sich dieser Leidenschaft zu bemeistern, so beutet der Stolz sogleich diese edlen Eigenschaften zu seinen Gunsten aus: er verführt dieses siegreiche Herz, an der Betrachtung der eigenen Tugenden sich zu weiden. Wann ihr ihm selbst mit der einzigen wahrhaft mächtigen Waffe, mit der christlichen Selbstverleugnung, Widerstand leistet, so bekennt er sich noch immer nicht für besiegt: fürchtet seinen Verrath und seinen Hinterhalt! Er verbirgt sich sogar in Demuth; das aus unserem Busen entfernte Reptil kriecht noch zu unseren Füßen: ihr zertretet es; es windet, krümmt sich und beißt euch noch in die Ferse.

§. XX. Ein beständiger Kampf ist nothwendig.

Da der Stolz zu den Unvollkommenheiten der Menschheit gehört, da wir mit diesem Feinde in unausgesetztem Kampf leben müssen, so laßt uns ihn nie aus den Augen verlieren; schließen wir ihn in den engsten Kreis ein; setzen wir ihm unaufhörlich neue Schranken. Ist das Uebel unheilbar, so suchen wir wenigstens seine Fortschritte aufzuhalten und uns vor dem letzten Unglück zu schützen. Herr des Solzes ist

der Mensch Herr seiner selbst; sein Urtheil wird reif und vollkommen; er macht schnellere Fortschritte in der Kenntniß der Dinge und der Menschen; der Ruhm selbst, der Ruhm, der um so verdienter ist, je weniger man ihn sucht, wird oft die Frucht dieses Sieges sein.

§. XXI. **Der Stolz ist nicht der einzige Fehler, der uns den Zweck verbirgt, den wir uns setzen sollen.**

Um sich nicht in der Wahl des Zweckes zu täuschen, welches zu erreichen man bestrebt sein muß, soll man vor Allem die eigenen Kräfte prüfen und kennen lernen. Ich wiederhole es: die meisten Menschen eilen auf's Gerathewohl fort, weil sie ihren Bestrebungen kein bestimmtes Ziel stecken oder weil das, welches sie verfolgen, in keiner Beziehung zu ihren Mitteln steht. Im Privat-, wie im öffentlichen Leben ist die richtige Erkenntniß dessen, was man vermag, nichts Leichtes. Der Mensch schafft sich zahllose Täuschungen hinsichtlich seiner Kräfte, des Gebrauchs, den er davon machen soll, und der Mittel, deren er sich bedienen muß. Bisweilen übertreibt sie seine Eitelkeit, bisweilen hält sie seine Kleinmüthigkeit für geringer, als es wahr ist. Sein Herz ist ein Abgrund von Widersprüchen. Mit äußerster Leichtigkeit errichten wir unermeßliche babylonische Thürme in der unsinnigen Hoffnung, den Himmel zu erreichen. Ein Tag verfließt: an die Stelle der Kühnheit tritt die Schüchternheit, und wir getrauen uns nicht einmal, eine niedrige, bescheidene Bauernhütte zu bauen. Wie Kinder hoffen wir bald, den Hügel erkletternd, mit der Hand die Wölbung des Himmels zu berühren, bald sehen wir die an der Erde flüchtig hinziehenden Ausdünstungen für Sterne an und halten die Irrlichter, die auf dem Boden hin und her springen, für unermeßlich weit von uns im unendlichen Raume entfernt. Vielleicht wagen wir bisweilen mehr als wir vermögen, aber bisweilen auch vermögen wir Nichts, weil wir Nichts wagen.

Welches ist also hier das Mittel, zur Wahrheit zu gelangen? Auf diese schwierige Frage kann man nur in unge-

fähren, unbestimmten Ausdrücken antworten. Der Mensch kennt sich selbst nicht; wie sollte er das kennen, was er vermag oder nicht vermag? Die Erfahrung, wird man sagen. Die Erfahrung ist ein geschickter Meister; aber sie wird nur langsam erworben, und oft erlaubt sie den Genuß ihrer Frucht erst dann, wann das Leben zur Neige geht.

Ich sage nicht, daß die Wahrheit außer unserer Tragweite liege; ich bezeichne nur die Schwierigkeit, nicht die Unmöglichkeit, sie zu erreichen; und diese Schwierigkeit, weit entfernt, uns niederzuschlagen, muß unsere Anstrengungen ermuthigen, unseren Eifer anregen.

§. XXII. Entwicklung der verborgenen Kräfte.

Es gibt im menschlichen Geiste viele Kräfte, die so lange verborgen bleiben, bis die Gelegenheit sie weckt und in's Leben ruft. Derjenige, welcher sie besitzt, vermuthet nicht einmal ihre Existenz. Vielleicht steigt er in's Grab, ohne jemals sich dieses kostbaren Schatzes bewußt geworden zu sein, ohne daß ein Sonnenstrahl sich je in diesem reinen Demant abgespiegelt hätte, den ein glücklicher Zufall als die schönste Zierde in das glänzendste Diadem hätte winden können.

Wie oft regt ein unerwarteter Auftritt, eine Lectüre, ein Wort, eine leise Andeutung die Seele in ihrer Tiefe auf und zaubert aus ihrem Grunde, wie aus einer bisher verschlossenen Quelle, geheimnißvolle Inspirationen hervor! Kalt, unempfindlich, unthätig jetzt, und einen Augenblick später ergießen sich aus ihr Feuerströme, die Niemand in ihr vermuthet hätte. Was ist geschehen? Ein leichtes Hinderniß, welches die Verbindung mit der freien Luft störte, ist entfernt worden; in die elektrische Masse fuhr ein zündender Stoff: und der Flüssigkeit war Bahn gebrochen: mit der Schnelligkeit des Gedankens ist sie aus ihrer Verborgenheit hervorgedrungen.

Der Geist entwickelt sich im Umgang mit anderen Geistern, durch Lectüre, durch Reisen, durch Betrachtung großer Schauspiele, weniger aber durch die von Außen erhaltenen Eindrücke

als in Folge der Entdeckungen, die er in sich selbst gemacht hat. Wenn die Fähigkeit, welche durch ein glückliches Begebniß dem Menschen offenbart worden ist, sich frisch und lebendig erhält, so liegt wenig daran, daß er das vergißt, was er gesehen, oder gehört, oder gelesen hat. Der Feuerstoff ist angezündet; er brennt, ohne auszulöschen: es verschlägt wenig, daß die zündende Fackel verloren gegangen ist.

Die geistigen und sittlichen Fähigkeiten erwachen ebenso, wie die Leidenschaften. Eine unerfahrene Seele liegt im Schlafe der Unschuld; ihre Gedanken sind die eines Engels; ihre Täuschungen sind rein, wie die Schneeflocken, welche die ausgedehnte Ebene mit einem blendend weißen Teppiche bedecken; aber eine Stunde, die verhängnißvolle Stunde hat geschlagen: der Schleier ist gelüftet, die Täuschung der Wirklichkeit gewichen, die friedliche Welt der Unschuld und der Ruhe verschwunden, und der stille, heitere Gesichtskreis hat sich in ein Meer voll Feuer und Sturm verwandelt. Was ist geschehen? Ein Buch, eine unkluge Unterhaltung, ein verführerischer Gegenstand hat sich plötzlich in das stille Glück einer arglosen Seele eingedrängt. Das ist die Geschichte des Wachwerdens vieler Fähigkeiten der Seele. An den Körper durch ein unbegreifliches Band gefesselt, hat sie die Bestimmung, mit anderen Geistern in Berührung zu treten; einige ihrer Kräfte bleiben so lange wie angeschmiedet, bis ein äußerer Impuls ihre Ketten sprengt.

Wenn wir wüßten, mit welchen Anlagen und Kräften uns der Schöpfer der Natur begabt hat, so könnten wir sie dadurch, daß wir sie auf den Gegenstand, für welchen sie am meisten passen, anwenden würden, leicht entwickeln und daraus Nutzen ziehen. Aber einmal in die Laufbahn des Lebensberufes eingetreten, geschieht es oft, daß der Mensch nicht mehr zurückkehren, nicht wieder den Weg zurücksteigen kann, den er in Folge des ihm aufgenöthigten oder selbst gewählten Standes bereits zurückgelegt hat. Alsdann verstehe er es, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind, von dem Guten Gebrauch zu machen und das

Uebel möglichst zu vermeiden: dieß ist die ganze menschliche Weisheit.

§. XXIII. Wenn man sich einen Zweck setzt, muß man sich vor dem Eigendünkel und dem übermäßigen Mißtrauen zugleich hüten.

In jeder Laufbahn, in allen Verhältnissen muß sich der Mensch, welches auch seine Talente, seine Neigungen, sein Charakter seien, der Vernunft bedienen, sei es, um sich ein den erhaltenen Fähigkeiten entsprechendes Ziel zu setzen, sei es, um die geeignetsten Mittel zu wählen, die zu demselben führen.

Der Zweck stehe im Verhältniß zu den Mitteln; diese sind die intellectuellen, moralischen und materiellen Kräfte, über die man gebieten kann. Nach einem Ziel außer seiner Tragweite streben, heißt unnütz die Kräfte vergeuden; sowie das Beharren in der Unthätigkeit oder die Scheu, nach demjenigen zu trachten, was Erfahrung und Vernunft uns als erreichbares Ziel bezeichnen, zur Verkümmerung der empfangenen Anlagen nothwendig führen muß.

§. XXIV. Die Trägheit.

Zwar gibt die Klugheit den Rath, daß man eher mißtrauisch sein, als sich dem Eigendünkel hingeben dürfe; so daß man gerade deßhalb sich nicht leichtsinnig in schwierige Unternehmungen einlassen sollte. Gleichwohl ist nicht zu vergessen, daß der Widerstand, den man den Eingebungen des Stolzes und der Eitelkeit entgegenzusetzen verpflichtet ist, gar leicht von der Trägheit ausgebeutet werden kann.

Der Stolz ist ein schlechter Rathgeber, nicht nur in Bezug auf das Ziel, zu dem er uns hinführt, sondern auch in Bezug auf die Schwierigkeit, sich vor seinen hinterlistigen Mitteln zu schützen, die angeblich zu diesem Ziele führen sollen. Nun findet er in der Trägheit eine seiner mehr oder minder würdige Nebenbuhlerin. Der Mensch liebt den Reichthum, den Ruhm, die Vergnügungen; aber er liebt auch das Nichtsthun; diesem Genuß opfert er oft seinen Ruf, seinen Wohlstand auf. Gott kannte wohl die menschliche Natur, als er sie

mit Arbeit und Anstrengung gestraft hat. Sein Brod im Schweiße des Angesichts essen ist für den Menschen eine beständige und häufig eine recht harte Strafe.

§. XXV. Ein Vortheil der Trägheit im Vergleich mit den anderen Leidenschaften.

Um uns zu unterjochen, hat die Trägheit, das heißt, die Leidenschaft der Ruhe, einen Vortheil vor den anderen Leidenschaften: sie fordert Nichts von uns. In der That ist ihr Zweck rein negativ. Man kann zu einer hohen Stellung nicht ohne große Thätigkeit, Anstrengung und Standhaftigkeit gelangen. Ein ruhmvoller Name setzt Ansprüche auf Berühmtheit voraus; und diese Ansprüche werden nicht ohne Mühe erworben. Die Liebe zum Reichthum legt andauernde Arbeit, geschickte Combinationen auf; die verweichlichendsten Vergnügungen sogar wollen, daß man sie aufsuche; sie sind der Preis gewisser Anstrengungen. Jede Leidenschaft verlangt, daß man sich um ihren Zweck bemühe; die Trägheit allein verlangt Nichts. Ihr befriedigt sie besser sitzend als stehend, besser liegend als sitzend, besser schlafend als wachend. Das Nichts ist ihr einziges Ziel. Je mehr sich der Faule in seinem Dasein dem Nichts nähert, desto glücklicher ist er.

§. XXVI. Ursprung der Trägheit.

Suchen wir den Ursprung der Trägheit nirgends anders, als in unserer Organisation, in der Art und Weise, in welcher die Lebensfunktionen in uns wirken. Jede Handlung bedingt einen Aufwand von Kräften, folglich enthält sie ein Princip der Ermüdung und darum auch des Schmerzes. Wann der Aufwand unbedeutend ist, wann er nur während der zur Entwicklung der organischen Kräfte nothwendigen Zeit stattfindet, ist noch kein Leiden vorhanden; es kann sogar Vergnügen damit verbunden sein. Aber bald wird die Abnahme der Kräfte fühlbar, und die Anstrengung beginnt. Deßhalb unternehmen selbst die Trägen öfter und mit Freude gewisse Arbeiten. Vielleicht aus demselben

Grunde sind die lebhaftesten Menschen selten die thätigsten. Der Eifer, die Intensität ihrer Anstrengungen muß in ihnen schneller, als in ruhigen Temperamenten das Gefühl der Ermüdung erregen; und darum sind sie in der Regel weit mehr geneigt, die Arbeit mit Abscheu zu betrachten.

§. XXVII. Geistesträgheit.

Da jede Uebung der geistigen Kräfte von einer gewissen organischen Thätigkeit begleitet wird, so findet die Trägheit in den geistigen, wie in den körperlichen Acten statt: zwar ermüdet nicht der Geist an sich, sondern die körperlichen Organe, die im Dienste des Geistes stehen; aber das Resultat ist das nämliche. Daher kommt es, daß man bisweilen gegen das Denken oder Wollen den nämlichen Widerwillen empfindet, welchen körperliche Arbeiten einflößen. Bemerket aber auch, daß diese beiden Arten von Trägheit nicht nothwendig gleichzeitig sind, sondern ohne einander existiren können. — Die Erfahrung bezeugt, daß die rein körperliche Ermüdung oder vielmehr die des Muskelsystems nicht immer geistige oder moralische Erschlaffung erzeugt; ja, es ist nicht selten, daß man leiblich im höchsten Grade ermüdet ist, während man die geistigen Fähigkeiten recht thatkräftig fühlt; umgekehrt haben wir nach Anstrengung erfordernden oder lange andauernden geistigen Arbeiten, wann unsere Geisteskräfte beinahe erschöpft waren, bisweilen unsere physischen Kräfte mit wahrem Vergnügen geübt. Diese Erscheinungen erklären sich aus der Thatsache, daß die Alterationen des Muskelsystems durchaus in keinem Verhältniß zu den Alterationen des Nervensystems stehen.

§. XXVIII. Gründe zur Bestätigung dessen, was wir so eben über den Ursprung der Trägheit gesagt haben.

Zur Erhärtung dessen, was wir aufgestellt haben, daß die Trägheit eine instinktartige Vorsicht gegen das Leiden sei, kann man folgende Bemerkungen machen: 1) daß die Handlung, weit entfernt, Widerwillen einzuflößen, anziehend wird, wann

sie das Vergnügen zum Gegenstand hat; 2) daß vor dem Beginn einer Arbeit der Widerwille größer ist, weil, um die Organe und Glieder in Thätigkeit zu setzen, eine besondere Anstrengung nothwendig ist; 3) daß kein Widerwille stattfindet, wann nach schon begonnener Entfaltung der Bewegung noch nicht so viel Zeit verflossen ist, daß die Ermüdung, die aus der Erschöpfung der Kräfte entsteht, sich bereits hätte erzeugen können; 4) daß der Widerwille wiederkehrt und in dem Maße zunimmt, als die Ermüdung wächst; 5) daß die Menschen von großer Lebhaftigkeit mehr als andere der Empfindung dieses Widerwillens unterworfen sind, weil sie zuerst den Schmerz fühlen; 6) daß die beweglichen und leichtsinnigen Charaktere mit demselben Fehler behaftet sind, aus dem einfachen Grunde, weil nicht allein eine von der Arbeit geforderte Anstrengung ihnen auferlegt wird, sondern weil sie auch, um ihre Vorliebe zur Veränderlichkeit zu überwinden, sich nothwendig erst bezähmen müssen.

§. XXIX. Die Unbeständigkeit; ihre Natur und ihr Ursprung.

Die Unbeständigkeit, ein scheinbares Uebermaß von Thätigkeit, da sie uns antreibt, uns unaufhörlich mit neuen Gegenständen zu beschäftigen, ist im Grunde nur die hinter einem trügerischen Schleier versteckte Trägheit. Der Unbeständige setzt eine Arbeit an die Stelle einer anderen, um die Langweile andauernder Aufmerksamkeit und Thätigkeit, die ein bestimmter Gegenstand nothwendig erheischt, zu vermeiden. Darum sind die Trägen in der Regel große Projectenmacher. Die Projecte, die dem geistigen Umherschweifen ein weites Gebiet eröffnen, verlangen keinen Geisteszwang. Aus demselben Grunde wagen sie sich mit ungemeiner Leichtigkeit in Unternehmungen jeder Art, entweder nach einander oder gleichzeitig, jedoch so, daß sie keine gehörig durchführen.

§. XXX. Beweise und Anwendungen.

Wir sehen bei jedem Schritte Menschen, deren Vortheile und Pflichten es zwar mit sich bringen, gewisse Arbeiten zu verrichten, die eben so schwierig sind, als diejenigen, die sie sich selbst auferlegen; die aber dessen ungeachtet jene liegen lassen und diese verrichten, indem sie ihrem Vergnügen Vortheil und Pflicht aufopfern. Sie haben ein Geschäft abzumachen und lassen es unerledigt, trotzdem daß sie auf dasselbe nicht einmal die Hälfte der Zeit zu verwenden brauchten, die sie mit unbedeutenden Dingen vergeuden. — Sie haben sich mit einer Person über eine Angelegenheit zu verständigen; statt dessen machen sie einen anderen, weiteren Weg und verschwenden mehr Zeit, mehr Worte, indem sie sich in unnützen, gleichgiltigen Plaudereien vergessen. Sie haben sich bei einer Zusammenkunft einzufinden, wo es Gegenstände von Interesse zu besprechen gibt: sie wissen recht gut, um was es sich handelt; es würde sie gar keine Mühe kosten, sich über das zu unterrichten, was allenfalls bei dem Unternehmen, das Gegenstand der Besprechung ist, herauskommen könnte, und einen klugen, erfolgreichen Bescheid zu geben. Aber es liegt ihnen Nichts an dieser Erörterung; und jene Stunden, während welcher sie in einer ihrem Vortheil günstigen Unterredung anwesend sein sollten, werden sie vielleicht mit Plaudereien über Politik, Krieg, Wissenschaften, Literatur, über alles Mögliche verbringen, wenn es nur das nicht ist, wozu sie verpflichtet sind.

Spazierengehen, sich unterhalten, heißt wohl auch thätig sein; heißt die Kräfte des Körpers oder die Fähigkeiten des Geistes üben; und dennoch sind die Spaziergänger und Schwätzer überaus häufig, während die wahrhaft arbeitsamen Menschen sehr selten sind. Warum? Weil der Spaziergang, die Erörterung, die Unterhaltung mit der Unbeständigkeit verträglich sind, keine Anstrengung verlangen, Mannichfaltigkeit, Veränderlichkeit zulassen und eine natürliche Abwechslung von Thätigkeit und Ruhe gewähren; denn das sind Dinge ganz freier Wahl oder hängen nur von der Laune ab.

§. XXXI. Es ist vernünftig, die Mitte zwischen den Extremen zu halten.

Keine Verzagtheit aufkommen lassen, ohne den Eigendünkel zu hegen; die Thätigkeit anregen und auf die Dauer erhalten, ohne die Eigenliebe zu wecken; dem Geist das Bewußtsein seiner Kräfte geben, ohne ihn durch Stolz blind zu machen, ist eine sehr schwierige Aufgabe, wann es sich um Andere handelt; sie ist aber noch schwieriger, wenn man sich selbst leiten und führen soll. Das ist die Wissenschaft, die das Evangelium lehrt, welcher die Vernunft ihren Beifall und ihre Bewunderung zollt. Zwischen den genannten Klippen müssen wir unaufhörlich hindurch segeln, nicht mit der Hoffnung, sie alle zu vermeiden, ihnen immer zu entrinnen, sondern mit der Absicht, mit dem Wunsche, und somit auch mit der Zuversicht, nicht an ihnen zu zerschellen und umzukommen.

Die Tugend ist schwer; aber nicht unmöglich. Der Mensch erreicht sie hier auf Erden nicht, ohne sie durch manche Schwäche zu verdunkeln; aber er entbehrt nicht der Mittel, welche ausreichen, um sich in ihren Besitz zu setzen und sie zu vervollkommnen. Die Vernunft ist ein zum beständigen Kampf gegen die Leidenschaften, diese meuterischen Unterthanen, verurtheilter Monarch; aber Gott hat ihm die zum Kampf und Sieg nothwendigen Kräfte gegeben: der Kampf ist schrecklich, voll gefährlicher Wagnisse, aber eben dadurch um so würdiger, von edlen Seelen heldenmüthig bestanden zu werden.

Vergebens hat man in unserem Jahrhunderte versucht, die Allmacht, den unwiderstehlichen Einfluß der Leidenschaften über die menschliche Vernunft zu proclamiren. Als erhabener Ausfluß der Gottheit ist die unsterbliche Seele nicht von ihrem Schöpfer verlassen worden. Nein, es ist keiner Macht gegeben, die Fackel der Sittlichkeit, sei es im Individuum, sei es in der Gesellschaft, auszulöschen: im Individuum überlebt die Sittlichkeit alle Verbrechen, in der

Gesellschaft die größten Stürme und Verwirrungen. Das Gewissen fordert im strafbaren Menschen die mißkannten Rechte des sittlichen Gefühls zurück und rächt sie; in der Gesellschaft beweisen heldenmüthige Aufopferungen sein Dasein.

§. XXXII. Die Moral ist der beste Führer des praktischen Verstandes.

Die Moral! sie ist vorzugsweise der Führer des praktischen Verstandes. In der Regierung der Völker ist die kleine Politik die der egoistischen Interessen, der Intrigue, der Corruption; die große Politik ist die des allgemeinen Interesses, der Vernunft, des Rechtes. Auch im Privatleben gibt es Niedrigkeit und Größe; die eine flößt feige Ränke ein, beschränkt den Gesichtskreis und führt zum Laster; die andere weckt Großmuth, Aufopferung und Tugend.

Das Gerechte und das Nützliche scheinen bisweilen von einander gesondert zu gehen; aber diese Einsamkeit dauert nur auf eine kurze Strecke; sie verfolgen scheinbar entgegengesetzte Wege, aber das Ziel, das sie zu erreichen streben, ist dasselbe. Gott will dadurch die Standhaftigkeit des Menschen prüfen, und Er behält sich nicht immer im anderen Leben erst die vollständige Belohnung aller Anstrengungen vor. Würde Er uns aber auch auf diese Belohnung warten lassen, so dürften wir uns nicht darüber beklagen. Ist es übrigens denn so wenig, in das Grab hinabzusteigen, voll Hoffnung, mit ruhiger Seele und ohne Gewissensbisse?

Zweifeln wir nicht daran: die Kunst zu regieren, ist nichts Anderes, als die Moral und die Vernunft angewandt auf die Leitung der Staaten. Ja, die Kunst, sich selbst gut zu regieren, ist nichts Anderes, als das Evangelium in thätiger Anwendung.

Weder die Gesellschaften, noch die Individuen vergessen ungestraft die ewigen Principien der Moral; setzen sie aber diesen Principien die feigen Eingebungen des Interesses entgegen, so kommen sie früh oder spät in ihren eigenen Com-

binationen um. Das Interesse, welches man zum Götzen erhebt, muß bald selbst als Opfer fallen. Die Erfahrung ist da, um diese Wahrheit zu bezeugen; sie findet sich auf allen Seiten der Geschichte mit blutigen Buchstaben geschrieben!

§. XXXIII. Die Harmonie der Welt wird durch Strafen geschützt.

Auf jeden Fehler folgt seine Strafe. Die Welt ist dem Gesetz der Harmonie unterworfen; Derjenige, welcher diese Harmonie stört, wird in seinem Organismus oder in seinem Herzen leiden. Der materielle Schmerz folgt dem Mißbrauch der physischen Fähigkeiten; die Verirrungen des Geistes werden von Reue und von Gewissensbissen begleitet. Der Eine, der den Ruhm mit übermäßiger Anstrengung verfolgt, macht sich lächerlich und bedeckt sich mit Schmach; ein Anderer möchte in seinem maßlosen Stolze die Welt zu seinen Füßen liegen sehen; er erregt gegen sich Entrüstung, ruft Widerstand hervor, erfährt Demüthigungen und erntet Spott. Der Träge lebt vergnügt in seiner Unthätigkeit; aber diese Trägheit zehrt seine Hilfsquellen auf: die Noth klopft an seiner Thüre an, und das Uebermaß der Arbeit und Anstrengung wird eine strafwürdige Ruhe ersetzen müssen. Der Verschwender vergeudet seinen Reichthum in Vergnügungen und in prahlerischem Aufwand: sieh, da kommt ein Rächer, die hungrige und in Lumpen gehüllte Armuth! Entbehrungen folgen auf Genüsse; an die Stelle des Luxus, der Pracht tritt schmachbedecktes Elend, das über sich selbst erröthet. Der Geizige häuft aus Furcht vor der Armuth Gold auf, und inmitten seiner Schätze erträgt er alle Bitterkeit der Dürftigkeit, die ihn so sehr schreckt. Er verurtheilt sich selbst zu derselben mit seiner kärglichen und groben Nahrung, seinem schmutzigen und abgeschabten Anzuge, seiner kleinen, unbequemen und unreinlichen Wohnung. Er wagt Nichts, um Nichts zu verlieren; er mißtraut Denjenigen, von denen er am meisten geliebt wird (wenn es wahr ist, daß der Geizige geliebt werden könne); in der Stille und Finsterniß der Nacht steht er auf, untersucht seine Kisten, um sich

zu versichern, daß sein Gold, das heißt, seine Seele, noch da ist. Doch sieh'! das Auge eines untreuen Dieners oder eines Nachbars hat sein Geheimniß erlauscht; der Schatz, den er mit so großer Mühseligkeit aufgehäuft und mit so großer Vorsicht verborgen gehalten hat, verschwindet; und die Armuth, dieß Mal wirklich, wird in Zukunft der einzige Gast an seinem Herde sein.

Wer in den Künsten, in der Literatur, wie im Umgang mit der Welt zu sehr gefallen will, setzt sich der Gefahr aus, zu mißfallen. Die Uebertreibung in Sachen des Geschmackes schlägt in Mangel an Geschmack um und wird Ziererei, die anekelt; der allzuhoch Strebende fällt in's Lächerliche; die maßlose Vorliebe für die Symmetrie ruft den grellsten Contrast hervor.

In der Regierung der Gesellschaften zieht der Mißbrauch der Gewalt den Untergang der Gewalt nach sich; der Mißbrauch der Freiheit führt zur Sklaverei. Ein Volk, welches seine Grenzen allzuweit ausdehnen will, sieht sich in noch engere Grenzen eingeschränkt, denn zuvor; der Eroberer, der hartnäckig Kronen auf seinem Haupte häufen will, läuft Gefahr, sie alle zu verlieren; und Mancher, den der Genuß eines gewaltigen Reiches nicht hat befriedigen können, wird auf einem einsamen Fels im unermeßlichen Ocean sein Leben beschließen. Von Denjenigen, die nach der höchsten Gewalt streben, fällt die größte Zahl der Aechtung oder dem Tode anheim. Es gelüstet sie nach dem Palaste eines Monarchen, und sie verlieren den häuslichen Herd; sie träumen von einem Thron, und sie erwachen auf dem Blutgerüst.

§. XXXIV. Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile der Tugend in den Geschäften.

Gott hat seine Gesetze nicht wehrlos gelassen; als Schild hat er ihnen die Strafe gegeben, die dem Vergehen gewöhnlich schon in diesem Leben folgt. Darum ist es meistens der Fall, daß die Berechnungen, welche nur auf Interessen gegründet

sind und daher im Gegensatz zu dem moralischen Gesetze stehen, fehlschlagen, indem sich die Immoralität in ihren eigenen Schlingen verstrickt. Ich will jedoch nicht sagen, daß der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Menschen nicht oft nachtheilig für den ersten ausfalle. Ja, Derjenige, den keine Rücksicht aufhält, dem jedes Mittel, wenn es nur zum Ziel führt, gesetzlich erscheint, dieser gewinnt, ich läugne es nicht, große Vortheile über den rechtschaffenen Menschen, den der bloße Gedanke an die Ungerechtigkeit erschreckt. Wenn es aber auch unbestreitbar fest steht, daß in einzelnen Fällen der Vortheil dem Schlechten angehört, so ist es nicht minder wahr, daß mit der Zeit das Gleichgewicht hergestellt wird; die Vorsehung selbst wirft in die andere Schale das Gegengewicht; und ich wage zu behaupten, daß man zuletzt nicht selten den in seinen Absichten und in seinem Lebenswandel ehrenhaften Menschen den Zweck erreichen sieht, den er sich bescheiden gesetzt hat, während der unsittliche Mensch in der bestimmten Stunde seine Unbilligkeit oder seine Verbrechen büßt, indem er sein eigenes Verderben am Ziel seiner krummen Wege findet.

§. XXXV. Vertheidigung der Tugend gegen eine ungerechte Anklage.

Der Rechtschaffene, der sich in's Unglück gestürzt sieht, empfindet eine gewisse Neigung, seine Tugend als die Quelle seines Mißgeschicks anzusehen. Auf diese Weise findet er Gelegenheit, seine Tugend geltend zu machen, und das Mittel, seine Unklugheit zu verbergen; denn man kann sich trotz der reinsten und geradesten Absichten manche Unklugheit zu Schulden kommen lassen. Die Tugend kann für die Uebel, die in Folge von Unbehutsamkeit und Leichtsinn eintreten, nicht verantwortlich gemacht werden; indeß pflegt ihr der Mensch so ungemein gern das selbst verschuldete Unglück zuzuschreiben. „Meine Ehrlichkeit hat mich zu Grunde gerichtet," ruft der Rechtschaffene aus, der ein Opfer der Treulosigkeit geworden ist. Was ihn zu Grunde gerichtet hat, ist nicht seine Ehrlich-

keit, sondern sein unüberlegtes, thörichtes Vertrauen in einen Menschen, der ihm überreiche Beweggründe zu einem klugen Argwohne und einem vernünftigen Mißtrauen hätte geben können. Bleiben denn nicht auch die Bösen in den Schlingen der Schlechtigkeit hängen? und fallen nicht häufig treulose Menschen anderen Treulosen zum Opfer? Die Tugend zeigt uns den Weg, den wir einzuschlagen haben; aber an unserer Vorsicht, an unserem Urtheil, an unserem Scharfsinn liegt es, die Schlingen zu vermeiden, die uns vom Bösen gelegt werden. Diese Eigenschaften schließen die Tugend nicht aus; sie hat leider! aber nicht in jedem Menschen jene kostbaren Gaben der Verständlichkeit zu Mitgefährtinen. Eine Freundin von unverbrüchlicher Treue, wählt sie ihr Asyl im Herzen eines jeden Menschen, mag in ihm das Licht des Verstandes klar und rein erglänzen, oder von dichten Nebeln umschleiert und verdüstert sein.

§. XXXVI. Vertheidigung der Wissenschaft gegen eine unbegründete Anklage.

Einige glauben, daß große Talente und reiches Wissen aus sich selbst zum Bösen geneigt seien. Es ist dieß eine Lästerung gegen die Güte des Schöpfers. Sollte denn die Tugend der Finsterniß bedürfen? Strömt sie nicht von derselben Quelle aus, wie die Wissenschaft, das heißt aus dem Ocean des Lichtes und der Heiligkeit, welcher Gott ist? Wenn die Höhe der Erkenntnißkraft zum Bösen führte, — stünde alsdann nicht die Schlechtigkeit der Wesen im Verhältniß zu ihrer Geistesgröße? Begreift ihr die Folgen dieses Urtheils? — Warum sollten wir aber auch nicht diese Folgerungen ziehen? — Die unendliche Wissenschaft wäre also die unendliche Schlechtigkeit; wir würden auf diese Weise in den Irrthum des Manes verfallen, der sich auf der obersten Sprosse der Stufenleiter der Wesen ein böses Princip dachte; doch, was sage ich? unser Irrthum wäre noch verabscheuungswürdiger; er würde das gute Princip ausschließen, das Manes wenigstens noch anerkennt. Der

Geist des Bösen würde allein die Geschicke der Welt lenken. Der König der Hölle würde seinen schwarzen Thron im Glanze des Himmels aufrichten.

Nein! der Mensch darf das Licht nicht fliehen aus Furcht vor dem Bösen. Die Wahrheit fürchtet nicht den hellen Tag. Das sittliche Gut ist selbst nichts Anderes, als eine große Wahrheit. Je aufgeklärter ein Geist ist, um so besser erkennt er die unaussprechliche Schönheit der Tugend; und diese Kenntniß macht ihm die Ausübung des Guten leichter. Selten gibt es in den Ideen einen hohen Aufschwung, ohne daß sich an denselben die Gefühle betheiligen; die erhabenen Gefühle aber werden entweder aus der Tugend selbst geboren oder sind eine glückliche Anlage zur Tugend.

Wenn wir die Natur unserer Seele studiren, so wird uns gerade dieses Studium Beweise zu Gunsten des Talentes und des Wissens liefern. Gewisse Fähigkeiten vervollkommnen sich, wie man weiß, in uns nur auf Kosten anderer, minder sorgfältig entwickelten Fähigkeiten. Die höheren Eigenschaften pflegen und ausbilden, heißt nun aber die Macht der rohen Leidenschaften, welche die Quelle der Laster ist, in demselben Maße schwächen.

Die Geschichte lehrt uns in der That, daß die verderbten Menschen selten mit einem sehr hohen Geiste begabt gewesen seien; unter den höchst begabten Menschen im Gegentheil haben viele durch vorzügliche Tugenden geglänzt; andere sind schwache, aber keine bösen Menschen gewesen. War der Eine oder der Andere schlecht geworden, so muß man sie als Ausnahme, nicht als Regel betrachten.

Wißt ihr, warum die Verderbtheit eines erhabenen Geistes so entehrend ist? warum sie die Gaben des Geistes und des Genie's verdächtig macht, indem sie die Veranlassung gibt, aus einigen besonderen Thatsachen allgemeine Schlüsse zu ziehen? Weil alle Augen auf den geistig begabten, aber schlechten Menschen gerichtet sind und nicht auf dem unwissenden Bösewicht verweilen; weil der Gegensatz zwischen Laster und Wissenschaft auffallend ist. So

fällt die sittliche Erschlaffung eines Dieners Gottes, der durch das Priesterthum mit einem heiligen Charakter bekleidet ist, mehr auf, als die Schwächen eines Laien; so bemerkt man nicht den Flecken an einem getrübten Kristall, während der geringste Fehler an dem reinen Kristall den Blick auf sich zieht und ihn verletzt.

§. XXXVII. Die Leidenschaften sind gute Werkzeuge, aber schlechte Rathgeber.

Verderblich ist schon der Einfluß der Leidenschaften, wann es sich um Erforschung der Wahrheit, sogar der speculativen Wahrheit, handelt. Aber noch schlimmer steht es um diesen Einfluß im praktischen Leben. Soll ein Unternehmen zu Stande kommen, so werden die Leidenschaften bisweilen vortreffliche Hilfsmittel sein; aber man hüte sich, ihnen eine berathende Stimme zu geben, so lange das Unternehmen vom Verstande überdacht und vorbereitet wird.

Ohne die Leidenschaften würde der Mensch in einer Art Erstarrung und Unthätigkeit begraben bleiben, weil er einer der mächtigsten Triebfedern entbehrte, welche Gott in die menschliche Natur gelegt hat; hingegen seinen Leidenschaften gänzlich preisgegeben, wandelt er im Finstern: nach Art der unvernünftigen Thiere stürzt er sich auf die Gegenstände seiner Begierden.

Die Leitung ist das Werk der Vernunft; die Ausführung das Werk der Leidenschaften; das lehrt uns deutlich ein aufmerksames Studium unserer Fähigkeiten. Die Vernunft richtet ihre Blicke nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Gegenwart und Zukunft; die Leidenschaften sehen nur den gegenwärtigen Moment, den gegenwärtigen Eindruck. Die Vernunft, eine Führerin voll bekümmerter Sorgfalt, beschäftigt sich mit dem, was heute, morgen, immer nützen oder schaden kann; die Leidenschaften, die einzig und allein mit der Ausführung betraut sind, sind thätig wirkende, aber untergeordnete Kräfte und bekümmern sich nur um den gegenwärtigen Augenblick und Eindruck. Die Vernunft setzt sich nicht nur das

Vergnügen allein, sondern auch den Nutzen, die Sittlichkeit, die Ehre als Ziel ihres Strebens; die Leidenschaften sehen von der Ehre, von der Sittlichkeit, vom Nutzen, kurz von Allem ab, was sich nicht als angenehmer Eindruck beim Handeln fühlbar macht.

§. XXXVIII. Heuchelei der Leidenschaften.

Unter dem Worte „Leidenschaften" verstehe ich nicht bloß jene heftigen, stürmischen Gemüthsbewegungen, die der Seele das sind, was die Orkane dem Ocean, sondern auch jene sanfteren, vergeistigten Neigungen, welche sich den höheren Regionen der Seele zu nähern scheinen, und die man Gefühle nennt. Stürmisch oder zart sind die Leidenschaften im Grunde dieselben: sie unterscheiden sich bloß in der Form, in der Stärke, in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand zu erreichen streben. Sie wirken um so furchtbarer, je weniger Besorgniß sie einflößen und je zarter, je verführerischer die Gestalt ist, in der sie sich zeigen.

Wann wir die Leidenschaft in ihrer ganzen Mißgestalt erblicken, indem sie in roher Weise unserem Geiste sich aufdrängt, um ihn für sich zu gewinnen, so ist dieser auf seiner Hut; er bereitet sich zum Kampf vor, und oft steht der Heldenmuth des Widerstandes im Verhältniß zum ungestümen Angriff. Wenn sie aber ihre rohe Form abwirft, so zu sagen, ihr grobes Gewand unter dem Mantel der Vernunft verbirgt und ihren bösen Eingebungen und Neigungen die Namen „Freundschaft, gerader, aufgeklärter, aber unbeugsamer Wille 2c. 2c." gibt — dann wachet und seid voll Furcht! Die Festung hätte dem Sturm getrotzt und Widerstand geleistet; sie wird in Folge des Verraths vielleicht ihre Thore von selbst öffnen und erliegen.

§. XXXIX. Ein Beispiel. Zwei verschiedene Aeußerungen der Rache.

Ein Mensch hält in seiner Hand den Ausgang einer Angelegenheit, von welcher das Loos seines Beleidigers ab-

hängt; dieser Mensch denkt an die erlittene Schmach, und der Groll erwacht in seiner Seele; auf den Groll folgt der Zorn, auf den Zorn der Durst nach Rache. Warum sollte er sich auch nicht rächen? Bietet sich ihm jetzt nicht eine günstige Gelegenheit dar? Welche Lust, mit eigenen Augen die Verzweiflung seines Feindes zu sehen! des in seinen Hoffnungen getäuschten, vom Schicksal gehöhnten, in's Elend oder in Niedrigkeit gestürzten Feindes! — „Rache! und dieser verhaßte Mensch erfahre es, daß die Rache von dir kommt! vergilt ihm Böses mit Bösem. Er hat sich an deinem Mißgeschick geweidet; triumphire über das seinige: sättige dich an seinen Thränen! Er hat unschuldige Söhne, die sein Unglück theilen werden; gleich viel! sie sollen sterben, und sein ganzes Geschlecht mit ihm! Er hat einen alten Vater, den der Kummer in's Grab stürzen kann; er sterbe! So werden die Wunden deines Feindes zahlreicher; so wirst du in seine Seele alle Bitterkeit, alle Galle eingießen, womit er einstens dein Herz erfüllt hat. Rache! kein Mitleid mit Demjenigen, der unerbittlich gewesen ist! kein Edelmuth gegen Denjenigen, der keinen Edelmuth gekannt hat!"

So spricht der vom Zorn übertriebene Haß; aber diese Sprache ist zu hart, zu heftig; ein edles Herz wird sie nicht hören können; die Eigenliebe selbst wird sich gegen zu gehässige Rathschläge empören. „Wie! ich könnte mich am Ruin einer Familie erfreuen; ich wäre im Stande, unschuldige Söhne in's Elend zu stoßen; ich vermöchte, einen Greis in's Grab zu stürzen! Nein! das sind gewiß nicht die Lehren wahrer Ehre! Die Rache ist ein niedriges und grausames Vergnügen; Edelsinn ist die Tugend großer Seelen. Wenn mein Feind ohne Mitleid gewesen, so werde ich edel sein; sein Blick wird sich vor dem meinigen senken; die Röthe wird seine Stirn bedecken; sein Herz wird den Gewissensbiß fühlen; er wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ich werde gerächt sein."

Der Geist der Rache hatte sich herrisch, anmaßend, absolut gezeigt; die Seele hat geglaubt, man wolle sie erniedrigen;

sie hat sich empört. Mitleid, Gerechtigkeit, ein edler Stolz sind ihr zu Hilfe gekommen: diese Gefühle haben die Wagschale sinken machen. Anders würde vielleicht das Resultat gewesen sein, wenn die Rache ihre widerwärtigen Züge mit einer Maske bedeckt, wenn sie, in den geheimsten Falten des Herzens verborgen, ihre Stimme gemildert und im Namen der Gerechtigkeit gesprochen hätte. „Er! eine solche Gunst verdienen! er ist derselben tausend Mal unwürdig. Dieß ist der einzige Beweggrund, warum du gegen ihn handelst! Vielleicht empfindest du einiges Vergnügen, wenn du deinen Feind in deiner Macht fühlst, dich seinen Hoffnungen entgegenstellst; aber du lässest dich von diesem Gefühl nicht fortreißen; das öffentliche Wohl gebietet, du gehorchst. Wenn du aber auch deinen Groll ein wenig befriedigst, so sind wenigstens Klugheit, Gerechtigkeit, Vernunft im Einklang mit der Neigung deines Herzens; und das Uebel ist nicht groß, wenn du es verstehst, auf deiner Hut zu sein. Gehe ruhig zu Werke, damit man sieht, daß du nicht aus Haß und Parteilichkeit handelst, daß du nur von einem Recht Gebrauch machst, oder sogar, daß du ungern der gebieterischen Stimme der Pflicht nachgibst."

Die ungestüme, heftige, offenbar ungerechte Rache war besiegt worden; die friedliche, hinterlistige, unter der Maske der Vernunft, Gerechtigkeit und Pflicht heuchelnde Rache triumphirt ohne Anstrengung.

Darum ist der im Namen des Eifers ausgeübte Haß so furchtbar. Eine vom Haß beherrschte Seele, welche sich selbst täuscht und gerechten Einflüsterungen, ja vielleicht selbst der Liebe zu gehorchen glaubt, gleicht dem Vogel unter dem Zauberblick der Schlange; dieser Zauber ist um so gefährlicher, als ihn die Seele nicht bemerkt. Dann vernichtet der Neid, ohne sich ein Gewissen zu machen, den reinsten, glänzendsten Ruf; alsdann wird der Groll unerbittlich und schreitet unaufhaltsam auf das Ziel zu, das er sich gesteckt hat; dann weidet sich die unversöhnliche Rache an der Angst, an den Zuckungen, an der Verzweiflung ihres Opfers.

Der glorreiche Erzmärtyrer Stephanus glänzte durch seine hohen Tugenden und donnerte die Juden durch die Kraft seiner himmlischen Beredtsamkeit nieder. Welchen Namen, glaubt ihr, daß der Neid und die Rache annahmen, welche ihnen in die Seele schnitten? Glaubt ihr wohl, den ihnen gebührenden Namen, nämlich: Neid und Rache? Mit Nichten. Jene Menschen erheben ein lautes Geschrei, als sei ihnen ein Aergerniß gegeben worden, sie halten sich die Ohren zu und steinigen den unschuldigen Diakon im Namen Gottes.

Der Erlöser der Welt setzt Alle, die Ihn hören, durch die göttliche Schönheit Seiner Moral, durch den wundersamen Strom von Weisheit und Liebe, der von Seinen Lippen fließt, in Staunen. Die Völker folgen in Massen seinen Schritten; er wandelt mitten unter ihnen, indem er Gutes thut. Herablassend gegen die Kleinen, voll Mitleid mit den Unglücklichen, nachsichtsvoll gegen die Sünder verschenkt Er aus vollen Händen die Schätze Seiner Allmacht und Seiner Liebe. Er hat für jegliches Elend des Herzens nur Worte der Verzeihung und der Sanftmuth; man sollte meinen, Er behalte sich gegen die Heuchler allein die Sprache einer heiligen und schrecklichen Entrüstung vor: Sein majestätischer und strenger Blick hat bis in den Grund ihres Herzens hinabgesehen und ihre Falschheit aufgedeckt. Die Heuchler können Ihm die Beschämung und Verwirrung nicht verzeihen, in die Er sie gebracht; der Durst nach Rache verzehrt sie. Aber werden sie im Namen des Hasses sprechen? werden sie im Namen der Rache handeln? Nein! „Dieser Mensch ist ein Gotteslästerer," werden sie zum Oberpriester sagen; „Er verführt das Volk; Er ist „ein Feind des Kaisers. Die Treue gegen den Fürsten, die „öffentliche Ruhe, die Religion fordern, daß er umkomme!" Man wird den Verrath eines Jüngers erkaufen; das unschuldige Lamm wird vor einen Richterstuhl geschleppt werden. Seine Antworten voll Wahrheit werden die Wuth der falschen Lehrer verdoppeln; das Haupt der Synagoge wird sein Gewand zerreißen und ausrufen: „Er hat Gott gelästert!"

und das getäuschte Volk wird den Tod des Gerechten verlangen.

§. XL. Vorsichtsmaßregeln.

Der Mensch kann über die Geheimnisse seines Herzens nicht ernst genug nachdenken; er kann nicht wachsam genug die tausend Pforten hüten, durch welche die Ungerechtigkeit einschleicht; er kann sich nicht genug vor den Schlingen hüten, die er sich selbst legt. Nicht alsdann sind die Leidenschaften zu fürchten, wann sie sich zeigen, wie sie sind, — mit offenem Antlitz. Wenn der moralische Sinn, wenn alle Keime der Tugend im Menschen noch nicht erstickt sind, so hört er beim Anblick des Lasters, des häßlichen und unverhüllten Lasters, in seiner Seele gleichsam einen Schrei der Entrüstung und des Schreckens. Aber welcher Gefahr ist er nicht ausgesetzt, wann die Leidenschaften mit verändertem Namen, mit verhülltem Antlitz vor ihn hintreten unter dem Schein der Vernunft, des Rechtes, der Pflicht; wann sie vor seine Augen ein täuschendes Prisma halten, durch das er von nun an alle Dinge sehen soll!

Die gefährlichste Klippe für die Unschuld ist nicht die rohe, hinreißende Gewalt der Leidenschaften; sie liegt im Reiz jener Gefühle, die durch ihre Weichlichkeit bezaubern und durch ihre süße Milde verführen. Die feige Rücksicht dringt in ein edles Herz unter der Maske der Klugheit ein; unter dem Namen der Sparsamkeit, der weisen Vorsicht schleicht sich der Geiz in eine hochherzige Seele und erniedrigt sie; der Stolz verbirgt sich im Schatten der persönlichen Würde; die Eitelkeit geht ihren kindischen Freuden nach unter dem Vorwand, die Kritik zu hören und Nutzen daraus zu ziehen; die Rache schmückt sich mit dem Namen der Gerechtigkeit; der Zorn nennt sich eine heilige Entrüstung; die Trägheit gibt das Bedürfniß nach Ruhe vor; und der Neid, ein unersättlicher Geier, der Neid, der die verdientesten Namen anschwärzt, mit seinem unreinen Athem die heiligsten Tugenden vergiftet, vollendet sein tödtliches Werk, indem er von Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Liebe zur

Wahrheit, von den Gefahren unwissender Bewunderung und kindischer Begeisterung spricht!

§. XLI. Heuchelei des Menschen gegen sich selbst.

Der Mensch ist gegen sich selbst vielleicht ein größerer Heuchler, als gegen Andere; es ist selten, daß er sich genaue und gewissenhafte Rechenschaft von dem Beweggrund seiner Handlungen ablegt; deßhalb lassen selbst die geläutertsten Tugenden immer noch ein wenig Asche, einige Schlacken zurück. Die göttliche Liebe ist das lautere, ungemischte Gold! doch diese reine Liebe ist nicht von der Erde. Während unserer Prüfungszeit hienieden tragen wir in unserem Herzen ein böses Princip, welches unsere Tugenden tödtet, schwächt oder ihre Blüthen knickt. Wachen, daß dieser verhängnißvolle Keim nicht Alles überwuchere, ist das Werk, die Arbeit des ganzen Lebens; das Werk ist schwierig, die Arbeit voll großer Mühen und Kümmernisse. Wie groß aber unsere Schwäche auch sein mag — so erglänzt doch im Innersten unserer Seele jenes nie erlöschende Licht, das die Hand des Schöpfers in ihr angezündet hat; dieses Licht hilft uns das Gute vom Bösen unterscheiden; es heißt Vernunft, wann es uns erleuchtet, oder Gewissen, wann es uns straft. Wir suchen uns selbst zu täuschen, weil wir dieses Licht, das heißt, die Einsprache unseres Gewissens, fürchten; wir verschließen unsere Ohren, um nicht die Klagen dieses unbeugsamen Rathgebers zu vernehmen, den Nichts bestechen kann; wir suchen uns zu überreden, daß die Principien, an die er uns erinnert, wenigstens auf den gegenwärtigen Fall nicht anwendbar seien. Zu dieser Selbsttäuschung sind ganz besonders die Leidenschaften auf die elendeste Weise behilflich, indem sie uns die Stütze ihrer Trugschlüsse leihen. Der Mensch will nicht bös scheinen, nicht einmal in seinen eigenen Augen; es gebricht ihm an Kühnheit, und so wird er ein Heuchler.

§. XLII. Selbsterkenntniß.

Der Fehler, den wir so eben besprochen haben, nimmt verschiedene Gestalten an, weil eben die Menschen verschieden sind. Darum können wir über jene Regel der Alten, die von einer so tiefen Weisheit zeugt, nämlich: Erkenne dich selbst! (nosce te ipsum!) nicht genug nachdenken. Sogar die allen Menschen gemeinsamen Eigenschaften erscheinen nach der Verschiedenheit der Individuen in einer besonderen Gestalt. Ein Jeder von uns hat, so zu sagen, eine geheime Triebfeder, der er gehorcht, und die kennen zu lernen wichtig ist. Diese Triebfeder — es ist die vorherrschende Neigung. Alle unsere Leidenschaften nehmen Theil an dieser Neigung; sie macht sie alle dem Gegenstand, den sie zu erreichen strebt, dienstbar; sie mischt sich in alle Handlungen des Lebens, und macht das aus, was man den Charakter nennt. Wenn wir diese Triebfeder in Anderen nothwendig entdecken müssen, um unsere Beziehungen zur Welt zu regeln, um wie viel nothwendiger ist es, daß wir sie in uns selbst erspähen! Diese Kenntniß ist der geheime Schlüssel zu großen Dingen, zu guten oder schlechten.

§. XLIII. Der Mensch flieht vor sich selbst.

Wenn wir dem Hang zu widerstehen wüßten, von dem beherrscht wir vor uns selbst fliehen; wenn unsere Abneigung, in uns den inneren Menschen zu betrachten, weniger tief wurzelte, so würde es uns leicht sein, unsere vorherrschende Leidenschaft zu entdecken; aber wir lesen nicht gern in unserer Seele, wir vermeiden Nichts so sehr, als den Anblick unserer Seele; unser wichtigstes Interesse ist kaum unsere letzte Beschäftigung. Wie viele Menschen steigen in's Grab, nicht nur ohne sich zu kennen, sondern auch ohne jemals die Selbsterkenntniß versucht zu haben! Die Weisheit sagt uns: Haltet euere Augen beständig über euerem Herzen offen, um seine Neigungen zu ermitteln, seine Geheimnisse zu durchdringen, seine Leidenschaften zu regeln, seine Verkehrtheiten oder seine

Laster zu ertödten; und weit entfernt, auf die Stimme der Weisheit zu horchen, weit entfernt, jenes innere Leben zu leben, in welchem jeder Gedanke, jedes Gefühl, so zu sagen, vor den Blicken des Bewußtseins keimt und aufblüht, in welchem die Seele, ehe sie sich in Beziehung zu den äußeren Gegenständen setzt, den Willen der Controle der Vernunft unterwirft — geben wir uns allen Einflüsterungen, allen Launen des Herzens hin; blind hängen wir an den Gegenständen, die uns anlocken; wir leben stets außer uns selbst und widmen nicht einen Augenblick der Reflexion. Wie viel schöne, edle Geister vergeuden auf solche Weise die kostbaren Gaben, die sie vom Schöpfer erhalten, und lassen, wenn ich mich also ausdrücken darf, auf den öffentlichen Plätzen und Straßen das Aroma sich verflüchtigen, das in bösen Tagen ihre Stärke und Freude sein sollte!

Man erzählt von Paskal, daß er das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften aufgegeben hätte, weil er zu selten Gelegenheit gefunden habe, über diese zu jener Zeit wenig betriebenen Disciplinen sich zu unterreden. Er sah sich um einen Gegenstand um, der ihm mehr Gelegenheit zur Besprechung mit Anderen böte, und warf sich sofort auf das Studium des Menschen. Aber er gewahrte bald, daß die wahren Moralisten noch weniger zahlreich seien, als die Naturforscher und Mathematiker. Heute ist es noch gerade so, wie zur Zeit Paskal's. Beobachtet das, was in der Welt vorgeht, und ihr werdet sehen, wie selten Diejenigen sind, die sich derlei Studien hingeben, besonders um sie auf sich selbst anzuwenden.

§. XLIV. Glückliche Resultate des Studiums der Leidenschaften.

Hat man sich auch die Gewohnheit angeeignet, über seine Neigungen nachzudenken und den Charakter und die Stärke einer jeden selbst dann nicht aus dem Auge zu verlieren, wann sie das eine oder andere Mal den Geist mit sich fortreißen — — so unterwerfen sie sich doch nicht leicht dieser Prüfung,

sondern der Geist muß selbst bei dieser Arbeit noch ihre widerstrebende Gewalt in sich erfahren. Vielleicht verblenden sie sogar noch den Verstand; aber der, welcher an dieser Blindheit leidet, ist sich ihrer doch wenigstens bewußt; er sagt sich: „Du glaubst, was du siehst; aber in der That siehst du nicht; du bist blind.“ Derjenige hingegen, welcher, so zu sagen, niemals bei sich Einkehr hält, welcher mit geschlossenen Augen allen Eingebungen seines Herzens folgt, — dieser rennt in sein Verderben. Der Wille, die Rathschläge der Vernunft, die Impulse der Leidenschaften sind für ihn bald Eines und dasselbe. Die Vernunft befiehlt nicht, sie gehorcht; statt die empörten Neigungen zu leiten, zu mäßigen, zu bessern, wird sie die Mitschuldige an deren Ausschweifungen; eine feige Sklavin, befriedigt sie rastlos ohne Scham die unersättlichen Launen derselben!

§. XLV. Mit welcher Weisheit die christliche Religion die Seelen leitet.

Dadurch, daß die christliche Religion uns zu diesem moralischen, innerlichen Leben emporhebt und uns auffordert, über unsere Neigungen nachzudenken, uns selbst zu erforschen, steht sie im Einklang mit der gesündesten Philosophie und offenbart eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Was dem Menschen im Allgemeinen fehlt, ist nicht die speculative Kenntniß des Guten, sondern die praktische Wissenschaft, die bis in's Einzelnste vordringende Kenntniß des rechtlichen Handelns. Wer weiß nicht und hat nicht tausend Mal wiederholt, daß die Leidenschaften uns irre führen und verderben? Soll man also das allein wissen? — Die Leidenschaft kennen, welche in diesem oder jenem Fall der Wage den Ausschlag gibt und die in uns vorherrscht; wissen, in welcher Verkleidung sie sich dem Geiste nähert, den sie verführen will; wissen, wie man ihre Angriffe zurückzuschlagen oder sich vor ihren listigen Verführungen zu hüten habe; dieß wissen, nicht etwa unbestimmt, sondern genau, klar, bestimmt, so daß wir immer, so zu sagen, unsere Waffen

bereit haben, daß wir jeden Augenblick, in welchem Falle es auch sei, einen Entschluß fassen können: das ist uns hauptsächlich nothwendig. Diese Kunst ist schwierig, aber die erste aller Künste.

Was in den Wissenschaften den geistiger begabten Menschen von dem mittelmäßigen unterscheidet, besteht darin, daß jener gründlich und praktisch das besitzt, was dieser nur oberflächlich und unbestimmt weiß. Diese Ueberlegenheit liegt nicht in der Anzahl, sondern in der Beschaffenheit der Ideen. In der That weiß der erste Nichts, was nicht vom zweiten gekannt wäre; alle beide haben ihre Blicke nach demselben Gegenstand gerichtet; aber der Blick des einen ist vollkommener, als der des anderen; der eine sieht besser, als der andere.

So ist es im praktischen Leben. Ein sittlich tief gesunkener Mensch kann von der Moral in einer Weise sprechen, die beweist, daß er die Regeln derselben wohl kennt; aber er hat dieselben niemals in Anwendung gebracht; er hat noch nicht selbst und unmittelbar Einsicht von den Hindernissen genommen, die der Ausübung der Sittengesetze entgegen stehen. Sein Blick ist nicht sicher genug, um den entscheidenden Moment zu erkennen, wann man sich derselben bedienen muß. Weder sein Wille hörte, noch sein Geist begriff jemals eine andere Stimme, als die Stimme der Leidenschaften. Er hält die moralischen Principien im tiefsten Grund seines Herzens wie in Archiven verborgen, und hütet sich, einen Blick hineinzuwerfen, sei es auch nur aus Neugierde, weil er fürchtet, die Gewissensbisse wach zu rufen.

Hat aber die Tugend in einer Seele tiefe Wurzeln geschlagen, so wird das sittliche Gesetz gewissermaßen ein trauter Genius, der alle Gedanken, alle Handlungen des Lebens leitet; bei der geringsten Gefahr erwacht dieser Genius; er verspricht Belohnungen vor dem Kampfe und quält das Gewissen, wann es nicht gehorcht hat. Die andauernde Gegenwart des moralischen Gesetzes im Geiste ist das Werk der Tugend, welche dieser innigen Vertraulichkeit mit demselben ihre Stärke und

Ausdauer verdankt; auch empfiehlt die Religion dringend diese Uebung der Moral, wohl überzeugt, daß sie früh oder spät gute Früchte bringen muß.

§. XLVI. Die sittlichen Gefühle als Hilfsmittel der Tugend.

Die Gefühle sind die natürliche Stütze der sittlichen Ideen; denn es gibt auch sehr sittliche, sehr edle Gefühle. Wenn Gott den Stürmen gestattet, in unserem Herzen zu toben, so läßt er darin auch friedliche, sanfte Zephyre wehen. Die Gewohnheit des Gehorsams gegen die Vorschriften der Sittlichkeit entwickelt und belebt die moralischen Gefühle. Alsdann kann der Mensch in seinem Streben nach dem Guten die guten Neigungen den bösen entgegenstellen. Der Kampf bietet für ihn nicht mehr so viele Gefahren; besonders ist er nicht mehr so schmerzlich. Der Einfluß einer Leidenschaft wird von der entgegengesetzten Leidenschaft bekämpft; die Freude über einen Triumph ersetzt den Schmerz über ein Opfer, und man ist vor jener inneren Zerrissenheit gesichert, welche von der Seele empfunden wird, wann die Vernunft allein gegen die Neigungen des Herzens kämpft.

Die moralischen Gefühle entwickeln, zum Beistand der Tugend die Leidenschaften selbst herbeizurufen und durch ihre Vermittlung die Finsterniß verscheuchen, welche die schlechten Neigungen im Geiste verbreiten, heißt dieß nicht den Krieg auf Kosten des Feindes führen und ihn in sein eigenes Gebiet hinüber spielen? Diese Lebensregel zeugt von unbestreitbarer Weisheit.

In diesem Streite der Leidenschaften mit den Leidenschaften sind die Combinationen unendlich. Die persönliche Würde wiegt die Liebe zu den Vergnügungen auf; die Furcht, sich gehässig zu machen, legt den Stolz in Fesseln; die Eitelkeit wird von der Furcht, verlacht zu werden, im Zaum gehalten; die Liebe zum Ruhm spornt die Trägheit an; man fürchtet, sich zu vergessen, und der Zorn schweigt; die Ehre,

welche dem Edelmuth folgt, mäßigt den Durst nach Rache. Das Gute hält das Böse in Schranken. Die unreinen Keime, welche im menschlichen Herzen gähren, werden unwirksam gemacht, und der Mensch ist tugendhaft, ohne deßhalb aufzuhören, empfindsam zu sein.

§. XLVII. Eine in unseren praktischen Urtheilen zu befolgende Regel.

Wann die Haupttriebfeder unseres Herzens uns bekannt ist, wann die edlen Gefühle die Entwicklung erhalten haben, deren sie fähig sind, so erübrigt uns noch, die Richtung kennen zu lernen, welche unser Verstand in seinen praktischen Urtheilen einhalten muß, um das Wahre zu finden.

Erste Regel: man enthalte sich jedes Entschlusses: man stelle jedes Urtheil über einen Gegenstand ein, wann dieser Gegenstand uns leidenschaftlich beherrscht. Meistert uns der Zorn, so genügt ein Wort, eine Geberde, ein unbedeutender Vorfall, und die Schale läuft über: „Die Absicht des Beleidigers," sagt der Beleidigte zu sich selbst, „konnte nicht „boshafter sein; er hat sich nicht bloß vorgenommen, zu schaden, sondern auch zu beschimpfen; er hat bei den Umstehenden „Aergerniß erregt; wollte man sich nicht schnell und vollständig rächen, so würde sich das spöttische Lächeln, das auf „den Lippen Aller sich zeigt, nothwendig in tiefe Verachtung „Desjenigen verwandeln, der es geduldig hingenommen hat, „daß man ihn mit so entehrendem Schimpf bedeckte. Ohne „Zweifel muß man an sich zu halten und zu verzeihen wissen; „aber die Ehre hat auch Forderungen zu machen! allerdings „muß man klug sein; aber sich mit Füßen treten lassen, heißt „dieß Klugheit?" Also urtheilt der Zorn. Aber, wird man sagen, der Zorn urtheilt nicht. Irrthum! der Zorn urtheilt, denn er unterwirft sich den Verstand, zwingt ihn, seinen Interessen zu dienen, und erwiedert die Dienste, die ihm jener leistet, in reichlichem Maße. Man weiß, welche Stärke die Leidenschaften dem Geiste geben, und man kennt die unver-

mutheten Hilfsquellen, welche dieser unter ihrem Einfluß entfaltet. Wollen wir einen Beweis dafür, daß nicht die Vernunft, sondern der Zorn also urtheilte und sprach? Wenn an dem, was der Erzürnte denkt, etwas Wahres wäre, so würden es die Umstehenden durchaus nicht verkennen. Eben so wenig, wie er, entbehren sie des Ehrgefühles; eben so sehr schätzen sie die persönliche Würde; sie unterscheiden zwischen einem Worte, das nicht fern von dem Vorsatze eines Tadels ist, und einem andern, das der Mund ausgesprochen hat, ohne daß die Absicht einer Beleidigung demselben zu Grunde gelegen ist. Nun aber sehen sie Nichts von dem, was der Erzürnte so klar sieht; ihr Lächeln wird nicht durch die Demüthigung, die Jener erduldet zu haben sich einbildet, sondern durch diesen schrecklichen Ausbruch der Wuth, die keinen Grund hat, veranlaßt. Noch mehr: es ist nicht nothwendig, seine Zuflucht zu den Umstehenden zu nehmen; es genügt, an den Erzürnten selbst zu appelliren, wann sich sein Zorn gelegt hat.

Alsdann wird das ganze Gerüst von Urtheilen, das er aufgeschlagen, von selbst einstürzen. Wird jetzt der Erzürnte ebenso urtheilen, wie zuvor? Gewiß nicht: vielleicht wird er der Erste sein, der über seinen Zorn lachen und fordern wird, daß man ihm seine Aufwallung verzeihe.

§. XLVIII. Eine andere Regel.

Daher diese zweite Regel: wann du dich unter dem Einfluß einer Leidenschaft fühlst, so bemühe dich, sei es auch nur für einen Augenblick, darüber nachzusinnen, welches in einem anderen moralischen Zustand deine Denk- und Gesinnungsweise sein würde. Die Reflexion, wie schnell sie auch stattfindet, muß, wann sie unsere Seele in eine neue Ordnung von Ideen, Gefühlen und, so zu sagen, in eine neue Atmosphäre versetzt, die Leidenschaft beruhigen. Ein Impuls wird bei dem Zusammenstoß mit dem entgegengesetzten Impuls geschwächt. In uns Alles ersticken, was einem leidenschaftlichen Gefühl Widerstand leistet, Alles hervorrufen, was dasselbe begünstigt —

das ist das Geheimniß der Leidenschaften, das Geheimniß ihres Erfolges und ihrer Macht. Theilt sich die Aufmerksamkeit, so kommt die Vergleichung hinzu; man hört auf, ausschließlich zu sein. Die geistigen und sittlichen Kräfte, die nicht vollständig unterjocht worden sind, erwachen wieder; und die Leidenschaft verliert nothwendig von ihrer Stärke, weil sie mit anderen Fähigkeiten das Leben theilt, das sie vorher allein genoß.

Nicht bloß auf die Erfahrung, sondern auf die Natur unserer Organisation selbst stützt sich die praktische Regel, die wir so eben angedeutet haben. Jedem Act unserer geistigen und moralischen Fähigkeiten folgt alsbald ein organischer Act. Nun haben unsere leiblichen Organe ein gewisses Maß Lebenskraft empfangen, welches sie in verschiedenen Verhältnissen verbrauchen, so daß die einen in dem Grade sich abschwächen, in welchem die anderen erstarken. Wenn es wahr ist, daß die Energie der Leidenschaften im Verhältniß zu der den Organen des Erkenntnißvermögens verliehenen Thätigkeit abnimmt, so muß es folglich nützlich sein, wenn man diese als Gegengewicht der Leidenschaften in Uebung erhält.

Bemerken wir indeß, daß, um das gesuchte Resultat zu erlangen, die geistige Anstrengung eine den bösen Neigungen entgegengesetzte Richtung einschlagen müsse; daß, wenn das Erkenntnißvermögen, statt gegen diese Neigungen zu kämpfen, sich auf ihre Seite stellte, ein solcher Beistand sie übermäßig reizen würde. Was sie durch Ablenkung von ihrer Richtung an rein organischer Stärke verlieren können, das finden sie an moralischer Stärke um das Hundertfache wieder durch die Vervielfältigung der Mittel, ihr Ziel zu erreichen.

Dieser Kampf mit den Leidenschaften ist nicht eine bloße Theorie, ich berufe mich auf die Erfahrung. Zwar findet man nicht immer das sichere Mittel, die bereits Herrin gewordene Leidenschaft zu mäßigen, zu leiten oder zu ersticken; zwar kann, selbst nachdem es gefunden worden, dieses Mittel in ungeschickten Händen unnütz bleiben; aber Derjenige, der es sucht, übt schon eine größere Wachsamkeit über sich selbst aus;

er lernt den ersten Bewegungen widerstehen und besitzt in seinen praktischen Urtheilen eine Regel der Wahrheit, die Denjenigen abgeht, welche niemals auf ihr eigenes Herz zurückzuwirken gelernt haben.

§. XLIX. Der Mensch als Gegenstand seiner eigenen Satire.

Es gibt eine Waffe, deren wir uns vortheilhaft gegen uns selbst bedienen können, wenn wir uns daran gewöhnt haben, unsere Leidenschaften genau zu beobachten. Diese von ihnen gefürchtete Waffe ist das Lächerliche; das Lächerliche, das in das Herz und auf die Lippen des Menschen wie ein Präservativmittel gegen geistige und moralische Fäulniß eingestreute Salz; das Lächerliche, das nicht nur die Fehler Anderer rügt, sondern das auch, unsere eigenen Fehler brandmarkend, unsere Eigenliebe erschreckt und uns Abscheu vor dem Bösen aus Furcht vor der Satire einflößt. Schauspieler und Zuschauer zugleich sieht der Mensch seine Verkehrtheiten unerbittlich an's Licht gezogen, unbarmherzig und von einem beißenden und gut gelaunten Gegner gegeißelt; dieser Gegner ist er selbst. Das Opfer ist wiederum er selbst. Scheint es in der That nicht, als ob der Spott einen Anderen treffe, obgleich wir selbst sein Gegenstand sind?

Gibt es nicht in uns zwei Menschen, die niemals mit einander übereinstimmen, die in einem unaufhörlichen, erbitterten Kampfe sich um die Herrschaft streiten? Nachdem der intelligente, sittliche, vorsichtige und weise Mensch vergeblich die Kraft des Willens, die Autorität der Vernunft dem blinden, unsittlichen, unsinnigen Menschen, der sich empört, entgegengestellt hat, ruft er die Satire zu Hilfe; diese kann und muß in um so geistigerer und freierer Sphäre sich bewegen, als sie keine Zeugen hat, als sie unserem guten Namen nicht schadet und in der Meinung Anderer uns nicht zurücksetzt; denn sie wird nicht durch das Wort ausgedrückt; das spöttische Lächeln, welches sie auf den Lippen hervorruft, erstirbt im Augenblick seines Erstehens.

Es verhält sich mit einem spöttischen Gedanken, der das Toben der Leidenschaften plötzlich unterbricht, wie mit jenen schneidenden, eindringlichen, ironischen, geist- und witzvollen Bemerkungen, die ein geschickter Redner mitten in eine lärmende Versammlung schleudert. Die Wirkung ist dieselbe. Hat man nicht schon oft durch einen einzigen Blick die geistige Stimmung eines Menschen sich ändern sehen, der bereits auf dem Punkte gestanden ist, dem Einfluß einer losbrechenden Leidenschaft zu erliegen? Nun, was sagte denn dieser Blick? Es war eine Aufforderung, in die Schranken der Mäßigkeit zurückzukehren, den Ort, die Personen zu achten; eine freundschaftliche Erinnerung, eine feine Ironie, nichts Anderes vielleicht, als eine Einladung, wieder auf die Stimme des gesunden Menschenverstandes zu horchen. Die Leidenschaft ist in ihr Nichts zurückgefallen, wie der Schaum, wann die Wogen nicht mehr von den Winden gepeitscht werden. Warum wollten wir nicht diesen Einfluß, den wir auf Andere geltend machen, gegen uns selbst anwenden?

§. L. Beständige Kindheit des Menschen.

Wenig genügt, um den Menschen zu verführen; hinwiederum kann man auch in Wahrheit sagen, daß es oft wenig bedarf, ihn wieder auf den rechten Pfad zu führen.

Er ist mehr schwach als grundsätzlich so schlecht, daß er sich mit satanischer Hartnäckigkeit niemals vom Bösen entfernt, sobald er einmal Böses zu thun angefangen hat; im Gegentheil: das Gute wie das Böse ergreift und verläßt der Mensch mit äußerster Leichtigkeit. Ein Kind bis in sein Greisenalter, will er demungeachtet von der ernsten Seite angesehen werden und verbirgt sorgfältig unter einem ernsthaften Aeußeren seine ewige Kindheit, wiewohl er im Grunde sich für das achtet, was er werth ist, und über sich selbst erröthet. „Man ist kein Held in den Augen seines Kammerdieners." Das heißt: ein jeder Mensch verliert, in der Nähe gesehen, von seinem Zauber. Die menschlichen Tugenden verlangen

ein gewisses Perspektiv. Fügen wir noch hinzu, daß der Mensch sich besser kennt, als er gekannt wird; darum fühlt er sogar in seinen besten Jahren das Bedürfniß, sich selbst das Kindische seines Herzens zu verbergen.

Das Kind lacht, spielt, scherzt, und bald beklagt es sich, wird wüthend und weint, oft ohne zu wissen, warum. Das Kind steht unter dem Einfluß seines Organismus, des guten oder schlechten Zustandes seiner Gesundheit, des Windes, der Sonne, der vorübereilenden Wolke; mit dem Verschwinden dieser Einflüße ändert sich auch seine geistige Stimmung; den Augenblick, der verfließt, vergißt es; die Zukunft ist für es, wie wenn sie nicht wäre; es wird nur von dem Eindruck geleitet, den es gerade erfährt. Ist es nicht so auch mit dem ernsten, mit dem gesetzten, mit dem weisesten Menschen, wiewohl seine Launen andere Namen erhalten?

§. LI. Veränderung des Herrn Nicasio in wenigen Stunden.

Herr Nicasio ist ein Mann von vorgerücktem Alter, der ruhig und reif überlegt, viele Kenntnisse und Erfahrungen besitzt, endlich selten vom Eindruck des Augenblickes sich hinreißen und bestimmen läßt. Alles wägt er mit gesunder Vernunft ab; und er gibt nicht zu, daß irgend welche Leidenschaft auch nur den geringsten Einfluß auf dieses sein bedächtiges Urtheilen äußere. Man spricht mit ihm von einem höchst wichtigen Unternehmen, bezüglich dessen man auf seine praktische Weltkenntniß, besonders auf seine Einsicht in dergleichen Geschäften rechnet. Herr Nicasio ist in der Lage, einen Vorschlag zu machen; es liegt für ihn durchaus keine Schwierigkeit vor, dem Unternehmen beizutreten; ebenso wenig ist zu besorgen, daß er dabei einen Theil seines Vermögens auf's Spiel setzen werde. Er ist sicher, Nichts zu verlieren; sind auch Schwierigkeiten vorhanden, so begründen sie keinerlei Befürchtung; er weiß, auf welche Art sie entfernt werden können; treten auch mächtige Rivalen auf — auf Herrn Nicasio macht dieß keinen Eindruck. Andere Unternehmungen von wichtigerem Belang und größerem Risico hat er glücklich zu Ende geführt; Ge-

schäfte weit heiklerer Natur hat er durchzufechten gehabt; schon über mächtigere Rivalen hat er den Sieg zu erstreiten gewußt. Von diesem stolzen Bewußtsein erfüllt, äußert er sich über das Unternehmen schnell und gewandt, seine Geberden betheiligen sich in hohem Grade an seinen Worten, sein Blick nimmt einen höchst lebhaften Ausdruck an, seine Physiognomie wird ganz jugendlich, man möchte sagen, sie sei zum Frühling ihres fünfundzwanzigsten Lebensjahres zurückgekehrt, wenn nicht einige Silberfäden, die sich auf einer Seite aus seinem gefälschten Haare besonders stark hervordrängen, verrätherisch die Trophäen der Jahre anmeldeten.

Das Geschäft ist beschlossen; nur ist noch einiges Wenige in Richtigkeit zu bringen; zu diesem Zwecke wirst du zu einer zweiten Zusammenkunft gebeten. — „Morgen?“ „Nein, mein Herr, keinen Aufschub; die Thätigkeit des Herrn Nicasio duldet es nicht; es ist nöthig, mit Allem in's Reine zu kommen, und zwar heute Abend noch.“ — Herr Nicasio hat sich nach Hause begeben. Weder ihm, noch seiner Familie ist etwas Unangenehmes zugestoßen; auch in seinen sonstigen Tagsgeschäften ist keinerlei Störung eingetreten.

Die bezeichnete Stunde hat geschlagen; du triffst pünktlich ein und findest dich dem Heros von heute morgen gegenüber. Der Anzug des Herrn Nicasio ist etwas unordentlich in Folge einer erstickenden Hitze. Halb auf das Sopha hingestreckt, grüßt er dich liebevoll, aber schon mit den offenbaren Anzeichen einer ihm lästig fallenden Müdigkeit.

— Ich komme, um zu hören, Herr Nicasio, ob wir definitiv übereingekommen bleiben.

— Wir haben Zeit, zu sprechen . . . . entgegnet Herr Nicasio, und seine Physionomie legt sich mit Zeichen von Verdruß in Falten . . . .

— Da Sie mich auf heute Abend zu sich bestellt haben . . . .

— Ja, aber . . . .

— Wie Sie belieben wollen.

— Schon recht; aber es ist nöthig, die Sache noch einmal reiflich zu überlegen; was weiß ich! ....

— Daß sie ihre Schwierigkeiten hat, erkenne auch ich; aber da ich Sie heute morgen so lebhaft dafür eingenommen sah, so glaubte ich — ich gestehe es — den Weg schon ganz geebnet.

— Lebhaft eingenommen, ja ..... und ich bin es noch .... aber deßungeachtet dürfen wir nicht allzu rasch vorgehen. Schließlich werden wir noch davon reden, fügt er mit dem Ausdruck eines Mannes bei, der sich nicht bloßgestellt wissen möchte.

Herr Nicasio ist ein Anderer geworden; sein Ausdruck entspricht dem, was in seinem Inneren vorgeht. Nichts ist wahrzunehmen von der Kühnheit, von dem thätigen Eifer am Morgen; Nichts von den so leicht ausführbaren Projekten; damals wogen die Hindernisse leicht, jetzt sind sie beinahe unüberwindlich; die Rivalen bedeuteten Nichts, jetzt sind sie nicht mehr zu besiegen. Was ist geschehen? Hat man Herrn Nicasio andere Andeutungen und Kenntnisse von der Sache beigebracht? Er hat Niemanden gesehen. Hat er über das Geschäft nachgedacht? Er hat sich nicht mehr daran erinnert. Was ist denn seitdem geschehen, daß in seinem Geiste ein so schneller Wechsel eingetreten ist, der seine ganze Anschauungsweise geändert und so jämmerlich seine jugendliche Aufwallung abgekühlt hat? Nichts; die Erklärung dieser Erscheinung ist sehr einfach; suchet keine wichtigen Ursachen; diese sind sehr kleinlicher Natur. Erstlich ist es jetzt drückend heiß im Gegensatz zu der frischen, angenehmen Luft des Morgens; Herr Nicasio fühlt sich äußerst abgeschlagen; es ist schwül; der Himmel hüllt sich ein und droht mit einem Gewitter. Das Mittagsessen ist überdieß etwas schwer zu verdauen. Das Mittagsschläfchen ist sehr kurz und unruhig gewesen. Will man mehr wissen? Sind es nicht ziemlich gewichtige Beweggründe, um den Kopf eines ernsten Mannes zu verrücken und seine Meinungen zu ändern? Trotz seiner Einladung zu einer

Zusammenkunft wäre es doch Angesichts einer so unglücklichen Constellation besser gewesen, du hättest dich nicht in seine Wohnung begeben.

So ist der Mensch: die geringste Ursache bringt ihn aus den Fugen. In Folge der Vereinigung seines Geistes mit einem Leibe, der tausend verschiedene Eindrücke erfährt, welche leicht und schnell wie die Bewegungen einer Uhrspindel auf einander folgen, verfällt er nur zu häufig in jene Unbeständigkeit, die auf die Dinge die Veränderungen überträgt, die nur er allein in sich erfahren hat.

§. LII. Das Gefühl allein ist ein unsicherer Führer.

Das Gesagte beweist evident die Unmöglichkeit, das Betragen des Menschen durch das Gefühl allein zu leiten und zu regeln. Die Literatur unserer Zeit, welche es sich so wenig angelegen sein läßt, vernünftige und sittliche Ideen mitzutheilen, und die sich, wie es scheint, nur die Erregung von Gefühlen zur Aufgabe macht, vergißt die Natur des Menschen und veranlaßt somit ein Uebel von unermeßlicher Tragweite.

Die Seele dem Gefühl preisgeben, dem Gefühl ohne Gegengewicht, ohne Controle, heißt ein Schiff ohne Steuermann auf die empörten Wogen hinausschleudern; heißt die Unfehlbarkeit der Leidenschaften aussprechen; heißt zum Menschen sagen: „Horch' auf die Eingebungen des Instinktes und auf keine anderen; folge blind allen Bewegungen deines Herzens;" heißt den Menschen seines Erkenntnißvermögens, seines freien Willens berauben; heißt ihn in ein passives Werkzeug der Gefühle verwandeln.

„Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen," hat man gesagt; aber aus dem Herzen kommen auch die großen Irrthümer, die großen Thorheiten, die großen Verbrechen. Alles nimmt hier seinen Ursprung. Eine stolze Harfe gibt das Herz alle Akkorde wieder, von den fürchterlichen Trauertönen des Aufenthaltes des Todes und des Schreckens bis zu

den zartesten, süßesten Harmonien der himmlischen Regionen des Friedens und der Ruhe.

Der Mensch, der keinen anderen Führer als sein Herz hat, ist das Spiel der verschiedensten und häufig der widersprechendsten Neigungen. Eine leichte Feder inmitten einer Ebene, wo die Winde herrschen, wird nicht so sehr bald dahin bald dorthin verweht, als er: der Mensch geht, kommt, erhebt sich, und sinkt wieder herab ohne alle Ruhe und Unterbrechung. Zählet die Gefühle, die während einiger Stunden in seiner Seele aufeinander folgen: weniger zahlreich ist der Meeressand. Der Mensch geht plötzlich, ohne sich der Ursache bewußt zu sein, von der Sympathie zur Abstoßung, von der Liebe zum Haß über; jetzt ist er voll Muth und Eifer, im Augenblick darauf unentschlossen, niedergeschlagen, furchtsam. Wer kennt nicht den Einfluß, den auf ihn das Alter, die Zeit, die Standesveränderung, der Wechsel seiner socialen Stellung ꝛc. ausüben? Alles, was sein Erkenntnißvermögen oder seinen Organismus, auf welche Weise es auch sei, afficirt, ändert zu gleicher Zeit seine Gesinnung. Daher kommt die Unbeständigkeit Derjenigen, welche sich ihren Leidenschaften hingeben; daher jene Beweglichkeit der mit zu großer Empfindsamkeit begabten Menschen, die über sich selbst zu wachen, muthig gegen sich zu kämpfen und sich zu beherrschen nicht verstehen.

Die Leidenschaften sind dem Menschen gegeben worden als Reizmittel, als Kräfte, die zur Thätigkeit anspornen, aber nicht um sein Erkenntnißvermögen aufzuklären oder sein Verhalten zu regeln. Man sagt oft: „Das Herz täuscht nicht." Beklagenswerther Irrthum! Was ist denn das Leben? Ein Gewebe von Täuschungen, von unserem Herzen gesponnen. Wenn wir auch bisweilen, den Einflüsterungen des Gefühls preisgegeben, die Wahrheit gefunden haben, wie viel häufiger führen uns diese Eingebungen irre! Weißt du, warum man dem Herzen einen so sicheren Instinkt zuschreibt? Weil seine geringsten Erfolge, gerade wegen ihrer Seltenheit, das Vorrecht genießen, unsere Bewunderung im höchsten Grad zu

erregen; weil wir mit Erstaunen sehen, wie es inmitten seiner Blindheit die Wahrheit findet, während wir es so oft auf einem ganz anderen Wege angetroffen haben. Die Ausnahme blendet uns; wir vergessen die Schattenseiten des Herzens und bewundern es wegen einer Unterscheidungsgabe, die es nicht hat und nicht haben kann.

Der Moral das Gefühl zur Grundlage geben, heißt auf beweglichen Sand bauen; seinen Wandel nach den Eingebungen des Gefühls regeln, heißt sich dazu verurtheilen, auf's Gerathewohl und oft auf schlechten Wegen zu gehen. Die französische Literatur zu unserer Zeit vergöttert die Leidenschaften; dieser Sensualismus ist eine ernste Gefahr. Was sind in der That die vergötterten Leidenschaften Anderes, als Thorheit, Unsittlichkeit, Corruption? Das Unglück und das Verbrechen sind beinahe immer die bitteren Früchte dieses verfluchten Baumes.

§. LIII. Man darf nicht einzig und allein den Eingebungen der Empfindungen folgen, sondern man muß die Moral und die Vernunft zu Hilfe rufen.

In den materiellen Fragen, die das Nützliche zum Gegenstand haben, wie in den moralischen und Gewissensfragen soll sich der Mensch nicht durch Eindrücke, sondern durch sichere und unveränderliche Regeln bestimmen lassen; in seinen moralischen Handlungen durch die ewigen Grundsätze der Wahrheit, in seinen materiellen Interessen durch die Rathschläge einer gesunden und vorsichtigen Vernunft. Der Mensch ist nicht ein Gott, in dem Alles deßhalb vollkommen und heilig wäre, weil es sich in ihm findet. Die Eindrücke, die er in sich erfährt, stehen oft im schroffen Gegensatz zu den ewigen Gesetzen. Was gerecht ist, hört nicht auf, es zu sein, wenn es ihm auch mißfällt; eine Ungerechtigkeit hört nicht auf, eine Ungerechtigkeit zu sein, wiewohl er sie billigt. Der unversönliche Mensch, der sich rächt, empfindet ein wildes Vergnügen, wenn er den Dolch in die Eingeweide seines Feindes stößt, und seine Handlung ist nichts desto weniger ein Verbrechen. Der Engel christ-

licher Liebe, der unter dem schönen Namen Schwester am Kopfkissen des Kranken wacht, ihn unterstützt und tröstet, empfindet oft den größten Ekel, und sein Thun ist dennoch eine heldenmüthige Handlung der Tugend.

Sogar außerhalb der moralischen Ordnung muß man die Dinge nicht nach ihrem Einfluß auf uns, sondern nach dem würdigen und beurtheilen, was sie in der Wirklichkeit sind. Die Wahrheit ist nicht wesentlich in unseren Eindrücken, sondern in den Dingen. Stimmen unsere Eindrücke nicht mit den Dingen überein, so täuschen sie uns und führen uns irre: die wirkliche Welt gleicht nicht der Welt der Dichter und Romanschreiber. Wir sollen sie so sehen, wie sie ist, und unser Verhalten nach dieser Anschauung regeln. Keine eitlen Träumereien: die Welt ist kein überirdisches, luftiges Phantasiegebilde; sie steht auf festem Boden, ist praktisch und positiv: das ist ihr wahres Bild.

§. LIV. Das an sich gute, aber durch Uebertreibung verschlechterte Gefühl.

Die Religion sucht die Gefühle nicht zu zerstören: sie mäßigt und leitet sie. Die Klugheit weist nicht die Hilfe der Leidenschaften zurück; sie hütet sich bloß, ihnen die Herrschaft einzuräumen. Die Harmonie entsteht im Herzen nicht durch den absoluten Aufschwung, nicht durch die gleichzeitige Entwicklung seiner Neigungen, sondern dadurch, daß sie in den gehörigen Schranken gehalten werden. Nicht allein in unseren übrigen Leidenschaften werden wir die eine oder andere finden, die den in uns gerade thätigen Gefühlen das Gegengewicht hält, sondern in der Vernunft und in der Moral findet sich dieses Gegengewicht ganz besonders vor. Der Kampf der guten Neigungen mit den bösen hört selbst auf, heilsam zu wirken, wann nicht die Vernunft diesen Kampf leitet; die Neigungen sind nur insofern gut, als die Vernunft dieselben mäßigt: sich selbst überlassen arten sie aus und werden schlecht.

Ein tapferer Krieger soll einen gefährlichen Posten vertheidigen; die Gefahr wächst von Augenblick zu Augenblick; um ihn her fallen seine Gefährten unter den Kartätschen, wie die Aehren unter der Sichel des Schnitters; die Feinde nähern sich; der Widerstand ist unmöglich, und man kann sich nicht in geschlossener Ordnung zurückziehen. Die Entmuthigung will schon im Herzen des wackern Kriegers Platz greifen: „Warum ohne Nutzen für eine Sache sterben? „Fordern Zucht und Ehre ein vergebliches Opfer? Wäre „es nicht besser, seinen Posten zu verlassen und sich beim „Feldherrn auf das gebieterische Gesetz der Nothwendigkeit zu „berufen? — Nein, nein! es ist Feigheit, die sich mit dem „Namen Klugheit bemäntelt! Was würden deine Freunde „sagen? Zwischen Tod und Schande den Tod! ohne Zaudern den Tod!"

Kann man diese Gedanken tadeln, durch die ein Soldat seinen Muth gegen die Versuchungen der Furcht gekräftigt hat? Und diese Liebe zur Ehre, dieser Abscheu vor der Schande, die der Feigheit folgt — ist dieß nicht auch ein Gefühl? Ja, und zwar ein edles, großherziges Gefühl, dessen überwiegender Einfluß der Wagschale auf Seite der Pflicht den Ausschlag gegeben hat. Unter dem Sausen der Kartätschen, unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geschrei der Feinde, unter den Klagetönen der Verwundeten hat der Wackere einen Augenblick gezaudert. Seine Vernunft, sich selbst überlassen, würde vielleicht erlegen sein; aber er hat eine Leidenschaft zu Hilfe gerufen, die mächtiger war, als die Furcht vor dem Tod, — das Ehrgefühl, und die Vernunft hat gesiegt: die nach einem rechtlichen Ziel hingelenkte Leidenschaft hat ein glückliches Resultat hervorgebracht.

Der Augenblick, sich in geschlossener Ordnung zurückzuziehen, ist gekommen; der Officier erreicht sein Armeecorps, nachdem er fast alle seine Soldaten verloren hat. „Wir „glaubten Sie „todt!" sagt zu ihm scherzend ein Waffengefährte; „aber Sie werden eben hinter einer Brustwehr Schutz ge-

„funden haben." Der Officier hält sich für beschimpft; er verlangt Genugthuung, und wenige Augenblicke darauf hat der unkluge Spötter zu leben aufgehört. Dasselbe Gefühl, das kurz vorher eine Heldenthat erzeugt hat, ruft einen Mord hervor. Die Ehre, die Furcht, der Feigheit angeklagt zu werden, haben einen Menschen bis zur Verachtung des Lebens geführt: die Ehre, die Furcht, der Feigheit beschuldigt zu werden, haben die Hände dieses Menschen mit dem Blut eines Freundes geröthet. Die von der Vernunft geregelte, beherrschte Leidenschaft hatte sich zum Heldenmuth gesteigert: ihrem blinden Ungestüm preisgegeben hat sie sich zum Verbrechen erniedrigt.

Der Wetteifer kämpft mit Vortheil gegen die Trägheit, gegen die Verwahrlosung seiner selbst, gegen alle Neigungen, die der Entwicklung unserer Fähigkeiten entgegenwirken. Mit Hilfe dieses Gefühls eifert der Lehrer seine Schüler an, bekämpft der Familienvater die bösen Neigungen seines Sohnes, begeistert ein Feldherr seine Truppen zu der größten Standhaftigkeit und Tapferkeit. Der Wunsch einer gesetzlichen Beförderung, die Liebe zum Erfolg und zur Pflicht, die Furcht vor Vorwürfen, die Schande, sich von denjenigen überflügelt zu sehen, die man hätte besiegen können, alle diese verschiedenen Gestalten des Wetteifers haben Nichts, was man nicht zugestehen könnte: sie ebnen die Schwierigkeiten auf dem Wege zum Guten; wir verdanken ihnen oft erhabene Eingebungen, oft unsere schönsten Tugenden.

Und dennoch verwandelt sich dieses Gefühl, welches die Seele stärkt und, so zu sagen, über sie selbst erhebt, in ein an ihr nagendes Gift, wann es in's Maßlose ausartet. Der Wetteifer weicht dem Neide: das Gefühl ist im Grunde dasselbe, aber es wird übertrieben. Der rechtliche Wunsch, sich emporzuschwingen, hat sich in einen verzehrenden Durst nach Erfolg verkehrt; der Kummer, sich überragt zu sehen, ist in einen tödtlichen Groll gegen die Sieger ausgeartet. Was edler Wetteifer gewesen, ist nunmehr in tolle Wuth

umgeschlagen; hat einem stechenden Kummer Platz gemacht, der weniger wegen des eigenen Mißgeschicks, als wegen des Triumphes Anderer empfunden wird; ist einem tiefen Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler gewichen; ist zur heißen Begierde entbrannt, dessen Verdienst herabzusetzen; hat sich in bittere Verläumdung, in falschen und boshaften Hohn verwandelt, unter welchem man den schlecht verhohlenen Haß entdeckt, und äußert sich in einem sardonischen Lächeln, dem es nicht gelingt, die Qualen der Seele zu verbergen.

Was ist der Vernunft angemessener, als das Gefühl der persönlichen Würde? Dieses Gefühl empört sich gegen die Einflüsterungen niedriger Leidenschaften; ruft im Namen der Ehre den Menschen zur Pflicht zurück; lehrt in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens dem Menschen, der ein Herz besitzt, das passende Verhalten; erfüllt mit Majestät die Züge des Beamten, der das Urtheil der Gerechtigkeit fällt; verleiht dem Antlitz des Priesters die erhabene Salbung, den heiligen Ernst; leuchtet im Feuerblick des großen Feldherrn in seiner entschlossenen, beherzten, imponirenden Stellung. Dieses Gefühl gestattet weder dem Glück die ungeregelte Freude, noch dem Unglück die feige Niedergeschlagenheit; drückt ein Siegel auf die Lippen, oder öffnet sie für ein ehrenhaftes und festes Wort; zieht die zarte Linie zwischen der Leutseligkeit und der übermäßigen Vertraulichkeit, zwischen der freimüthigen Rede und der unüberlegten Plauderhaftigkeit, zwischem dem von Natur offenen Charakter und der Ausartung in Grobheit; kräftigt endlich den Menschen, ohne ihn hart zu machen, und lehrt ihm Sanftmuth ohne Schwäche, Beugsamkeit ohne Unbeständigkeit, Standhaftigkeit ohne Starrsinn. Aber gerade dieses Gefühl wird, wann man es übertreibt, wann es aufhört, von der Vernunft geregelt, geleitet zu werden, zum Stolz, der das Herz aufbläht und den Menschen lehrt, die Stirne hoch zu tragen; der dem Gesicht einen herausfordernden Charakter, dem Benehmen eine eben so erbitternde, als lächerliche Ziererei verleiht; der voll Eigendünkel sich Schwierigkeiten schafft und den Erfolg unmöglich

macht; welcher der Vater aller Laster ist; welcher Haß und Verachtung hervorruft; der den Menschen Andern und oft sich selbst unerträglich macht.

Gibt es ein vernünftigeres Gefühl, als dasjenige, welches uns antreibt, uns den nothwendigen Unterhalt zu sichern, den Wohlstand Derjenigen zu begründen, die uns theuer sind, und welche die Pflicht unserer Sorgfalt anvertraut? Dieses Gefühl beugt der Verschwendung, der Ausschweifung vor, lehrt Nüchternheit, Mäßigkeit in den Wünschen, begünstigt die Neigung zur Arbeit. Zum Uebermaß gesteigert, legt dieses selbe Gefühl Entbehrungen auf, die Gott weder verlangt, noch wohlgefällig aufnimmt; flößt eine strafbare Verwahrlosung der Gesundheit ein; räth, die Verwandten in ihren Krankheiten zu verlassen, drückt die Familie mit Entbehrungen; verschließt das Herz der Freundschaft; macht gegen jegliches Unglück gefühllos; quält den Geist mit Argwohn, mit blinder Furcht; verlängert die Nachtwachen, erzeugt Schlaflosigkeit und verfolgt mit Traumbildern die kurzen Augenblicke des Schlafes: in Schweiß gebadet erwacht der Geizhals; der Schrecken, der in seine Seele eingezogen ist, hält ihm die Augen offen, die in die rings umher ausgegossene Finsterniß angstvoll hinausstarren.

Die Tugend endigt da, wo das Uebermaß beginnt. Die besten Gefühle werden durch Uebertreibung schlecht; das Gefühl allein ist ein unsicherer und oft gefährlicher Führer. Es ist Sache der Vernunft, das Gefühl nach den ewigen Principien der Moral zu leiten; es zum Guten und Nützlichen zu führen. Der Mensch kann sich nicht sorgfältig genug erforschen. Er darf keine Anstrengung scheuen, um das Kriterium zu erlangen, das die praktische Wahrheit lehrt, die Wahrheit, die alle Handlungen des Lebens überwachen muß. Auf's Gerathewohl fortgehen, sich den Eingebungen des Herzens blind hingeben, heißt sich allen Gefahren, jeder schmachvollen Verirrung aussetzen; heißt sich von einem Irrthum in den anderen verlieren, bis man in den Abgrund gestürzt ist, aus welchem der gefallene Mensch nicht wieder herauskommt; denn der Schwindel ist aus seinem

Herzen in seine Vernunft übergegangen; der Mensch ist von nun an ein um so elenderes Geschöpf, als er seine Wunden nicht mehr sieht, nicht mehr zählt, nicht mehr fühlt.

§. LV. Nutzen des Wissens in Bezug auf das praktische Leben.

Bezüglich der den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfenen Gegenstände, das heißt der Materie, ist es klar, daß die Kenntniß dieser Gesetze wenigstens von großem Nutzen sein muß, wenn sie auch nicht immer unumgänglich nothwendig ist. Die Theorie für unnütz ansehen, nur das Praktische achten, heißt sich eines mächtigen Mittels berauben, fortzuschreiten. Die Wissenschaft, wann sie diesen Namen verdient, nimmt sich vor, die Gesetze zu entdecken, welche die Natur regieren. Die Mitwirkung der Wissenschaft kann und muß also in allen Dingen von entscheidender Wichtigkeit sein.

Sehet, was seit drei Jahrhunderten in Europa vorgegangen ist, seitdem man die Mathematik und die Naturwissenschaften ernstlicher betreibt: die Künste haben erstaunliche Fortschritte gemacht; jeder Tag ist, so zu sagen, mit den geistvollsten Entdeckungen bezeichnet. Und, was sind die Entdeckungen Anderes, als eben soviele Anwendungen der Wissenschaft?

Die Geschäftsfertigkeit, welche der Theorie die Augen verschließt und sie verschmäht, verräth demnach einen unverständigen Stolz, den die Unwissenheit geboren hat. Besonders durch die Vernunft unterscheidet sich der Mensch von dem Thier. Sich, selbst in den einfachsten Handlungen, der Einsicht der Vernunft berauben, heißt sich gegen die Güte des Schöpfers undankbar beweisen. Warum ist uns dieses Licht gegeben worden? Wenn man der Wissenschaft so große Entdeckungen verdankt, warum sollten wir sie nicht zu Rathe ziehen? warum wollen wir sie nicht bitten, uns im praktischen Leben zu leiten?

Offenbar ist Spanien noch zurück in Bezug auf Entwicklung materieller Interessen, Dank der Nachlässigkeit, mit der man lange Zeit hindurch die naturhistorischen und exacten

Wissenschaften betrieben hat; vergleichen wir uns mit den Nationen, die nicht in diesen Fehler verfallen sind, so werden wir den Unterschied mit Händen greifen können. Wahr ist es, daß es in den Wissenschaften einen rein speculativen Theil gibt, der schwerlich zu praktischen Resultaten führt; indeß darf man nicht vergessen, daß selbst dieser scheinbar unnütze und überflüssige Theil oftmals in Verbindung mit anderen Theilen steht, die unmittelbar in das Gebiet der praktischen Künste hinüberreichen. Deßhalb ist dieser Mangel an Nutzen nur scheinbar; denn im Verlauf der Zeit kommt man auf Consequenzen, die man nicht beachtet hatte.

Wir könnten zahllose Beispiele zur Begründung dieser Wahrheit anführen. Nichts ist scheinbar speculativer und unfruchtbarer, als die Kettenbrüche; und dennoch gelang es Huyghens, mit ihrer Hilfe die Dimensionen der gezahnten Räder in der Construction seiner Planetenmaschine zu bestimmen.

Die praktische Thätigkeit ohne Theorie erstarrt oder schreitet nur äußert langsam vorwärts; aber auch die Theorie ohne praktische Anwendung bleibt unfruchtbar. Ohne die Hilfe der Beobachtung gewinnt die Theorie keinen festen Halt; die Beobachtung aber beruht auf der praktischen Anwendung. Was würde aus der Wissenschaft des Landbaues ohne die Erfahrung des Landmannes?

Man bereite sich also auf die Ausübung jedweder Kunst durch das Studium der Principien der Wissenschaft vor, auf welchen diese Kunst beruht. Die Tischler und die Maschinisten würden ohne Zweifel geschicktere Meister werden, wenn sie die Elemente der Geometrie und der Mechanik besäßen; die Lakirer, Färber und ähnliche Gewerbsleute würden in den Arbeiten ihres Berufes nicht so lange mühsam herumsuchen, wenn sie chemische Kenntnisse besäßen. Wenn ein großer Theil der Zeit, welche man in der Schule und im Hause mit zwecklosen Studien auf jämmerliche Weise vergeudet, auf Erlangung derjenigen Kenntnisse verwendet würde, welche zu dem künftigen

Berufskreis vorbereiten, so würden die Individuen, die Familien und die Gesellschaft sicherlich größeren Nutzen aus ihren vielfachen Bemühungen und kostspieligen Opfern ziehen.

Es ist gut, wenn ein junger Mensch literarisch gebildet ist; aber was wird ihm eine brillante Stelle aus Walter Scott oder aus Victor Hugo nützen, wenn er, an die Spitze eines Unternehmens gestellt, von den Mängeln einer Maschine, den Vortheilen oder Nachtheilen eines Verfahrens Einsicht nehmen soll? Wird wohl der Baukünstler, der Ingenieur aus politischen Studien gelernt haben, ein geschmackvolles und festes Gebäude zu errichten, das dem Dienste, wozu es bestimmt ist, und dem guten Geschmack entspricht? den Plan einer Strasse oder eines Kanals aufzunehmen, Bauten mit Einsicht zu leiten, einen Damm aufzuführen, eine Brücke über einen Fluß zu schlagen?

§. LVI. Hindernisse, die dem Streben nach allseitiger Bildung entgegenwirken.

Die Wissenschaft wird langsam, mühevoll erworben, und das Leben ist kurz. Indeß zersplittert der Mensch seine Fähigkeiten dadurch, daß er sich mit tausend verschiedenen Gegenständen beschäftigt und auf diese Weise zugleich seiner Eitelkeit und seiner Trägheit schmeichelt; er schmeichelt seiner Eitelkeit, weil diese scheinbar allseitige Bildung ihm einen gewissen Glanz verleiht und ihm den Ruf eines Menschen verschafft, der viel Wissen besitzt; er schmeichelt seiner Trägheit, weil es viel schwieriger, mühsamer ist, bei einer Wissenschaft stehen zu bleiben, sie gründlich zu studiren, sie ganz zu umfassen, als einige allgemeine und unbestimmte Begriffe über alle Zweige menschlicher Kenntnisse zu erlangen.

Man würdigt täglich in der Industrie den Nutzen der Theilung der Arbeit, und man will nicht einsehen, daß dieses Princip auf die Wissenschaft gleichfalls anwendbar ist. Die Menschen, die mit glücklichen Anlagen für alle Dinge geboren sind, sind sehr selten. Manche, die sich glänzend aus-

zeichnen könnten, wenn sie sich mit gewissen Studien besonders oder selbst ausschließlich beschäftigen würden, machen sich unbrauchbar durch das erkünstelte Streben nach allseitiger Bildung. So verzehren sich fruchtlos Kräfte, die mit Einsicht angewandt, große Dienste der Gesellschaft leisten könnten. Vaucanson und Watt haben in der Mechanik Erstaunliches geleistet; sie würden ohne Zweifel mittelmäßig in den schönen Künsten oder in der Poesie geblieben sein. La Fontaine hat sich durch seine Fabeln unsterblich gemacht; man kennt seine Unfähigkeit im Geschäftsleben.

Es ist jedoch wahr, daß die erworbenen Kenntnisse gleichsam Stufen sind, auf welchen man zu neuen Kenntnissen aufsteigt, und daß das Licht, welches von einer Wissenschaft zur anderen hinüberleuchtet, die Anstrengungen des Erkenntnißvermögens erleichtert, indem ihm dadurch neue Gesichtskreise eröffnet werden. Die verschiedenen Theile der Wissenschaft gleichen einer Kette, deren Ringe ihrer Verschiedenheit ungeachtet ein harmonisches und vollständiges Ganzes bilden. Aber wenige Menschen sind fähig, diese zerstreuten Ringe zu sammeln, die ganze Kette zu durchlaufen, und ich bestehe auf meiner Behauptung, daß die große Zahl unter ihnen ihren Anstrengungen engere Kreise ziehen, sie concentriren müsse.

Also in den Wissenschaften, wie in den Künsten, ist es vor Allem wichtig, nach seinem besonderen Geschick eine bestimmte Laufbahn zu wählen, nach getroffener Wahl darin zu bleiben und seinem Berufe sich ganz besonders oder selbst ausschließlich zu widmen.

Die Vervielfältigung der Bildungsmittel, Bücher, Zeitungen, Handbücher, Encyklopädieen, vermehrt nur die Unwissenheit, indem man dadurch eingeladen wird, Alles oberflächlich zu berühren. Unser Reichthum, ein Geschenk der Jahrhunderte, die ihren Ruhm der Arbeit verdankt haben, ist eine Klippe geworden, statt ein Vortheil zu sein. Viele Geister verlieren an Tiefe, was sie an Umfang gewinnen. Wie viele falsche

Gelehrten gefallen sich in ihrer allseitigen Wissenschaft, während in der Wirklichkeit nur ihr Eigendünkel und ihre Unwissenheit allseitig sind!

Eine Wissenschaft, eine einzige, die man vollständig und gründlich erfassen will, erfordert den ganzen Menschen. Ebenso verhält es sich mit jedem Stande. Wenn man diese Wahrheit vergißt, so reiben sich die ordnungslos zerstreuten Geisteskräfte ohne Resultat auf; so wird in einer schlecht construirten Maschine die bewegende Kraft durch den Mangel an Concentration, durch die unrichtig angebrachten Triebfedern, die jene Kraft an jeden Theil des Mechanismus abgeben sollen, gelähmt.

Man frägt sich um die Ursache der traurigen Unfruchtbarkeit der geistigen Bewegung unserer Zeit trotz der immer wachsenden Thätigkeit der Geister. Vielleicht können uns die Bemerkungen, welche wir so eben gegeben haben, darüber aufklären. Die allzu vereinzelten, in's Unendliche getheilten Kräfte zersplittern und verlieren sich, weil ihnen eine bestimmte Richtung abgeht; die Geister schreiten ohne Ziel, auf's Gerathewohl fort. Mancher hat mit Erfolg eine Laufbahn verfolgt; er verläßt sie, um eine neue einzuschlagen, die ihm größere Vortheile darzubieten scheint, oder die seiner Eitelkeit schmeichelt. Die Verwirrung ist überall; Niemand weiß oder wünscht an seinem Platz zu bleiben. Der Advocat will Diplomatiker, der Krieger Politiker sein; der Banquier will den Staat regieren; der Richter wird Oekonomist ꝛc. Der Schwindel der Ideen und des Ehrgeizes greift mit jedem Tage weiter um sich, und alle Fortschritte sind gehemmt.

§. LVII. Die Willenskraft.

Einen großen Theil seiner Kräfte läßt der Mensch beinahe immer unthätig. Das wunderbare Geheimniß, eine bedeutendere Wirksamkeit zu entfalten, besteht eben darin, daß man, so zu sagen, den geistigen Boden nicht brach liegen läßt, sondern reichlich auszubeuten versteht. Um sich von dieser Wahrheit zu

überzeugen, braucht man nur zu betrachten, wie sehr sich die Kräfte des Menschen vermehren, der sich in Gefahr befindet. Das Erkenntnißvermögen wächst an Stärke; es erlangt eine wunderbare Scharfsinnigkeit, Klarheit und Bestimmtheit; das Herz erweitert sich; Nichts schreckt seine Kühnheit zurück; der Körper selbst erhält mehr Frische und Kraft. Und warum? werden vielleicht neue Fähigkeiten im Menschen geschaffen? Nein, sondern Fähigkeiten, welche geschlummert haben, erwachen. Da, wo Alles in tiefer Ruhe gelegen ist, geräth Alles in Bewegung, strebt Alles nach einem bestimmten Ziel. Der Wille, von der Gefahr angespornt, entfaltet sich in seiner ganzen Stärke; mit gebieterischer Macht befiehlt er allen Fähigkeiten zur gemeinsamen Handlung mitzuwirken; er leiht ihnen seine Energie, seine Entschiedenheit. Der Mensch erstaunt sich so umgewandelt zu fühlen; und was er unlängst nicht einmal zu träumen gewagt hätte, was gestern noch unmöglich gewesen, wird am darauffolgenden Tage zur vollendeten Handlung.

Was in den äußersten Umständen und unter der Herrschaft der Nothwendigkeit geschieht, lehrt uns, was wir in den gewöhnlichen Dingen des Lebens vermögen. Um Etwas durchzusetzen, muß man wollen, aber entschieden, unerschütterlich wollen; der Wille muß geradezu auf's Ziel losgehen, ohne sich von Hindernissen oder Anstrengungen abschrecken zu lassen. Wir glauben, einen Willen zu haben, es ist dieß aber nur ein leeres Schattenbild von Wille. Wir möchten, aber wir wollen nicht. Wir möchten, wenn wir uns nicht von unserer Trägheit loswinden, gewissen Gefahren trotzen, gewisse Schwierigkeiten überwinden müßten; der Zweck scheint uns so großer Mühe nicht werth zu sein; wir entfalten in trägem und weichlichem Halbwollen unsere Fähigkeiten und sinken mitten auf dem Wege in unsere Ohnmacht zurück.

§. LVIII. Festigkeit des Willens.

Festigkeit des Willens! Sie sichert den Erfolg in schwierigen Unternehmungen; durch diese Eigenschaft herrschen wir über uns selbst, was die erste Bedingung ist, wenn wir über die Dinge herrschen wollen. Es sind zwei Menschen in uns; der eine ist intelligent, thätig, erhaben in seinen Gedanken, edel in seinen Wünschen, den Gesetzen der Vernunft unterworfen, voll Kühnheit und Edelsinn; der andere ist ohne Geist, ohne Schwungkraft, wagt weder sein Haupt noch sein Herz über den Staub zu erheben und liegt ganz im Instinct, in den materiellen Interessen begraben. Dieser ist ein fühlendes, genießendes, vorübergehendes Wesen; er erinnert sich weder an gestern, noch denkt er an morgen; die gegenwärtige Stunde, der gegenwärtige Genuß, das ist sein Glück; alles Uebrige ist Nichts. Jener im Gegentheil horcht wißbegierig auf die Lehren der Vergangenheit; er versteht es, in die Zukunft zu sehen; er hat andere Interessen, als die des Moments; er schließt nicht in den engen Kreis, den man Leben nennt, den Aufschwung seiner unsterblichen Seele ein. Er weiß, daß der Mensch ein nach dem Bilde Gottes geschaffenes Wesen ist; er hebt Stirn und Herz zum Himmel empor; er kennt seine Würde, er ist von seinem erhabenen Ursprung und seiner edlen Bestimmung durchdrungen, er schwebt über der Region der Sinne. Was soll ich noch sagen? dem Genuß zieht er die Pflicht vor.

Es gibt keinen wahren und dauerhaften Fortschritt, wenn man in sich nicht den besseren Menschen frei macht und ihm den niedrigen Menschen unterwirft. Derjenige, der über sich selbst herrscht, beherrscht leicht die Umstände. Ein fester und beharrlicher Wille unterwirft sich, abgesehen von anderen Eigenschaften, die schwächeren Willenskräfte, und macht natürlich und ohne alle Anstrengung seine Ueberlegenheit geltend.

Die Hartnäckigkeit ist ein sehr bedenklicher Fehler, da sich

unser Ohr den Rathschlägen verschließt; da sie uns an unsere Gefühle, an unsere Gedanken, an unsere Entschlüsse fesselt, ohne Rücksicht auf Klugheit oder Gerechtigkeit zu nehmen. Vor diesem Fehler müssen wir uns sorgfältig hüten; denn er ist ein Gewächs, das im Stolze wurzelt und, von ihm beständig genährt, gar bald den Boden der Seele in üppiger Fülle überwuchert. Indeß sind die Gefahren der Hartnäckigkeit doch minder groß, als die der Unbeständigkeit: wenn die eine uns blind macht, indem sie unsere Fähigkeiten auf einen einzigen Punkt, bisweilen auf einen Irrthum concentrirt, entkräftet die andere diese Fähigkeiten, sei es, indem sie dieselben unthätig läßt, sei es, indem sie dieselben mit einer gewissen unruhigen Beweglichkeit auf tausend verschiedene Gegenstände hinleitet. Die Unbeständigkeit macht uns unfähig, ein Unternehmen zu beendigen; sie sammelt die Frucht, noch ehe sie reif ist; sie weicht vor den geringsten Hindernissen zurück: eine leichte Anstrengung, eine leichte Gefahr flößen ihr Furcht ein; sie gibt uns allen Leidenschaften, allen Ereignissen, jedem Menschen preis, in dessen Interesse es liegt, uns zu beherrschen; endlich macht sie uns gegen die Rathschläge der Gerechtigkeit, der Vernunft und der Pflicht taub.

Wollet ihr einen ausdauernden, festen Willen erlangen und euch gegen die Unbeständigkeit schützen? Bildet in euch unerschütterliche Ueberzeugungen, entwerfet euch einen Lebensplan und gebet dem Zufall Nichts preis, was ihr ihm entziehen könnet. Die Ereignisse, die Umstände, euer kurzsichtiger und beinahe immer getäuschter Blick in die Zukunft werden euch oft zwingen, die Pläne zu ändern, die ihr gefaßt habt; gleichviel! das darf euch nicht hindern, neue zu entwerfen; das berechtigt euch nicht, von dem Lauf der Dinge euch blindlings fortreißen und vom Zufall leiten zu lassen. Haben wir nicht die Vernunft als Führerin und als Stütze erhalten?

Zum Voraus sich seine Lebenslinie zeichnen, nur mit Vorbedacht handeln, ist das untrügliche Merkmal der Ueberlegenheit über die große Masse, welche der Zufall leitet. Der

Mensch, welcher nach diesen Principien seinen Wandel einrichtet, wird, ich wage es zu behaupten, der Erste unter seines Gleichen werden, ohne daß er, so zu sagen, einen Anspruch darauf zu erheben braucht. Die Anderen werden sich von selbst unter seine Befehle beugen. Niemand wird ihm sein Königthum streitig machen; und wenn er Feinde hat, wird er ihnen ohne Mühe widerstehen; ihre Pfeile werden ohnmächtig zu seinen Füßen niederfallen.

Ein ruhiges Gewissen, ein fester Wille, ein gut gefaßter Plan, das sind die Mittel, welche schwierige Unternehmungen zu einem guten Endziel führen. Alles dieß verlangt von uns einige Opfer, ich gebe es zu; alles dieß setzt eine innere energische und ausdauernde Arbeit voraus; man muß zuerst sich selbst besiegen; aber in der geistigen und moralischen, wie in der physischen Ordnung, in den zeitlichen, wie in den ewigen Dingen verdient und erlangt Der allein die Krone, der den Anstrengungen und Gefahren des Kampfes zu trotzen weiß.

§. LIX. Festigkeit, Energie, Ungestüm.

Ein fester Wille, ein energischer Wille, ein ungestümer Wille sind nicht Eines und Dasselbe. Der erste unterscheidet sich vom zweiten, und noch mehr vom dritten, der hinwiederum von den beiden anderen verschieden ist.

Da alle drei unter sich verschieden und von einander unabhängig sind, so ist es nicht einmal selten, daß sich diese besonderen Willensäußerungen ausschließen. Der Ungestüm ist eine Anwandlung von Leidenschaft, eine Convulsion des von der Leidenschaft fortgerissenen Willens und, so zu sagen, die Leidenschaft selbst. Eine augenblickliche Anwandlung begründet noch nicht die Energie: diese setzt Kraft mit einer gewissen Dauer voraus. Der Ungestüm ist gewissermaßen eine Explosion; der Schuß geht los, aber der fortgeschleuderte Körper fällt in kurzer Entfernung nieder. Es ist gleichfalls eine ge-

wisse Explosion in der Energie, mit weniger Geräusch vielleicht, aber der Pfeil fliegt weiter.

Die Festigkeit erfordert weder Ungestüm, noch Energie, und bisweilen weist sie beide zurück; aber sie läßt die Leidenschaft zu, sie verlangt sie sogar fast immer, jedoch die zuverlässige, in jeder Richtung geordnete, geregelte Leidenschaft. Der Ungestüm durchbricht in einem Augenblick alle Hindernisse oder wird gebrochen; die Energie setzt den Kampf länger fort, aber sie wird ebenfalls nach gewissen Anstrengungen gebrochen. Die Festigkeit entfernt die Schwierigkeiten, wenn es ihr möglich ist; sie vermeidet, umgeht sie. Kann sie indeß dieselben weder vermeiden noch umgehen, so hält sie inne und wartet.

Man darf jedoch nicht glauben, daß in gewissen Fällen der feste Wille nicht energisch, ungestüm werden könne. Wenn man lange Geduld gehabt hat, wird man endlich gereizt. Ein äußerster Entschluß ist um so furchtbarer, je länger er vorbedacht gewesen ist. Die scheinbar kaltblütigen Menschen, in deren Innerm jedoch ein niedergehaltenes Feuer fortglimmt, sind schrecklich, wann der verhängnißvolle Augenblick kömmt und wann sie sagen: „Wohlan, es ist Zeit!" Ihre flammensprühenden Blicke hängen an ihrer Beute; schnell und unwiderstehlich, wie der Blitz, stürzen sie sich auf dieselbe.

Die moralischen Kräfte sind wie die physischen: man muß sie nicht in jedem Augenblick gebrauchen. Derjenige, welcher behutsam damit umzugehen und sie zu schonen versteht, findet sie zur rechten Zeit um so mächtiger: die stärksten Willenskräfte sind nicht diejenigen, welche alle Augenblicke an jede Sache anrennen; der aufbrausende Wille gibt nach, wann man ihm Widerstand leistet, greift an, sobald man ihm nachgibt. Die Festigkeit ist sparsam; sie erweist gleichgültigen Dingen nicht die Ehre, sich an ihnen zu messen. Auch sind im täglichen Lebensverkehr die willensfesten Menschen nachgiebig, freundlich; ohne Widerstreben willigen sie in das ein, was Andere wollen. Sobald sich aber die Gelegenheit darbietet,

in einer wichtigen Angelegenheit eine große Kraft zu entwickeln, oder in einer minder wichtigen Sache die Willfährigkeit bei Seite zu setzen und zu sagen: Es ist genug! so ist nicht ungestümer der Löwe, wann es sich darum handelt, anzugreifen; nicht fester der Fels, wann es sich darum handelt, zu widerstehen.

Diese Stärke des Willens, welche Tapferkeit im Kampfe einflößt, unempfindlich gegen den Schmerz macht, über jeglichen Widerstand triumphirt, vor keinem Hindernisse zurückbebt, vom Mißgeschick sich nicht schrecken läßt, durch die härtesten Schläge nicht gebrochen werden kann; diese Willensstärke, die nach Zeit und Umständen zu Eis oder zum Vulcan wird; die willkürlich alle Stürme der Seele über die Gesichtszüge hingleiten läßt oder dem Antlitz eine noch furchtbarere Heiterkeit verleiht; diese Stärke des Willens, die heute das ist, was sie gestern gewesen, was sie morgen sein wird, und ohne welche man kein schweres oder langwieriges Unternehmen beendigen kann diese Willenskraft, die das unterscheidende Merkmal Derjenigen ist, die in der Menschheit die Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben, die noch in den Denkmälern, welche sie errichtet, in den Institutionen, die sie gegründet, in den Umwälzungen, die sie hervorgerufen, oder in den Schranken, in welche sie Revolutionen eingedämmt haben, fortleben; diese Willensstärke, welche die Gründer von Weltreichen, die Häupter von Secten, die Entdecker neuer Welten besessen haben; diese Willensstärke, von welcher beherrscht die Erfinder während ihres Lebens unausgesetzt eine Idee verfolgt haben; diese Willensstärke, von der durchdrungen die großen Staatsmänner mit eiserner Hand die Gesellschaften aus langjähriger Erstarrung in Fluß gebracht, sie in eine neue Form gegossen und ihnen ein Gepräge gegeben haben, welches die Jahrhunderte nicht verwischen konnten; diese Willensstärke, die aus einem demüthigen Mönch einen Sixtus den Fünften oder einen Ximenes macht; diese Willensstärke, die wie eine eherne Mauer die Reformation am Fuße der Pyrenäen zurückhält,

die nach England eine Riesenarmee wirft, die gefühllos die Nachricht von der Niederlage dieses Heeres vernimmt, die Portugal unterwirft, zu St. Quentin siegt, den Escurial errichtet und von dem düsteren Winkel eines Klosters aus mit heiterem Auge dem sich nahenden Tod in's Angesicht schaut, während

Aufregung seltener Art, Ausrufe voll der Trauer
In dem Palaste Philipp's sich verbreiten,
Die mit gepreßtem Ach die Klostermauer
Und unverweilt die ganze Stadt durchschreiten; *)

diese Willensstärke, sage ich, setzt nothwendig zwei Bedingungen voraus oder ergibt sich vielmehr aus dem Zusammenwirken zweier Ursachen; diese zwei Ursachen sind: eine Idee und ein Gefühl. Eine klare, lebendige, bestimmte, mächtige Idee, welche den Verstand erschöpft, die sich mit Gewalt seiner ganz bemächtigt; ein starkes, energisches, das Herz ausschließlich beherrschendes und vollständig der Idee unterworfenes Gefühl. Fehlt eine dieser Bedingungen, so weicht und wankt der Wille.

Wann die Idee nicht von einem Gefühl unterstützt wird, so ist der Wille nichtig; wann aber das Gefühl sich nicht auf eine Idee stützt, so wankt der Wille, so ist er unbeständig. Die Idee ist das Licht, das den Weg anzeigt; sie ist der leuchtende Punkt, der bezaubert, anlockt, fortreißt; das Gefühl ist der Impuls, die Kraft, die den Willen in Bewegung setzt und ihm den Aufschwung gibt.

Wann die Idee der Lebendigkeit entbehrt, so nimmt die Anziehungskraft ab, die Ungewißheit beginnt, der Wille bleibt unschlüssig; wann die Idee nicht fest, bleibend ist, wann der Lichtpunkt seinen Ort ändert, schwankt der Wille im Ungewissen; wann die Idee sich verdunkeln oder von einer anderen ersetzen läßt, ändert auch der Wille seinen Gegenstand und ist unbe-

---

*) Extraña agitation, tristes clamores
En el palacio de Felipe cunden
Que por el claustro y poblacion á un tiempo
Con angustiados ayes se difunden.

ständig; und wann das Gefühl nicht stark genug ist, wann es in keinem richtigen Verhältniß zur Idee steht, so betrachtet zwar der Verstand diese Idee mit Vergnügen, mit Liebe, vielleicht mit Begeisterung; aber die Seele ermangelt der nothwendigen Kraft, um sie zu erstreben, und fühlt ihre Schwäche; ihr Flug kann sich nicht bis dorthin erheben; der Wille versucht Nichts oder wird beim ersten Aufschwung entmuthigt und sinkt in sich zusammen.

Was diese beiden vereinigten Kräfte vermögen, ist unglaublich, aber merkwürdig! ihr Einfluß macht sich nicht nur in Denjenigen fühlbar, die sie besitzen, er theilt sich auch ganz besonders Anderen mit. Wie wunderbar wirken Diejenigen, die damit begabt sind, auf andere Menschen ein! Die Willenskraft, von einer Idee unterstützt und geleitet, besitzt eine geheimnißvolle Macht, welche den Menschen mit einem höheren Recht zu belehnen und ihm den Oberbefehl zu übertragen scheint. Man fühlt sich zu den Helden, welche mit diesem Merkmal bezeichnet sind, durch grenzenloses Vertrauen, durch blinden Gehorsam hingezogen; würden auch die Gebote, die von ihnen ausgehen, unsinnig sein, so kann man sich gar nicht entschließen, sie für solche zu halten; man schreibt sie einem geheimen Plane zu, den man nicht begreifen kann. „Er weiß wohl, was er thut," sagten die Soldaten Napoleon's; und sie stürzten dem Tod entgegen.

In den gewöhnlichen Handlungen des Lebens sind die Eigenschaften, von denen wir sprechen, nicht in so hohem Grade nothwendig; aber sie in einem richtigen, dem Talent, dem Charakter, der socialen Stellung entsprechenden Maß besitzen ist immer eine sehr nützliche, oft unumgänglich nothwendige Sache. Dieser Gabe verdanken gewisse Menschen ihre Ueberlegenheit in der Geschäftsführung; und wir können behaupten, daß die vollständige Abwesenheit dieser Eigenschaften eine angeborne Unfähigkeit verräth.

Die großen Dinge erfordern große Kräfte; geringere Kräfte genügen für die kleinen Dinge; aber Nichts geschieht

ohne die Vermittlung irgend einer Kraft. Der Unterschied liegt in dem intensiven Grad der Kraft oder in dem Gegenstand, auf welchen sie ihre Anwendung findet, nicht in der Natur der Fähigkeiten oder ihrer Entwicklung. Bei dem großen wie bei dem gewöhnlichen Mann führt das Erkenntnißvermögen die Leitung; der Wille und die Leidenschaft geben den Impuls. In beiden sind die andauernde Gegenwart der Idee und die Kraft des Gefühls die beiden Principien, die dem Willen Festigkeit und Energie einprägen. Das Staubkorn, das der Wind fortweht, ist denselben Gesetzen unterworfen, wie die ungeheure Masse eines Weltkörpers.

§. LX. Schluß und kurzgefaßte Wiederholung.

Die richtige Verstandesnorm ist das einzige Mittel, die Wahrheit zu erkennen. Die Wahrheit in den Dingen ist ihre Wirklichkeit selbst. Die Wahrheit im Verstande ist die Erkenntniß dieser Wirklichkeit. Die Wahrheit im Willen ist die richtige, von den Regeln der gesunden Moral geleitete Erstrebung der Dinge. Die Wahrheit im Lebenswandel ist die Handlungsweise unter dem Einfluß und Impuls des redlichen Willens. Für denjenigen, der sich ein Ziel setzt, ist die Wahrheit das, was nach den Umständen passend und gerecht ist; endlich in der Wahl der Mittel ist die Wahrheit die Sittlichkeit dieser Mittel und die Fähigkeit derselben, zu dem Ziele zu führen, das man sich setzt.

Es gibt Wahrheiten verschiedener Ordnungen, da auch die Wirklichkeit verschiedenartig ist. Demnach sind die Wege zur Erkenntniß der Wahrheit mannichfaltig. Man darf nicht alle Dinge auf die nämliche Weise betrachten, sondern ein jedes muß von dem Standpunkte aus gesehen werden, von dem aus man dasselbe am besten erfassen kann. Dem Menschen sind vielfältige Fähigkeiten verliehen worden; keine ist unnütz, keine schlecht an sich; aber wir machen einen schlechten Gebrauch von ihnen, und so rührt ihre Unfruchtbarkeit, ihre Bösartigkeit von uns her. Eine gute Logik sollte den ganzen Menschen

umfassen; denn die Wahrheit bietet Beziehungen zu allen seinen Fähigkeiten dar: die eine entwickeln und die andere vernachlässigen, heißt oft der ersten schaden, weil man die zweite erschlaffen läßt. Der Mensch ist eine kleine Welt, ein Mikrokosmus. Seine Fähigkeiten sind zahlreich und verschieden; er bedarf der Harmonie: es gibt aber keine Harmonie ohne richtige Combination; keine richtige Combination, wenn nicht jedes Ding an seiner Stelle ist, zur rechten Zeit in Bewegung übergeht oder stille steht. Der Mensch ist eine Harfe; die Fähigkeiten seiner Seele sind gleichsam die Saiten des Instrumentes. Läßt er einige dieser Kräfte unthätig, so ist das Instrument unvollständig; er verstimmt es, wenn er sie unmäßig anspannt oder mit ungeschickter Hand berührt. Die Vernunft ist kalt, aber hellsehend: erwärmet sie und verdunkelt nicht ihr Licht! Die Leidenschaften sind blind, aber voll Energie; leitet sie und benützet ihre Macht! Der Verstand der Wahrheit unterthan, der Wille der Moral unterworfen, die Leidenschaften von dem Verstande und dem Willen beherrscht; alle Fähigkeiten von der Religion aufgeklärt und geleitet — das ist der vollkommene Mensch, das ist vorzugsweise der Mensch! In ihm hat die Vernunft die Leitung; sie beleuchtet mit ihrer Fackel die Wirklichkeit des Lebens; die Einbildungskraft führt den Pinsel und liefert die Farben; das Gefühl belebt; die Religion macht gottähnlich.

Bemerkungen.

1) Seite 6. — Verum est id quod est, sagt der heilige Augustinus (Lib. 2. Solil. cap. 5.). Man kann zwischen der Wahrheit auf Seiten der Sache, und der Wahrheit auf Seiten des Erkenntnißvermögens unterscheiden: die erste, welche die Sache selbst ist, kann objective Wahrheit genannt werden; die zweite, welche in der Uebereinstimmung des Erkenntnißvermögens mit der Sache besteht, heißt formale oder subjective Wahrheit. Das Gold ist ein Metall, unabhängig von unserem Erkennen: das ist eine objective Wahrheit. — Der Verstand erkennt, daß das Gold ein Metall ist: hier liegt eine formale oder subjective Wahrheit vor.

Es verriethe großen Eigendünkel, die Regeln zum richtigen Denken zu verschmähen. Nullam dicere maximarum rerum esse artem, cum minimarum sine arte nulla sit, hominum est parum considerate loquentium. „Nur leichtsinnige Menschen, sagt Cicero, können behaupten, daß es für die wichtigsten Dinge keiner Kunst bedürfe, während doch die kleinsten ihrer nicht entbehren." (Lib. 2. De Offic.) In dem Nutzen der Regeln besteht Uebereinstimmung unter den Weisen der alten und neuen Zeit; die Schwierigkeit liegt nur im Erkennen dieser Regeln und der besten Art und Weise, ihre Anwendung zu lehren. Eine Gabe der Götter nannte Sokrates die Logik; aber leider bedienen wir uns nicht genügend dieses kostbaren Geschenkes, und die sophistischen Mißbräuche machen es für Viele nutzlos. Die Aristoteliker sind angeklagt worden, den Verstand der Anfänger mit einer Menge von Regeln und mit einem großen Aufwande abstracter Erörterungen zu verwirren. Hingegen sind die Schulen, die ihnen gefolgt sind, besonders die neueren Ideologen, von ähnlicher Ueberladung nicht frei. Einige führen die Logik auf die

Analyse der Operationen des Verstandes und der Mittel, die Begriffe*) zu bilden, zurück: dieses Verfahren aber beschäftigt sich mit den tiefsten und schwierigsten Fragen, die sich der menschlichen Philosophie bieten können.

Wir möchten etwas weniger Wissenschaft und etwas mehr Praxis, indem wir uns an das erinnern, was Bacon von Verulam über die Kunst der Beobachtung sagt, wann er sie mehr eine Art Spürkraft, gleichsam einen witternden Geruchssinn, als eine wissenschaftliche Thätigkeit nennt. Ars experimentatis sagacitas potius est et odoratio quaedam venatica quam scientia. (De Augm. scient. lib. 5, c. 2.)

2) Seite 9. — Die ausgezeichnetsten Menschen in der wissenschaftlichen Welt haben sich durch eine sehr intensive Aufmerksamkeit, ja einige von ihnen durch ein Insichvertieftsein ausgezeichnet, das an's Unglaubliche streift. Archimedes, in seine geometrischen Operationen versunken, bemerkt nicht den Lärm in der von den Feinden genommenen Stadt; — Vieta bringt mit seinen algebraischen Combinationen ohne Unterbrechung Tage und Nächte zu und denkt gar nicht an sich selbst, bis ihn seine Hausgenossen und Freunde einer solchen Selbstvertiefung entreißen; — Leibnitz beschädigt in bedauernswürdiger Weise seine Gesundheit, indem er Tage lang nicht von seinem Stuhle aufsteht. Solche außerordentliche Selbstvertiefung ist Achtung gebietend an Männern, welche hiedurch die Wissenschaften mit bewunderungswürdigen Erfindungen bereichert haben; sie hatten wahrhaft eine Mission zu erfüllen; und es war in gewisser Weise zu entschuldigen, daß sie einem so erhabenen Zweck Leben und Gesundheit zum Opfer brachten.

Hinwiederum stand in den eminentesten Geistern die Stärke der Aufmerksamkeit nicht im Widerstreite mit deren Lenksamkeit: Descartes arbeitete seine kolossalen Gedanken inmitten des Schlachtenlärmes aus; und als er, des Soldatenlebens müde, sich aus dem Dienste, in welchen er freiwillig getreten war, zurückgezogen hatte, unternahm er Reisen durch die bedeutendsten Länder Europa's. Bei einer solchen Lebensweise ist es sehr erklärlich, daß der berühmte Philosoph die Intensität der Aufmerksamkeit mit der fügsamen Geschmeidigkeit dieser Eigenschaft zu verbinden verstanden hat, und daß er in diesem Punkte nicht so empfindlich gewesen ist, als Kant, von dem man erzählt, daß ein unordentlich angenähter oder von den andern Knöpfen verschiedener Knopf an einem seiner Zuhörer bewirkt habe, daß er den Faden der Rede verlor. Das ist nicht so außerordentlich, wenn man bedenkt, daß der deutsche Philosoph nie sein Vater-

---

*) Begriffe und Ideen sind nach Balmes identisch.

land verließ, und daß er darum immer nur in der Zurückgezogenheit seines Zimmers zu meditiren gewohnt war.

Es mag sich aber mit den Seltenheiten einiger berühmten Männer wie nur immer verhalten — wichtig bleibt es, daß man sich bemühe, jene Fügsamkeit der Aufmerksamkeit zu erlangen, welche sich mit ihrer intensiven Stärke gar wohl verträgt. Hierin, wie in allen Dingen, vermögen Vieles Fleiß und eifriges Bestreben; denn daraus entsteht eine Angewöhnung, die sich im ganzen Leben nicht mehr verliert. Indem man über verschiedene Gegenstände, wie sie eben vorkommen, nachdenken lernt, erlangt man allmählich ohne besondere Anstrengung die passende Geistesstimmung, sei es, daß man lange Stunden über einen Punkt nachdenkt, oder in angenehmer Weise von einer Beschäftigung zur andern übergeht. Bringt man es nicht zu dieser Biegsamkeit oder Lenksamkeit der Aufmerksamkeit, so ermüdet und erschwacht der Geist durch eine übertriebene Concentration oder verflüchtigt sich gleichsam bei der geringsten Zerstreuung. Die allzustarre Aufmerksamkeit dient, abgesehen davon, daß sie der Gesundheit schädlich ist, wenig dazu, in der Wissenschaft große Fortschritte zu machen, so wie die Neigung zur Zerstreuung den Verstand zu ernsten Studien unfähig macht. Die Gesundheit des Geistes, wie des Körpers, ist nothwendig bedingt durch Mäßigkeit.

3) Seite 13. — Jemand, der in einen Stand getreten ist, für den er nicht geschaffen ist, gleicht einem Gegenstand, welcher an einem unrechten Orte steht; oft ist ein solcher Stand entweder dem Menschen selbst, der sich ihm gewidmet hat, oder Andern hinderlich. Vielleicht arbeitet er mit Eifer; aber seine Anstrengungen sind entweder erfolglos oder entsprechen bei Weitem nicht seinen Wünschen. Wer über diesen Punkt auch nur einige Beobachtungen angestellt hat, wird unschwer die schlimmen Wirkungen einer so verfehlten Stellung im menschlichen Leben gewahr geworden sein. Menschen, die in Bezug auf einen Gegenstand sehr reich begabt sind, beweisen eine bedauernswürdige Ohnmacht, wann sie sich mit etwas Anderm beschäftigen.

Auffallend ist selbst der Unterschied der geistigen Anlagen innerhalb einer und derselben Wissenschaft: hier beweisen sich rücksichtlich bestimmter Zweige einer Wissenschaft die Einen geschickter als die Anderen. So kann man beim Unterricht in der Mathematik die Wahrnehmung machen, daß das Talent des nämlichen Schülers nicht gleich groß in der Arithmetik, Algebra und Geometrie ist. Beim Rechnen zeigen sich die Einen sehr geschickt im Anwenden, während sie es auf dem Gebiete der Verallgemeinerung zu Wenigem oder zu gar Nichts bringen. Andere wieder machen in der Geometrie größere Fortschritte, als sie im Studium der Algebra und Arithmetik hatten hoffen lassen. Im Nachweise der Theoreme, in der

Lösung der Probleme kann man sehr merkwürdige Unterschiede sehen: die Einen erfreuen sich einer großen Leichtigkeit in der Anwendung, in der Construction; bleiben aber, so zu sagen, bei dieser Oberfläche stehen, ohne zum Grund der Dinge vorzudringen, während Andere, in diesem Stücke nicht so geschickt, durch das Talent der Beweisführung, durch die ungemeine Leichtigkeit des Verallgemeinerns, durch den schnellen Blick in Bezug auf die Resultate, durch die Fähigkeit, noch fern liegende Consequenzen abzuleiten, sich auszeichnen. Diese Letzteren sind Männer der Wissenschaft; die Erstern sind Männer der Praxis: Jenen geziemt das Studium, Diesen die Arbeit der Anwendung.

Wenn nun solche Unterschiede bemerkbar sind innerhalb der Grenzen derselben Wissenschaft, — wie dann erst, wann es sich um die Unterschiede handelt, die bezüglich der Gegenstände bestehen, die möglichst weit aus einander liegen? Und gleichwohl, — wer kümmert sich auch nur im Geringsten darum, Kinder und Jünglinge auf den Lebensweg zu führen, der ihnen zusagt? Alle gießt man, so zu sagen, in dieselbe Form: bei der Berufswahl nimmt man auf alles Andere Bedacht, nur nicht auf das besondere Geschick zu diesem oder jenem Stande. Wie Vieles sollte man doch im Erziehen und Unterrichten beobachten!

Von der eingeschlagenen Lebensbahn hängt nicht nur das Fortkommen des Individuums, sondern auch sein ganzes Lebensglück ab. Mancher hat selbst in dem Berufe, der ihm zusagte, auch unter großen Anstrengungen fruchtlos gearbeitet; aber der Unglückliche, welcher sich zu Leistungen verurtheilt sieht, für die er gar nicht geschaffen ist, thut sich beständig Gewalt an, sei es, um seine Neigungen zu bekämpfen, oder um mühevoll die ihm mangelnde Geschicklichkeit zu ersetzen.

Gewisse Geister, die sich in dem ihnen zusagenden Beruf ausgezeichnet haben, würden sicherlich sehr mittelmäßig gewesen sein, hätten sie sich dem entgegengesetzten Stande gewidmet. Malebranche befaßte sich mit dem Studium der Sprachen und der Geschichte und legte kein besonderes Geschick hierin an den Tag. Als er einst in einen Buchladen trat, fiel ihm die Abhandlung über den Menschen von Descartes in die Hände. Die Lectüre dieser Schrift machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er, wie man erzählt, mehr als einmal sie unterbrechen mußte, um sein heftiges Herzklopfen zu beschwichtigen. Seit jenem Tage widmete sich Malebranche dem Studium, das seiner Geistesanlage so vollkommen entsprach; und schon zehn Jahre nachher veröffentlichte er sein berühmtes Werk über die Erforschung der Wahrheit (De la recherche de la vérité, Par. 1673). So weckte das Wort des berühmten Descartes ein anderes philosophisches Genie, welches unter dem Ballast der Sprachen und der Geschichte immer geschlafen hätte: er fühlte sich ein Anderer

geworden; er erkannte, daß er fähig sei, in die Tiefen der Weisheit einzudringen, und schien nach vollendeter Lectüre bei sich selbst zu sagen: „Auch ich bin ein Philosoph."

Aehnliches begegnete dem Dichter La Fontaine. Er hatte das Alter von zweiundzwanzig Jahren erreicht, ohne ein poetisches Genie zu verrathen. Er selbst hatte kein Bewußtsein davon, bis er die Ode von Malesherbe auf die Ermordung Heinrich's IV. las. Was ist denn nun dieser La Fontaine, der in der Poesie einen so hohen Aufschwung nahm, als Geschäftsmann gewesen? Seine kindischen Mißgriffe, welche seinen Freunden so viel Stoff zum Lachen gaben, sind ein deutlicher Beweis dafür, daß er für das praktische Leben keine glücklichen Anlagen besaß.

Ich habe gesagt, daß man das besondere Talent eines jeden Kindes beobachten müsse, um den Lebensberuf zu ermitteln, für welchen es am meisten Lust und Geschick habe. Frau Perier *) berichtet in dem Leben ihres Bruders Pascal, daß er einmal in der Zeit, wo er noch ein Kind gewesen, seine Aufmerksamkeit Jemand schenkte, der bei Tische einen porzellanenen Teller mit einem Messer schlug. Pascal habe bemerkt, daß dieß einen lauten Ton hervorbrachte, daß aber letzterer gedämpft wurde, so wie man die Hand darauf legte. In Folge tiefen Nachdenkens über diese Verschiedenheit und weiterer Experimente schrieb er noch ganz jung eine kleine verständig durchdachte Abhandlung darüber. Verrieth nicht schon in so zartem Alter dieser beobachtende Geist den genialen Physiker?

Der Vater Pascal's, welcher seinen Sohn vorerst durch das Sprachstudium bilden wollte, ehe er zu dessen Unterweisung in der Mathematik überging, enthielt sich, in seiner Gegenwart mit Freunden von letzterer Wissenschaft zu sprechen. Aber Pascal, in sein Zimmer eingeschlossen, zeichnete mit der Kohle eine Figur nach der andern und entwickelte aus sich selbst heraus geometrische Definitionen. Da entdeckte sein Vater zufällig, daß sein Sohn es schon bis zum 32. Satze des Euklid gebracht habe. So hatte sich der spätere geniale Geometer schon in den Jahren der Kindheit verrathen.

Der berühmte Vaucanson unterhielt sich einst damit, daß er die Construction einer Uhr zu erforschen suchte, die in einem Vorsaal stand, wo er seine Mutter erwartete. Statt nach Kindes Art zu spielen und zu scherzen, schaute er unverwandt durch die Spalten des Gehäuses, um wo möglich den Mechanismus zu entdecken. Bald darauf versuchte er sich in der Construirung einer Uhr von Holz, die das eminente Genie des berühmten Verfertigers von jenen kunstreichen Automaten verrieth, wie

---

*) La vie de M. Pascal, écrite par Madame Perier, sa soeur.

unter andern von Enten, die schnatterten, fraßen, schwammen, mit den Flügeln schlugen, so wie von dem Flötenspieler, dessen Finger sich regelmäßig bewegten &c.

In einem Alter von sechzehn Jahren improvisirte einst Bossuet im Palaste von Rambouillet eine Rede, welche durch die Fülle von Gedanken, so wie durch die Schönheit der stilistischen Form die dort befindliche Gesellschaft der ausgesuchtesten Geister Frankreichs in damaliger Zeit in Erstaunen setzte.

4) Seite 22. — Ich habe gesagt, daß die Theorie der Wahrscheinlichkeiten und der Combinationen die Unmöglichkeit, die ich Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes genannt habe, vollständig dadurch klar mache, daß sie, so zu sagen, die unermeßliche Entfernung abmesse, welche die Möglichkeit einer Erscheinung von ihrer Verwirklichung trenne. Um eine Vorstellung davon zu geben, nehme ich sieben Buchstaben an (e, s, p, a, ñ, o, l), welche, zufällig hingeworfen, das spanische Wort español darstellen sollen. Offenbar liegt keine innere Unmöglichkeit vor, da wir täglich dieses Wort entstehen sehen, wann die Zusammensetzung der Buchstaben, welche das Wort ergeben, durch den Schriftsetzer geschieht. Wann aber der leitende Verstand fehlt, so ist das Zustandekommen der richtigen Combination auf die eine Art fast so wenig begründet, als auf die andere. Die Zahl von Combinationen verschiedener Größen ist $= 1 \times 2 \times 3 \times 4 \ldots . (n-1)\, n$, wobei n die Zahl der Factoren ausdrückt. Da in unserm Falle sieben Buchstaben vorliegen, so ist die Zahl der möglichen Combinationen gleich $1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 = 5040$.

Bedenkt man nun, daß die Wahrscheinlichkeit einer Thatsache die Beziehung der Zahl der günstigen Fälle zu der Zahl der möglichen Fälle ist, so erhellt, daß die Möglichkeit der richtigen Aufeinanderfolge der sieben Buchstaben, wodurch allein das Wort español zu Stande kommen kann, gleich ist der gebrochenen Zahl $1/_{5040}$. Ebenso verhält es sich, wenn man blindlings die eine schwarze Kugel aus einer Urne herausgreifen will, worin sich 5039 weiße Kugeln befinden.

Wenn schon die Schwierigkeit, durch den bloßen Zufall die Bildung eines einzigen Wortes aus sieben Buchstaben zu gewinnen, so groß ist, wie groß wird sie erst sein, wenn es sich um eine Schrift handelt, die viele Seiten und folglich eine beträchtliche Anzahl von Wörtern zählt? Die Einbildungskraft umdüstert sich bei der Betrachtung der unbegreiflichen Unwahrscheinlichkeit. Man bemerke wohl: 1) Die zufällige Bildung eines einzigen Wortes ist so gut wie unmöglich: wie verhält es sich nun mit Tausenden von Wörtern? 2) Die ordnungslos an einander gereihten Wörter, wann auch jedes einzelne richtig gebildet wäre, würden Nichts bedeuten,

und so müßte man jedes Wort an die entsprechende Stelle setzen, damit sie den beabsichtigten Sinn ausdrückten, so daß sieben Worte allein die nämliche Mühe machten, als sieben Buchstaben. 3) Die Schwierigkeit ist unwiderlegbar, auch wenn man keine Ordnung nach Linien forderte und Alles in einer Linie annimmt; wie dann erst, wann es sich um mehrere Linien handelte? Nur sieben Linien wären mit derselben Schwierigkeit verbunden, als die sieben Wörter und die sieben Buchstaben. 4) Um zu begreifen, wie weit die Berechnung der möglichen Fälle führt, bemerke man, daß wir uns auf eine der niedrigsten Zahlen, auf sieben, beschränkt haben; nun gibt es aber viele Wörter, die aus mehr Buchstaben bestehen; ferner zählt jede Linie einige Wörter, und jede Seite viele Linien. 5) Endlich überlege man, wo eine Zahl ihr Ende erreicht, die nach dem Gesetz einer sochen Progression entsteht, wie folgende: $1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \ldots . (n-1)\, n$. Man setze nur kurze Zeit die Multiplication fort, und man wird sich von der erstaunlichen Vermehrung überzeugen.

In den meisten Fällen, wo uns der gesunde Menschenverstand sagt, daß hier Unmöglichkeit bestehe, sind der zu combinirenden Größen sehr viele; ich verstehe hier unter Größen alle Gegenstände, die eine bestimmte Ordnung und Reihefolge verlangen, damit der gewünschte Zweck erreicht werde. So gering auch die Anzahl solcher Gegenstände angenommen werden mag, so beweist doch die Berechnung die geringe Aussicht auf Wahrscheinlichkeit so schlagend nach, daß der Instinct, der uns ohne alles und jedes Nachdenken zu dem Ausrufe: „Das ist unmöglich!" nöthigt, wunderbar erscheint; und gleichwohl wurzelt er tief in der gesunden Vernunft.

5) Seite 31. — Ich habe es für nutzlos erachtet, in diesem Buche die vielen Fragen, welche die Sinne betreffen, hinsichtlich der Beziehung der letztern zu den äußern Gegenständen und zur Hervorbringung der Begriffe zu erörtern. Damit hätte ich die Grenzen meines Planes überschritten, abgesehen davon, daß eine derartige Erörterung die Unterweisung im richtigen Gebrauch der Sinne in Nichts gefördert hätte. In einem andern Werke, welches ich vielleicht bald veröffentlichen werde, nehme ich mir vor, diese Fragen mit der ihnen gebührenden Ausführlichkeit zu prüfen *).

6) Seite 41. — Was ich über die Folgerungen gesagt habe, welche

---

*) Obiges ward geschrieben Anfangs des Jahres 1845. Das Werk, worauf angespielt wird, ist seitdem erschienen unter dem Titel: Filosofia fundamental, wovon die Uebersetzung bei G. J. Manz in Regensburg erschienen ist unter dem Titel: **Fundamente der Philosophie.** Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Fr. Lorinser. 4 Bände.

wir instinctartig aus der Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge der Erscheinungen ziehen, steht in innigster Verbindung mit dem, was von mir in der 4. Bemerkung über die Unmöglichkeit im Sinne des gesunden Menschenverstandes erörtert worden ist. Daraus kann ein unwiderleglicher Beweis für das Dasein Gottes gefolgert werden.

7) Seite 49. — Diejenigen, welche glauben möchten, daß die christliche Moral in Folge eines Uebermaßes von Liebe zum Irrthum verleite, kennen schlecht diese Moral, weil sie über die fundamentalen Dogmen unserer Religion wenig nachgedacht haben. Eines derselben spricht von der ursprünglichen Corruption des Menschen (Erbsünde) und von den Unordnungen, welche diese Corruption im Verstand und im Willen veranlasse. Ist eine solche Lehre vielleicht geeignet, ein allzugroßes Vertrauen einzuflößen? Sind die heiligen Bücher nicht mit Erzählungen angefüllt, in welchen die Treulosigkeit und Bosheit der Menschen deutlich zu Tage treten? Die christliche Liebe gebietet uns, unsere Mitbrüder zu lieben; aber sie verpflichtet uns nicht, sie für gut zu halten, wann sie schlecht sind; sie hält uns nicht ab, gegen sie mißtrauisch zu sein, wann hiezu gerechte Ursachen vorliegen, und hindert uns auch nicht, kluge Vorsicht zu beobachten, welche die Kenntniß des Elendes und der Bosheit des menschlichen Geschlechtes von selbst schon anräth.

8) Seite 55. — Damit man sich überzeugen kann, daß ich nicht übertrieben habe, wenn ich alles Ernstes auf die Gefahr hinweise, von den Erzählern irre geführt zu werden, genügt die Erwägung, daß die Geschichte von Begebenheiten, die selbst in ganz bekannten Ländern sich ereignet haben, beständig berichtigt wird, und vielleicht in diesem Jahrhundert mehr als in früheren Zeiten. Täglich veröffentlicht man Werke, in welchen wahre oder vermeintliche Irrthümer nachgewiesen werden; selbst in vielen der wichtigsten Dinge herrscht eine vollkommene Uneinigkeit in den Meinungen. Dieß darf indeß nicht zum Scepticismus führen, sondern nur große Vorsicht einflößen. Die menschliche Autorität ist (zur Erkenntniß der Wahrheit) eine unumgänglich nothwendige Bedingung für das Individuum, wie für die Gesellschaft: aber man darf ihr nicht blindlings trauen. Zum Betruge genügt die Unredlichkeit oder der Irrthum. Leider sind beide nicht selten.

9) Seite 58. — Es ist sehr zweifelhaft, ob die Journalistik Schaden oder Nutzen der Geschichte der Gegenwart bringen werde: jeden Falls kann nicht geläugnet werden, daß mit der größeren Verbreitung der Documente die Zahl der Geschichtsschreiber sich vermehren werde. Früher mußte man, um sich einige Urkunden zu verschaffen, zu den Secretariaten und Archiven seine Zuflucht nehmen; aber gegenwärtig sind wenige so verwahrt, daß sie nicht entweder sogleich oder nach Umfluß einer gewissen

Zeit in die Hände eines Journalisten gerathen; und so wenig sie auch werth sein mögen, so können sie doch auf eine unendliche Reproduction in verschiedenen Sprachen rechnen, so daß jetzt die Sammlungen von Zeitschriften einen reichen Stoff zur Geschichtsschreibung gewähren. Dieser Umstand vermehrt die Zahl der Thatsachen, worauf der Geschichtsschreiber fußen und deren er sich mit Nutzen bedienen kann, wenn er nur den Text nicht mit dem Commentar vermengt.

10) Seite 62. — Wenn wir eine Reisebeschreibung lesen, so müssen wir vor Allem das Kapitel aufschlagen, worin jene Länder beschrieben sind, deren Einzelnheiten uns genau bekannt sind; dieses Verfahren gewährt ein sicheres Urtheil über das Werk überhaupt und bisweilen sogar viele Unterhaltung. Da zeigt sich nämlich nicht selten greifbar der Leichtsinn, womit gewisse Reisebeschreibungen geschrieben sind. Eine Stadt, die ich sehr gut kenne, und deren dürre und steinige Umgegend ich öfter durchwandert habe, habe ich einmal in einer Reisebeschreibung wahrhaft bezaubernd schön von Gärten und Flüssen umgeben gelesen.

11) Seite 70. — Ich habe großes Mißtrauen in die nach dem Tode des Verfassers herausgegebenen Werke an den Tag gelegt, besonders wann er nicht die letzte Hand daran hat legen können und sie einer unzweifelhaft interessirten Person, der es nur um die Veröffentlichung dieser Werke zu thun war, hinterließ. Unter den vielen Beispielen, die citirt werden könnten, in welchen Fälschung nachgewiesen worden ist oder gegen die man nicht ohne sichere Anzeichen mißtrauisch gewesen ist, will ich nur an einen sehr wichtigen Fall erinnern, den Frankreich aufweist in Bezug auf ein sehr bedeutendes Werk: die Gedanken Pascal's. In dem Zeitraum von zwei Jahrhunderten sind zahlreiche Ausgaben von diesem Werke veröffentlicht worden, das man in verschiedene Sprachen übersetzt hat. Noch im Jahre 1845 stritten Cousin und Faugère über einzelne Stellen von großem Gewicht. Cousin behauptete, den wahren Pascal hergestellt zu haben, indem er die durch die Hand von Port-Royal in das Werk eingeführten Verbesserungen ausgetilgt hätte. Nun hat aber Faugère eine andere Ausgabe veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß er allein die Originalschrift zu Rathe gezogen hat, und daß Cousin im Allgemeinen sich auf die Copieen beschränkte. Da traue Einer den Herausgebern!

12) Seite 79. — Das in der Bemerkung 3 über den Unterschied der Talente Gesagte läßt außer allem Zweifel das, was von mir im XII. Kapitel behauptet worden ist. Um übrigens zu beweisen, daß die Scene der aus dem Grabe auferstanden gedachten großen Männer nicht eine übertriebene Fiction ist, will ich ein Beispiel unter vielen andern citiren. Wer hätte gedacht, daß ein so fruchtbarer, so glänzender, so lebhafter und in malerischer Darstellung so vorzüglicher Schriftsteller, wie

Buffon, nicht ein Dichter und nicht fähig gewesen sei, eminenten Dichtern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Wann wir es mit einem Manne zu thun hätten, der sich nur in den exacten Wissenschaften ausgezeichnet haben würde, so wäre eine derartige Annahme nicht befremdend; aber wie begreift sich an Buffon, dem vortrefflichen Maler der Natur, eine solche Anomalie? Demungeachtet existirt die Anomalie. Das beweist hinlänglich, daß nicht nur zwei von einander sehr verschiedene Talente, sondern auch solche einander gegenüber stehen können, die sich nur durch eine leichte Schattirung unterscheiden. „Ich habe, sagt La Harpe, den achtungswürdigen Buffon mit großer Sicherheit behaupten hören, daß die schönsten Verse nicht ohne Mängel seien, und daß sie nicht entfernt die Vollendung einer guten Prosa erreichten. Er schwankte nicht, als Beispiel die Verse der Athalie zu citiren und die erste Scene einer in's Einzelnste gehenden Kritik zu unterwerfen. Alles, was er sagte, charakterisirte einen Menschen, der den ersten Begriffen der Poesie und dem gewöhnlichen Verfahren der Versification so fremd stand, daß man ihm nicht hätte antworten können, ohne ihn zu erniedrigen." Man vergesse nicht, daß die Rede von Buffon ist, der seine Arbeiten mit der äußersten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit feilte, und von dem man erzählt, er habe sein Manuscript Epochen der Natur eilf Mal abschreiben lassen; dennoch war dieser Mann, der sich der stilistischen Schönheit so sehr befliß, nicht im Stande, Racine zu erfassen, sondern fand dessen Verse in der Athalie schlecht.

13) Seite 87. — Die Verwirrung der Begriffe bringt große Nachtheile den Wissenschaften; aber die isolirte Betrachtung der Dinge ist nicht minder nachtheilig. Eines der Hauptübel der Encyklopädistenschule war die Betrachtung des Menschen in seiner Isolirtheit und die Verkehrtheit, von den Beziehungen abzusehen, die ihn mit den andern Wesen verbinden. Die Analyse zerlegt; aber man darf die Zerlegung nicht so weit treiben, daß man die Construction der Maschine vergißt, der die Theile angehören. Durch zu vieles Analysiren sind einige Philosophen bei den Sensationen allein stehen geblieben, was in der Ideologie und Psychologie so viel ist, als wenn man den Säulengang für das Gebäude selbst hält.

14) Seite 101. — Der Zweifel des Descartes war eine Art Revolution gegen die wissenschaftliche Autorität und wurde sofort von Vielen bis zu einer ungebührlichen Uebertreibung fortgesetzt. Gleichwohl kann man nicht verkennen, daß die Schulen eine Erschütterung erfahren mußten, daß es nothwendig war, sie aus der Lethargie herauszureißen, in welche sie versunken waren. Die Autorität einiger Schriftsteller hatte das gebührende Maß überschritten; und es war ein Anlauf, wie der des Philosophen Descartes, nothwendig, um die Götzen niederzuwerfen. Die

großen Männern gebührende Verehrung darf nicht in abgöttischen Cultus, noch die Achtung vor ihrer Meinung in blinde Unterwerfung ausarten. So groß auch der Mensch ist, so bleibt er doch immer ein Mensch und offenbart dieß in den Irrthümern und Mängeln seiner Werke. Summi enim sunt, homines tamen, sagte Quintilian. St. Augustinus bekennt, daß er die Unfehlbarkeit den heiligen Büchern zuerkennt, daß er aber, was die Werke der Menschen betrifft, wie hoch sie auch in der Tugend und Weisheit stünden, deßwegen sich nicht für verpflichtet erachte, Alles für wahr zu halten, was sie gesagt oder geschrieben hätten.

15) Seite 106. — Ich fasse in wenigen Worten das Wissensnothwendigste zusammen, was die Dialektiker über das Begriffs-, Urtheils- und Schlußvermögen; über die Termini, Prämissen und die Argumentation sagen.

Nach den Dialektikern ist das Begriffsvermögen das Vermögen, eine Sache zu erkennen ohne Affirmation oder Negation; nach ihnen ist das Urtheil die Affirmation oder Negation, und besteht die Argumentation in dem Vermögen, eine Sache aus einer andern zu folgern.

Ich denke an die Tugend, ohne Etwas von ihr zu behaupten oder zu verneinen: ich habe einen Begriff. Innerlich behaupte ich, daß die Tugend lobenswerth ist: ich bilde ein Urtheil. Daraus folgere ich, daß man, um wahres Lob zu verdienen, tugendhaft sein müsse: hier habe ich einen Schluß gezogen.

Das innere Object des Begreifens heißt Begriff.

Der Terminus oder das Wort ist der Ausdruck der begriffenen Sache. Das Wort Amerika drückt nicht den Begriff des neuen Continentes aus, sondern den Continent selbst. Es ist gewiß, daß der Terminus nicht existiren würde, wenn nicht der Begriff existirte, und daß dieser dazu dient, den Terminus mit der Sache zu verbinden; wann wir also das Wort Amerika aussprechen, so verstehen wir darunter die Sache selbst, nicht den Begriff. So sagen wir: Amerika ist ein schönes Land: aber es ist klar, daß wir das nicht von dem Begriff behaupten.

Wenn ich an die Metalle denke, so erkenne ich, daß die Wesenheit des Metalles vielen Objecten gemeinsam ist, die sonst verschieden sind, wie: Silber, Gold, Blei 2c.; wenn ich an die Thiere denke, so sehe ich, daß in Etwas das Kameel, der Adler, die Schlange, der Schmetterling u. s. w. übereinkommen, nämlich im Leben und Empfinden, mit andern Worten: im Belebtsein. Wann ich das, worin Viele übereinkommen, ausspreche, wie: Metall, Belebtes, Körper, gerechter Mensch, böser Mensch 2c. 2c., so heißt der Terminus gemeinsam.

Der Gemeinbegriff kann nun Vielen entweder in der Art zukommen, daß sie vereinigt gedacht werden, oder daß er auf jeden Einzelnen von

den Vielen Anwendung findet. Man pflegt im ersten Fall zu sagen, daß der Terminus collectiv, im zweiten Fall, daß er distributiv ist. Akademie ist ein collectiver Gemeinbegriff, weil er die Vereinigung der Akademiker ausdrückt, nicht aber jeden einzelnen von diesen. Hingegen ist gelehrt ein distributiver Gemeinbegriff, weil er Vielen in der Art zukommt, daß jedes Individuum, welches im Besitz der Gelehrsamkeit ist, gelehrt genannt wird.

Der singuläre Terminus oder Einzel-Begriff ist derjenige, welcher nur ein Individuum bezeichnet, wie: Pyrenäen, schwarzes Meer, Madrid ꝛc.

Mir scheint, daß der bloß collective Terminus nicht als eine besondere Art des Gemeinbegriffes betrachtet werden sollte. Wir sagen daher: der Terminus ist entweder ein Gemein-Begriff oder ein Einzel-Begriff. Der Gemein-Begriff theilt sich ab in den collectiv-distributiven Terminus und den bloß distributiven Terminus. So ist das Wort Nation ein Gemein-Begriff, und zwar 1) im distributiven Sinn, weil es allen Nationen zukömmt; 2) im collectiven Sinn, weil es eine Vereinigung ausdrückt. Frankreich ist hingegen (indem wir unter diesem Worte die französische Nation hier verstanden wissen wollen) 1) ein Collectiv-Terminus, weil das Wort auf eine Verbindung von Menschen angewendet wird; und 2) ein Einzel-Begriff, weil das Wort eine einzige Nation, ein wahres Individuum von der Species: Nation bezeichnet. Demnach darf der bloß collective Terminus nicht unter die Gemein-Begriffe gezählt werden, da diese dem Einzel-Begriff entgegengesetzt sind.

Der Terminus, welcher einen Gemein-Begriff ausdrückt, ist eindeutig (terminus univocus), zweideutig (t. aequivocus) und analog (t. analogus). Eindeutig, bestimmt ist der Terminus, der für viele Objecte denselben Sinn hat, wie: Mensch, Belebtes, körperlich. Zweideutig ist der Terminus, der verschiedene Bedeutungen hat, wie Löwe, welches Wort ein Thier und ein Himmelszeichen bedeutet. Analog ist jener Terminus, der in einer zum Theil identischen, zum Theil verschiedenen Weise gebraucht wird, wie z. B. gesund, welches Wort angewendet wird auf die Speise, welche die Gesundheit erhält, auf die Medicin, welche dieselbe wieder herstellt, und auf den Menschen, der sie besitzt.

Viele Termini schließen einen allgemeinen Begriff ein, der verschiedener Deutungen fähig ist. Die Anwendung eines solchen Terminus ohne gehörige Unterscheidung gibt Anlaß zur Begriffsverwirrung und zu unfruchtbaren Streitigkeiten. Wir bedienen uns z. B. des Wortes Souverän. Nun aber werden wir uns täuschen, wenn wir uns dieses Wortes jedes Mal im nämlichen Sinne bedienen. Souverän ist der

Sultan, souverän ist der Kaiser von Rußland, souverän ist der König von Preußen, souverän ist die Königin von England, und doch drückt in keinem dieser Fälle dieses Wort das Nämliche aus.

Die Definition ist die Erklärung einer Sache. Wann man die Wesenheit der Sache erklärt, so heißt die Definition essentiell, wesentlich; begnügt man sie damit, sie kennen zu lehren, ohne in ihre Natur, in ihr Wesen einzudringen, so nennt man sie descriptiv, beschreibend.

Wann die erklärte Sache Aufschluß über die Bedeutung eines Wortes gibt, so heißt die Erklärung Definition des Wortes (Worterklärung), definitio nominis. Man darf die Definition des Wortes nicht mit seiner Etymologie verwechseln; denn die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes ist oft von der im Gebrauch cursirenden sehr weit verschieden. Die Etymologie klärt über die wahre eigentliche Bedeutung eines Wortes auf, sagt aber Nichts von dem damit im Umgang verbundenen Sinn. So z. B. deutet das Wort episcopus, das hinsichtlich seiner griechischen Etymologie und seiner römischen Bedeutung einen Wächter, Oberaufseher bezeichnet, einigermassen allerdings auf die Eigenschaften eines Seelsorgers hin; aber damit ist noch nicht der wahre Sinn gegeben, welchen die Kirche mit diesem Worte verbindet. So bedeutete das Wort unter den Römern den Beamten, dem die Aufsicht über das Brod und die übrigen Eßwaaren oblag. Cicero scheibt an Atticus: „Vult enim Pompejus me esse quem tota haec Campania, et maritima ora habent episcopum ad quem delectus et negotii summa referatur.“ (Lib. 7. epist.)

Die Eigenschaften der guten Definition sind Klarheit und Genauigkeit. Sie wird klar sein, wann Derjenige, welcher die Bedeutung der Wörter kennt, sie verstehen muß; sie wird genau sein, wann sie die Sache so erklärt, daß sie weder Etwas hinzufügt, noch Etwas davon wegläßt.

Die beste Regel, um sich von der Richtigkeit einer Definition zu überzeugen, besteht in sofortiger Vergleichung derselben mit dem definirten Gegenstande und in der Beobachtung, ob sie denselben ganz und nur ihn umfaßt.

Die Eintheilung ist die Zerlegung eines Ganzen in seine Theile. Je nach den Theilen wird auch die Eintheilung beschaffen sein. Sie heißt actuell, wann die Theile in Wirklichkeit existiren; und potentiell, wann sie nur möglich sind.

Die actuelle Eintheilung ist metaphysisch, physisch und integral. Die Eintheilung ist metaphysisch, wann die Theile nicht trennbar, sondern nur Eigenschaften desselben Subjectes sind: so die Eintheilung des Menschen in Belebtes und Vernünftiges. Sie ist physisch, wann die Theile trennbar sind: so die Eintheilung des Menschen in

Leib und Seele. Sie ist integral, wann die quantitativen Theile eines Ganzen erschöpft worden, wie die Eintheilung des menschlichen Körpers in Kopf, Füße, Hände rc.

Die potentielle Eintheilung existirt nur in unserem Verstande. So z. B. wird das Belebte eingetheilt in Vernünftiges und Unvernünftiges, nicht als ob es in Wirklichkeit ein Wesen gäbe, das aus diesen Theilen bestünde, sondern um die verschiedenen Species des Belebten zu nennen. Wann das durch die potentielle Eintheilung Ausgedrückte zur Wesenheit der Sache gehört, so heißt sie essentiell; wenn nicht, accidentell. Sie ist demnach essentiell, wann ich das Belebte in Vernünftiges und Unvernünftiges eintheile; accidentell aber, wann ich es nach Farbe oder anderen ähnlichen Eigenschaften eintheile. *)

Die gute Eintheilung muß 1) alle Theile des Ganzen nennen; 2) nur die Theile angeben, die das Ganze hat; 3) verhüten, daß der eine Theil in dem andern enthalten sei; 4) nach der natürlichen Ordnung der Dinge und Ideen verfahren.

Behaupte ich eine Sache von einer andern, so bilde ich ein Urtheil; spreche ich dieses Urtheil in Worten aus, so entsteht ein Satz. Ich behaupte innerlich, daß die Erde kugelförmig ist: hier liegt ein Urtheil vor; sage oder schreibe ich: „die Erde ist kugelförmig," so habe ich einen Satz ausgesprochen.

In jedem Urtheil besteht Beziehung zweier Begriffe zu einander, oder besser: Beziehung zwischen den Gegenständen, welche von den Begriffen vorgestellt werden. Der Terminus, der den Gegenstand ausdrückt, von dem wir Etwas behaupten oder läugnen, heißt Subject; was wir behaupten oder läugnen, nennt man Prädicat; und das Verb sein, das ausdrücklich gesetzt oder in Gedanken verstanden wird, führt den Namen Copula; die Copula also vermittelt die Verbindung zweier Begriffe. Demnach ist in obigem Beispiel Erde das Subject; kugelförmig das Prädicat und ist die Copula.

Ist Bejahung vorhanden, so ist der Satz affirmativ; besteht Verneinung, so heißt er negativ. Damit der Satz negativ sei, muß die Negation die Copula berühren. Das Gesetz befiehlt nicht, dieß zu thun — ein negativer Satz. Das Gesetz befiehlt, dieß nicht zu

*) In seinem Lehrbuch der Elemente der Philosophie (Regensburg, Verlag von G. J. Manz, 1852), I. Abth. Logik, Seite 52, unterscheidet Balmes nicht zwischen actueller und potentieller Eintheilung, sondern gibt einfach nur 1) eine reale oder physische; 2) eine metaphysische und 3) eine logische Eintheilung an, welch' letztere obiger potentiellen Eintheilung entspricht. Ebenso ist in dem genannten Lehrbuch der Logik keiner integralen Eintheilung bei der Aufzählung der Eintheilungsarten besonders erwähnt.

thun — ein affirmativer Satz. Der Unterschied entsteht aus dem veränderten Ort, den die Negation einnimmt.

Mit Rücksicht auf das Subject, welches universell, particulär, indefinit und singulär sein kann, unterscheidet man *allgemeine* (universelle), *besondere* (particuläre), *unbestimmte* (indefinite) und *Einzel-Behauptungen* (singuläre), was man ihre *Quantität* nennt (im Gegensatz zu ihrer *Qualität*, die sich auf die Affirmation oder Negation bezieht). *Jeder Körper ist schwer.* Der Satz ist allgemein, was durch das Wort *jeder* beim Subject angedeutet ist. — *Einige Körper sind elastisch.* Der Satz ist particulär; denn das Subject wird durch den Zusatz *einige* beschränkt. — *Der Mensch ist unbeständig.* Der Satz ist unbestimmt; denn es ist nicht ausgesprochen, ob alle oder nur einige Menschen unbeständig sind. — *Consalvo von Cordova war ein ausgezeichneter Feldherr.* Der Satz enthält eine Einzel-Behauptung, da das Subject ein einzelnes ist. Damit die Behauptung eine singuläre sei, muß das Subject nicht immer ein Eigenname sein. Es genügt irgend ein das Subject singulär bestimmendes Wort, wie z. B. *diese Münze ist falsch.*

Rücksichtlich der unbestimmten (indefiniten) Sätze kann gefragt werden, ob das Subject im universellen oder im particulären Sinn zu nehmen sei. Zwei Umstände veranlassen diese Frage: 1) der Mangel eines universellen und particulären Terminus; 2) die Beobachtung, daß der Gebrauch den einen einen universellen Sinn zuerkennt, den andern nicht.

Die unbestimmte Behauptung ist gleich der absolut universellen, wenn es sich um Dinge handelt, die zur Wesenheit einer Sache gehören, oder um eine ihrer Eigenschaften, die als nothwendig zu betrachten ist. Wenn es sich nicht um das Wesen der Dinge handelt oder um ihre nothwendigen Gesetze, so ist die unbestimmte Behauptung eine moralisch universelle, d. h. sie umfaßt den größern Theil der Dinge. Die unbestimmte Behauptung ist gleich der particulären, wenn der besprochene Gegenstand deutlich dahin verweist. *Die Körper sind schwer* ist gleich der Behauptung: *alle Körper sind schwer.* — *Die Deutschen sind nachdenklich*; damit wird nicht ausgesprochen, daß *alle* es seien, sondern nur, daß dieß *im Allgemeinen* ein Charakterzug der deutschen Nation sei. —

Die Sätze oder Behauptungen sind *einfach* oder *zusammengesetzt.* In den einfachen Behauptungen wird die Beziehung eines einzigen Prädicates zu einem einzigen Subjecte ausgesprochen, wie in allen vorausstehenden Beispielen. Die zusammengesetzten Behauptungen enthalten mehr als ein Subject oder Prädicat. Die Dialektiker pflegen die zusammengesetzten Sätze in verschiedene Classen einzutheilen; ich will die hauptsächlichsten angeben.

Eine copulative Behauptung enthält die Verbindung mehrerer Affirmationen oder Negationen. Das Gold und das Silber sind Metalle = das Gold ist ein Metall und das Silber ist ein Metall. — Das Gold ist gelb und geschmeidig = das Gold ist gelb, und das Gold ist geschmeidig. Damit diese Sätze wahr seien, müssen beide Theile es sein; denn die Affirmation muß sich auf beide ausdehnen. Hieher können folgende negative Beispiele gezogen werden: Weder die Habsucht noch der Stolz sind Tugenden; die Mäßigkeit ist weder der Seele noch dem Leibe schädlich rc.

Disjunctiv ist die Behauptung, in der von verschiedenen Extremen das eine behauptet wird. Die menschlichen Handlungen sind entweder gut oder schlecht. Damit solche Behauptungen wahr seien, darf zwischen den Extremen kein Mittel vorhanden sein. Ein Papier ist entweder weiß oder schwarz: die Behauptung ist falsch, weil es auch andersfarbig sein kann.

Conditional ist die Behauptung, in der man unter einer Bedingung behauptet oder läugnet. Wenn es friert, werden die Früchte zu Grunde gehen. Damit diese Sätze wahr seien, muß der Vordersatz nothwendig den Nachsatz nach sich ziehen; nicht aber umgekehrt: so wird in unserm Beispiel gesagt, daß auf die Kälte das Zugrundegehen der Früchte erfolgen werde; nicht aber, daß, wann die Früchte zu Grunde gehen, es friert; denn es wird nicht behauptet, daß die Früchte nicht aus andern Gründen zu Grunde gehen können.

Ueber die Argumentationsformen will ich nur Weniges vorbringen. Die Dialektiker haben sie in viele Classen eingetheilt. Ich habe bereits ausgesprochen, was ich von ihrem Nutzen denke. Zum Erfinden des Gedankenstoffes nützen sie wenig oder Nichts, zur Auseinandersetzung eines Gedankens Vieles, so daß im Allgemeinen die geraume eine Zeit dauernde Einübung dieser Formen im Verstande eine Klarheit und Präcision zurückläßt, die man nicht leicht mehr verliert, und die sich in allen Studien fühlbar macht.

Syllogismus ist jene Argumentation, in welcher zwei Termini mit einem dritten verglichen werden, um die Beziehung zu entdecken, die sie unter sich haben. Das Einfache ist unzerstörbar; die Seele ist einfach: also ist sie unzerstörbar. Die extremen Termini sind Seele und unzerstörbar; das Vergleichungsmittel — terminus medius — ist einfach.

Enthymema ist ein abgekürzter Syllogismus. Die Seele ist einfach; also ist sie unzerstörbar; oder: das Einfache ist unzerstörbar, also ist es auch die Seele.

Dilemma ist eine Argumentation, die aus einer disjunctiven und

zwei conditionalen Behauptungen besteht, welche beide zu derselben Schlußfolge führen. **Das Christenthum breitete sich durch Wunder oder ohne Wunder aus; wenn das Erstere, so ist das Christenthum wahr; wenn das Letztere, so ist es gleichfalls wahr; denn das wäre ein großes Wunder, wenn das Christenthum sich ohne Wunder ausgebreitet hätte.**

16) Seite 116. — Ich habe lobend einer Lehre des heiligen Thomas erwähnt; und ich kann nicht umhin, zu bemerken, für wie nützlich ich die Lectüre der Werke jenes berühmten Lehrers für Alle erachte, welche sich tiefen Studien über den menschlichen Geist hingeben. Wenn es wohl wahr ist, daß in den Werken des heiligen Thomas die Schreibart seiner Zeit sich abspiegelt, so erstaunt gleichwohl der Leser, daß es inmitten der Unwissenheit, die im XIII. Jahrhundert noch groß war, einen Mann gab, der mit so umfassendem Wissen einen so durchdringenden und so tiefen Geist vereinigte.

17) Seite 122. — Der Lehrstand ist ein Beruf, den allein Diejenigen, die in denselben treten, vor Augen haben sollten. Leider geschieht das nicht: eine so ernste, so wichtige Lebensaufgabe wird nur obenhin gelöst und zwar bloß in der Art, daß man inzwischen auf eine andere bessere Stellung wartet. Das Uebel liegt nicht an den Professoren, sondern an den Gesetzen, die sich ihrer nicht genugsam annehmen und nicht darauf bedacht sind, sie in gewinnender Weise für ihren Stand zu begeistern, ein Bedürfniß, das überhaupt in jedem Berufe sich fühlbar macht. Ein einziger guter Lehrer kann innerhalb einiger Jahre unermeßliche Wohlthaten seinem Vaterlande zuführen: von einem bescheidenen Lehrstuhle herab ist sein lehrendes Wort nur an wenige Jünglinge gerichtet; aber dieselben wirken wieder auf andere ein; und nach Verlauf einiger Jahre äußern sie den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesellschaft.

18) Seite 127. — Die Neigung, womit der Mensch der Autorität eines andern Menschen folgt, veranlaßt erhabene Betrachtungen über den Glauben, über das Autoritätsprincip der katholischen Kirche, so wie über den Ursprung und den Charakter der abgefallenen Secten, welche die Welt verwirrt haben und noch immer verwirren. Da ich in einem andern Werke diesen Gegenstand ausführlich behandelt habe, so begnüge ich mich damit, auf das in demselben Gesagte mich zu beziehen. Das Werk ist überschrieben: El Protestantismo comparado con el Catolicismo en sus relaciones con la civilizacion europea *), in welchem man den I. Band nachlese!

---

*) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation. Von Jakob Balmes, Priester. Nach der neuen verbesserten Auflage

19) Seite 150. — Man könnte ein treffliches Buch schreiben, das den Titel führte: Moral in der Literatur und Kunst (moral literaria y artistica). Der Gegenstand wäre ebenso nützlich als fruchtbar. Wenn ein Schriftsteller, der einer sichern, scharfsinnigen und sittlichen Kritik fähig wäre, ein solches Werk durchführte, so müßte Angesichts des von Tag zu Tag zunehmenden Mißbrauches der herrlichsten Geistesgaben zur Verführung ein Unternehmen, wie das hier gemeinte, von großem Gewinne sein. Gebe Gott, daß dieser Wink irgend Jemanden dazu aufmuntere, der dieser Aufgabe gewachsen wäre!

20) Seite 155. — Hat auch die Philosophie der Geschichte in den letzten Zeiten einige Fortschritte gemacht, so steht sie doch noch weit zurück. Wahrscheinlich ist sie ebenso tiefgreifender Veränderungen fähig, wie eine andere ebenso neue Wissenschaft: die Staats-Oekonomie. Für die Katholiken liegt, was diesen wissenschaftlichen Zweig betrifft, ein großer Mißstand darin, daß mehrere Hauptwerke, die den genannten Gegenstand behandeln, von Protestanten oder Sceptikern geschrieben sind: daher kommt es, daß sie voll bedeutender Fehler und Zweideutigkeiten bezüglich der katholischen Kirche sind. Zwar ist in den letzten Zeiten in England, Frankreich und Deutschland eine Reaction in der Geschichtsschreibung zu Gunsten des Katholicismus eingetreten: dennoch ist die genannte Wissenschaft noch immer ein ungemein reiches Bergwerk, von dem erst ein kleiner Theil ausgebeutet worden ist. In Hülle und Fülle liegen hier Schätze vergraben: sie warten nur auf fleißige Arbeiter, die sie erheben und an's Tageslicht fördern.

21) Seite 172. — Einige Menschen bilden sich ein, Religiosität sei das Zeichen eines schwachen Geistes; der Unglaube dagegen verrathe Talent und Geistesgröße. Ich aber behaupte, man könne an der Hand der Geschichte nachweisen, daß in allen Zeiten und Ländern die eminentesten Geister religiös gewesen sind.

---

des Originals aus dem Spanischen übersetzt von F. X. Hahn. Regensburg, 1861. Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

Ergänzender Anhang.

XXIII. Kapitel.

Der Staat.

Vorwort.

Wichtigkeit des Gegenstandes.

Die Erkenntniß des Wahren umfaßt nothwendig auch die Beziehung des Menschen zum Staat. Gerade in dieser Beziehung herrscht eine große Begriffsverwirrung, wenn nicht eine colossale Unwissenheit im heutigen Geschlechte. Nicht als ob den meisten Menschen die allgemeine Wahrheit unbekannt wäre, daß der Mensch nur in der Gesellschaft seine Bestimmung erreichen könne, nein! — sondern was dem Bewußtsein so Vieler entschwunden ist, das ist die Kenntniß der rechten Beziehung des Menschen zu der ihn umgebenden Gesellschaft des Staates. Aus dieser Unkenntniß entspringen die traurigsten Begriffsverwirrungen, Nachtheile und Verirrungen selbst schon auf dem engern Gebiete des Menschen als Individuum, auf welches doch die äußere Gesellschaft unstreitig den bestimmendsten Einfluß übt. Ein besonderes Kapitel dürfte daher in der vorliegenden Schrift, die sich mit der Erkenntniß des Wahren in den wichtigsten Situationen des menschlichen Denkens und Handelns befaßt, als durchaus berechtigt erscheinen.

Dieses Kapitel, das sich den vorausgehenden des Buches ergänzend anschließt, ist zunächst aus andern Werken des Verfassers des vorliegenden Buches, namentlich aus seinem Werke: Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation (in's Deutsche übersetzt von F. X. Hahn, Regensburg, 1862. Verlag von G. J. Manz), sodann auch aus den Schriften anderer katholischer Autoren zusammengestellt, so daß dem Leser die

Auffassung des Staates vom katholischen Standpunkte hiemit geboten wird, und zwar, den übrigen Kapiteln des Buches entsprechend, in möglichst populärer Form, bald mehr in aphoristischer Weise, bald mehr in systematischer Ordnung.

---

§. 1. Das allgemeine Band der Humanität auch außerhalb jeder socialen Organisation.

Auch abgesehen von jeglicher socialen Ordnung bestehen Rechte und Pflichten der Menschen unter einander. Der Mensch empfängt eben nicht Alles von der socialen Ordnung; er bringt vielmehr zu ihr schon ein eigenes Kapital mit.

Angenommen, daß nur zwei Menschen auf der Erde lebten, — darf der eine den zweiten, dessen Existenz er vorher nicht kannte und dem er zufällig begegnet, tödten, angreifen, in irgend einer Weise belästigen? Offenbar nicht. In beiden also ist die individuelle Sicherheit ein Recht, und die Achtung derselben eine Pflicht. Wenn Jemand seinen Nebenmenschen in Todesgefahr findet, sei es durch Krankheit oder Ermüdung, durch Hunger oder Durst — darf er ihn verlassen und in seinem Unglück ihm keine Hülfe leisten? Offenbar nicht. Die gegenseitige Hülfe in der Bedürftigkeit ist also eine andere Pflicht, die aus dem einfachen Zusammentreffen des Menschen mit dem Menschen entspringt.

Die relativen Pflichten der Menschen unter sich aus der socialen Organisation allein abzuleiten, widerspricht allen Gefühlen des Herzens.

Ein Schiffer auf dem Meere erblickt einen Unglücklichen, der mit den Wogen kämpft; wäre er nicht schuldig, wenn er, im Falle er es könnte, ihn zu retten versäumte? Gehörte der Unglückliche auch zur wildesten Nation, mit der es unmöglich wäre, irgend wie in sociale Beziehung zu treten, — würden wir den Schiffer nicht ein Ungeheuer von Grausamkeit nennen, wenn er jenen nicht aus der Gefahr befreite? Zwischen beiden besteht kein sociales, wohl aber das menschliche Band. Man nennt daher diese Art von Handlungen Handlungen der Mensch-

lichkeit (Humanität), und ihr Gegentheil Unmenschlichkeit. Jene macht uns wahrhaft zu Menschen; diese würde uns auf die gleiche Stufe mit den Thieren herabwürdigen.

Ebenso unabhängig von der socialen Organisation existirt das Recht der Vertheidigung. Schon dadurch, daß der Mensch sein Leben erhalten kann und soll, hat er ein unbestreitbares Recht, es gegen Jeden zu vertheidigen, der es ihm nehmen will. Dasselbe Recht der Vertheidigung dehnt sich auf die Erhaltung der Integrität unserer Glieder und der Ausübung unserer Fähigkeiten aus. Ein Wilder, der aus einer Quelle trinken oder die Frucht eines Baumes in einer Wildniß genießen will, darf durch keinen Andern in dem Gebrauch seines Rechtes beschränkt werden; und wenn dieser Letztere es zu thun versuchte, so könnte der Erstere die passenden Mittel anwenden, um ihn zur Vernunft zu bringen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß nicht die sociale, sei es die häusliche oder politische Organisation oder Ordnung für den Menschen die erste und alleinige Quelle seiner Pflichten und Rechte sein kann. Diese Rechte und Pflichten gründen sich auf den Menschen als Menschen und nicht als Individuum einer organisirten Gesellschaft; sie entstehen aus einem Gesetze der allgemeinen Gesellschaft, die Gott zwischen allen Individuen der menschlichen Gattung durch die Thatsache ihrer Erschaffung selbst begründet hat. [1])

§. II. Von der Nothwendigkeit der socialen Ordnung unter den Menschen einerseits, andererseits von der Nothwendigkeit einer ordnenden Gewalt. — Von dem göttlichen Ursprung dieser Gewalt.

I. Die Familie.

Die erste, natürlichste und zur Erhaltung des Menschengeschlechtes nothwendigste Gesellschaft ist die Familie. Das

---

[1]) Lehrbuch der Ethik von J. Balmes. Regensburg. Verlag von G. J. Manz. 1852. Kap. XIX.

Menschengeschlecht würde zu Grunde gehen, wenn die Eltern um ihre Kinder sich nicht kümmerten, also dieselben nicht ernährten, gegen die Einflüsse der Witterung nicht schützten und vor unzähligen Dingen, die ihren Tod herbeiführen würden, nicht bewahrten. Diese Pflicht steht zunächst der Mutter zu: deßhalb gibt ihr die Natur das Nöthige zur Ernährung des neugeborenen Kindes und legt in ihr Herz ein unerschöpfliches Kapital von Liebe, Besorgniß und Zärtlichkeit. Die Schwäche des Weibes, die Unmöglichkeit, daß sie allein die zur Erhaltung der Familie nöthige Subsistenz erschwingen kann, fordert den Beistand des Vaters, der überdieß die Pflicht hat, das Leben jener Individuen zu erhalten, denen er es gegeben hat.

Ferner: da nicht bloß die leibliche Hülflosigkeit des Kindes verhältnißmäßig weit länger dauert als die des Thieres, sondern auch des Kindes Erziehung, die Entwicklung seiner Sprache, seiner Sitten und Ideen eine sehr geraume Dauer erfordert, so bleibt es nothwendig noch lange Zeit nach seiner Geburt auf die Eltern angewiesen.

Die meisten Menschen leben nur so lange, als nöthig ist, um für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen; viele Eltern sterben, noch ehe die Kinder vollkommen erwachsen sind, und fast alle steigen in's Grab, ohne daß sie für die jüngsten sorgen konnten. Wenn die Eltern fünfzig oder sechzig Jahre erreicht haben, sind ihre ältesten Kinder nicht über zwanzig oder dreißig hinaus; und auf diese folgen andere, die noch nicht im Stande sind, für ihre Subsistenz zu sorgen, und noch weniger, die Klippen der Welt unversehrt zu vermeiden. Diese höchst wichtige Thatsache ergibt die Nothwendigkeit, daß das Band der Ehe das ganze Leben hindurch dauere. Ohne diese Beständigkeit der Verbindung wären viele Kinder vor der Zeit verlassen, und würde die Ordnung der Familie und der Gesellschaft gestört. Die kurze Lebenszeit, die dem Menschen gewährt ist, deutet ihm an, daß er, statt nach der Laune seiner Leidenschaften umherzuschweifen, neue Bande zu knüpfen und gleichzeitig verschiedenen Familien den Ursprung zu geben, sich

bestrebe, für diejenigen zu sorgen, die er hat, weil mit schnellen Schritten der Augenblick herannaht, wo er in's Grab steigen muß.

Keine Gesellschaft, so klein sie auch sei, kann sich in Ordnung erhalten ohne eine sie leitende Autorität: wo eine Vereinigung ist, muß nothwendig ein Gesetz der Einheit sein. Von dieser Regel ist auch die Familie nicht ausgenommen; und da die Autorität nicht in den Kindern sein kann, so muß sie in den Eltern sein. Allein noch vor der Gesellschaft mit den Kindern besteht die des Mannes mit der Frau. Die Schwäche des Weibes, das Vorwalten des Gefühles über die Reflexion beim Weibe deutet darauf hin, daß die Frau nicht geboren ist, um dem Manne zu befehlen, der von Natur mehr zum Nachdenken geneigt, mit einem minder weichen Herzen begabt, um so mehr aber mit der Anlage und Kraft zum Befehlen ausgestattet ist. Die Autorität der Familie findet sich also im Manne; die der Mutter kommt ihr zu Hülfe und ersetzt sie, wann sie fehlt.

Dem Rechte zu befehlen, entspricht die Verpflichtung zu gehorchen. Das Weib schuldet dem Manne, und die Kinder den Eltern nicht bloß Unterwürfigkeit und Gehorsam, sondern auch für ihre unzählbaren Wohlthaten Dankbarkeit und Pietät. Die Pietät gegen die Eltern ist eine heilige Pflicht der Kinder während ihres ganzen Lebens. (Ueber die Vergleichung der kindlichen mit der elterlichen Liebe sehe man Kap. XVII. §. III.)

Die sociale Ordnung in der Familie und die väterliche Autorität gründet sich also auf die Natur selbst und ist folglich der unzweideutigste Ausdruck des göttlichen Willens. [1])

II. Der Staat.

Allein die häusliche Gesellschaft genügt nicht für das Menschengeschlecht. Der Mensch, dessen Dasein eine Familie

---

[1]) Lehrbuch der Ethik, von Jac. Balmes. Regensburg, Verlag von G. J. Manz. 1852. Kapitel XVII.

voraussetzt, strebt darnach, eine andere neue zu bilden, ohne welche sich das Menschengeschlecht nicht fortpflanzen könnte. So ergeben sich bald neben einander viele sociale Organismen, Familien. Sie selbst, sowie die Individuen, aus denen sie bestehen, haben ihre besondern Existenzrechte, welche gegenseitige Anerkennung und Achtung verlangen. Ferner haben die Familien gemeinsame Bedürfnisse; die einen können ohne Mitwirken der andern weder glücklich sein, noch sich forterhalten. Darum mußten sie sich im Staate vereinigen; dieser konnte nicht ohne Ordnung, und die Ordnung nicht ohne Gerechtigkeit bestehen; und sowohl die Gerechtigkeit wie die Ordnung hatten einen Wächter, einen Ausleger, einen Vollzieher nöthig: dieß ist die Staatsgewalt.

Gott, der den Menschen geschaffen, der die Erhaltung des Menschengeschlechtes wollte, wollte somit auch das Dasein des Staates und der Gewalt, deren der Staat bedurfte. Das Bestehen der Staatsgewalt ist also dem Willen Gottes angemessen, wie das Bestehen der väterlichen Gewalt: wenn die Familie der letzteren bedarf, so hat der Staat ebenso gewiß die erstere nöthig. Der Herr wollte diese wichtige Wahrheit gegen Spitzfindigkeiten und Irrthümer sichern; darum sagt er uns in der heiligen Schrift, daß von ihm alle Gewalten kommen, und daß, wer sich ihnen widersetzt, der Anordnung Gottes sich widersetzt. [1])

III. Lehre des heiligen Thomas von Aquin und anderer Theologen über die sociale Ordnung und die öffentliche Gewalt.

Unvergleichlich schön, einfach und natürlich ist die Theorie des heiligen Thomas von Aquin über die Noth-

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation. Regensburg, 1862. Druck und Verlag von G. J. Manz. II. Bd. 48. Kap. Seite 132.

wendigkeit der socialen Ordnung unter den Menschen und über die Nothwendigkeit einer Autorität. Er sagt hierüber: [1])

„Wenn der Mensch einsam leben sollte, wie manche Thiere, bedürfte er keines Führers zu einem Ziele, sondern jeder wäre sein eigener König unter der Obergewalt Gottes, des höchsten Königs, insofern er sich in seinem Thun mittelst des Lichtes der Vernunft, das ihm der Schöpfer gegeben, selbst regieren würde. Allein es ist dem Menschen von Natur eigen, ein gesellschaftliches und politisches Wesen zu sein und im Gegensatze zu allen andern lebenden Geschöpfen in Gemeinschaft zu leben, worauf das Bedürfniß seiner Natur offenbar hinweist. Den Thieren nämlich hat die Natur Nahrung, Fell zur Bekleidung, Zähne, Hörner, Krallen oder wenigstens Behendigkeit in der Flucht zur Vertheidigung gegeben; aber den Menschen hat sie mit keiner dieser Gaben ausgestattet; sie hat ihm an deren Stelle die Vernunft gegeben; mit ihr und mit Hülfe der Hände kann er sich das Nöthige verschaffen. Dazu aber war ein Mensch nicht genug; denn er wäre allein nicht im Stande, das eigene Leben zu erhalten; es ist also dem Menschen von der Natur geboten in Gemeinschaft zu leben. Außerdem hat die Natur den Thieren die Gabe verliehen, Nützliches vom Schädlichen zu unterscheiden; wie das Schaf eine angeborne Furcht vor seinem Feinde, dem Wolfe, hegt. Gewisse Thiere kennen instinktmäßig die Kräuter, die ihnen zur Heilung dienen, und andere zu ihrer Erhaltung nothwendige Dinge; allein der Mensch hat die natürliche Kenntniß dessen, was zum Leben nothwendig ist, nur in der Gemeinschaft, insoferne die durch die Vernunft geleitete Gemeinschaft der Menschen mittelst allgemeiner Grundsätze zur Kenntniß der einzelnen zum Leben nothwendigen Dinge zu gelangen vermag. Kein Mensch aber vermag durch die eigene Vernunft alle diese Kenntnisse zu erlangen. Also müssen die Menschen nothwendig in Gemeinschaft leben, indem einer den

---

[1]) D. Thom. Opusc. de Regimine Principum, I. 1., Cap. 1.

andern unterstützt, und der eine dieser, der andere jener Thätigkeit sich befleißigt; so übt der eine die Arzneikunde aus, dieser wirkt in diesem Berufe, jener in einem anderen Stande. Dieß wird auf das Deutlichste durch die Thatsache dargethan, daß dem Menschen die Fähigkeit der Sprache eigen ist, durch welche er den andern Menschen alle seine Gedanken mittheilen kann. Die anderen Geschöpfe theilen sich zwar auch gegenseitig in Gemeinschaft ihre Empfindungen mit; so drückt der Hund seinen Zorn durch Bellen und die anderen Thiere ihre Affecte in anderer Weise aus. Der Mensch aber ist gegen seines Gleichen mittheilsamer, als das Thier, selbst als diejenigen Thiere, die mehr auf das Zusammenleben angewiesen sind, wie die Kraniche, die Ameisen, die Bienen. Im Hinblick hierauf sagt Salomon im Prediger: Besser ist zu zweien als allein sein; denn sie haben den Vortheil der wechselseitigen Gesellschaft." Wenn es also dem Menschen von Natur eigen ist, in Gemeinschaft zu leben, so muß Jemand unter ihnen sein, der die Menge regiere; denn da nun viele Menschen beisammen sind, müßte die Menge, wenn jeder nach seinem Gutdünken handeln würde, sich auflösen, wenn nicht Jemand für das gemeine Beste sorgen wollte, was auch am menschlichen Leibe und bei dem jedes Thieres der Fall wäre, wenn nicht eine Kraft ihn regierte und auf das Wohl aller Glieder Acht hätte. Im Hinblick hierauf sagt Salomon: „Wo kein Führer ist, zerstreut sich das Volk u. s. w."

Unter andern Theologen, welche in ähnlicher Weise von der Nothwendigkeit der socialen Ordnung unter den Menschen, sowie einer regierenden Gewalt sprechen, spricht Pater Billuart, der in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lebte, diese Folgerung aus: „Daraus ergibt sich, daß Gott, der dem Menschen diese (sociale) Natur verlieh, ihr zugleich die leitende und gesetzgebende Gewalt mittheilte .... Da aber dieselbe nicht leicht von der ganzen Menge ausgeübt werden kann ....,

so pflegt sie ihr Recht oder ihre Regierungsgewalt entweder Einigen aus dem Volke aus jedem Stande zu übertragen, was man demokratische Regierungsform nennt, oder Einigen aus dem Adel, was man aristokratische Regierungsform heißt, oder einem Einzigen entweder nur für seine Person oder auch mittelst der Erbfolge für seine Nachkommen, was die monarchische Regierungsform bildet. Daraus folgt, daß jede Gewalt von Gott kommt, wie der Apostel im dreizehnten Kapitel seines Briefes an die Römer sagt und zwar so, daß sie unmittelbar und vermöge des natürlichen Rechtes bei der Gesellschaft, mittelbar aber und vermöge menschlichen Rechtes bei den Königen oder andern Obrigkeiten beruht, wenn nicht Gott selbst diese Gewalt unmittelbar Einigen überträgt, wie er sie dem Moses über das israelitische Volk, und wie sie Christus dem Papste über die ganze Kirche mitgetheilt hat." [1])

Diese Erklärung des Ursprunges des Staates und der Gewalt, von welcher er geleitet wird, umfaßt das natürliche, das göttliche und das menschliche Recht im schönsten harmonischen Ebenmaße, in welchem sie sich gegenseitig durchdringen und unterstützen; diese Erklärung, welche den Gesellschaftsvertrag eines Rousseau und Anderer an innerer Wahrheit weitaus übertrifft, ist ebenso erhaben, als einfach: die Offenbarung

---

[1]) Ex quo sequitur, quod Deus, qui dedit talem naturam, simul ei dederit potestatem gubernativam et legislativam . . . Verum quia haec potestas . . . non potest exerceri a tota multitudine, . . . ideo solet multitudo transferre suum jus seu potestatem gubernativam, vel in aliquos de populo ex omni conditione, et dicitur Democratia, vel in paucos optimates, et dicitur Aristocratia; vel in unum tantum sive pro se solo, sive successoribus jure hereditario, et dicitur Monarchia. Ex quo sequitur, omnem potestatem esse a Deo, ut dicit Apost. Rom. 13, immediate quidem et jure naturae in communitate, mediate autem tantum et jure humano in Regibus et aliis Rectoribus: nisi Deus ipse immediate aliquibus hanc potestatem conferat, ut contulit Moysi in populum Israel, et Christus SS. Pontifici in totam Ecclesiam.

bestätigt, was die Vernunft verkündet; die Gnade stützt die Natur.

Weil Gott den Menschen geschaffen hat, um in Gesellschaft zu leben, so hat Er auch Alles gewollt, was nöthig ist, um dieß möglich zu machen. Die Existenz einer öffentlichen Macht gründet sich also auf das Naturrecht, welches im göttlichen, nicht im menschlichen Willen seine Quelle hat; ebenso gründet sich darauf die Verpflichtung zum Gehorsam unter ihre Befehle. Welchen Ursprung soll man in der That der obrigkeitlichen Gewalt zuschreiben, wenn sie nicht von Gott kommt? Auf welche sichere Grundlage will man sie stützen? Gründet der Mensch die Rechtmäßigkeit der Gewalt, die er ausübt, nicht auf den Himmel, so sind alle Rechtstitel nicht im Stande, seine Ansprüche geltend zu machen. Kommt aber die Gewalt von Gott, so begreifen wir leicht die Pflicht uns ihr zu unterwerfen. Diese Unterwerfung verletzt zudem unsere Würde nicht, während wir im entgegengesetzten Fall nur Unterdrückung, Hinterlist, Tyrannei, — keine Vernunft, keine Gerechtigkeit, vielleicht die Nothwendigkeit, aber keine Pflicht uns zu unterwerfen sehen. Mit welchem Recht will ein anderer Mensch uns gebieten? Etwa wegen der Ueberlegenheit seines Geistes? Wer hat den Wettkampf entschieden und ihm den Preis zuerkannt? Ueberhaupt begründet diese Ueberlegenheit kein Recht: in manchen Fällen kann ihr Urtheil nützlich, aber nicht bindend sein. Etwa die Ueberlegenheit der Stärke? Dann müßte der Elephant König sein. Etwa die Ueberlegenheit des größern Reichthums? Vernunft und Gerechtigkeit liegen nicht im Metall: nackt kam der Reiche zur Welt; und sinkt er in's Grab, so läßt er seine Reichthümer zurück; auf Erden mochten sie ihm wohl als Mittel dienen, um Macht zu erwerben, nicht aber als Rechtstitel, um sie zu begründen. Entsteht die Gewalt etwa aus den Befugnissen, die Jemanden von Anderen übertragen worden sind? Wer hat sie zu unsern Vormündern bestellt? Wo ist ihre Verwilligung? Wer hat ihre Stimmen gesammelt? Und wie können wir und sie uns schmeicheln, die

großen Befugnisse zu besitzen, die zur Ausübung der Staatsgewalt gehören? Wie können wir sie übertragen, wenn wir sie selbst nicht besitzen? [1])

§. III. Die Vorsehung hat nicht die väterliche Gewalt zur Quelle der Staatsgewalt bestimmt.

Es bedarf wohl keiner weitgehenden Untersuchung, um den Weg zu erkennen, auf welchem die väterliche Gewalt vom Himmel gekommen ist. Das Kind auf dem Schooße der Mutter erinnert diese mit seinen Thränen an ihre Pflicht, es zu nähren und zu pflegen; das schwache Weib sagt dem Manne, daß sie und ihr Kind einer Stütze bedürfen; und das hülflose Kind, das keine Kräfte zur Stütze, keine Einsicht zur Führerin hat, lehrt Vater und Mutter es zu unterhalten und zu unterweisen. Hier sieht man den Willen Gottes deutlich ausgesprochen; das Naturgesetz selbst ist sein lebendiger Ausdruck; die zartesten Gefühle sind seine Verkünder und Dolmetscher; mit einem Worte: Rechte und Pflichten der Eltern und Kinder sind mit eben so deutlichen als herrlichen Zügen ausgedrückt.

Allein wo finden wir diesen so unzweideutigen Ausdruck hinsichtlich der Uebertragung der Staatsgewalt? Ist die Staatsgewalt etwa als eine Umgestaltung der väterlichen in die bürgerliche Gewalt zu betrachten?

Hier ahnt man sogleich den Unterschied zwischen der häuslichen und der gesellschaftlichen Ordnung, die verschiedene Aufgabe beider, die verschiedenen Gesetze, denen beide unterworfen sind, und die verschiedenen Mittel, deren die Leitung einer jeden bedarf. Zwar mag sich das Musterbild eines Staates in der Familie finden und der Staat um so herrlicher sein, je mehr er sich der Familie im Befehlen und Gehorchen nähert. Aber bloße Aehnlichkeiten begründen keine Rechte: es

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 165.

bleibt sofort unzweifelhaft, daß die Rechte der Staatsgewalt nicht mit denen der väterlichen Gewalt verwechselt werden dürfen.

Andererseits zeigt schon die Natur der Dinge, daß die Vorsehung, als sie die Schicksale der Welt ordnete, die väterliche Gewalt nicht zur Quelle der Staatsgewalt bestimmt hat. Denn wir sehen nicht ein, wie eine solche Gewalt hätte übertragen werden können, und in welcher Weise die Berechtigung ihrer Ansprüche nachzuweisen wäre. Man begreift wohl das kleine Reich eines Altvaters, der eine aus zwei oder drei Geschlechtern seines Blutes bestehende Gemeinde beherrscht. Allein sobald diese Gemeinde wächst, sich über verschiedene Gegenden ausbreitet, sich somit zertheilt und zersplittert, verschwindet die patriarchalische Gewalt, ihre Ausübung wird unmöglich; und es ist nicht zu erklären, wie die Thronbewerber sich unter einander und mit der Menge verständigen werden, um ihr Anrecht auf Herrschaft darzuthun und zu begründen.

Der Grundsatz, welcher in der väterlichen Gewalt den Ursprung der Staatsgewalt erblickt, mag noch so annehmbar erscheinen und eine noch so scheinbare Stütze in den patriarchalischen Regierungen suchen, denen wir im Anfang der Staatenbildung begegnen: aber er wird immer eine unüberwindliche Schwierigkeit wider sich haben. Denn er behauptet Etwas, was er nicht beweist; nützt also durchaus nicht dem Zwecke, die Regierungen zu stützen, von denen keine ihr Recht auf einen solchen Anspruch zu gründen vermag. Weder bei dem heiligen Thomas, noch bei einem andern hervorragenden Theologen, und wohl auch nicht bei den heiligen Vätern oder in den Ueberlieferungen der Kirche oder in der heiligen Schrift dürfte diese Theorie gefunden werden. [1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 135—137.

§. IV. Prüfung der Lehre, die den Ursprung der Staatsgewalt im menschlichen Willen sucht. — Unhaltbarkeit der Theorie der Verträge. — Die Gewalt über Leben und Tod ist dagegen.

Sobald die sociale Natur des Menschen als göttliche Anordnung anerkannt ist, kann man nicht leicht begreifen, wie so viele philosophische Spitzfindigkeiten an die Stelle der so lauten Stimme der Natur gesetzt werden konnten. Wie der Mensch sich nährt, weil er sonst sterben würde; wie er sich kleidet und Wohnplätze aufsucht, weil er sonst ein Opfer des Unwetters würde, ebenso vereinigen sich die Familien zur Gesellschaft, weil sie nicht isolirt leben können, und unterwerfen sich, zur Gesellschaft vereinigt, einer öffentlichen Gewalt, weil sie ohne dieselbe der Verwirrung preisgegeben wären und sich zuletzt zerstreuten oder zu Grunde gingen.

Die Verschiedenheit der Formen der öffentlichen Gewalt ist sodann eine der Verschiedenheit der Nahrungsmittel, der Kleidung, der Gebäude ebenso analoge Thatsache. Hier wie dort war die Befriedigung eines nothwendigen Bedürfnisses die Hauptsache. Die Formen der öffentlichen Gewalt waren daher mannichfaltig je nach den Ideen, den Sitten und Verhältnissen der Völker; und derjenige, der beim Anblick der Verschiedenheit der Formen der öffentlichen Gewalt an primitive Contracte oder Verträge denkt, durch welche sich die Menschen verpflichtet hätten, gemeinschaftlich zu leben und einer Autorität sich zu unterwerfen, ist ebensoweit von der Wahrheit entfernt, wie Jemand, der sich einbildet, die Menschen wären miteinander übereingekommen, sich zu bekleiden, Häuser zu bauen und diese oder jene Form ihren Kleidungen, diese oder jene Gestalt ihren Wohnungen zu geben. Nein, die öffentliche Gewalt ist unabhängig vom menschlichen Willen; und nur die Mannichfaltigkeit ihrer Formen wird durch die Umstände bestimmt.

Ein ausdrücklicher Vertrag war demnach niemals vorhanden und konnte, wenn wir ihn bei der Gestaltung einer Gemeinschaft voraussetzen, nicht die Zustimmung aller Individuen

erhalten. Die Familienväter wären die einzigen gewesen, die an der Uebereinkunft Theil genommen hätten. Mit welchem Rechte hätten die Väter für ihre ganze Familie den Vertrag eingegangen? Es ist leicht vorauszusetzen, der Wille der Familie sei stillschweigend in dem Willen ihres Hauptes inbegriffen, aber nicht so leicht, es zu beweisen. Zudem müßte die Zustimmung der nachfolgenden Geschlechter stillschweigend inbegriffen sein; denn es ist unmöglich, den Vertrag jeden Augenblick zu erneuern, um den Willen derjenigen zu erforschen, die bei seinen Wirkungen betheiligt sind. Vernunft und Geschichte lehren, daß die Staaten sich niemals auf diese Weise gebildet haben; und die Erfahrung sagt uns, daß durch einen solchen Grundsatz die heutigen Staaten weder erhalten noch regiert werden.

Sodann widerlegt die Gewalt über Leben und Tod, welche eine allgemeine Ueberlieferung des Menschengeschlechtes ist, die Theorie der Verträge. Wenn dieses Recht nicht von Gott ausgegangen wäre, so müßte sich die Sache folgender Massen gestaltet haben. Jedes Glied der Gesellschaft wird ausdrücklich oder stillschweigend zugestanden haben: „Ich willige in die Aufstellung von Gesetzen, worin gewisse Handlungen mit der Todesstrafe belegt sind; und wenn ich selbst diesen Gesetzen zuwider handle, so soll man mir mein Leben nehmen, so ist jetzt mein Wille für diesen Fall." Auf diese Weise hätten alle Glieder der Gesellschaft ihr Leben überliefert, wenn die bezeichneten Voraussetzungen sich verwirklichten. Da aber keines von ihnen Gewalt über das eigene Leben hat, so ist der Akt, wodurch sie es überliefern, durchaus ungültig und nichtig. Vielleicht wendet man ein, „der Mensch habe keine Gewalt über sein Leben, wenn man unter dieser Gewalt eine willkürliche verstehe; wenn es sich aber darum handle, zum eigenen Besten darüber zu verfügen, so müsse der allgemeine Grundsatz beschränkt werden."

Diese Erwägung, die auf den ersten Blick annehmbar erscheinen könnte, schließt eine furchtbare Consequenz in sich, die Rechtfertigung des Selbstmordes. Man wird mir entgegnen,

der Selbstmord bringe dem Selbstmörder keinen Nutzen; allein räumt ihr einmal dem Individuum das Recht ein, über sein Leben zu verfügen, wann es zu seinem Besten gereiche, so könnet ihr euch doch nicht zu Richtern darüber aufwerfen, ob es ihm in einem besonderen Falle zum Besten gereiche oder nicht. Nach eurer Meinung hatte er das Recht, sein Leben z. B. in dem Falle zu überliefern, wenn er, um seinen Bedürfnissen oder seinen Neigungen zu genügen, ein todeswürdiges Verbrechen beginge, d. h. er war Richter zwischen den Vortheilen des Daseins und der Befriedigung einer Leidenschaft: was werdet ihr ihm nun antworten, wenn er euch sagt, daß er dem Kummer, der Langweile, dem Schmerz oder andern ihn peinigenden Uebeln den Tod vorziehe?

Die Gewalt über Leben und Tod kann also nicht von einem Vertrag herrühren; der Mensch ist nicht Herr seines Lebens, er hat es nur zu genießen, solange es ihm der Schöpfer erhalten will; also hat er nicht das Recht, es abzutreten, und alle Uebereinkünfte in diesem Sinne sind nichtig. Oft ist es erlaubt, ja rühmlich, selbst eine Pflicht, sich einem gewissen Tode zu überliefern; allein man darf die Ideen nicht verwechseln: alsdann verfügt der Mensch über sein Leben nicht als Herr, er ist ein freiwilliges Opfer zum Heil des Vaterlandes oder zum Wohl der Menschheit. Der Krieger, der eine feindliche Mauer ersteigt; der mildthätige Mensch, welcher der Ansteckung trotzt, um den Kranken beizustehen; der Missionär, der an unbekannten Gestaden landet, sich in ungesunde Himmelsstriche begibt, in unzugängliche Wälder eindringt, um sich unter wilde Horden zu mischen — alle diese Heroen verfügen über ihr Leben nicht als Herren, sie opfern es einem großen, erhabenen, gerechten, gottgefälligen Streben. Denn Gott liebt die Tugend und noch mehr die heldenmüthige Tugend; und eine Heldentugend ist es, für das Vaterland zu sterben, in der Unterstützung der Unglücklichen zu sterben, — zu sterben, um den Völkern, die in den Finsternissen und Schatten des Todes liegen, das Leben der Wahrheit zu bringen.

Oder will man die Gewalt über Leben und Tod durch das natürliche Recht der Gesellschaft erklären, sich selbst zu vertheidigen? „Jedes Individuum,“ wird man sagen, „kann einem andern das Leben nehmen, um das eigene zu vertheidigen, also kann es auch die Gesellschaft thun.“

Allerdings kann das Recht der Selbstvertheidigung im Staate die Gewalt über Leben und Tod gerade so gut erzeugen, als die Nothwehr beim Einzelnen oder den Krieg des Staates gegen einen andern Staat. Allein diese Anschauung beweist nicht gegen den Ursprung dieser furchtbaren Gewalt bei Gott. Die Begründung der Gewalt über Leben und Tod durch das Recht der Selbstvertheidigung allein hebt die Begriffe von Strafe, Züchtigung, menschlicher Gerechtigkeit auf. Immer noch war man der Meinung, daß der Verbrecher, der am Galgen stirbt, eine Strafe erleide; und wenn man auch in diesem furchtbaren Akt die Befriedigung eines socialen Bedürfnisses, ein Mittel der Selbsterhaltung erblickte, so ist doch die erste und vorherrschende Idee, welche die Gesellschaft am meisten rechtfertigt und den Richter mit einem erhabenen Charakter bekleidet, die Idee der strafenden Gerechtigkeit. Wer einen Mörder von sich abwehrt, ihn tödtet, vollbringt eine rechtliche Handlung, aber er vollstreckt keine Strafe, übt keine Gerechtigkeit aus. Das sind ganz verschiedenartige Dinge, die ohne Beleidigung des gesunden Menschenverstandes nicht verwechselt werden dürfen.

Kommt also das Recht über Leben und Tod nur von Gott, so ist nothwendig der Ursprung der Staatsgewalt nur bei ihm zu suchen. Der Krieg gegen eine hereinbrechende Nation kann durch das Recht der Selbstvertheidigung erklärt werden; auch auf den Angriffskrieg läßt sich derselbe Grundsatz anwenden: denn er ist gerechtfertigt, wenn er eine Genugthuung oder eine Entschädigung erzwingen soll, die der Feind verweigert; der Krieg zu Gunsten von Verbündeten gehört in den Kreis jener Handlungen, die zur Unterstützung eines Freundes vollbracht werden, aber der Krieg mit all seiner

Größe, mit all seinem Unheil drängt nicht so mächtig zur Anerkennung des göttlichen Ursprunges hin, wie das einfache Recht, einen Menschen zum Galgen zu führen. Ohne Zweifel liegt auch bei Gott die Bestätigung rechtmäßiger Kriege, da bei ihm die Bestätigung aller Rechte und Pflichten liegt; allein man hat dazu keine besondere Vollmacht nöthig, wie zur Verhängung der Todesstrafe; da genügt die allgemeine Bestätigung, die Gott als Schöpfer der Natur allen natürlichen Rechten und Pflichten ertheilt hat.

Aber woher wissen wir, daß Gott den Menschen eine solche Vollmacht übertragen hat? Erstens genügt für die Christen das Zeugniß der heiligen Schrift. Zweitens ist die Gewalt über Leben und Tod eine allgemeine Ueberlieferung des Menschengeschlechtes, also besteht sie in der Wirklichkeit; und da wir nachgewiesen haben, daß ihr Ursprung nur bei Gott liegen kann, so müssen wir voraussetzen, daß Gott sie den Menschen auf die eine oder andere Art mitgetheilt habe. Drittens endlich ist dieses Recht nothwendig zur Erhaltung des Staates; also hat Gott es verliehen; denn wenn er die Erhaltung eines Wesens will, so muß er ihm nothwendig auch Alles gegeben haben, was es zu seiner Erhaltung bedarf. [1])

Alles zusammengefaßt ist also das staatliche Recht zur Verhängung der Todesstrafe ein unwiderlegbarer Beweis für den göttlichen Ursprung der Staatsgewalt selbst.

§. V. Die Revolution als nothwendige Consequenz der Theorie, welche den Ursprung der Staatsordnung nur im menschlichen Willen sucht.

Wenn dem Staate von Gottes Gnaden der Staat von Menschen Gnaden entgegengestellt wird, dann ist dem ungebundensten Subjectivismus nicht nur Thür und Thor geöffnet,

---

[1]) Lehrbuch der Ethik, von J. Balmes. Regensburg. Verlag von G. J. Manz. 1852. Kapitel XVIII., — und: Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 168 u. ff.

sondern er ist dann vollkommen in seinem Rechte. Selbst das einzige rechtmäßige Bindemittel der menschlichen Gesellschaft in diesem Falle, der Vertrag, reicht alsdann nicht mehr aus, um den Menschen zu binden und einer Ordnung zu unterwerfen. Alles ist im Fortschritt begriffen nach einem unbekannten Ziel. Ob es etwas an sich Wahres, an sich Gutes, an sich Gerechtes gibt, ist dann eine offene Frage. Was heute gut, wahr und recht ist, ist es vielleicht morgen nicht mehr. Alles muß dann fortwährend in Frage gestellt bleiben, und es erübrigt durchaus kein anderes Mittel der Verbindung als die Gewalt. Alle Staatsbürger sind absolut souveräne Individualitäten; der Kampf dieser Aller gegen Alle ist die nothwendige Consequenz dieses Systems; und die letzte Frage, die sich dann Jeder stellen wird, ist nicht mehr: Was soll ich? Was darf ich? sondern: Was kann ich?

Alle Menschen sind sich ja ihrer Natur nach wesentlich gleich. Wenn auch der eine Mensch den andern an natürlichen Fähigkeiten übertrifft, so begründet das doch keine wesentliche Unterscheidung, sondern vielfach nur eine schnell vorübereilende, da die Fähigkeiten entwickelt, die Kenntnisse erworben werden können. Der Mensch lediglich als solcher dem Menschen gegenüber ist vollkommen unabhängig, wahrhaft souverän. Dieses Bewußtsein kann durch äußere Verhältnisse schlummern, im Grunde der Seele ruhen; es tritt aber unter günstigen Verhältnissen als eine mit dem Selbstbewußtsein innig verbundene Wahrheit unfehlbar wieder hervor.

Es leuchtet sofort ein, daß eine Theorie, die den Staat und die Staatsgewalt bloß auf den menschlichen Willen gründet, sobald sie einmal im Volke Platz gegriffen hat, an den Fundamenten der menschlichen Gesellschaft im Verborgenen frißt und nagt, wie ein Wurm an den Wurzeln eines mächtigen Baumes. Die genannte Theorie erzeugt nothwendig in den Gliedern des Staatskörpers die Selbstsucht, welche, in zügelloser Freiheit sich ergehend, den Staatsverband auflöst und zur Mutter der Revolution wird.

Das ist der Geist, der jetzt im Schooße der Menschheit kocht und wühlt; der in einzelnen Ereignissen bald hier, bald da, wie ein verheerender Feuerstrom hervorbricht.

Wir werden weiter unten sehen, wie dieselbe Selbstsucht, die, in den Gliedern des Staatskörpers aus der Theorie des Staates von Menschen Gnaden geboren, die Revolution erzeugt, in den Trägern der Staatsgewalt durch die maßlose Uebertreibung ihrer Machtvollkommenheit geweckt, gerade so nothwendig zur Revolution führen muß. [1])

§. VI. Die Lehre vom göttlichen Ursprung der Staatsgewalt ist keine Unterdrückung der Menschenwürde.

Nein, das Dasein des Staates hängt nicht von der Zustimmung des Menschen ab, der Staat ist nicht das Werk des Menschen, er ist die Befriedigung eines gebieterischen Bedürfnisses, welches, wenn es unbeachtet bliebe, den Untergang des menschlichen Geschlechtes herbeiführen würde. Die Staatsgewalt besteht in Kraft des Naturrechtes, welches göttliches Recht ist; und dieß ist es wohl, was der Apostel im 13. Kapitel des Briefes an die Römer eigentlich ausdrücken will, wenn er sagt: „Wer sich der Obrigkeit widersetzt, widerstrebt Gottes Anordnung."

Wird man denn nun von dieser Lehre sagen, sie begünstige die Unterdrückung der Menschenwürde und beeinträchtige die Freiheit? Ist es vielleicht eine Schande für den Menschen, sich als Geschöpf Gottes zu bekennen und einzugestehen, daß er von Ihm empfangen hat, was er zu seiner Unterhaltung bedarf? Sollte schon die Dazwischenkunft Gottes genügen, um die Freiheit des Menschen zu beschränken? sollte er nicht frei bleiben können, ohne Atheist zu sein? Ist es nicht eine abge-

---

[1]) Aus der trefflichen Schrift: Freiheit, Autorität und Kirche ꝛc., von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz bei Franz Kirchheim. XIII.: Der Staat von Menschen Gnaden.

schmackte Behauptung, daß eine Lehre, die uns sagt: „Gott will nicht, daß ihr wie unvernünftige Thiere lebet; Er gebietet euch, zu einer Gemeinschaft zusammenzutreten und zu diesem Zwecke einer rechtmäßig eingesetzten Gewalt unterthan zu sein," die Sklaverei begünstige? Wenn dieß Unterdrückung und Sklaverei ist, so ist es uns erwünscht; wir entsagen gern dem Rechte, das man uns aufdrängen will, wie wilde Thiere durch die Wälder zu schweifen; es gibt keine wahre Freiheit für den Menschen, wenn man ihn der heiligen Zierde seiner Natur, nämlich des Vermögens beraubt, der Vernunft gemäß zu leben. [1])

§. VII. Die Staatsgewalt ruht unmittelbar bei keinem einzelnen Menschen, sondern beim Volke.

Wenn man gewisse Menschen über das göttliche Recht der Könige spotten hört, so möchte man glauben, wir Katholiken seien der Meinung, als sende Gott den Königen oder den fürstlichen Geschlechtern gleichsam eine Einsetzungsurkunde zu. Hören wir, mit welch' bewunderungswürdiger Klarheit der heilige Johannes Chrysostomus in seiner 23. Homilie über den Brief an die Römer diesen Punkt erläutert: „Es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott kommt. [2]) Wie? Also ist jeder Fürst von Gott eingesetzt? Das sage ich nicht; denn ich rede von keinem Fürsten, sondern von der Sache selbst, d. h. von

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 147 u. 148.

[2]) Rousseau (Gesellschaftsvertrag I. 3) spottet dieser Lehre also: „Alle Gewalt kommt von Gott; ich gebe es zu; allein auch die Krankheiten kommen von Gott; kann ich deßwegen behaupten, daß ich keinen Arzt dürfe rufen lassen .... Die Pistole des Räubers ist auch eine Gewalt." Allein die Frage dreht sich um das moralische Wesen „Gewalt"; und auf dem moralischen Gebiete ist die unrechtmäßige Gewalt keine Gewalt, kein Wesen, sie ist Nichts, und darum darf man ihren Ursprung nicht bei Gott suchen. Balmes, Protest. u. Kathol. II. Bd. Seite 131.

der Gewalt selbst, indem ich behaupte, daß das Bestehen einer obersten Gewalt das Werk der göttlichen Weisheit sei, die Nichts dem bloßen Zufall überläßt. Deßwegen sagt der Apostel nicht: „Es gibt keinen Fürsten, der nicht von Gott kommt," sondern er redet von der Sache selbst, indem er sagt: „Es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott kommt." [1])

Nein, das Wort „von Gottes Gnaden" deutet auf keine besondere Einsetzungsurkunde von Seite Gottes. Die bedeutendsten Theologen, die über den Staat geschrieben haben, und welche die heilige Schrift nach dem Sinne der Kirche treu und wahr ausgelegt haben, wie der heilige Thomas, Bellarmin, Suarez, der heilige Liguori, Pater Concina, Billuart ꝛc., lehren etwas ganz Anderes. So lautet die Lehre Bellarmin's, um außer Billuart, dessen Worte im vorliegenden Falle bereits oben (§. 339, 340) angeführt worden sind, unter den vielen Gewährsmännern noch einen zu nennen, in folgende Worte zusammengefaßt also: „Bei einer Gemeinschaft von Menschen, in der kein positives Recht herrscht, gibt es keinen Grund, warum der Eine oder Andere unter ihnen sich das Recht anmaßen könnte, sie zu regieren. Gleichwohl besteht dieses Recht, die Natur weist auf die Nothwendigkeit desselben hin. Gott will, daß eine Regierung sei; also besteht in dieser Gemeinschaft von Menschen die rechtmäßige Befugniß, sie einzusetzen. Die Staatsgewalt ruht also unmittelbar nur bei der Menge." [2])

Um uns diese Anschauung deutlicher zu machen, nehmen wir an, daß eine beträchtliche Anzahl von Familien, die einander gleichstehen und von einander ganz unabhängig sind, von einem Sturme auf eine unbewohnte Insel verschlagen werden. Das Schiff ist zertrümmert, es gibt keine Hoffnung mehr zurückzukehren oder an das Reiseziel zu gelangen: jeder Verkehr mit

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 133.

[2]) Bell. de Laicis.

den übrigen Menschen ist abgeschnitten, unmöglich geworden. Nun fragen wir: können diese Familien ohne Regierung leben? Offenbar nicht. Hat nicht eine von ihnen das Recht über die andere zu herrschen? Offenbar nicht. Kann irgend ein Individuum einen solchen Anspruch erheben? Offenbar nicht. Haben sie das Recht, diese Regierung, die eine Nothwendigkeit für sie ist, einzusetzen? Sicherlich. Also ruht bei dieser Menge die Staatsgewalt mit dem Rechte der Uebertragung auf eine oder mehrere Personen, je nachdem es für gut erachtet wird. Es wird schwer sein, gegen die Lehre Bellarmin's über diesen Punkt einen triftigen Einwurf zu erheben.

So ist also die Regierungsgewalt vermöge des natürlichen und göttlichen Rechtes an die Menge übertragen, während die Regierungsformen dem Völkerrechte angehören; „denn offenbar hängt es von der Zustimmung der Menge ab, ob sie einen König oder Konsuln oder eine andere Obrigkeit über sich setzen will; und wenn eine rechtmäßige Ursache vorhanden ist, kann die Menge die Regierung in eine aristokratische oder demokratische oder umgekehrt verwandeln, wie wir lesen, daß dieß bei den Römern geschehen ist.“ (Bell. de Laicis.)

Dieselbe Lehre, daß nämlich die Fürsten ihre Gewalt mittelbar von Gott und unmittelbar vom Volke haben, vertheidigte der spanische Jesuit Suarez [1]) gegen keinen Geringern als den König Jakob von England selbst, der den Kardinal Bellarmin heftig angriff, weil dieser behauptete, daß die Könige ihre Gewalt nicht wie die Päpste unmittelbar von

[1]) Defensio Fidei Catholicae et Apostolicae adversus anglicanae sectae errores, cum responsione ad Apologiam pro juramento fidelitatis et Praefationem monitoriam serenissimi Jacobi Angliae Regis, Autore P. D. Francisco Suario Granatensi, e Societate Jesu, Sacrae Theologiae in celebri Conimbrensi Academia Primario Professore, ad Serenissimos totius Christiani orbis Catholicos Reges ac Principes. Lib. 3. De Primatu Summi Pontificis, Cap. 2. „Utrum principatus politicus sit immediate a Deo, seu ex divina institutione.“

Gott haben, sondern den entgegengesetzten Grundsatz aufstellte, daß der König seine Gewalt nicht vom Volke, sondern unmittelbar von Gott habe. [1])

§. VIII. Fortsetzung. — Warum haben die katholischen Theologen die mittelbare Uebertragung der Staatsgewalt so energisch betont?

Zwar hebt sich der Unterschied zwischen der von Gott mittelbar und der von Ihm unmittelbar übertragenen Gewalt im Staate in Anbetracht der Heiligkeit des Ursprungs, der Rechte und Pflichten der Gewalt, der Rechte und Pflichten der Unterthanen auf.

Ein Beispiel soll dieß erläutern: Nehmen wir an, es bestehe in einem Staate irgend ein besonderer Verein, der vom König gegründet worden, und der keine anderen Rechte besitzt, als die, welche ihm der König gewährt, keine andere Pflichten, als die, welche der König ihm auferlegt, kurz der ihm Alles verdankt, was er ist und was er hat. Dieser Verein wird, wie klein er auch sei, einer Regierung bedürfen, die sich auf zweierlei Art bilden kann: Entweder hat unmittelbar nur dem Verein der König, der ihm seine Vorschriften gegeben, auch das Recht verliehen, sich zu regieren und es einer beliebigen Person oder Personen zu übertragen; — oder er hat es so angeordnet, daß der Verein zwar selbst die Regierungsform bestimmt und die Personen ernennt, mit dem Beifügen, daß durch diese bloße Bestimmung und Ernennung der König nunmehr den ernannten Personen das unmittelbare Recht verleihe, innerhalb der gesetzlichen Schranken ihre Befugnisse auszuüben. Das Ergebniß ist offenbar vollständig gleich; und nun frage ich, ob nicht in dem einen oder andern Falle die Befugnisse der Regierenden als Ausfluß der Gewalt des Königs betrachtet werden müssen; ob zwischen den zwei Arten der Amtsübung

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 49. Kapitel.

ein erheblicher Unterschied zu finden ist? In beiden Fällen hätte der Verein das Recht, die Regierungsform zu bestimmen und die Person zu ernennen; in beiden Fällen würde der Regierende seine Befugnisse nur mittelst dieser Bestimmung und Ernennung erhalten; in beiden Fällen wäre keine neue Willensäußerung des Königs nöthig, um die ernannte Person, als mit allen Befugnissen ausgerüstet, darzustellen, die zur Ausübung ihres Amtes gehören; also findet zwischen denselben in der Wirklichkeit keinerlei Unterschied statt.

So verhält es sich mit der Meinung derjenigen, die sagen, daß die Gesellschaft die ihr von Gott verliehene Gewalt einer oder mehreren Personen in Wirklichkeit so mittheilt, wie sie dieselbe empfangen hat, und mit der Meinung Anderer, nach der die Gesellschaft nur zu ernennen hat und nun Gott mittelst dieses Aktes die Gewalt der ernannten Person unmittelbar überträgt.

Weil die Regierungsformen selbst dem Völkerrechte angehören, also von der Frage nach der mittelbaren oder unmittelbaren Uebertragung der höchsten Gewalt nicht berührt werden, so folgt aus dem unbestritten göttlichen Ursprung dieser Gewalt, daß die Verschiedenheit der Regierungsformen nicht im Mindesten die Pflicht vermindert, sich der rechtsmäßigen Obrigkeit zu unterwerfen, so daß, wer dem Präsidenten einer Republik in einem Lande, wo diese Regierungsform besteht, den Gehorsam verweigerte, sich nicht minder der Anordnung Gottes widersetzen würde, als wer desselben Ungehorsams gegen den unumschränktesten Fürsten sich schuldig gemacht hätte. Demnach konnte Bossuet sogar in einem Lande und in einer Zeit, wo der König von sich behaupten konnte: der Staat bin ich, sagen: „Gott nimmt alle rechtmäßigen Regierungen von jeglicher Form unter seinen Schutz; wer auf ihren Umsturz sinnt, ist nicht nur ein Feind des Gemeinwohls, sondern auch ein Feind Gottes.“ (Politique, L. 2., propos. 12.)

Uebt die mittelbare oder unmittelbare Uebertragung der

Gewalt auf den ihr gebührenden Gehorsam keinen Einfluß aus, und bleibt somit die Heiligkeit ihres Ursprungs bei jeder Meinung gesichert, so findet das Gleiche im Betreff der Rechte und Pflichten der Obrigkeit wie der Unterthanen statt. Ihr Wesen und ihre Grenzen sind von der Art und Weise, wie Gott die Staatsgewalt mitgetheilt hat, unabhängig.

Gleichwohl ist diese Frage im Verlaufe der neuern Geschichte zu einem der wichtigsten Punkte des öffentlichen Rechts geworden. Ein Blick in die Geschichte wird dieß darthun. Es hatten schon vor der religiösen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts die Throne durch die Demüthigung der Ritterschaft und selbst durch die Entwicklung des demokratischen Elementes viel an Stärke und Macht gewonnen. Trotzdem befand sich dasselbe damals noch nicht in so günstigen Umständen, daß es sich in solcher Ausdehnung, wie in der Folgezeit, geltend machen konnte. Daher war es natürlich, daß es sich an den Thron anklammerte, der, als Sinnbild der Ordnung und Gerechtigkeit im Staate, eine Art allgemeine Regel und Richtmaß war, wonach die übermäßigen Ungleichheiten leicht gehoben werden konnten, die das Volk so sehr beschwerten und verletzten. So diente dieselbe Demokratie, die in den späteren Jahrhunderten so viele Throne umstürzen sollte, denselben damals als starker Eckstein gegen die Angriffe von Seite eines unzufriedenen und mächtigen Adels, der sich nicht in die Rolle von Höflingen fügen wollte, zu der ihn die Könige allmählig herabzusetzen suchten.

Unglücklicher Weise drohte die königliche Gewalt in eine Macht auszuarten, die jede andere in sich zu verschlingen und zu vereinigen suchte. Indem der Protestantismus die geistliche Gewalt der Päpste angriff und die Gefährlichkeit ihrer weltlichen Gewalt fortwährend mit den schwärzesten Farben malte, erhöhte er die Ansprüche der Könige bis zu einem unerhörten Grade: befestigte er doch durch seine Lehre, daß die Fürsten ihre Gewalt unmittelbar von Gott erhalten hätten, den unseligen Grundsatz noch mehr, daß die höchste obrigkeitliche

Gewalt alle geistlichen Angelegenheiten unter ihrer Oberleitung habe, und verschrie er als Mißbrauch, Anmaßung, maßlosen Ehrgeiz die Unabhängigkeit, welche die Kirche auf Grund der heiligen Kanones, der Anerkennung der bürgerlichen Gesetze selbst, der Ueberlieferungen von fünfzehn Jahrhunderten, vornehmlich des erhabenen Vorbildes des göttlichen Meisters beanspruchte, welcher der Erlaubniß keiner weltlichen Obrigkeit bedurfte, um seine Apostel hinauszusenden, damit sie in aller Welt das Evangelium verkünden und im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufen sollten.

Zur Bekräftigung des Gesagten genügt es, auf die Regierungen von Heinrich VIII. und Elisabeth von England, sowie auf die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten zu verweisen, die sich alle protestantischen Gewalthaber gegen die katholische Kirche erlaubt haben; allein leider sind auch in den Ländern, wo der Katholicismus vorherrschend blieb, Uebergriffe und Anmaßungen vorgekommen, wie sie noch heute vorkommen — ein Beweis dafür, welch' mächtigen Impuls in der erwähnten Richtung durch den Grundsatz von der unmittelbaren Uebertragung der weltlichen Gewalt letztere empfangen haben muß. Jakob I. von England, gegen den Suarez aufgetreten war, beschränkte sich nicht bloß auf die Theorie von der unmittelbaren Uebertragung der Staatsgewalt, sondern trug seine Grundsätze auch auf das Gebiet des praktischen Lebens über, indem er seinem Parlamente sagte, daß „Gott ihn zum unumschränkten Herrn gesetzt habe, und daß alle Privilegien der mitgesetzgebenden Körperschaften bloße Zugeständnisse königlicher Milde seien." Seine Höflinge schmeichelten ihm, indem sie ihn den weisen Salomon nannten; und so darf man sich nicht wundern, wenn er es übel nahm, daß die italienischen und spanischen Theologen die hohen Ansprüche seiner dünkelhaften Gelehrsamkeit herabsetzten und seinem Despotismus Einhalt geboten. Es lag ihnen daran, den Hochmuth der weltlichen Obrigkeit dadurch zu dämpfen, daß sie ihr weder hinsichtlich ihres Ursprunges noch ihrer Rechte Ansprüche zuerkannten, die ihr nicht zustanden, noch ihr eine unumschränkte

Oberhoheit auch in geistlichen Dingen sich anzumaßen gestatteten, wodurch das Königthum in orientalischen Despotismus ausgeartet wäre, wo ein Mensch Alles ist, und die Völker Nichts sind. [1])

§. IX. Fortsetzung. — Die katholische Lehre schützt gleichmäßig die Obrigkeit und die Freiheit der Unterthanen, sowie zugleich auch die Unabhängigkeit der Kirche.

Durch ihre Lehre vom Staate und von der Staatsgewalt suchten überhaupt die katholischen Theologen mit der einen Hand die Rechte der Obrigkeit zu schützen und mit der andern die der Unterthanen zu vertheidigen; sie suchten die Aufgabe zu lösen, die Gewalt zu beschränken, ohne sie zu beseitigen, ohne ihr übermäßige Schranken zu setzen; die Gesellschaft gegen die Ausschreitungen des Despotismus zu schützen, ohne sie jedoch zur Widerspenstigkeit oder zur Empörung zu verleiten. Nein, kein Individuum und kein Geschlecht darf sich damit schmeicheln, die Herrschaft über die Völker so empfangen zu haben, daß alle Gesetze und Grundrechte nur eine von ihrem freien Willen gewährte Gnade gewesen wären.

Die Freiheit selbst aber war den katholischen Theologen nicht, wie den neuern Demagogen gleichbedeutend mit Glaubenslosigkeit oder Zügellosigkeit: nach ihrer Ansicht konnten die Menschen frei sein, ohne aufrührerisch oder gottlos zu sein; die Freiheit bestand nach ihnen in der Unterwerfung unter das vom Recht durchdrungene Gesetz; und da sie ohne Gott und ohne Religion

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation. Regensburg, 1862. II. Bd. 51. Kapitel. Uebrigens erklärten sich schon zur Zeit Ludwig's des Bayern die Reichsfürsten feierlich für die unrichtige Meinung, daß die kaiserliche Gewalt unmittelbar von Gott komme. In einem Reichsbeschluß gegen den Papst stellten sie folgenden Satz auf: „Um allem Uebel vorzubeugen, erklären wir, daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott kommt.“ Ad tantum malum evitandum declaramus quod imperialis dignitas et potestas est immediata a Deo.

das rechtliche Gesetz für unmöglich hielten, erschien ihnen ohne Religion auch die Freiheit für unmöglich. Was ihnen Vernunft, Geschichte und Offenbarung lehrten, hat die Erfahrung bestätigt: die Könige wissen es, ob ihnen die Verbannungen und die Blutgerüste von den katholischen Schulen bereitet worden sind.

Aus der katholischen Lehre vom Staate und dem Ursprung der Staatsgewalt ergibt sich außerdem, daß sie einerseits die gesetzmäßige Freiheit der Völker, anderseits die gesetzmäßige Obrigkeit in Schutz nimmt, auch die Unabhängigkeit der Kirche. Will die weltliche Obrigkeit die Kirche unterdrücken, so kann diese ihr zurufen: „Meine Gewalt ist unmittelbar, auf besondere, außerordentliche und wunderbare Weise von Gott selbst eingesetzt; die deinige kommt ebenfalls von Gott, allein mittelst der Menschen, mittelst der Gesetze, nach dem natürlichen Laufe der Dinge und den Bedingungen menschlicher Klugheit; und weder die Menschen noch die Staatsgesetze sind befugt, zu ändern oder zu zerstören, was Gott selbst außer der natürlichen Ordnung und auf unaussprechlich wunderbare Weise in seiner Güte eingesetzt hat.“ [1])

§. X. Den Uebertreibungen der Machtvollkommenheit der Staatsgewalt sind in der Regel Revolutionen früher oder später nachgefolgt.

Wenn man die Staatsgewalt mit unwürdigen Schmeicheleien überhäufen hört, darf man wohl fürchten, daß Empörungen und der Sturz der Regierungen nahe sind. Wann hat man die Gewalt der Könige mehr geehrt gesehen, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts? Wer erinnert sich nicht, wie sehr die Vorrechte der königlichen Gewalt erhoben wurden, als es sich um die Vertreibung der Jesuiten und um die

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 51. Kapitel.

Bekämpfung der päpstlichen Gewalt handelte? In Portugal, Spanien, Italien, Oesterreich, Frankreich erhob sich einmüthig die Stimme des feurigsten Royalismus. Aber als der Sturm der Revolution zu heulen begann, siehe da vereinigten sich die widerkirchlichen Parteien mit den Aufrührern, um zugleich die Gewalt der Kirche und der Könige zu stürzen; sie vergaßen alle kriechenden Schmeicheleien, um sich in Schmähungen und Gewaltthaten zu ergehen. Wenn man überhaupt den Völkern und Regierungen mit übertriebener Wärme schmeichelt und ihre Sache mit allzugroßem Eifer vertheidigt, so ist dieß ein Zeichen, daß man sie als Werkzeug zur Förderung von Interessen benützen will, welche sicherlich nicht die ihrigen sind. Ludwig XIV., der so ängstlich für die Kronrechte besorgt war, ahnte nicht das Mißgeschick Ludwig's XVI. England war unter den neuern Nationen das erste Land, wo eine eigentliche Revolution stattfand; und gerade in England äußerten sich die übertriebensten und irrigsten Meinungen zu Gunsten der höchsten weltlichen Gewalt. Hobbes, der, während er Gottes Rechte bestritt, den Fürsten der Erde unumschränkte Gewalt zuerkannte, lebte in der bewegtesten und stürmischesten Zeit England's: er wurde geboren im Jahre 1588 und starb im Jahre 1679.

Die Ursache hievon ist nirgends anders zu suchen, als im Abfall von den Principien der Kirche, die durch ihre würdigsten Vertreter die erhabensten Lehren vom Ursprung des Staates und der Staatsgewalt aufgestellt hat, also in der Irreligiösität. So lange die Religion in allen Gewissen herrschte, hielt sie dieselben in geziemender Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit, ohne dieser deßwegen erdichtete Rechte beizulegen, da ihr die wirklichen genügten. Nur sitten- und religionslose Parteien beugten sich kriechend vor dem Despotismus, weil und sobald er ihrem Plane förderlich erschien. Waren sie nicht vor der französischen Revolution die niedrigsten Schmeichler der Könige, indem sie deren Machtvollkommenheit maßlos erweiterten, in der Hoffnung, daß ihnen die königliche Gewalt zur Erniedrigung der Kirche dienen werde? Haben wir nicht gesehen, wie

sie nach der Revolution sich um Napoleon schaarten? Und wißt ihr, warum? Weil Napoleon die verkörperte Revolution war, weil er der Vertreter und Werkmeister der neuen Ideen war, die an die Stelle der alten gesetzt werden sollten, wie der englische Protestantismus seine Königin Elisabeth verherrlicht, weil sie der Staatskirche feste Grundlagen gab. Schmeichler der Fürsten und Verführer des Volkes zugleich, sind die religionslosen Parteien Feinde beider, weil sie auf Vernichtung der Kirche ausgehen, die durch ihre Grundsätze allein die wahre Staatsordnung befestigt und dadurch einerseits der gesetzlichen Obrigkeit den ihr gebührenden Schutz gewährt, andererseits das Volk im Besitze seiner wahren Freiheit schirmt.

Die Ursache der Unruhen in unserer Zeit und der Gefahren, denen die Throne fortwährend ausgesetzt sind, liegt also nicht sowohl in der Uebertreibung mehr oder weniger demokratischer Grundsätze, als vielmehr in dem Mangel an religiösen und sittlichen Grundsätzen. Was wird es euch helfen, daß ihr den Ursprung der Obrigkeit unmittelbar auf Gott zurückführt, wenn die Unterthanen nicht an Gott glauben? Weiset auf die Heiligkeit der Pflicht des Gehorsams hin, was werdet ihr damit bei solchen erreichen, die nicht einmal das Dasein einer sittlichen Weltordnung anerkennen, und denen daher die Pflicht eine eitle Erfindung ist?

Nur die sich überall ausbreitende Glaubenslosigkeit macht daher zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Uebertragung der Staatsgewalt eine scharfe Unterscheidung nothwendig, die bei religiösen und sittlichen Menschen von unwesentlichem Belang ist, während religionslose Parteien durch ihre heuchlerische Behauptung einer unmittelbaren Uebertragung, an die sie selbst nicht glauben, den Trägern der Staatsgewalt schmeicheln und sie so zur Verwirklichung ihrer gottlosen Pläne mißbrauchen. [1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 52. Kapitel.

§. XI. Fortsetzung.

Man redet so viel von dem Despotismus Philipp's II. von Spanien und seiner Nachfolger, daß man glauben möchte, es wären damals keine anderen Anschauungen, als die härtesten Grundsätze zu Gunsten des unverhülltesten Absolutismus im Umlauf gewesen. Und gerade in diesem Spanien konnte des Jesuiten Mariana berühmtes Werk De rege et regis institutione 11 Jahre früher erscheinen, als es in Paris durch Henkershand verbrannt wurde. Mariana unternahm sein Werk auf Ansuchen und Antrieb von Don Garcia de Lorisa, des Erziehers Philipp's III. und nachmaligen Erzbischofes von Toledo, so daß die Schrift zu nichts Geringerem als zur Belehrung und Bildung des Thronerben bestimmt war. Nie ward zu den Königen mit größerer Freiheit gesprochen, nie die Tyrannei mit niederschmetternderer Stimme verdammt, nie volksthümlichere Grundsätze verkündet; und dennoch erschien das Werk im Jahre 1599 zu Toledo in der Hofbuchdruckerei von Pedro Rodrigo mit dem königlichen Privilegium und mit der Zueignung an den König selbst, die auch auf dem Titelblatt angegeben stand; und, wie wenn dieß nicht genügt hätte, spricht der Verfasser in der Widmung von seinem Buche, daß es von allen Fürsten mit Aufmerksamkeit gelesen und erwogen zu werden verdiene. Indem Mariana den König mit dem Tyrannen vergleicht, sagt er: „Der König übt die Gewalt, die er vom Volke empfangen, mit großer Mäßigung aus.... Darum beherrscht er seine Unterthanen nicht wie Sklaven nach Art der Tyrannen, sondern regiert sie wie freie Menschen; und da er seine Gewalt vom Volke empfangen, ist er sorgfältig bestrebt, daß er während seines ganzen Lebens über willige Unterthanen gebiete.“ [1])

---

[1]) Rex quam a subdidis accepit potestatem singulari modestia

So schrieb in Spanien ein einfacher Mönch, und seine Schrift wurde von seinem Obern gut geheißen und von den Königen mit Aufmerksamkeit gelesen: wie viele und wie ernste Betrachtungen erweckt nicht diese einzige Thatsache unter den vielen Büchern, die von andern geistlichen Schriftstellern über denselben Gegenstand geschrieben wurden! Wo ist nun das enge und unauflösliche Bündniß, welches die Feinde des Katholicismus zwischen den Lehren der Kirche und den Grundsätzen der Unterdrückung gefunden haben wollen? Wenn man sich in einem Lande, wo der Katholicismus so ausschließlich vorherrschend ist, in solcher Weise aussprechen durfte, wie kann man dann behaupten, daß eine solche Religion das Menschengeschlecht zu knechten strebe, oder daß ihre Lehren dem Despotismus günstig seien?

Mit einem Worte: in der gesunden Lehre der Kirche allein wurzelt die Wohlfahrt des gesammten Staates, im Abfall davon liegt der Keim der Auflösung. Das Unglück der Könige selbst aber rührt von den maßlosen Uebertreibungen ihrer Machtvollkommenheit her: Hobbes schmeichelte den Königen gewiß mehr, als Bellarmin; doch welcher einsichtsvolle Fürst würde jenem nicht den gelehrten und frommen Controversisten als Unterthan vorziehen? [1])

---

exercet.... Sic fit, ut subditis non tamquam servis dominetur, quod faciunt tyranni, sed tanquam liberis praesit, et quia a populo potestatem accipit, id in primis curae habet, ut per totam vitam volentibus imperet. L. I. c. 4, p. 57.

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 52. Kapitel. Die Wahrheit dessen, was Balmes im Vorausstehenden entwickelt hat, wird durch die neueste Zeit, wenigstens in einigen Ländern, vollkommen bestätigt. Wie selten vorher, werden die Oberhoheitsrechte der Staatsgewalt gerade dadurch wieder maßlos übertrieben, daß man dieselben durch das unfehlbare Lehramt des Papstes ernstlich gefährdet wissen will. Es läuft im Grunde diese angebliche „Staatsgefährlichkeit“, mögen die Feinde der Infallibilität bona oder mala fide diese Staatsgefährlichkeit behaupten,

§. XII. Fortsetzung. — Absolutismus, Centralisation in ihren Wirkungen.

Die maßlos übertriebene Machtvollkommenheit der Staatsgewalt muß nothwendig zu jenem Streben derselben nach Allherrschaft und Unbeschränktheit auf Kosten der persönlichen und corporativen Individualitäten führen, das sich insbesondere durch ungemessene Centralisation kund gibt. Der Absolutismus, bemerkt Freiherr von Ketteler, ist unendlich herrschsüchtig und eifersüchtig: er will für Alle denken, für Alle sorgen, für Alle handeln, Alle unterrichten, Alle glückselig machen. Er überläßt Andern nur noch das Arbeiten, das Bezahlen und, in seiner liberalen Form, das Wählen. Jede Selbstständigkeit ist ihm verhaßt; er nennt sie „Staat im Staate." Er allein will stehen und will für Alle stehen, und Alle sollen auf ihm stehen. [1])

Die Wirkungen dieser absolutistischen Centralisation sind in jeder Beziehung verderblich für das nationale Leben.

Erstens entzieht sie dem größten Theil des Volkes jede wahre Einsicht in alle öffentlichen Angelegenheiten und Verhältnisse. Die Selbstregierung ist eine durch alle Klassen verbreitete Schule für das bürgerlich-politische Leben. Wenn sie auch hie und da Uebelstände mit sich bringt, welche die Centralisation vermeidet, so sind selbst diese Fehlgriffe oft Gelegenheiten, irrige Ansichten zu beseitigen und reiche Erfahrungen zu sammeln. Wo diese Schule des Lebens fehlt, können nur die allerverkehrtesten und irrigsten Ansichten Platz greifen; Un-

---

auf Nichts weniger hinaus, als auf die alte Jalousie gegen die unmittelbare Uebertragung der päpstlichen Gewalt. Diese Unmittelbarkeit ist ihnen gegenüber ihrer Staatsvergötterung im Grunde der Seele verhaßt; daher ihre Behauptung von einer Staatsgefährlichkeit, die doch nur eine erträumte oder heuchlerisch vorgespiegelte ist.

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. XIV.: Absolutismus. Centralisation.

wissende und Unerfahrene werden dann das große Wort über die Staatsverhältnisse führen. An dieser Folge der Centralisation leiden wir in unserer Zeit im höchsten Grade. Die großen Wortführer in der Presse sind Parteimänner, die alle Fragen nach Parteiinteressen behandeln und der Schule des Lebens ferne stehen. Das gilt auch von unseren politischen Versammlungen, wo nur zum kleinsten Theil Diejenigen versammelt sind, die selbst in den Verhältnissen leben, von denen in der Presse und in den Versammlungen gesprochen wird. Es entsteht so dieses oberflächliche Schwätzen, von dem die Welt wahrhaft erfüllt ist.

Die absolutistische Centralisation unterdrückt zweitens die bürgerlichen Tugenden des öffentlichen Lebens, insbesondere jene edelmüthige Opferwilligkeit, die wir in früheren Zeiten antreffen. Mit der Selbstregierung ist es von selbst gegeben, daß eine große Zahl von Stellen in allen Gebieten des öffentlichen Lebens Ehrenstellungen sind, und daß die Besten aus allen Ständen so Gelegenheit finden, auch dem Gemeinwesen ein Opfer zu bringen. Jede Thätigkeit aber, die auf einem freiwilligen Opfer beruht, gibt sofort den Menschen einen höheren Werth. Die Centralisation dagegen bringt es mit sich, daß alle Geschäfte durch besoldete Beamte besorgt werden; und so ehrenwerth auch der Beamtenstand sein mag, so kann es denn doch nicht fehlen, daß bei solchen Verhältnissen sich auch Viele eindringen, die nur des Lohnes wegen dienen, und nicht aus Liebe zum wahren Wohle des Vaterlandes.

Die Centralisation raubt drittens den Klassen der Bevölkerung, die auf materiellen Erwerb angewiesen sind, jede Gelegenheit, sich auch mit höheren Interessen zu beschäftigen, und befördert dadurch einen niederen Sinn und ein unmäßiges Streben nach Genuß und Geld. Abgesehen von dem Einflusse der Religion ist gewiß eine Theilnahme an öffentlichen Geschäften und Interessen ein äußerst kräftiges Mittel, um den Menschen von eitlen, niedern, materiellen Interessen ab- und höheren Interessen zuzuwenden.

Die Centralisation zerreißt viertens alle jene zahllosen socialen Organisationen, in denen sich die Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vereinen und verbinden; sie isolirt und vereinzelt die Menschen, und führt dadurch nothwendig zu großen socialen Erschütterungen.

„Wie ist es doch möglich," fragt ein Franzose, „daß, nachdem unsere Väter durch so große Anstrengungen und Opfer die Gleichheit unter uns hergestellt haben in der Hoffnung, durch die Gleichheit zur wahren Brüderlichkeit zu kommen, unter der Herrschaft dieser allgemeinen Gleichheit immer mehr ein wüthender Haß des einen Theiles der Bevölkerung gegen den andern sich zeigt?" Auf diese Frage nimmt Odilon Barrot, selbst ein Alt-Liberaler, keinen Anstand zu antworten: „Das Uebel kommt daher, daß unsere Gesellschaft gänzlich individualisirt ist, und daß nur der Staat in ihr allein stark und lebendig ist. Diese übertriebene Centralisation ist allein die Ursache dieser Erscheinung. Wir müssen in unseren Einrichtungen von 1789 das Wort „Freiheit" wiederherstellen, welches entfernt ist und ohne welches die beiden andern Worte „Gleichheit und Brüderlichkeit" inhaltsleere Widersprüche sind." — Später sagt er über Paris: „Paris ist ein großer Ameisenhaufen, der arbeitet, genießt, sich belustigt, aber ohne gemeinschaftliches Band. Man wohnt in demselben Stadttheile, in demselben Hause ohne alle gegenseitige Beziehung; man begegnet sich, ohne sich zu kennen. Nichts ist da, was die Menschen untereinander vereinigte; es fehlen dafür alle Institutionen. Man hat mit vollem Rechte gesagt, daß es ein großer Haufen Staub ist, der, von einem Sturm in die Höhe getrieben, weder geleitet noch zusammengehalten werden kann, der Alles niederwirft, was sich ihm entgegenstellt und kein anderes Gesetz hat als den Zufall." (De la Centralisation et de ses effets. Paris, 1861.) [1]

---

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz,

§. XIII. Fortsetzung. — Die absolutistische Centralisation ist die Mutter der Revolution.

Aus diesem Grunde ist auch fünftens die Centralisation eine Hauptquelle der Revolution. Da die Franzosen in dieser Hinsicht überreiche Erfahrungen gesammelt haben, so wollen wir auch hierüber die merkwürdigen Worte des erwähnten Schriftstellers hören: „Diejenigen, welche behaupten, daß wir Franzosen durch den Leichtsinn unsers Charakters zu den Revolutionen hingerissen werden, beweisen dadurch, daß sie selbst oberflächlich und ohne Rücksicht auf die Thatsachen der Geschichte urtheilen. Um sie zu widerlegen, genügt es, sie an das Jahr 1789 zu erinnern. Vor diesem Zeitpunkte haben wir achthundert Jahre lang ohne Revolution gelebt; kommt das etwa daher, daß wir damals zufällig ernster, ruhiger und weniger leichten Sinnes waren, wie wir es jetzt sind? Ich glaube im Gegentheil, daß sich unser Charakter seitdem durch alle diese schweren und traurigen Prüfungen in der Art verändert hat, daß wir jetzt weniger leicht- und jedenfalls weniger frohsinnig sind, als wir es in früherer Zeit waren. Diese Erscheinung erklärt sich vielmehr durch die Gebrechen unserer politischen und socialen Verfassung, durch die übertriebene Ausdehnung der öffentlichen Gewalt, durch die vollständige Desorganisirung und Auflösung der Gesellschaft, durch das Mißverhältniß zwischen der Thätigkeit der Staatsgewalt und der Entfaltung der individuellen Kräfte, mit einem Worte durch die Centralisation."

Er entwickelt dann im Einzelnen drei Gründe, um nachzuweisen, daß die Centralisation nothwendig zur Revolution führe. Der erste Grund sei, weil sie die Regierung mit einer unerträglichen Verantwortlichkeit belaste, während sie alle Anderen von jeder Verantwortlichkeit entbinde, woraus denn der

Geist der Anschwärzung und der Feindschaft im Volke entstehe; der zweite Grund das Mißverhältniß, das sich durch die Centralisation zwischen der Hauptstadt und den Provinzen bilde; und der dritte Grund endlich die Schwierigkeit, welche sich jeder wahren Reform entgegenstelle [1]). Wir wollen ihn auch über den ersten Punkt selbst hören: „In der Politik ist es eine feststehende Regel, daß mit der Gewalt auch eine entsprechende Verantwortlichkeit verbunden ist. In demselben Augenblicke, wo die Gewalt einen neuen Zuwachs erlangt, ist auch mit ihr nach der Natur der Dinge eine entsprechende gesetzliche oder moralische Verantwortlichkeit verbunden. Mit der maßlosen Ausdehnung der Staatsgewalt ist daher auch sofort eine maßlose Verantwortlichkeit gegeben. Auf der andern Seite geschieht es von selbst, daß, wenn die Individuen aller Theilnahme an öffentlichen Geschäften beraubt sind, sie sich nicht nur von jeder Verantwortlichkeit entbunden halten, sondern auch jedes Bewußtsein derselben verlieren. Sie müssen dann nothwendig endlich dahin kommen, daß sie jeden Schaden, den sie erleiden, ja selbst jeden Widerspruch gegen ihre Wünsche der Staatsregierung zur Last legen. Aus dieser übertriebenen Verantwortlichkeit, die auf dem Staate lastet und aus dieser vollen Entbindung jeder Verantwortlichkeit aller Andern, die dem Staate angehören, sind alle unsere Revolutionen hervorgegangen.“ [2])

§. XIV. Fortsetzung. — Die absolutistische Centralisation in ihrer Verbindung mit constitutioneller Verfassung.

Die Centralisation zeigt aber ihre verderblichen Wirkungen noch besonders bei einem Staate mit constitutioneller Ver-

---

[1]) Den Hauptgrund, die eingerissene Irreligiösität, die freilich auch zum größten Theil durch den Staatsabsolutismus verschuldet ist, vergißt Odillon Barrot.

[2]) Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. XVI.: Wirkungen des Absolutismus und der absolutistischen Centralisation.

fassung. Auch hierüber soll uns dieselbe Autorität belehren: „Die Staatsgewalt, bewaffnet mit der ganzen Macht der Centralisation, übt dann ihren Einfluß auf die Deputirten-Versammlung, um, es mag kosten was es will, die Majorität zu erlangen. Diese Centralisation wird dann das große Werkzeug der Staatsgewalt und dient ihr, diese freien Institutionen zu verderben, indem sie zugleich mit ihnen verdorben wird. Die Staatsgewalt ist dann nicht mehr ein Mittel, um mit Gerechtigkeit und billiger Unterscheidung die Kräfte des Staates zu vertheilen, sondern sie wird ausschließlich dazu verwendet, die Majorität im Parlament zu erlangen. Alle andern Interessen sind diesem Hauptinteresse untergeordnet; und da die Staatsgewalt in diesem Kampfe mit allen Mitteln ausgerüstet ist und sich nur ohnmächtige und isolirte Individuen gegenüberstehen sieht, die keine Verbindung mehr haben und ohne Unterlaß den Einflüssen der Centralisation hingegeben sind, so kann das Resultat nicht lange zweifelhaft sein." Wir brauchen dieser Schilderung der unseligen Wirkungen der mit dem Constitutionalismus verbundenen Centralisation kein Wort beizufügen. Wir sehen sie nur zu oft in dem modernen Staatswesen mit unseren Augen. Die allmächtige Staatsgewalt, verbunden mit einer politischen Partei, macht durch ihre zahllosen Werkzeuge oft durch Anwendung schlechter Mittel, die Kammern; und die so gemachten Kammern vermehren dann wieder die Allmacht der Staatsgewalt. Und das wird dann Volksrepräsentation genannt!

Alle diese unseligen Wirkungen der Centralisation zeigen sich in allen Staaten Europa's in dem Maße, wie sie in ihnen zur Verwirklichung gekommen ist. Sie müßten aber noch um so viel verderblicher hervortreten, wenn es dem falschen Liberalismus gelingen sollte, auch die Kirche jeder Selbstständigkeit zu berauben und der Staatsgewalt dienstbar zu machen. [1])

---

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. XVI.: Wirkungen des Absolutismus

§. XV. Fortsetzung. — Absolutistische Centralisation artet bei manchen Beamten in Bureaukratie aus.

Was ist denn eigentlich ein Bureaukrat? Ein Bureaukrat ist, um zunächst bei der Nominaldefinition stehen zu bleiben, ein Mensch, welcher in dem Wahne befangen ist, es stehe ihm zu, von seinem Bureau aus alle übrigen Menschen, „das Volk," wie er sich ausdrückt, ganz nach Belieben zu regieren, zu drangsaliren und zu maltraitiren. Doch bleiben wir bei dieser Bestimmung, die sich aus dem Worte selbst ergibt, nicht stehen, sondern suchen wir, dieselbe vertiefend, einen Blick zu thun in das innere Wesen oder vielmehr Unwesen der Bureaukratie. Es darf uns diese Untersuchung um so weniger verdrießen, als die herrschende Begriffsverwirrung auch hier sich bemerklich macht, und Mancher gerade jene Beamten Bureaukraten schilt, die es am wenigsten verdienen.

Worin liegt also das Charakteristicum, was den Beamten zum Bureaukraten macht? Das Charakteristicum eines jeden Bureaukraten liegt seinem tiefsten Grunde nach in einer maßlosen Ueberschätzung des eigenen Amtes und der eigenen Person, als der Trägerin dieses Amtes, in Verbindung mit einer ebenso maßlosen Unterschätzung aller anderen Menschen, welche entweder gar nicht, oder auch nur minder beamtet sind.

Geistig unfähig, wie er ist, weiß der Bureaukrat nicht zu unterscheiden zwischen dem Verhältniß eines Vorgesetzten zu seinem Untergebenen, und der Beziehung eines Gebieters zu seinem Sklaven. Es ist daher nicht bloß Phrase, sondern die lautere Wahrheit, daß nach seiner Anschauung die anderen

---

und der absolutistischen Centralisation. Ich konnte nicht umhin, fast den ganzen Inhalt dieses Kapitels hier wieder zu geben und zugleich dieses wahrhaft goldene Buch Ketteler's jedem Freunde der Wahrheit und Freiheit warm zu empfehlen.

Menschen auf der Welt sind, nicht um zum Wohle der Gesammtheit und nur in so weit diese allgemeine Wohlfahrt es nothwendig macht, von ihm geleitet und regiert zu werden, sondern um sich zu seinem Wohle und soweit es seiner Willkür beliebt, beherrschen, knechten und nach Umständen auch ausbeuten zu lassen. Bewußt oder unbewußt bekennt er sich zu dem Grundsatze: „das Volk ist nur wegen der Regierenden da," in der Worte falscher und falschester Bedeutung. Nur eine Bethätigung dieser „Anschauung" und nur ein Handeln in Gemäßheit dieses Grundsatzes ist es denn, wenn er alle andern Menschen als nicht ebenbürtig betrachtet, wenn er sie das „Volk" im verächtlichsten Sinne des Wortes nennt, und wenn er die, welche das Unglück haben, seine Untergebene zu sein, nicht als solche behandelt, sondern wie Rechtlose, wie Heloten traktirt. [1])

§. XVI. Fortsetzung. — In welchen Ländern blüht die Bureaukratie. — Der heutige Liberalismus im Bunde mit der Bureaukratie.

Das Gesagte weist darauf hin, wo wir den Bureaukraten vornehmlich zu suchen haben, und erklärt die historische Erscheinung, daß der Beamte viel leichter zum Bureaukraten ausartet in einem Lande, wo der Despotismus das Scepter führt, als in jenen Gegenden, welche die Segnungen freier Institutionen genießen. Wo die Freiheit unter was immer für einem Namen und in was immer für einer Form nicht nur auf dem Papier und auf der Zunge eitler Sprecher, sondern in der That existirt, zum Beispiel in der nordamerikanischen Republik und im Königreich Belgien, fühlt sich der Bureaukrat nicht heimisch, ja er verkümmert geradezu auf solchem Boden, wie gewisse Pflanzen in fettem Grunde. Dagegen gedeiht er

[1]) Die bayerische Bureaukratie und die Jesuiten in Regensburg. Mainz, bei Jos. Aug. Giani, 1867. Seite 56 u. 57.

üppig zum Beispiel im despotischen Rußland und überall, wo der Absolutismus blüht und, die Luft mit den Miasmen des Servilismus schwängernd, eine Atmosphäre erzeugt, die wir als das eigentliche Element des Bureaukraten bezeichnen möchten.

Hier nun muß man sich vor einem Irrthum hüten, welcher ebenso unheilvoll als weit verbreitet ist. Es ist die Vorstellung, als ob der Absolutismus nur da möglich wäre, wo eine einzelne Person, heiße sie König oder Kaiser, Großherr oder Czar, nach eigener Willkür und nach Eingebungen ihrer Leidenschaft ein Volk tyrannisirt. Nein! Tyrannei und Despotismus ist auch möglich und wirklich, wo eine Partei die Gesammtheit terrorisirt und vergewaltigt. Ob Einer sagt: „l'état c'est moi," oder ob ein Chor von hundert oder tausend Stimmen diese Parole brüllt — das Elend ist immer dasselbe, und die Tyrannei dominirt hüben wie drüben.

Ja noch mehr! Der Absolutismus in dieser zweiten Gestalt ist durch die Umstände, die ihn begleiten, noch unerträglicher und gefährlicher, als der andere. Er ist um so unerträglicher, als viele Tyrannen in ihrem Geschäft mehr zu leisten vermögen, denn Einer; und gefährlicher und volksverderbender ist er, weil seine Anbeter und Repräsentanten die menschliche Sprache zum Werkzeug ihrer Leidenschaften erniedrigt haben, und diesen Absolutismus „Liberalismus" heißen. Die Heuchler! Das System der entwürdigendsten Knechtschaft benennen sie nach der Freiheit, um sich dann selbst als die Männer der Freiheit, als „Liberale" preisen, und im Namen dieser heuchlerischen Freiheit über das betrogene und hintergangene Volk die Knute schwingen zu können.

Deßhalb sind es wahrhaft goldene Worte, die vor mehreren Jahren eine berühmte Feder schrieb: „Der moderne Liberalismus steht seiner innerlichsten Natur nach ganz auf Seite der Allregiererei und ist durchaus Geisteskind und Erbe der absolutistischen Monarchie und Bureaukratie der verflossenen Jahrhunderte. Er unterscheidet sich von diesen nur durch die

äußere Gestalt, nur durch Worte, die das Gegentheil anzudeuten scheinen, während sein eigentliches Wesen, das immer wieder durch diesen Schein durchbricht, intolerante, rücksichtslose Centralisation, Allgewalt des Staates auf Kosten der individuellen und corporativen Freiheit ist. Die Hand, welche die Zügel führt, soll nur gewechselt, der Zügel selbst aber um so fester angezogen werden. Während früher die Fürsten den absolutistischen Hammer führten, mit dem seit dreihundert Jahren jede wahre deutsche Freiheit zertrümmert ist, und sich dabei „Von Gottes Gnaden" nannten, wollen jetzt Andere, die sich „Von Volkes Gnaden" nennen, denselben Hammer schwingen und das Werk, namentlich an der Kirche, fortsetzen und vollenden. Die Peitsche, die der absolute Monarch gebraucht, will jetzt der absolute, angebliche Volksrepräsentant führen, nur noch schärfer." (v. Ketteler: „Freiheit, Autorität und Kirche.")

Dieser moderne Liberalismus ist also, um es kurz zu sagen, nichts Anderes, als der Absolutismus im Bunde mit der Heuchelei, und es ist jene Form desselben, in welcher er auf so vielen Fürstenstühlen der Jetztzeit thront, und in so vielen Kammern des civilisirten Europa sich des großen Wortes bemächtiget hat.

Was Wunder, wenn im Bereiche dieser modernen Despotieen unser Bureaukrat sich einnistet, und in's Unglaubliche sich vermehrt und in Prachtexemplaren angetroffen wird, wie sie in den Gebieten des Selbstherrschers aller Reußen nicht prachtvoller zu finden sind? Das ganze System dieses modernen Liberalismus paßt ihm ja so recht in seinen Kram. [1])

---

[1]) Die bayerische Bureaukratie und die Jesuiten in Regensburg. Seite 57—59.

§. XVII. Fortsetzung. — Bureaukratie ist in ihrem tiefsten Wesen Vergötterung des Staates. — Ihre beständigen Verschanzungen hinter das „Gesetz."

Im Gegensatz zur christlichen Auffassung der Staatsgewalt als einer von Gott gesetzten, welche mit Unterordnung unter die Gebote des natürlichen und positiv göttlichen Gesetzes die Menschen zur zeitlichen Wahlfahrt führen soll, ist in der Theorie vom modernen Staat, wie sie der Liberalismus aufstellt, kein Plätzchen übrig geblieben für Gott, der, wie die Einen offen heraussagen, doch nur in der Phantasie der Pfaffen und der Pfaffenknechte existirt, oder der, wie die Anderen dasselbe mit heuchlerischen Phrasen ausdrücken, im absoluten Staate sich selbst gesetzt hat und endlich in unserer vielgepriesenen Zeit zum Selbstbewußtsein durchgedrungen ist.

Man sieht, bei solcher Theorie eröffnet sich unserem Bureaukraten ein weites Feld für seine Praxis. Er fühlt sich und handelt als der Repräsentant des absoluten Staats-Gottes, dem selbstredend Niemand widerstehen darf. Durch die unfehlbaren Orakelsprüche dieses Götzen, durch „das Gesetz" muß Alles geordnet und Alles gemaßregelt werden, das Individuum wie die Corporation, die Familie wie die Schule, vor Allem aber die Verhaßte vom Anbeginn, die Kirche, und ihr Annexum, die Sacristei, soweit die Allmacht sich nicht als Ohnmacht erweist und obendrein das „unfehlbare Gesetz" unserm Bureaukraten selbst convenirt.

So ist seinem despotischen Beginnen Thor und Thüre geöffnet, er ist vollständig in seinem Wasser, und kann um so ungestörter sein Wesen treiben, als das „System" es ihm möglich macht, wie der Tintenfisch in seiner Flüssigkeit, im trüben Elemente seiner eigenen Confusion durch die Welt zu schwimmen. Schenkt ja das „dumme Volk" seinen Worten Glauben und meint, er sei ein Liberaler! Wenn aber dieses Volk, welches doch so gar dumm nicht ist, wie der Bureaukrat immer glaubt, hie und da durch einen empfangenen Fußtritt

inne wird, welcher Art der Liberalismus und die Freiheit ist, von der er so viel spricht und so wenig merken läßt, — kommt abermals das System zu Hülfe, er verschanzt sich hinter das „Gesetz", diesen unfehlbaren Willensausdruck des „souveränen Volkes." So spielen diese Menschen mit den Worten, so mißhandeln sie das Volk. [1])

§. XVIII. Wie Görres die Bureaukratie gezeichnet hat. — Resumé.

Genug, wir wissen jetzt, wodurch die Abart des modernen Bureaukraten von allen anderen Arten dieser Gattung sich unterscheidet. Er verbindet mit den liebenswürdigen Eigenschaften seiner Collegen in alter Zeit und in jenen Ländern, wo das ancien régime noch nicht veraltet ist, die ganze Heuchelei und Charakterlosigkeit, welche dem System und den Vertretern des modernen Liberalismus eigen ist. Deßhalb können wir ihn zum Schluß nicht besser nach der Natur zeichnen, als dies vor Jahren schon ein Mann gethan hat, dessen bloßer Name jeden Vertreter der modernen Bureaukratie wie des modernen Liberalismus in eine heilsame Aufregung versetzt, weil dieser Mann im Gegensatz zu ihnen ein ächter deutscher Mann gewesen, d. h. ein Mann von tiefem Geiste, geschlossenem Charakter und geradem, offenem Wort. Der große Görres schreibt: „Unter dem mancherlei Geziefer, das vielartig und vielgestaltet im hohlen, innerlich ausgefaulten Baume des jetzigen Deutschlands in Moder und Verderbniß wohnt, ist besonders ein verdammtes Geschmeiß, wie Scorpionen giftig, wie die Fliege unverschämt, und stinkend wie die Wanze, jedem Manne von Ehre und Gesinnung bis zum tiefsten Abscheu unausstehlich. Man kann diese Gesellen (ihres Zeichens bald geistlicher bald weltlicher Natur, um zwiefachem Bedarf für Kirche und Staat zu dienen) am füglichsten Hofliberale nennen, im Gegensatz zu den alten Hofnarren, an deren Stelle sie ge-

---

[1]) Die bayerische Bureaukratie und die Jesuiten in Regensburg. Seite 59—60.

treten, jedoch so, daß, während diese unter dem Scheine der Narrheit häufig guten Verstand und derbe Moral geredet, jene unter dem Scheine des Verstandes, des Rechtes und der Freiheit Narrheit reden und Schlechtigkeit preisen und üben. Wenn der gemeine Höfling sein Gewerbe mit einer Art von Geschämigkeit betreibt und doch nur zu Einem Herrn sich bekennt: dann vereinigen diese auf frecher Stirn' den Schmeichler mit dem Demagogen, und so kommen sie mit großem Geschrei daher, den liberalen Jargon der Zeit handhabend mit großer Geläufigkeit, und fordern mit Ungestüm im Namen der Freiheit die Fürsten auf, die unumschränkte untheilbare Macht an sich zu ziehen. Dem Volke aber preisen sie dieselbe schrankenlose Willkür als die höchste Freiheit an, und den besten Schild und Hort gegen jegliche Immunität."

Also, um Alles kurz zu resumiren: Stolze Ueberschätzung der eigenen Befugnisse und entsprechende Mißachtung und Verkennung der Rechte anderer Menschen, Freiheit und Gesetzlichkeit im Munde, um das Volk zu täuschen, und Willkür und Gewaltthätigkeit im Handeln, um das Volk zu knechten, Schlechtigkeit in den verfolgten Zwecken und rücksichtslose Unverschämtheit in der Wahl der Mittel, Kriecherei vor dem, was augenblicklich mächtig ist, und herrische Vergewaltigung alles dessen, was wehrlos und schwach erscheint, und deßhalb tödtlicher Haß und unablässige Verfolgung der Kirche Christi, als der Trägerin der Wahrheit, der Vertheidigerin des Rechtes, der Vorkämpferin der Freiheit, der Schützerin der Schwachen, der Wohlthäterin der Menschheit und Stellvertreterin Gottes: — das sind die hervorstechenden Eigenschaften der modernen Bureaukratie. [1])

---

[1]) Die bayerische Bureaukratie und die Jesuiten in Regensburg. Seite 60—61.

§. XIX. Die Freimaurerei in ihrem allgemeinsten Wesen und in ihrem verderblichen Einfluß auf das nationale Leben in einem bureaukratischen Staate.

Hier kann nicht über den Ursprung, das Alter und die Bedeutung der Freimaurerei eingehend gesprochen werden. Wir werden aber in ihr eine Art Seitenstück zur Bureaukratie erkennen.

Das Wesen der Maurerei ist der sogenannte Deismus, der gegen Ende des XVI. Jahrhunderts in England entstand und sich von dort aus über die Welt verbreitete. Der Deismus aber besteht hauptsächlich darin, daß er jede übernatürliche geschichtliche Offenbarung Gottes leugnet und keine andere Erkenntniß Gottes zuläßt, als auf dem Wege der Natur und der sich selbst überlassenen menschlichen Vernunft.

So lange das Christenthum nur als natürliche Erscheinung in der Geschichte aufgefaßt wird, nimmt auch die Freimaurerei keinen Anstand, Christus und das Christenthum hoch zu preisen und die Bibel in hohem Ansehen zu halten. Die Freimaurerei kann darum ohne Weiteres unter allen natürlichen Kundgebungen des Menschengeistes das Christenthum oben anstellen, die Bibel als das erste Logenbuch erklären und sogar in gewissem Sinne anerkennen, daß sie Gottes Wort enthalte. Daher werden auch in einigen Logen auf die Bibel die Eide abgelegt. Dagegen steht die Freimaurerei mit dem Christenthum, das seit achtzehnhundert Jahren der Welt als übernatürliche, gnadenreiche Offenbarung Gottes verkündiget ist, insbesondere also mit der katholischen Kirche im entschiedensten Gegensatz. Die Gottheit Christi im christlichen Sinne als übernatürliche Herablassung Gottes zu den Menschen, nicht etwa als natürliche Offenbarung des Göttlichen in der Menschenseele, verwirft die Freimaurerei vollständig. Damit ist aber dem Christenthum mit allen seinen Lehren, Institutionen und Sacramenten jeder übernatürliche Charakter abgesprochen. Von einer Erlösung als einer übernatürlichen That Gottes, von der Idee, daß Christus der einzige Mittler zwischen Gott

und den Menschen sei, kann in der Freimaurerei keine Rede sein. Das Wort Christi: „Niemand kommt zum Vater als durch mich," hat für sie keine Bedeutung.

Der Freimaurerei sind deßhalb auch alle Religionen nur von relativem Werthe, und sie muß den Anspruch, daß eine einzige als übernatürliche göttliche Offenbarung die allein wahre sei, als Uebermaß aller Anmaßung betrachten. Namentlich muß sie also die ganze katholische Kirche mit ihrer Behauptung einer übernatürlichen Sendung, einer übernatürlichen Lehre, übernatürlicher Sacramente, einer übernatürlichen Autorität als lauter unberechtigtes Menschenwerk, als Priester-Lug und -Trug erklären.

Aus dem Vorausstehenden ergibt sich von selbst, daß die Kirche wohl Ursache hatte, ihren Kindern den Eintritt in den Freimaurerorden zu verbieten und den Eintritt in denselben als einen Abfall von ihr zu betrachten. Wenn, wie nicht geläugnet werden kann, selbst viele Katholiken in den Freimaurerorden eingetreten sind, so liegt die Ursache davon darin, daß diese Katholiken entweder den Widerspruch zwischen der Kirche und der Freimaurerei nicht entfernt kennen, oder bereits innerlich von ihrer Kirche abgefallen sind.

Soviel im Allgemeinsten von dem Wesen des Freimaurerordens! Betrachten wir nun aber die Freimaurerei in ihrem Einfluß auf das Staatsleben, namentlich wenn es richtig stünde, was vielfach behauptet wird: Es sei eine „alte Pflicht" für die Freimaurer: „Ihr müsset den Bruder anstellen, wenn ihr es vermöget, oder ihn empfehlen, daß er angestellt werde." Und wenn auch nicht ein solches förmliches Statut bestünde, so ist es doch die allgemeine Ueberzeugung, daß die Freimaurer vorzugsweise ihren Brüdern Unterstützung und Beförderung zuwenden, so daß junge Leute um ihres Fortkommens willen in die Logen eintreten.

Wie sehr aber ein solches Verhältniß die Rechte und Interessen aller jener Staatsbürger, die nicht Maurer sind, gefährdet, ist offenbar.

Noch bedenklicher ist es, wenn Freimaurer die einflußreichsten Staatsämter inne haben. Oder ist es nicht ein unerträgliches Gefühl für einen Nichtmaurer, bei einer Concurrenz mit einem Freimaurer von einer Behörde geprüft und beurtheilt zu werden, die selbst aus Freimaurern besteht und mit Einem der Concurrenten durch einen geheimen Bruderbund verbunden ist?

Eine andere Gefahr, wenn die einflußreichsten Staatsämter mit Freimaurern besetzt wären, läge darin, daß dann der Mißbrauch der Staatsgewalt für Maurerzwecke und Maurertendenzen so nahe gelegt ist. Die Freimaurer können unmöglich für sich absolute Unfehlbarkeit und Vollkommenheit in Anspruch nehmen. Sie müssen wenigstens anerkennen, daß sie auch Menschen mit menschlichen Schwächen sind. Wie leicht kann es da nun geschehen, daß sie, wenn ein großer Theil der Staatsgewalt in ihren Händen liegt, durch sie ihre Bundeszwecke zu erreichen streben? In welcher Lage aber befände sich dann die gesammte christliche Bevölkerung, wenn die Staatsgewalt, der sie Gehorsam schuldet, das gefügige Werkzeug einer geheimen Gesellschaft würde und ihr dazu diente, den Glauben des christlichen Volkes als Irrwahn und Aberglauben mit versteckten Waffen unter dem Scheine des Staatswohles und Staatsdienstes zu bekämpfen!

Im ganzen Lichte erscheint aber dieser Zustand erst dann, wenn wir auch an die Lehrerstellen denken. Wenn die Staatsdiener Freimaurer sind, wenn von ihnen die Lehrerstellen im ganzen Lande besetzt werden, wenn dann auch wiederum die Lehrer derselben geheimen Verbindung angehören, — da ist ja jede Parität, jede Gerechtigkeit und jede Freiheit in Frage gestellt. Da ist ja ein geheimer innerer Krieg gegen die gesammte Bevölkerung, die an eine übernatürliche Offenbarung glaubt, unausbleiblich; ein Krieg, der im tiefsten innerlichen Widerspruch zu Allem steht, was durch Gesetze und Verfassungen allen Glaubensbekenntnissen feierlich garantirt und gewährt ist. Dann muß es dahin kommen, daß, während nach den

bestehenden Gesetzen von einer Gleichberechtigung Aller zu den Staatsstellen die Rede ist, in der Wirklichkeit nur mehr die Freimaurer zu ihnen gelangen können; daß, während in den Gesetzen von Religionsfreiheit und Freiheit der Wissenschaft die Rede ist, in Wirklichkeit durch die Schulen nur mehr die religiöse und wissenschaftliche Anschauung der Freimaurerei sich geltend macht. Wie muß sich endlich selbst das ganze constitutionelle Staatsleben mit seiner angeblichen Vertretung aller Classen der Bevölkerung gestalten, wenn eine allgewaltige Staatsgewalt in Verbindung mit der Freimaurerei und der aus ihr hervorgegangenen Kammermajorität widerstandslos das Land beherrscht!

Es mag sein, daß die Logen in einer gewissen Abhängigkeit von der Oberaufsicht der Staatsbehörden stehen. Diese Aufsicht hat aber an sich schon keinen Werth, wenn die Aufsicht führenden Behörden selbst wieder Freimaurer sind. Außerdem können aber die Logen, selbst wenn sie es wollten, nicht verhindern, daß aus ihnen andere geheime Verbindungen hervorgehen, vielleicht consequenter und energischer, wie sie selbst, und die sich dann jeder Aufsicht der Staatsbehörden vollkommen entziehen. Ueberhaupt will es uns scheinen, daß geheime Gesellschaften in jeder Hinsicht mit einem geordneten Staatswesen vollkommen unverträglich sind und einen gewissen unsittlichen Charakter zugleich in sich tragen. Diesem scheußlichen Unwesen der geheimen Verbindungen aber, wie es jetzt besteht, das unter dem Boden der Gesellschaft fortschleicht, das jedes Gefühl der Sicherheit im gewöhnlichen Verkehr aufhebt, da man nie weiß, ob man nicht vielleicht mit geheimen beeidigten Bundesbrüdern zu thun hat, — ist Thür und Thor geöffnet, so lange noch die Freimaurerei eine höchst protegirte geheime Gesellschaft bleibt. Die Freimaurerei mit ihren Genossen, den übrigen geheimen Gesellschaften, die doch recht eigentlich die Höhe des Zeitgeistes repräsentiren wollen, sind in permanentem Widerspruch zu Dem, was sonst der Zeitgeist auf allen Gebieten fordert, nämlich zu der Oeffentlichkeit; und ich glaube, es

wäre deßhalb ganz berechtigt, in ihrem Namen allgemein zu verlangen, daß dieses geheime Treiben aufhöre. [1])

§. XX. Die Stellvertretung des Volkes in der Gesetzgebung. — Die nach ihrer Anlage auf die Gliederung der Stände gegründete Volksvertretung. — Die der Volksvertretung zu Grunde liegende Rechtsfiktion darf nicht zum Deckmantel für offenen Lug und Trug werden.

Die nachstehend in möglichster Kürze besprochene Institution ist von hoher Bedeutung für das Staatsleben und steht in ihrer Entartung in tiefem Zusammenhang mit den vorausgehenden Betrachtungen über absolutistische Centralisation ꝛc.

Stellvertretung des Volkes mit bestimmten Rechten neben den eigentlichen Organen der Staatsgewalt ist nach allgemeiner

---

[1]) Aus der Schrift: Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. XXXII.: Die Freimaurerei, wo das Weitere nachzulesen ist. Ausführlicher noch hat sich Herr von Ketteler über die Freimaurerei ausgesprochen in der Schrift: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein.“ Mainz, bei Franz Kirchheim. — Einige Blätter demokratischer Richtung, wie die „süddeutsche Post“ in München, belächeln die Furcht der Katholiken vor dem Freimaurerthum ebenso sehr, als die Angst der Liberalen vor dem Ultramontanismus und Jesuitismus. Offenbar aber haben solche Blätter Unrecht, wenn sie die Besorgnisse beider — der Katholiken und der Liberalen — als gleich grundlos beurtheilen und belächeln. Während man heutzutage die katholische Kirche und ihre hohen wie niedern Geistlichen echt liberal verspotten, höhnen, begeifern und sie als vogelfreie Menschen der Wuth des dummen, düpirten Pöbels überantworten darf, während selbst der Papst im eigenen Hause ein machtloser Gefangener ist, stehen fast überall im continentalen Europa der Liberalismus und das Freimaurerthum mit omnipotenter Machtvollkommenheit ausgerüstet am Staatsruder und tyrannisiren comme il faut die Völker. Auch in Amerika bestehen Freimaurerlogen; aber dort existirt — wohl gemerkt! — keine Bureaukratie, in der das Freimaurerthum und der Liberalismus aufgegangen wären; dort also beschränkt sich für die Katholiken die Gefahr von Seiten der Freimaurerei bloß auf die Möglichkeit der religiösen Verführung, während in Europa die Gefahr von Seiten des Freimaurerthums und des Liberalismus mit dem Ruin aller Freiheit und aller Volksrechte gleichbedeutend ist.

Anerkennung der Entwicklung des staatlichen Lebens so förderlich, daß sie fast unter allen Völkern und in allen Zeiten mehr oder weniger, wenn auch oft in der allerverkümmertsten Gestalt, hervortritt. Die Uebereinstimmung aller Völker hierin ist die beste Probe für die Berechtigung dieser Volksvertretung.

Die Form aber dieser Einrichtung ist um so vollkommener, je mehr sie der Wirklichkeit der vorhandenen Verhältnisse eines Volkes, seiner Denk- und Rechtsanschauung entspricht; um so unvollkommener und unberechtigter, je weiter sie davon entfernt ist.

Die vollkommenste Form der Stellvertretung war deßhalb wohl, wenigstens ihrer Anlage und ihren Grundsätzen nach, diejenige, die in der Gliederung der Stände wurzelte. Zwar entsprachen die alten ständischen Verfassungen, namentlich in späterer Zeit, vielfach nicht mehr den wirklichen Verhältnissen: sie stellten nicht überall mehr das vorhandene Volksleben mit seinen Berechtigungen dar; sie bedurften daher einer weit greifenden Entwicklung. Sie glichen einem Kleide, das zwar ursprünglich nach dem rechten Maßstabe zugeschnitten war, dem aber der Körper später entwachsen ist. Man hätte eine neue Form nach denselben Grundsätzen für die jetzigen staatlichen Verhältnisse, mit Berücksichtigung aller wirklichen Berechtigungen, machen sollen. Das hat man aber nicht gethan, sondern nach neuem französischen Muster, wie die Kleider, so auch die Gestalt unserer staatlichen Verfassung zurechtgeschnitten. Diese Form aber und die Entwicklung, die dieselbe erhalten hat, ist von jener Idee einer wahren Stellvertretung vielfach so weit abgewichen, daß sie kaum noch ein kleines Theilchen davon an sich trägt. Wir müssen dieß näher in's Auge fassen.

Die Vorstellung, daß die Ständeversammlung das gesammte rechtsfähige Volk mit seinen wahren Interessen, in seiner wirklichen Denkweise bezüglich seines öffentlichen Lebens vertrete, hat zur Grundlage die Rechtsfiktion, daß die Beschlüsse solcher das Volk vertretenden Körperschaften als Willensmeinung sämmtlicher berechtigter Staatsangehörigen zu be-

trachten seien. Obschon dergleichen Fiktionen, trotzdem daß sie nicht absolut unfehlbar sind — denn unter Menschen ist Nichts vollkommen — zur Handhabung der staatlichen Ordnung als berechtigt erscheinen, so würden doch andrerseits die Dinge sehr schlimm stehen, wenn sich unter diesen Rechtsvermuthungen offener Lug und Trug verhüllten. Wehe dem Volke, wenn die Rechtsvermuthung, daß die Gerichte in letzter Instanz das objective Recht sprechen, ein Deckmantel für absichtliche Ungerechtigkeit wird! Wehe dem Volke, wenn die Rechtsvermuthung, daß das Gesetz der Ausdruck der ewigen Gerechtigkeit sei, eine Täuschung wird, um die Ungerechtigkeit damit zu verbergen! Wehe aber auch dem Volke, wenn die Rechtsvermuthung, daß die Ständeversammlungen das wirkliche Volk in seinen Ständen, in seinen Rechtsverhältnissen, in seinen wahren Interessen, in dem besten und edelsten Theile seines Denkens, Wollens und Fühlens darstellen, eine Lüge geworden ist, durch die eine im Geheimen verbundene und verschworene Partei ihre Pläne durchzusetzen, ihre Interessen, ihre Denkweise, ihren Willen unter dem Deckmantel des allgemeinen Volkswillens zu verwirklichen strebt. [1])

§. XXI. Fortsetzung. — Verderblichkeit eines Constitutionalismus, worin die Rechtsvermuthung, daß das Volk durch die Ständeversammlungen in seinen öffentlichen Angelegenheiten vertreten werde, zu Lug und Trug geworden ist.

Denken wir uns ein Land, in dem zwei Regierungen bestehen; eine öffentliche Regierung, die sich an die Person des Landesherrn anknüpft, und eine geheime, die sich an einige Personen, in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, anlehnt. Beide Regierungen sind über das ganze Land verbreitet.

---

[1]) Aus der vortrefflichen Schrift: Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1864. Seite 88 u. ff.

Die geheime Regierung hat sich genau der bestehenden Landeseintheilung angeschlossen; sie hat ihre Organisation auf jede Landgemeinde ausgedehnt; wie dort als letztes Glied der Staatsregierung ein Gemeinderath vorhanden ist, so hat sie in jeder Gemeinde ihre Vertrauensmänner, die mit großer Umsicht in dieses Netz hineingezogen und die blinden Werkzeuge ihrer Pläne sind. Sie steht vielleicht zeitweise mit der öffentlichen Regierung in inniger und vertrauter Harmonie, aber natürlich nur dadurch, daß und so lange diese gleichfalls ein blindes Werkzeug ihres Willens ist. Die geheime Regierung hat überdieß auch das ganze Wahlsystem vollständig und bis in's Kleinste geregelt, und kann ihrer Wahlbewegung einen um so größeren Nachdruck geben, als ihr, so lange das Einverständniß besteht, selbst die Organe der Staatsregierung bei ihren Manipulationen zu Gebote stehen. Endlich beherrscht sie zugleich mit wenigen Ausnahmen durch ihren Einfluß und ihr Geld die Presse; und diese ihr hörige Presse muß täglich in tausend und tausend Stimmen dem Volke die Behauptung wiederholen, daß die so zu Stande gekommene Kammer der reine, ächte Kern des Volkes sei. Solche Vorstellungen sind aber leider keine thörichten Phantasieen mehr. Welche Unwahrheit, welch' ein Betrug am ganzen Volke, welch' eine Beschädigung des ganzen Staatenwesens läge in einem solchen Zustande! Wie doch, eine Partei im Lande, die sich mit der gesammten christlichen Denkweise des Volkes im feindlichsten Widerspruche befindet, die das Christenthum, wie es von der Kirche gelehrt und vom Volke bekannt wird, haßt, — eine solche Partei bringt durch ihren Einfluß in der geschilderten Weise eine Kammer von geheimen Parteigenossen zusammen und benützt nun die Macht der verfassungsmäßigen Fiktion, daß die Kammer mit dem Volkswillen identisch sei, dazu ihr Parteiinteresse, ihren Haß gegen das Christenthum und den christlichen Glauben des Volkes auf allen Gebieten des Staatslebens, in der gesammten Gesetzgebung, durch die Schulorganisation u. s. w. zu verwirklichen! Wir wiederholen es: welch' eine Lüge, welch' ein Betrug läge in

diesen Zuständen! Welch ein Verbrechen an den Staatsinstitutionen und an dem wahren Wohle des Volkes!

Demnach nehmen wir keinen Anstand zu wiederholen, daß ähnliche Zustände in manchen Ländern schon vielfach Wirklichkeit geworden sind, daß eine weitverbreitete Partei planmäßig dahin strebt, die Volksvertretung in dieser Art zu einer großen Unwahrheit zu machen, und die Idee derselben für Parteizwecke und Geltendmachung schlechter Grundsätze auszubeuten, deren Verwirklichung das Volk in den Abgrund des Verderbens stürzen würde. [1])

§. XXII. Fortsetzung. — Worin die Corruption der heutigen constitutionellen Volksvertretung ihren Hauptsitz hat. — Indirekte und direkte Wahlen.

Die große sittliche Corruption, mit der unser Verfassungsleben in den modernen Staaten bedroht ist, hat ihren Hauptsitz in den modernen Wahlsystemen. Das jetzige (indirekte) Wahlsystem, in Verbindung mit dem Institute der Wahlmänner, muß immer mehr dazu dienen, die Ständeversammlungen in die Hände jener Partei zu bringen, die alle anderen an Gefährlichkeit und Betriebsamkeit übertrifft.

Die direkten Wahlen haben gewiß große Gefahren; sie können in der Hand der Demagogen ebenfalls das Volk verführen; sie können, da es bereits durch die Fälschungen der liberalen Partei dahin gekommen ist, daß das Volk, besonders in den Städten, sich bei den Handlungen des öffentlichen Lebens nicht mehr nach Grundsätzen des Gewissens, sondern nach aufgeregten Leidenschaften bestimmt, unselige Katastrophen herbeiführen; die ersten direkten Wahlen würden uns vielleicht große Unordnungen bringen.

Aber abgesehen davon, daß die direkten Wahlen geheim

---

[1]) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Freiherrn von Ketteler. Mainz, 1864. Seite 92 u. ff.

sind, also den Bürger, besonders den armen, der Wahlcontrole seines liberalen Gläubigers und sofort natürlichen Tyrannen entzieht und folglich die Stimmabgabe selbstständig, von jeglichem Einfluß unabhängig macht, glaubt die Masse des Volkes noch an Gott und Christus, und kennt noch die zehn Gebote und das Gewissen. Es ist demnach zu hoffen, daß das Volk dazu kommen werde, den Zusammenhang, in dem auch eine Wahl mit dem Gewissen steht, zu erkennen; und sobald dieß einträte, wäre es schon wieder gerettet. Gewiß kann das christliche Volk bei den Wahlhandlungen auch verführt werden. Wenn ich aber jenen Theil desselben abrechne, der in manchen Städten tief versunken ist, so hat es doch noch in seinem christlichen Glauben ein Heilmittel in sich, während die große Menge der liberalen Partei in Verbindung mit indirekten Wahlen nothwendig zu einer immer größern Corruption des ganzen Staatslebens führen, und das Volk der Regierung einer unsichtbaren und ungreifbaren Macht überliefern muß. [1])

§. XXIII. Die katholische Kirche, eine Wohlthat für die Völker auch in politischer Beziehung.

Gegenwärtig, wo in den meisten Ländern des continentalen Europa die absolutistische Centralisation mit oder ohne constitutionelles Beiwerk mehr oder minder herrschend ist, frägt es sich: „Gibt es denn im Schooße der europäischen Gesellschaft gar kein Element, das stark genug wäre, den Kampf mit dem herrschenden System erfolgreich aufzunehmen?“ Ja. Dieses Element ist die katholische Kirche. „Eine starke Organisation, wie es die katholische Kirche ist,“ — sagt der Publicist Gustav Diezel, [2]) — „vermag der Staatsgewalt Widerstand zu leisten, und dieser

---

[1]) Aus der Schrift: Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Freiherrn von Ketteler. Mainz, 1864. Seite 95 u. 96.

[2]) Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland. Göppingen, Selbstverlag des Verfassers, 1856. Seite 112 u. 113.

Widerstand kann auch andern Existenzen zu Gut kommen, die sonst von der Allgewalt erstickt würden. Wo diese Allgewalt des Staates von vornherein feststeht, ist ein Kampf um politische Freiheit von Haus aus vergeblich oder im Grunde gar nicht möglich; man spricht zwar von einem Kampf um die Freiheit, er ist aber in Wahrheit etwas ganz Anderes. Wo ist die Gewalt, die in unseren Staaten der Staatsgewalt irgend einen Widerstand zu leisten und dadurch der Unabhängigkeit und Freiheit einen Raum abzugewinnen vermöchte? Was hat das constitutionelle Treiben der Freiheit für Früchte gebracht? Nicht die allergeringsten. Der Constitutionalismus, anstatt irgend einen Widerstand gegen die Staatsgewalt auszuüben, ihre Macht einzudämmen und zu beschränken, hat sie überall sie gesteigert. Anstatt Garantieen der Freiheit der Staatsgewalt abzudringen, hat er überall nach Theilnahme an der Regierung gestrebt und dadurch sein Vorgeben, für Freiheit zu kämpfen, selbst Lügen gestraft."

„Es ist gar zu charakteristisch," sagt weiter Gustav Diezel Seite 114, „daß unser deutsches Bürgerthum einzig in der katholischen Kirche und ihrer Geschichte Unterdrückung, Rechtsverletzung, Verfolgung und Grausamkeit findet, gegen ähnliche Willkürakte unserer Bureaukratie fast völlig indifferent ist. Man schaudert davor, daß eine freiere Stellung der Kirche die Inquisition, Scheiterhaufen, Tortur u. s. w. zurückbringen könnte, obwohl die Zeiten jetzt so ganz andere sind, und an die Wiederkehr ähnlicher finsterer Erscheinungen [1]) heut zu Tage vernünftiger Weise nicht gedacht werden kann. Aber wenn unsere Polizei durch von Tag zu Tag gesteigerte Geldstrafen ein Zeugniß zu erpressen sucht, das den, welcher es ablegt, als Schurken erscheinen ließe, wenn sie mit brutaler Willkür

[1]) Die übrigens entweder vielfach übertrieben oder erdichtet sind. Man lese das treffliche Geschichtswerk: Der Cardinal Ximenes von Hefele!

die ehrlichsten Leute, bloß weil sie eine von dem jeweiligen Regierungssystem abweichende Meinung zu haben wagen, mit allen Mitteln der kleinlichsten Rachsucht verfolgt und ihre Existenz untergräbt, so zuckt man die Achseln, erklärt die Opfer für Narren, oder findet das Verfahren ganz in der Ordnung." — Seite 41: „Die Autonomie der Kirche gegenüber dem Mechanismus der über Alles sich ausbreitenden Staatsgewalt ist ein wahrer Gewinn für die Freiheit des Individuums, somit ein wirklicher Fortschritt. Denn um jenem Despostismus der Staatsgewalt zu widerstehen, bedarf es einer Macht; unsere „modernen" Staaten aber haben alle widerstandsfähigen Organismen zerstört und Alles zu einem Brei zusammengequetscht. Die katholische Kirche war allein im Stande, diesem Prozeß zu widerstehen. Indem sie nun den Kampf gegen den Polizeistaat eröffnet und dadurch an das wichtigste Problem der Gegenwart und der nächsten Zukunft herangetreten ist, hat sie allen politischen Richtungen die Alternative gestellt, entweder sich auf ihre Seite zu stellen und dadurch dem Kampfe einen allgemeinen politischen Charakter zu geben, oder aber auf die Seite des Polizeistaates, somit auch der Polizeiwillkür und der von dieser ausgehenden entsetzlichen und ekelhaften Demoralisation zu treten ꝛc."

Diese nur zu wahre Erwägung führt zu der wichtigen, übrigens von selbst sich beantwortenden Frage, in welches Verhältniß zu Gunsten nicht nur der religiösen, sondern auch der bürgerlichen Freiheit die Kirche zu der Staatsgewalt zu treten habe, ob in das Verhältniß der Abhängigkeit oder in das Verhältniß der Unabhängigkeit, wovon im Folgenden die Rede sein wird.

§. XXIV. Von der Trennung der geistlichen und weltlichen Macht. — Die Nationalkirche, eine Todfeindin der bürgerlichen Freiheit.

Einer der ersten Schritte des Protestantismus bestand darin, die Obergewalt des Papstes abzuschütteln, die Hierarchie niederzureißen und die religiöse Obergewalt in die Hände der

Fürsten zu legen, dieß heißt: sein Werk war ein Rückschritt zur heidnischen Civilisation, in welcher Scepter und Pontificat vereinigt waren. [1]) Das politische Meisterwerk hatte im Gegentheil darin bestanden, die beiden Gewalten zu trennen, damit

---

[1]) Gleichwohl sagt der französische Protestant Pressensé in seiner „Kritischen Studie über Renan's Leben Jesu," deutsch übersetzt und in der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg 1864 erschienen, (Seite 8 u. ff., Anmerkung) unter Anderm sehr trefflich: „Jesus hat eine geistige Religion in einer Welt gründen wollen, in der die Staatsgewalt stets nach dem ganzen Menschen gestrebt hatte, wie in Griechenland und Rom. Unter einem solchen Regiment konnte man von nationaler Unabhängigkeit sprechen, aber die Freiheit im wahren Sinn, die Freihei des Individuums existirte nicht; dieses gehörte rücksichtslos dem Staate an. Eine Religion, die, wie das Christenthum, sich auf das Gewissen stützt, muß, um sich festzusetzen, das, was ihr unumgänglich nothwendiger Stützpunkt ist, frei machen und isoliren, und folglich die Grenzlinie zwischen dem Gebiete des öffentlichen Lebens und dem Gebiete des moralischen und religiösen Lebens streng ziehen. . . . . Diese Isolirung der Religion von der bürgerlichen Gewalt war schließlich das Princip der Freiheit in allen ihren Anwendungen; sie setzte eine Schranke dem Despotismus und hielt ihn von der Schwelle des innern Heiligthums des Menschen zurück. . . . . — Aber das Evangelium hat nicht bloß das Gewissen befreit . . . . . es hat die Freiheit allenthalben gegründet . . . . . Zwar darf die Religion als Religion nicht ihr eigenes Gebiet verlassen . . . . . Aber wenn sie auch auf ihrem Gebiete bleibt, äußert sie doch einen um so sichereren Einfluß auf den öffentlichen Geist durch ihre großen Ideen über die Bestimmung der Menschheit, über den Werth eines jeden ihrer Kinder, über seine Rechte als unsterbliches und durch Christus erlöstes Geschöpf . . . . Auf dem Kreuze ist also Jesus nicht bloß für das Heil, sondern auch für die Freiheit des Menschengeschlechtes gestorben, und zwar gerade deßhalb, weil er durch sein Blut das Reich erobert hat, das nicht von dieser Welt ist. Er hat der Seele nicht nur ein unzugängliches Asyl gegen alle Mißbräuche der Gewalt, sondern auch eine edle Schule der Gerechtigkeit erschlossen, wo der Bürger das Recht lieben lernt, um ihm im Bereiche des socialen Lebens zu dienen und es zu vertheidigen." Wahrhaft goldene Worte!

die Gesellschaft nicht einer einzigen unumschränkten Macht unterworfen sei, die ihre Befugnisse ohne irgend eine Gegenwirkung ausübe, bis es ihr am Ende gelänge, die Gesellschaft gänzlich zu unterdrücken. Diese Trennung erfolgte überall, wo der Katholicismus Aufnahme fand, ohne politische Absichten, ohne menschliche Hintergedanken: sie war nur eine Consequenz seiner Gesetze und Glaubenslehren!

Alle neuern Revolutionen haben ein entschiedenes Streben darnach gezeigt, die weltliche und die geistliche Gewalt in einer Hand zu vereinigen — ein offenbarer Beweis dafür, daß der Ursprung dieser Revolutionen im Widerspruch mit dem belebenden Princip der europäischen Civilisation steht, und daß sie dieselbe, statt sie ihrer Vollkommenheit näher zu bringen, davon zurückgehalten haben.

Die Vereinigung der geistlichen Obergewalt mit der weltlichen erzeugte in England unter Heinrich VIII. und Elisabeth den furchtbarsten Despotismus; und wenn es diesem Lande in der Folge gelang, eine höhere Stufe der Freiheit zu erringen, so war dieß sicherlich keine Frucht der geistlichen Würde, die der Protestantismus dem Staatsoberhaupte verlieh, sondern geschah zum Trotze derselben. Im Norden Europa's, wo ebenfalls das protestantische System vorherrscht, kannte die weltliche Obrigkeit keine Schranken; und wir müssen gegenwärtig sehen, wie der Kaiser von Rußland die Katholiken auf die barbarischeste Weise verfolgt und eine größere Furcht vor den Vertheidigern der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, als vor den revolutionären Vereinen an den Tag legt. Der Selbstherrscher dürstet nach einer unbegrenzten Gewalt; und ein gewisser Instinkt leitet seinen Zorn vorzugsweise auf die katholische Religion, welche das Haupthinderniß derselben ist.

Es ist merkwürdig, wie gleichmäßig in dieser Beziehung alle Staatsgewalten verfahren, die sich, sei es unter der Form der Revolution oder der Monarchie, zum Despotismus hinneigen. Derselbe Beweggrund, der den Absolutismus

Ludwigs XIV. bestimmte, sich nur mit Widerwillen in die Schranken, die ihm die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt setzte, zu fügen und die Macht Rom's soviel wie möglich zu schwächen, leitete auch die constituirende Versammlung, als sie ihren eigenen Weg einschlug: der Fürst stützte sich auf die Kronrechte und auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche; die Stände beriefen sich auf die Rechte der Nation und auf die Grundsätze der Philosophie. Allein im Grunde drehte sich Alles um dasselbe, es handelte sich darum, ob die Staatsgewalt eine Schranke anzuerkennen habe oder nicht; im ersten Falle ging die Monarchie dem Despotismus entgegen, im zweiten näherte sich die Demokratie der Schreckensherrschaft des Convents.

Als Napoleon dem Ungethüm der Revolution den Kopf zerschmettern, die Gesellschaft von Neuem ordnen und eine Staatsgewalt schaffen wollte, nahm er als das mächtigste Element die katholische Religion zu Hilfe und schloß das Concordat. Allein sobald er sein Werk der Wiederherstellung und Neugestaltung vollendet zu haben glaubte, sobald nach manchen Wechselfällen seine Gewalt sich befestigt hatte, dachte er nur mehr daran, sie zu erweitern, alle ihre Schranken zu beseitigen, und begann denselben Papst mit finstern Blicken zu betrachten, dessen Gegenwart bei seiner Krönung ihm so angenehm gewesen war; und nachdem er mit ernsten Zerwürfnissen begonnen, brach er am Ende mit ihm, indem er sich zu seinem erbittertsten Feinde machte.

Mit der Thronbesteigung der Familie Bourbon bürgerte sich das Königthum Ludwig's XIV. in Spanien ein; und in Castilien, Aragonien, Valencia, Catalonien wurden die alten Freiheiten bis auf die letzten Spuren ausgetilgt, bis die widersinnige Uebertreibung der Hoheitsrechte unter Karl III. und Karl IV. den höchsten Punkt erreichte. Und vermöge eines merkwürdigen Zusammentreffens war gerade die Zeit, wo die Ansprüche des römischen Hofes und die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt mit dem größten Argwohn betrachtet

wurden, jene, wo der Despotismus der Minister und, was noch schlimmer gewesen, die Willkür eines Günstlings auf's Höchste gestiegen waren.

Die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt war außer dem, was sie vermöge ihres Wesens, Ursprungs und Zweckes an sich ist, seit den ersten Tagen der Kirche eine fortwährende Mahnung für die weltliche Gewalt, daß ihre Machtvollkommenheiten nicht unbeschränkt sind; und wir sehen daraus, daß der katholische Grundsatz ungemein Vieles zur wahren Freiheit beiträgt, [1]) während eine Nationalkirche, deren Oberhaupt der weltliche Fürst ist, eine Todfeindin aller Freiheit ist.

§. XXV. Fortsetzung. — Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt ist nicht Trennung von Staat und Kirche.

Versteht man unter Trennung von Staat und Kirche nur Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht, so ist dagegen Nichts einzuwenden.

Aber der bloße Ausdruck: Trennung von Staat und Kirche ist so zweideutig, so dehnbar, daß man recht wohl etwas ganz Anderes darunter verstehen kann. Wie ist es in der That möglich, Staat und Kirche von einander zu trennen? Sind nicht die Christen zugleich auch Staatsbürger? Können sie denn vermöge der socialen Natur des Menschen anders leben, als in der socialen Staatsordnung?

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. Seite 242—246. Die gegenwärtigen sowohl der katholischen Kirche überhaupt als auch insbesondere der Dogmatisirung der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes feindlichen Parteien Deutschlands drängen gewaltig zur Errichtung einer deutschen Nationalkirche, wodurch nicht nur den deutschen ihrer Kirche treu bleibenden Katholiken ernste Gefahren drohen, sondern auch der deutschen Freiheit überhaupt empfindliche Wunden geschlagen würden. Wenn je, so dürfte gerade in der Gegenwart, obige Gedankenentwicklung von Balmes auf Deutschlands Gegenwart und nächste Zukunft angewendet werden.

Begreift man demnach unter Staat und Kirche die Gesammtkörper beider, also nicht, wie oft geschieht, die Staats- und Kirchengewalt, so müssen wir Christen, ob Katholiken oder Protestanten oder gleichviel welcher Confession Angehörige, gegen jede Trennung feierlichst protestiren. Dann wären wir entweder 1) aus dem staatlichen Verband, der unser Vaterland ist, gänzlich ausgeschlossen und gezwungen, weiß Gott, wo? ein neues Vaterland zu suchen; oder wir stünden, 2) wenn man uns duldete, im Verhältniß von Heloten, Sklaven, Parias, und wären ohne jeden Rechtsschutz allen nur möglichen Bedrückungen der übrigen gott- und religionslosen Menschen, die allein rechtliche Staatsbürger wären, ausgesetzt. Welch' ein heilloser Zustand!

Umgekehrt kann die Einigung zwischen Staat und Kirche nicht darin bestehen, daß der Staat statt der Kirchenbehörden die Kirchenangelegenheiten besorgt und verwaltet. Kirchliche Selbstverwaltung ist daher noch keine Trennung zwischen Kirche und Staat, sowenig als die Autonomie der Familie, Gemeinde und der Corporationen eine Trennung derselben vom Staate genannt werden kann. „Wird denn," fragen wir mit Herrn von Ketteler, Bischof von Mainz, „die Ehe dadurch getrennt, daß der Vater die Geschäfte des Mannes, und die Mutter die des Weibes besorgt.[1])

Wie die Kirche den Staat ehren muß als eine göttliche Anstalt zum Heile der Menschen; wie der Kirche die Pflicht obliegt, ihre Glieder anzuhalten, der Staatsgewalt gehorsam zu sein; wie sie das Wohl des Staates, wo sie kann, fördern, sich über geordnete Staatsverhältnisse freuen und jede Zerrüttung des Staatswesens beklagen muß; wie sie endlich der Welt zu verkünden hat, daß, wer sich unrechtmäßig der weltlichen Gewalt widersetzt, sich Gott selbst widersetzt und sich die Verdammung Gottes zuzieht — ebenso ist die Staatsgewalt

---

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche 2c. von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. XXVII.: Kirche und Staat. Einigung. — Trennung.

verpflichtet, die Rechte der Kirche zu schützen, nicht minder als die Rechte jedes Staatsbürgers, sowie sie vor jedem ungerechten Angriffe zu bewahren, und zwar schon der eigenen Angehörigen wegen. Denn diese haben ein Recht darauf, daß die Staatsgewalt ihre religiöse Gesinnung in ihrem kirchlichen Verbande achte und schütze. Diese Pflicht des Rechtsschutzes Seitens des Staates darf nicht bloß von der katholischen Kirche, sondern muß von jeder religiösen Genossenschaft verlangt werden, die als solche zugelassen ist. [1])

§. XXVI. Fortsetzung. — Von der Entstehung der Concordate.

Das erste Verhältniß, in welchem die Kirche dem Staate gegenüber sich gestellt fand, war ein feindliches: es war der alt-heidnische römische Staat, der im Imperator seinen Gott gefunden hatte. Dieser suchte daher die christliche Kirche zu vernichten. Und selbst als das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde, blieb das Verhältniß nur ein völlig äußerliches.

Als dann die Kirche den neuen Völkern germanischen Blutes gegenüber sich gestellt sah, war der Staat nicht schon etwas für sich Fertiges und Abgeschlossenes wie der römische Staat; er entstand auch nicht erst aus der christlich-religiösen Societät, etwa wie der alte Staat aus der heidnischen Religion sich herausgebildet hatte, — sondern er fand sich im ersten Keime bereits schon vor und entwickelte sich jetzt nur unter dem bildenden Einfluß des Christenthums, so daß er schon vom Anfang an als selbstständige Macht der Kirche gegenüber sich gestalten konnte. Der Staat war der Kirche nicht bloß verpflichtet, sondern er nahm in seiner Grundlage selbst Theil an der höhern Weihe der Kirche: das Bewußtsein des germanischen Staates war ein wesentlich katholisches. War aber auch das Verhältniß von Kirche und Staat ein freundliches,

---

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche ꝛc. von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. XXVII.: Kirche und Staat. Einigung — Trennung.

so sollte doch die Selbstständigkeit beider sich in das gehörige Verhältniß setzen. Dieß erzeugte allerdings Kämpfe, die durch die menschliche Freiheit bedingt sind; allein es verband doch die höhere Idee, der Glaube, die Streitenden immer wieder.

Der Staat an sich, Schutz- und Trutzmacht jedes Rechtes, hatte das Recht überkommen, die Kirche zu schützen; unter ihrem heiligenden Einfluß entstanden, war er selbst aus seiner Indifferenz zu einem christlichen Gebilde erwachsen; dieß ist sein Majestätsrecht, aber auch seine Majestätspflicht, und es kann nicht ein Recht der Bevormundung und polizeilichen Eingriffs, sondern nur ein Recht des Schutzes sein.

Als aber im Verlauf der Jahrhunderte der Staat den christlichen Grund und Boden verließ, wollte er dennoch die alten Rechte, die er früher rechtlich üben konnte, in Willkür und Eigensucht sich vorbehalten, ja noch neue sich erwerben; und sofort hatte sich daher der Staat in seiner Allgewalt, mit der er in alle Verhältnisse eindrang, unter dem Vorwand und dem völlig unbestimmten Begriffe des jus circa sacra nur zu oft in's Heiligthum der Kirche wie ein Wolf eingeschlichen und durch das placetum regium sich auch eine entscheidende Autorität in kirchlichen Dingen anmaßen wollen, so daß sein Majestätsrecht, das eine Majestätspflicht des Schutzes und des Schirmes war, sich in eine schnöde Bevormundung und polizeiliche Beaufsichtigung der Kirche verwandelt hatte.

Der sofortige Zwiespalt beider Gewalten mußte nun allmählig das Streben hervorrufen, wenigstens äußerlich einen Rechtsboden zu gewinnen: und dieß geschah in den Concordaten, die im Grunde nur Waffenstillstandsprotocolle zwischen Kirche und Staat sind. Der Staat stand zwar nicht mehr in offener Feindschaft der Kirche gegenüber; aber ebensowenig war er ihr auch freundlich gesinnt: er war wesentlich in eine Opposition gegen die Kirche schon dadurch gestellt, daß er, der christlich sein sollte, es eben nicht mehr war, obwohl er öfter noch den Schein hievon bewahren wollte und, so weit es ihm eben gutdünkte, auch das Christenthum zu hegen suchte.

Dadurch wird aber seitdem seine Opposition nur noch gemehrt, indem er gerade in diesem Streben immerfort den Versuch macht, die Polypenarme des Absolutismus auch in die Lebensorgane der Kirche auszuspreiten. Die Kirche hat dagegen gegenüber der weltlichen Ordnung der Dinge, zumal seitdem das Antichristenthum immer mehr um sich greift, keine höhere Autorität mehr; sie ist dem Staate äußerlich geworden; sie übt ihm gegenüber so nur mehr eine Autorität äußerer Existenz und Berechtigung aus und ist vom Staate, der sich an ihre Stelle setzen möchte, stets von Mißtrauen und Arglist umgarnt.

Auf diese Weise ist auch von einem Concordate kein normales Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu erwarten; es ist nur Waffenstillstand zweier Gewalten, in welchem die eine, die Kirche nämlich, vom Drange der Zeit genöthigt, **um nicht in offenem, feindlichem Kampfe mit dem Staate zu liegen**, demselben Rechte gewährt, soviele sie eben ablassen kann und die er anspricht, um so seine absolutistische Gewalt einzuschränken durch Herstellung eines äußeren Rechtsbodens. Wenn aber dem Staate gewisse Rechte zuerkannt werden, so ist auch die Kirche ihm gegenüber wohl berechtigt; denn „sie hat nicht als Bettlerin vor seiner Thüre angesprochen und nur ein Almosen von ihm verlangt," ihr sind Recht und Freiheit zugeschrieben, die ihr von Gott und Rechtswegen zukommen. [1])

Nur die Aufhebung eines solchen Verhältnisses, wie es durch Concordate besteht, kann, wenn man will, eine Trennung von Staat und Kirche genannt werden, wenn nur diese Trennung, wie es doch in dieser gesitteten Welt manierlich ist, auch unter der Mitbetheiligung unseres kirchlichen Oberhauptes, mit dem das Concordat abgeschlossen worden, vollzogen würde; und

---

[1]) Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Eine kirchlich-politische Denkschrift. Schaffhausen bei Hurter. 1849. Seite 51 u. ff.

sodann wenn nur der Staat seiner Verpflichtung gegen die Kirche — und diese Verpflichtung datirt von der Säcularisation her — erst gerecht geworden wäre, andere Dinge, worunter ich in erster Linie die Ausführung des allein richtigen Princips der Schulfreiheit zähle, abgerechnet, wovon noch später die Rede sein wird. Eine Trennung ohne vorhergängige Erfüllung dieser Obliegenheiten wäre ein abermaliger Faustschlag in's Angesicht der Kirche.

Indeß ist die hier gemeinte Trennung im Grunde doch nur wieder eine bloße Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die in keiner Weise das der Kirche so gut, als jedem Staatsbürger zu gewährende Schutzrecht ausschließen darf.

§. XXVII. Fortsetzung. — Aufgabe der Gegenwart. — Die vereinigten Staaten Nordamerika's.

Schon dadurch, daß der Staat von keinem gemeinsamen religiösen Glauben seiner Angehörigen wie von einem gemeinsamen innern Bewußtsein durchdrungen wird, wie einst der germanische Staat, „ist er kein Organismus mehr, den ein geistiges Leben beseelte; er ist mehr ein Conglomerat geworden; deßhalb kann er auch nur eine äußere Stütze sein. Gegen die innern, geistigen Faktoren muß er sich indifferent stellen und sie alle unter den Schutz des Privatrechts nehmen. Dieß ist zwar nicht ein idealer Zustand der Dinge, sondern die Aufgabe der Gegenwart; und nicht mehr darf der Staat diese Richtung beschützen gegen jene, nicht für jene Richtung Partei nehmen gegen diese, sondern gleichmäßig von allen innern Faktoren sich lösen und nur als äußere schützende Hülle sich verhalten gegen rohe Gewalt und Leidenschaft, und sohin nur Recht und Gerechtigkeit handhaben. Dahin muß es kommen, dahin wird es kommen; und wenn man dieß nicht bald erkennt, wird der Umsturz der Dinge nur um so gefährlicher sein für jene, die bisher die Träger der Ordnung waren; dann erst, wenn es dahin gekommen, kann sich entscheiden, wer Sieger sei im Geisterkampfe, wenn keine äußere Gewalt, sondern nur

innere Ueberzeugung die kämpfenden Potenzen der Geschichte sind; und dann erst kann auch eine andere sociale Gestaltung der Menschheit erfolgen, die in wahrer Selbstständigkeit unter höherer Leitung sich entwickeln mag." [1])

Die im Voraussstehenden bezeichnete Aufgabe der Gegenwart wird denn auch in den vereinigten Staaten Nordamerika's, wo die katholische Kirche blüht und im fortwährenden Wachsthum begriffen ist, zu einer für jeden Freund wahrer Freiheit erfreulichsten Weise gelöst. Schon im Jahre 1823 schrieb Dr. England, Bischof von Charleston, an den Fürst-Erzbischof von Wien: „Wir haben völlige Befugniß Alles zu thun, was wir möglicher Weise begehren, oder für die Religion ersprießlich halten können. Wir können Ordenshäuser, Collegien, Klöster, Seminarien, Schulen und Kirchen errichten, deren Eigenthum versichern lassen und unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften die ausgedehnteste Sicherheit erlangen, nicht nur gegen die Raublust von Individuen, sondern selbst gegen die Möglichkeit eines Eingriffes der Regierung in religiöse Stiftungen. Die amerikanischen Regierungen beschützen die Rechte aller Religionsgesellschaften, ohne sich in die innere Disciplin irgend einer zu mischen. Wir brauchen unsere Regeln keiner Aufsicht zu unterwerfen, nie ist es Jemanden in den Sinn gekommen, Correspondenzen mit dem heiligen Stuhle zu beengen. Wenn wir von dieser höchsten Stelle Weisungen erhalten, so vollziehen wir den Inhalt derselben ohne Hinderniß. Man erklärt uns ganz einfach, daß wir den Gesetzen verantwortlich sind, wenn wir sie verletzen, und daß die Regierung mit unsern geistlichen Angelegenheiten so wenig wie der Papst mit unserer weltlichen Regierung zu thun hätte, und daß daher unsere Correspondenz mit demselben sie nichts anginge. Unsere getrennten Brüder genießen gleiche Rechte, die sie frei gebrauchen, und sie sind

---

[1]) Staat und Kirche in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Eine kirchlich-politische Denkschrift. Schaffhausen bei Hurter. 1819. Seite 56 u. 57.

unserer Verfassung mit derselben Wärme wie wir ergeben, da sie uns diese Rechte selbst gegen die Gewalt des Präsidenten oder Congresses gewährleistet."

§. XXVIII. Eine nothwendige Consequenz der Trennung der geistlichen und weltlichen Macht: die Aufhebung des Schulzwanges.

Abgesehen davon, daß aus der Trennung der beiden Gewalten die vollständigste Autonomie der Kirche in der Bildung ihrer Priester, in der Verwaltung ihres Vermögens, in der Besetzung der kirchlichen Stellen, im klösterlichen Vereinswesens, in der Verkündigung des göttlichen Wortes, im Verkehr der Bischöfe mit den Gläubigen und mit dem Oberhaupte der Kirche [1]) als nothwendige Consequenz resultirt, ergeben sich aus dieser Trennung auch noch andere Folgen, die geradezu die Laien unmittelbar selbst angehen, und darunter nennen wir

---

[1]) Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus Preßfreiheit fordert, für die Ausschreiben der Bischöfe aber eine Präventivcensur im Placet verlangt und Ausnahmsgesetze in den Strafcodex aufnimmt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus für Privatgesellschaften das Recht in Anspruch nimmt, ihre Beamten selbst zu prüfen und anzustellen; dagegen über die Besetzung katholischer Kirchenstellen Staatsgesetze erläßt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus von Vereinsfreiheit redet, hingegen aber gegen jedes Zusammentreten von Personen zu frommen Zwecken unter dem Begriff von Klöstern mit allen denkbaren, aus Romanen hergenommenen Schreckbildern auftritt und sie, wenn nicht mit Feuer und Schwert, doch durch polizeiliche Unterdrückung in Verbindung mit moralischem Todtschlag in der öffentlichen Meinung vertilgen will. „Heuchlerische Anwälte einer Freiheit, deren tiefstes Wesen sie nie begriffen, nie geahnt haben, bestrafen sie die erhabenste That der Freiheit mit Verbannung." „Welcher Wahnsinn und welche Grausamkeit! rief schon vor achthundert Jahren der heilige Petrus Damiani. Der Mensch hat die Befugniß, frei über sein Vermögen zu verfügen, und sollte die Freiheit nicht haben, sich selbst Gott darzubringen! Er kann alle seine Güter anderen Menschen überlassen und man verweigert ihm die Freiheit, seine Seele Gott darzubringen, der sie ihm gegeben hat." Montalembert, die Mönche des Abendlandes. Bd. I. S. CCXV. Freiheit, Autorität und Kirche: XXIII.

besonders die Nothwendigkeit der Aufhebung des staatlichen Schulzwanges.

Man hat irgendwo die Volksschule — denn nur von dieser ist hier die Rede — als „eine öffentliche Unterrichts- und Erziehungsanstalt definirt, die dem Staate und der Kirche ebensowohl als der Gemeinde zu dienen habe.“ Diese Definition ist grundfalsch, weil unnatürlich: nicht für den Staat und nicht für die Kirche erzieht die Schule, sondern einzig für die Familie.[1]) Vater und Mutter haben die Pflicht, für die geistige, wie für die leibliche Pflege ihrer Kinder zu sorgen. Vermögen sie nicht das Erstere, so betrauen sie damit die nächste ihnen zu Gebote stehende Schule; und damit es an einer solchen nicht fehle, hat die Kirche überall, wo sie sich niedergelassen, Schulen gegründet. Stets aber hat die Kirche den Schulzwang durch das Gewissen der Eltern zu ersetzen gesucht, wie sie überhaupt der Freiheit, besonders der Freiheit des Hauses, überall Rechnung trägt. In diesem Kernpunkt liegt die ganze Schulfrage.

Wäre obige Definition die richtige, so hätten wir gegenüber der Forderung der Trennung der weltlichen und geistlichen Macht doch wieder eine in ihren Folgen höchst traurige Verquickung der kirchlichen und staatlichen Gewalt auch nur auf dem einen Gebiet der Volksschule: denn die Kirche ist in ihren Principien unwandelbar die nämliche, während die Staatsgewalt den Principien, worauf sie beruht, im Verlaufe der Geschichte sehr oft untreu geworden ist und noch immer wird; wir wissen ja aus dem §. XXVI., in welche verschiedene Beziehungen die Staatsgewalt zum Christenthum schon getreten ist, so daß zuletzt in den Concordaten wenigstens äußerlich ein Rechtsboden gewonnen werden mußte, damit nicht fortwährend die kirchliche und weltliche Gewalt im Zwiespalt liegen sollten. Schon gegenwärtig macht der fortschreitende Liberalismus, der sich in mehreren

---

[1]) Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei. Von Joseph Lukas, Landshut, 1865. Bei Jos. Thomann. (Joh. Bapt. v. Zabuesnig.) Seite 22.

deutschen Staaten bedeutend zum Steuerruder des Staates vorgedrängt hat, nicht zu leugnende Versuche, die Kirche aus der Schule zu verbannen, natürlich erst zwar nur den kirchlichen Einfluß auf die Volksbildung durch Anstrebung confessionsloser Communalschulen, worüber weiter unten mehr, zu schmälern und zu verkümmern. Ist übrigens das Losungswort „Trennung der Schule von der Kirche" nicht bereits ausgegeben? Hört man denn nicht schon bald laut bald dumpf, gleich der tosenden Brandung des Meeres im Sturm, das Gebrüll des liberalen Gassenpöbels: „Hinaus mit den Pfaffen aus der Schule"?

Unbestritten liegt der Schwerpunkt der Erziehung in der Familie, und ist die Schule hierin mit der Familie verglichen mehr lehrender als erziehender Natur. Gleichwohl aber darf die Schule, die immerhin ein, wenn auch künstliches, Surrogat der Familie ist, ihrer Aufgabe als Erzieherin nicht beraubt und bloß auf den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt werden. Selbst die rabiatesten Vorkämpfer für die liberale Schule schließen den Begriff „Erziehung" nicht aus; freilich verbinden sie damit einen Sinn, wie einen solchen eben nur der Liberalismus hegt und pflegt. Soviel nun ist für uns gewiß: liegt auch der Schule die Aufgabe der Erziehung ob, so vermag sie diese Aufgabe ohne Religion nicht zu lösen: denn Erziehung ohne Religion ist undenkbar. Die Kirche ist also gar nicht zu umgehen.

Allerdings fassen auch die Liberalen die Religion in's Auge; aber sie wollen von einer Kirche, von einer Confession Nichts wissen; sie suchen die Religion nur in einer sogenannten Moral ohne Glauben; die Religion ist ihnen nur so ein Allerweltsding, worin alle Confessionen zu einem unbestimmten Etwas verschwimmen und schließlich verschwinden. Je nachdem der Liberalismus mehr oder minder einflußreich im Staatsleben ist, wird diese unbestimmte Vorstellung auch auf die unter der Staatsbehörde stehende Schule praktisch ausgedehnt zu werden versucht werden, ganz im Widerspruch mit den zur Zeit

thatsächlich bestehenden Confessionsrechten der Familien; und so wird der Schulzwang unter liberalem Regiment, das unter den Wandlungen der Staatsgewalt sehr leicht möglich ist, nothwendig nicht bloß mit der Kirche in Conflikt treten, sondern zum despotischen Eingriff in die Familienrechte ausarten.

Man sieht es: die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt fordert gebieterisch die Aufhebung des Schulzwanges und hat in Bezug auf die Schulbildung auch die Sicherstellung des Familienrechtes nicht bloß in confessionell-religiöser Freiheit, sondern auch, wie wir noch sehen werden, in andern Dingen zur nothwendigen Folge.

§. XXIX. Fortsetzung. — Ist der staatliche Schulzwang rechtlich begründet? — Eigentliche Aufgabe der Staatsgewalt.

Wäre der Schulzwang principiell begründet, dann hätten wir, wie gesagt, trotz der Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt doch wieder ein Feld, worauf beide bei den wandelbaren Anschauungen der Staatsgewalt in die unglückseligste gegenseitige Verquickung treten müßten. Doch gehen wir tiefer in diese Sache ein und bedenken wir nur Folgendes: In sehr vielen Ländern ist die Confessionsverschiedenheit der Staatsbürger zur Zeit stabil. Wenn auch der Träger der Staatsgewalt einer bestimmten Confession angehört, so muß doch die Staatsgewalt selbst allen zugelassenen, zu Recht bestehenden Confessionen gleichgerecht ausgeübt werden, ist also, weil einer Vorliebe gegen die eine oder die andere entbehrend, in dieser Beziehung gewisser Massen indifferent. Dieser Umstand schließt allerdings nicht die Pflicht der Staatsgewalt aus, gegen die unter ihrer Aufsicht stehenden confessionellen Schulen gerecht zu sein, d. h. deren kirchlichen Charakter zu respectiren. Aber man bedenke wohl einerseits eine confessionslose, indifferente Staatsgewalt, andererseits die im Umschwung des herrschenden Zeitgeistes so nahe liegende Möglichkeit einer mächtig gewordenen kirchenfeindlichen Partei im Staate; und man wird die ernste Gefahr begreifen, daß unter solchem Einfluß die Staatsgewalt ihrem indifferenten

Charakter auch die Schule instinktiv assimiliren, d. h. die Schule selbst confessionslos machen werde, gerade so wie sie dieß in manchen Staaten schon in Bezug auf die Ehe in der gesetzlich gewordenen Civiltrauung gethan hat.

Schon dieser eine Umstand stellt die so leicht mögliche Verquickung beider Gewalten, der kirchlichen und weltlichen Macht, trotz ihrer sonstigen Trennung, auf dem Gebiete der Elementarschule in ihr klarstes Licht. Denn nie kann die Kirche das Princip der confessionslosen Communalschule zu dem ihrigen machen, ohne sich und zugleich die heiligsten Familienrechte zu verneinen. Den in spärlichen zwei Wochenstunden ertheilten confessionellen Religionsunterricht ausgenommen, der ohnehin in Folge der geistlichen Amtshandlungen oft ausfällt, — darf in der aus Kindern gemischter Confession bestehenden Schulen kein auf die Religionsstunde vorbereitender Unterricht mehr ertheilt werden; was an die confessionelle Familiensitte und Familientradition erinnert, darf nicht vorkommen, damit nicht andersgläubige Kinder in ihrem religiösen Bewußtsein verwirrt oder gekränkt werden; kurz: der warme religiöse Hauch, der nur aus der confessionellen Tradition des Familienlebens weht und durch die ganze Erziehung des Kindes wehen sollte, muß dem Winterfrost eines trockenen Unterrichtes im Lesen, Schreiben, Rechnen und in einigen vagen, seichten Moralgrundsätzen weichen; die Religion wird nicht mehr der Mittelpunkt der Schulbildung sein, sondern zu einem bloßen Fachgegenstand heruntersinken.

Ich frage: kann die Kirche in eine solche mit Schulzwang verbundene Communalschule, die der empörendste Eingriff in die religiöse Freiheit der Familie ist, jemals einwilligen? Gewiß nicht. Ich wiederhole es: schon dieser eine Umstand der Möglichkeit der unglückseligsten Verquickung der staatlichen und kirchlichen Gewalt auf dem Schulgebiete, in die zugleich die Verletzung der heiligsten Familienrechte hereingezogen würde, macht die rechtliche Begründung des staatlichen Schulzwanges sehr verdächtig.

Allein der Schulzwang ist principiell durchaus nicht rechtlich

zu begründen. Er mag wohl erstlich maßvoll gehandhabt und zweitens in Zeiten des Friedens zwischen Staat und Kirche, — zugestanden — sogar seine Segnungen gehabt haben. Allein selbst im Mittelalter, wo, wie wir gesehen haben, Staat und Kirche im Allgemeinen in freundschaftlicher Beziehung zu einander gestanden waren, kannte man keinen Schulzwang. Die erste fast alles Andere ausschließende Aufgabe der Staatsgewalt ist der Rechtsschutz der Unterthanen, also die Pflege der Gerechtigkeit durch Anwendung von Gesetzen, die auf das Recht gegründet sind. Nicht einmal die Majorität der Volksvertreter in den ständischen Versammlungen kann in die individuelle oder corporative Freiheits- und Rechtssphäre der Staatsbürger zwingend eingreifen. Es gibt eben Rechte, welche die gesetzgebenden Kammern gar Nichts angehen, deren Aufrechterhaltung und Beschützung vielmehr von den Kammern feierlich gewährleistet werden sollte; und dahin gehört lediglich die schon von Natur aus der Familie zustehende Pflicht der Kindererziehung, die ja in der ehelichen Verbindung ausgesprochen ist. Wenn Jean Jacques Rousseau, der Vater des Liberalismus, sagt, „das Volk könne sich selbst nicht Unrecht thun," so begründet er damit einen Constitutionalismus, der, obwohl in der Vertretung des Volkes bei der Regierung bestehend, doch nicht der Freiheit günstig ist, sondern despotisch alle göttlichen und natürlichen Rechte unter sein Machtgebot stellt. Hat denn das Volk nur in der Vertretung seiner Gesammtheit Rechte; und besteht es nicht aus Individuen, die jedes sein Recht unabhängig von dem der andern, also auch ihr Erziehungsrecht, haben? Das Recht der bloßen Kammermajorität ist nichts Anderes, als das rohe Recht der nackten Gewalt. [1]) Also kann selbst die Volksvertretung nicht durch Schulgesetze zwingend in das Erziehungsrecht der Familie eingreifen.

---

[1]) Man vergleiche die Schrift: Das Recht außerhalb der Volksabstimmung, von Ernst Freiherr von Moy. Regensburg und New-York. Verlag von Friedrich Pustet, 1867. Seite 138.

Läge übrigens der Schulzwang im Wesen des Staates begründet, so spräche die gesammte Völkergeschichte dafür. Aber vergebens durchblättere ich das Buch der Weltgeschichte: ich finde keinen triftigen Beweis dafür. Oder soll etwa die noch nicht einmal hundert Jahre alte Geschichte des Schulzwanges, der ohnehin nur auf Deutschland und die Schweiz ausgedehnt ist, zum Beweise dienen? Dann hätten nur Deutschland und die Schweiz, und auch diese Länder erst seit kurzer Zeit, ein Recht auf die Benennung „Staat": alle andern Völker, das einst so blühende Volk der Griechen und Römer, die Völker im christlichen Mittelalter, die heutigen Engländer, Spanier, Franzosen, Amerikaner — alle diese Völker, bei denen kein Schulzwang besteht, stünden auf einer sehr niedrigen Stufe des nationalen Lebens. Wer aber wollte eine so alberne Behauptung aufstellen und geltend machen, ohne sich im höchsten Grade lächerlich zu machen?

§. XXX. Fortsetzung. — Begründet das bloße Interesse der Staatsgewalt an der Bildung der Staatsbürger den staatlichen Schulzwang?

Sagt man, die Staatsgewalt hätte ein Interesse daran, daß die Staatsbürger im Besitze einer gewissen untersten Elementarbildung seien, so kann man zwar gegen ein solches Interesse nicht das Mindeste haben, muß aber auch entgegenhalten, daß ein bloßes Interesse, ein bloßer Wunsch noch lange nicht zu einer Rechtsforderung und zu einem Rechtszwange ermächtigt. Wohin käme man alsdann? Ich will ganz von der unmoralischen, aber logischen Consequenz absehen, daß alsdann das Eigenthumsrecht nicht mehr auf einem sehr sicheren Boden stehen würde; sondern ich stelle mich selbst auf das Gebiet eines an sich edlen Wunsches und Interesses und frage ganz einfach: Hat die Staatsbehörde eigentlich nicht ein sehr hohes Interesse daran, daß alle Staatsbürger sittlich und religiös seien? wird sie nun den Besuch des Gottesdienstes und der Predigt durch Gendarmen controliren und die nachgewiesenen Versäumnisse

polizeilich bestrafen wollen? Hat nicht die Staatsbehörde ein sehr hohes Interesse daran, daß alle Staatsbürger eines möglichst großen Wohlstandes sich erfreuen? durch welchen Zwang wird sie denn dieß erreichen? Hat nicht die Staatsbehörde ein sehr hohes Interesse daran, daß die öffentliche Meinung durch die Presse nicht irregeleitet werde? wird sie darum wieder die gehäßigen Präventivmaßregeln der Censur einführen? Nein, auch das bloße Interesse berechtigt nimmer zum Zwange.

§. XXXI. Fortsetzung. Begründen die gesteigerten Bedürfnisse und Forderungen der neuern Zeit den staatlichen Schulzwang?

„Aber," wird man vielleicht sagen, „die Bedürfnisse der Staatsbürger in einer Zeit, wie die heutige, die größere Forderungen an den menschlichen Geist stellt, rechtfertigen gewiß den Schulzwang." Darauf ist zu erwiedern: Noch in alten Zeiten, namentlich in der christlichen Aera, hat es nicht an Schulen, also für die Eltern an Gelegenheit gefehlt, ihren Kindern eine gewisse unterste Elementarbildung angedeihen zu lassen; die Kirche hat überall, wohin sie gedrungen ist, Schulen errichtet und würde sicherlich auch in dieser Zeit der fortgeschrittenen Bildung noch immer Schulen gründen, wenn ihr in der Aera des Schulzwanges die Staatsgewalt nicht vorgegangen wäre. Auch in den Ländern ferner, wo, wie in Amerika, kein Schulzwang besteht, wird ungemein viel Geld und Sorgfalt auf die Schulen verwendet. Da liegt nun für die Eltern, die auch für die geistige Pflege ihrer Kinder zu sorgen haben, eine hohe moralische Pflicht vor, die sich bietende Gelegenheit zu benützen. Thun sie es nicht, so trifft sie eine schwere Verantwortung vor Gott und in ihrem Gewissen, wenn nicht später selbst der Fluch der eigenen Kinder. Uebrigens verhält es sich mit der geistigen Pflege der Kinder, wie mit der sittlichen Erziehung derselben. Oder ziehen sich denn die Eltern nicht dieselbe schwere Verantwortung zu, wenn sie ihre Kinder zur Schlechtigkeit verführen? Kann aber die Obrigkeit für dieses Recht der Kinder auf sittliche Erziehung anders als in

jenen Fällen gebieterisch einstehen, wo der an ihnen begangene Frevel laut und offenkundig ist? Durch welche präventive Zwangsregeln kann denn die Obrigkeit den vielen unzähligen Verführungen zum Schlechten Seitens der eigenen Eltern vorbeugen? Uebrigens sagt das Sprichwort richtig: „Die Noth lehrt beten,“ und: „Durch Schaden wird man klug.“ Gerade unsere Zeit mit ihren gesteigerten Forderungen, wenn man ein für alle Mal dieß geltend machen will, zwingt allein schon mächtig die Eltern, alle Gelegenheit, die sich ihnen bietet, um ihre Kinder bilden zu lassen, fleißig zu benützen.

§. XXXII. Fortsetzung. — Schwere Schädigung vieler Interessen durch die maßlose Uebertreibung des staatlichen Schulzwanges.

Wir haben bereits gesehen, wie traurig es unter dem Einfluß des Schulzwanges um die sittlich religiöse Pflege der Jugend steht, wenn die Staatsgewalt kirchenfeindlichen Anschauungen huldigt: dann ist der Schulzwang offenbar ein despotischer Eingriff in die heiligsten Familienrechte. Allein bei den wechselnden Grundsätzen der Regierung kann es auch geschehen, daß zu hohe Forderungen an die Schuljugend gestellt werden: der Umfang der Leistungen des Unterrichtes wird maßlos erweitert, die Schulpflichtigkeit wird unnöthig verlängert — dieß Alles auf Kosten der natürlichen Entwicklung des Geistes und Körpers.

„So lange die Welt besteht, wird,“ wie richtig Joseph Lukas bemerkt, [1]) „die Mehrheit der Menschenkinder sich mit Ackerbau, Viehzucht, roher Handarbeit aller Art beschäftigen müssen; und hat daher Gott dafür gesorgt, daß diese ungeheure Mehrheit der Menschen jene höhere Bildung, die man ihr durch Schulen aufzwingen will, selber als höchst überflüssig, lästig und unerträglich erachtet. Sogar unter den Kindern höherer Stände ist die Mehrheit allzeit beschränkten Geistes und macht der ihr aufgedrungenen Schulbildung wenig Ehre.

---

[1]) Der Schulzwang von J. Lukas. Seite 85 u. ff.

Alle Menschen auf die gleiche Höhe der Bildung schrauben wollen, heißt ihnen unnatürliche Gewalt anthun." — „Die Kinder bleiben sich ewig gleich," bemerkt Lukas weiter; „der Katechismus, Lesen, Schreiben hat seit geraumer Zeit genügt und wird geraume Zeit genügen. Von dem Fortschritt der Wissenschaften und des Zeitgeistes wird die Elementarschule so wenig berührt, wie die Kinderstube." — Nein, man darf dem Geiste des Kindes ebensowenig zu viele Kenntnisse zumuthen, als seinem noch zarten Leibe das, was nur der Körper des erwachsenen Mannes zu ertragen vermag. Sonst ist zu befürchten, daß zuletzt die Generation versimpelt und auch körperlich verkrüppelt wird.

Wie sehr schädigt sodann die maßlose Ausdehnung der Zeit der Schulpflichtigkeit — in manchen Ländern bis in's dreizehnte oder vierzehnte Lebensjahr des Kindes — die materiellen Interessen gar vieler, besonders armer Familien! Auf dem Lande bedarf so mancher Bauer oder Gütler schon der arbeitenden Hände seiner Söhne und Töchter, sobald sie nur einiger Maßen körperlich zu erstarken anfangen, und erspart dadurch manch' schönes Stück Geld, das er fremden Knechten und und Taglöhnern geben müßte, — eine wahre Wohlthat für den Landmann, der ohnehin von Jahr zu Jahr schwerere Steuern zahlen muß. Und abgesehen davon — ist es nicht schon genug, daß er in Folge der Militärpflicht des kräftigen Armes seines erwachsenen Sohnes entbehren, sowie bei schweren Kriegen — und wann wird einmal ein langer Friede in's Land kehren? — in seinen zu Männern herangewachsenen Kindern eine empfindliche Blutsteuer zahlen muß — wir wissen ja schon, wie viele Krüppel die letzten Schlachten geliefert haben, die vielen Todten ganz abgerechnet —? Muß der Landmann oder Handwerker auch noch seiner arbeitsfähigen Kinder entbehren, bloß damit sie einer im Ganzen doch unnöthig verlängerten Schulpflichtigkeit nachkommen? Wird man schließlich nicht auch noch das künstliche Turnen den gesunden, vollkräftigen Bauernsöhnen aufnöthigen, die ohnehin durch Bestellung des

Ackers zu einer ungewöhnlichen Körperstärke sich emporturnen? Und wiederum trete ich in die Wohnung dieser oder jener armen Familie, die einen reichen Kindersegen erblicken läßt. Der Mann schindet sich im Schweiße seines Angesichts als Taglöhner ꝛc. ab, um die Seinigen auch nur dürftig ernähren zu können. Das ältere oder älteste der Mädchen könnte da der Mutter in der Besorgung der jüngern oder jüngsten Kinder recht gut an die Hand gehen; vielleicht ist die Mutter gar noch auf das Krankenlager gebettet; aber die verlängerte Schulpflichtigkeit verlangt Opfer, und in dem angegebenen Falle selbst die grausamsten Opfer; — oder aber die darbende Familie, die des zwölfjährigen Kindes nicht entrathen kann, muß dafür gar noch Strafgelder bezahlen. Diese trüben Bilder sind in Ländern, wo der Schulzwang besteht, gar nicht so selten.

§. XXXIII. Fortsetzung. — Mildert der staatliche Schulzwang die Entsittlichung des Volkes?

„Ohne den staatlichen Schulzwang," sagt man vielleicht, „verwildern so und so viele Kinder in Folge der Sorglosigkeit so mancher Eltern, besonders auf dem Lande." Das aber geschieht auch trotz des Schulzwanges. Haben denn wirklich mit der Verallgemeinerung der Verstandeskenntnisse mittelst des Schulzwanges auch die guten Sitten zugenommen? Dann müßten wir in unserm als so aufgeklärt gepriesenen Jahrhundert schon auf einer bedeutenden Höhe der Heiligkeit angekommen sein. Wer aber möchte das behaupten? Ist die Rohheit, Rauflust und und Sittenverwilderung in gar mancher Landbevölkerung während der Aera des staatlichen Schulzwanges etwa gemildert worden? Müssen wir nicht eine tagtäglich zunehmende Sittenverwilderung beklagen? Man sehe sich aber vollends gerade in den größern Städten um, wo die Volks- und andere Schulbildung in noch höherm Grade gepflegt wird, als auf dem Lande! Welch' ein Abgrund sittlicher Verwilderung! Oder was soll man sagen zu den erschrecklichen Prozenten jener junger Männer, die wegen ihres zerrütteten Körpers zum Militärdienste für unbrauchbar erklärt

werden, so daß das roh gescholtene Bauernvolk von den gebildeten Städtern auf das Vortheilhafteste absticht? Ich nenne nur diese eine Erscheinung in den Städten, die großen Theils das Resultat einer sittlichen Corruption ist. Auch Balmes, [1]) der sehr viel auf den Elementarunterricht hält, beklagt die Völker, bei denen der Fortschritt des Geistes von der Immoralität begleitet ist, bei denen in den Statistiken der Sittenlosigkeit und des Verbrechens diejenigen, die eine Schule besuchten, weit zahlreicher sind, als die, welche keine Art von Unterricht empfangen. „Verderbliche Intelligenz" — ruft er aus — „die sich stets mit der Verkehrtheit des Herzens verbindet! Wir lieben tausendmal mehr die Unwissenheit im Verein mit der Tugend, als die Bildung mit dem Laster gepaart."

§. XXXIV. Fortsetzung. — Gefahr, daß der staatliche Schulzwang zu communistischen Zwecken ausgebeutet werde.

Endlich arbeitet der staatliche Schulzwang selbst dem Socialismus und Communismus, der gerade heut zu Tage die staatliche Ordnung bedroht, in die Hände. Legt man nämlich dem Staate die rechtliche Verpflichtung auf, zwangsweise dafür zu sorgen, daß jedes Kind den wünschenswerthen Unterricht empfange, so kann man der Staatsgewalt die andere damit verbundene Pflicht nicht mehr abnehmen, auch dafür zu sorgen, daß jedes Kind die wünschenswerthe Nahrung und Kleidung erhalte. Warum auch bloß die Geistespflege unter die alleinige Verwaltung des Staates stellen, warum nicht gerade so gut auch die Leibespflege? Das Vaterland fordert ja gemäß der allgemeinen Wehrpflicht von möglichst vielen Jünglingen „breite Schultern," „kräftige Arme," „starke Nacken" zum Exerciren; warum sollte also das Vaterland an der körperlichen Be-

---

[1]) Vermischte Schriften religiösen, philosophischen, politischen und literarischen Inhalts von J. Balmes. Deutsch übersetzt von J. Borscht. Regensburg, Verlag von G. J. Manz, 1856. II. Th. Seite 121.

schaffenheit seiner Söhne weniger interessirt sein, als an der geistigen? Wie vermag ferner das allgemeine Recht auf „Unterricht" wirklich genossen zu werden, solange die Leiber in Arbeit und Mangel verkümmern? Ein leerer Magen lernt vielleicht noch unlieber als ein voller. Die staatlichen Zwangslehranstalten fordern daher unverweigerlich auch staatliche Zwangs-Nähranstalten. Hunderttausende von darbenden Arbeitern nehmen bereits unsere Schulzwangs-Enthusiasten beim Wort. „Das Kind hat ein angeborenes Recht auf Unterricht," sagen diese. „Ja," ergänzen jene, „und auf Nahrung und Kleidung auch!" „Die geistige und leibliche Armuth, nicht die geistige allein, müssen zugleich ausgerottet werden!" Gleichheit der geistigen und leiblichen Güter! Gemeinschaft der Bildung, des Bodens, des Kapitals, der Arbeit und des Genusses, kurz: die höchstmögliche geistige und leibliche Wohlfahrt Aller — das sind die Folgerungen, die aus dem Satze sich ergeben: „Das Kind hat ein angebornes Recht, neben der Nahrung des Leibes auch die des Geistes zu empfangen," wenn man nämlich dabei auf die Frage: „Von wem zunächst!" statt: „Von den Eltern," antwortet: „Vom Staate."

§. XXXV. Schluß. — Ein ähnliches Bewandtniß mit der Civilehe, wie mit dem Schulzwang.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der staatliche Schulzwang weder im Princip, noch durch die Geschichte, noch in seinen Consequenzen, namentlich Angesichts des so häufigen Wechsels der Anschauungen einer von Parteien nicht selten stark beeinflußten Staatsgewalt begründet werden kann. Eine wie herrliche Sache es auch um Schule und Bildung ist, eine so gefährliche Sache ist es sehr leicht möglicher Weise um die staatliche Erzwingung der Bildung. Nicht nur materielle Verhältnisse können durch das Institut des Schulzwanges geschädigt werden, sondern weit mehr noch die heiligsten Güter und Rechte: dann wird der Schulzwang zum verderblichsten Gift, zur unheilvollsten Waffe, mit der dem Gesammtvolke in

seiner Jugend der Todesstoß versetzt — sein höheres, ideales Leben geraubt wird. Bedenken wir nur die Gefahren in solchen Ländern, wo ein dem positiven Christenthum feindseliger Liberalismus oder gar die Freimaurerei sich an das Steuerruder des Staatsschiffes vorgedrängt hat!

Die Volksschule ist ursprünglich von der Kirche gegründet; vor letzterer kannte man keine eigentliche Volksschule. Später hat sich auch die Staatsgewalt auf diesem Gebiete geltend gemacht, ging lange Zeit mit der Kirche und droht nun in manchen Ländern diese Stifterin und Mutter der Volksschule aus derselben zu verbannen, gerade so wie sie die christliche Ehe durch die Civiltrauung in eine rein staatliche Institution verwandeln will und in den Ländern, wo die Civilehe besteht, nur noch nicht soweit im Despotismus vorgegangen ist, daß sie nach der weltlichen Trauung auch die kirchlich sacramentale Ehe förmlich verbietet, was heut zu Tage unter dem herrschenden Einfluß des Liberalismus und der Freimaurerei so ganz unmöglich nicht wäre.

Ist nun aber der Schulzwang rechtlich nicht begründet, so muß er um so mehr fallen, wenn die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt durchgesetzt sein wird. Ja gewiß, alsdann hätte diese Trennung auch nur in Bezug auf die Schule schon der bürgerlichen Freiheit bedeutend vorgearbeitet.

Ist die Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt einmal durchgesetzt, dann muß die erstere der letztern mit ihrem vollen Existenzrecht auch ihr ursprüngliches Recht, wieder Schulen zu gründen, unverkümmert zurückgeben, ebenso gut als der Staat auch in Bezug auf die Eheschließung, abgesehen von dem ehelichen Güterrechte, das hier nicht in Betracht kommt, Jeden nach dem Gesetze seiner Religion und Kirche beurtheilen lassen muß.

§. XXXVI. Die Staatsgewalt und die geistliche Gewalt verhalten sich ähnlich zu einander, wie Recht und Moral.

Recapituliren wir: Die Trennung der staatlichen und kirchlichen Gewalt bezüglich des Kreises ihrer Machtbefugnisse hebt, trotzdem daß der Staat (§. XXVII.) mehr oder minder ein Conglomerat geworden ist und nicht mehr einen aus der Gemeinsamkeit des religiösen Glaubens hervorgehenden Organismus darstellt, dennoch nicht die auch dann noch zwischen beiden immerhin bestehende Beziehung auf. Schon der Umstand, daß beide Gewalten in Gott ihren Ursprung haben, und zwar die Kirche in unmittelbar göttlicher Stiftung und die Staatsgewalt in dem Willen Gottes, daß eine die von ihm geschaffene sociale Ordnung erhaltende Obrigkeit bestehe, bestätigt das Gesagte. Unterstützen sodann beide nicht einander, auch wenn jede von ihnen auf ihrem Gebiete autonom ist? Denn übt die Staatsgewalt das ihr zustehende Schutzrecht zu Gunsten aller Staatsbürger ohne Unterschied aus, so muß auch die Kirche dieser Wohlthat theilhaftig sein, sowie hinwiederum der Staatsgewalt von der Kirche der größte Vortheil dadurch zugeht, daß diese den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit lehrt und in den Gewissen der Unterthanen befestigt.

Die innere Beziehung zwischen beiden Gewalten spiegelt sich treu wieder in dem Verhältniß zwischen dem Recht, dessen Vertretung Sache der Staatsgewalt ist, und der Moral, deren Vertretung vorzugsweise der Kirche zusteht. Die Moral ist das erzeugende Princip des Rechtes; ist denn nicht auch die christliche Kirche das erzeugende Princip des christlichen Staates, ja selbst des Staates, in dessen Angehörigen die Gemeinsamkeit des religiösen Bewußtseins, nachdem einmal die Einheit des Glaubens nicht mehr besteht, zerstört ist, insoferne es außer der Kirche keine Quelle gibt, aus der bessere und reinere Begriffe über die Staatsgewalt und ihre Befugnisse fließen? — Das Recht ist die Schutzwehr der Moral: muß nicht auch die Staatsgewalt eine Schutzwehr der Kirche sein?

— Das Wesen der Moral wurzelt in der innern Freiheit; bedarf nicht auch die sie vertretende Kirche der Unabhängigkeit ihres Gebietes? Das Wesen des Rechtes wurzelt in der Nothwendigkeit einer äußern Ordnung, folglich vielfach in der Anwendung des Zwanges: also steht der Staatsgewalt, damit diese nothwendige Rechtsordnung ermöglicht werde, das Zwangsrecht zu?

Auf der Grundlage der bloßen Freiheit, dem Gebiete der Moral einzig und allein, kann kein Staat bestehen; denn die sittliche Freiheit schließt auch die Möglichkeit ihres Mißbrauches ein, der bei dem Hange des Menschen zum Bösen so leicht möglich ist; vor diesem Mißbrauch also muß der Staat, damit sein Bestand nicht fortwährend in Frage gestellt ist, von vornherein durch zwingende Gesetze gesichert sein, nur nicht in jenen strafbaren Dingen, die ohne die äußere Rechtsordnung zu stören, einzig und allein dem Gebiet der sittlichen, innern Freiheit angehören; daher der Satz: das Recht erlaubt Dinge, welche die Moral verbietet, während die Moral Dinge gebietet, von denen das Recht Nichts weiß. Was nun von der Moral gesagt ist, gilt auch von der Kirche; sie allein vermag den äußern Bestand der socialen Ordnung nicht zu bedingen, sondern nur durch ihre erhabenen Grundsätze zu befestigen. Hinwiederum aber kann ebenso wenig die Moral durch das Recht ersetzt werden, so daß man sich consequent vergebliche Mühe geben würde, durch das bloße Recht eine Gesellschaft zu erhalten, deren Mitglieder zur Sittlichkeit bestimmt sind, sobald einmal das moralische Princip aus ihrem Bewußtsein entwichen wäre. Keine Staatsgewalt also als Vertreterin des äußern Rechtes kann die Kirche als Vertreterin der Moral ersetzen oder überflüssig machen.

Ist es einmal in einem Staate soweit gekommen, daß die Staatsgewalt die Religion in ihrer Eigenschaft als Pflegerin der Sittlichkeit zu ersetzen anfinge, dann stünde es schlimm um ihn: er hätte offenbar eine rückläufige Bewegung in altheidnische Zustände angetreten. „Der Areopag in Griechenland und die Censoren in Rom," sagt Jakob

Balmes, [1]) „waren eine Ergänzung der heidnischen Religion und somit ein unverkennbares Zeichen ihrer Ohnmacht, da sie, obwohl Gebieterin des ganzen Volkes, dennoch eine der ersten Aufgaben jeder Religion, die Sitten zu überwachen, nicht zu erfüllen vermochte. Dadurch erhärtet sich die Behauptung, daß, sobald bei den neuern Völkern der Einfluß der Religion und die Macht ihrer Diener abnahm, gewisser Maßen die alten Censoren unter einer neuen Gestalt in der sogenannten Polizei wiedererstanden."

§. XXXVII. Fortsetzung. — Der Staat ohne Religion.

Was soll man denn nun dazu sagen, daß man den Umfang der Staatsgesetze das öffentliche Gewissen genannt hat? [2]) Nein, das Gesetz allein reicht nicht aus zur Erhaltung des Staates, wenn es auch durch Millionen von Bajonetten gestützt würde! Das Recht, das jedem Gesetz zu Grunde liegen soll, entspringt einer idealen, höhern Quelle; und diese ist die Religion, in welcher jeglichem Gewissen die Normen verliehen worden sind, wornach dieser inwendige Gesetzgeber die menschlichen Handlungen beurtheilt, bestraft und belohnt. [3]) Ist die Religion aus den Gemüthern der Menschen entschwunden, dann ist dem Recht seine Quelle abgegraben, weil das mit der Religion ertödtete Gewissen nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann. Das Staatsgesetz soll allerdings das offenbare Unrecht durch Zwang abwehren und bestrafen: es ist ja vorzugsweise gegen schlechte Menschen gerichtet, welche die sociale Ordnung, das Rechtsleben beständig gefährden; denn die moralischen Staatsbürger machen sich als solche eines Verbrechens gegen die Staatsordnung wenigstens nicht wissentlich schuldig. Und dennoch

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation. I. Bd. Seite 321.

[2]) Wie Lamey in der Badenser Abgeordnetenversammlung gethan hat.

[3]) Man vergleiche die Schrift: Gewissen, Glauben, Civilisation. Brixen bei A. Weger, 1868.

wie sehr ist in der Bestrafung des Verbrechens die strafende Staatsgewalt schon darum beschränkt, weil sie nicht allwissend ist und also nicht jedem Verbrechen auf die Spur kommen kann!

Wie nun aber, wenn dem Volksbewußtsein entweder schon alle Religion entschwunden ist oder von einer kirchenfeindlichen Staatsgewalt im Wege der Gesetzgebung, wie z. B. durch Entchristlichung der Schule, geraubt werden soll? Wird der bloße Gesetzeszwang ein Schutz sein gegen die vielfachen Angriffe auf Leben, Eigenthum und auf alle andern Lebensgüter, ja, endlich gegen die Auflösung der Gesellschaft selbst oder gegen die Revolution, sobald einmal die große Menge des Volkes religionslos geworden ist? Darüber sollten einmal die Stürmer gegen die Kirche alles Ernstes nachdenken. Wüthen dieselben in der That nicht gegen sich selbst?

§. XXXVIII. Religions- oder Gewissensfreiheit.

Die katholische Kirche, so gut wie jede andere religiöse Gesellschaft, behandelt die sich zu ihr bekennenden Gläubigen nach ihren Gesetzen. Das thut übrigens selbst jede profane Genossenschaft. Katholiken können sich darum nicht im Geringsten beklagen, wenn sie als Uebertreter der Gesetze ihrer Kirche die ihnen gebührende Zurechtweisung oder Strafe trifft. Vermögen sie nun aus irgend welchem Grunde mit dem Glauben und der Disciplin der Kirche nicht mehr übereinzustimmen, so steht ihnen ja der Austritt aus derselben vollkommen frei und offen; oder sie können sich, falls sie selbst nicht freiwillig austreten, und die Kirche aus gutem Grunde die Ausschließung aus ihrem Verbande über sie verhängt, durchaus nicht über Gewissenszwang beschweren.

Oder wollen solche Katholiken die Staatshülfe gegen ihre Kirche anrufen? Aber die Staatsgewalt hat nicht die Mission, zu urtheilen, ob die Kirche in Glaubens- und Sittensachen Recht oder Unrecht hat: denn hierin ist nicht die Staatsgewalt, sondern einzig die vom göttlichen Heiland gestiftete und vom heiligen Geist geleitete Kirche die competente Richterin.

Soviel bezüglich der Gewissensfreiheit innerhalb der Jurisdiction der katholischen Kirche.

Wie verhält es sich aber mit der Gewissensfreiheit innerhalb des Staates? „In wie weit die Staatsgewalt," sagt Freiherr von Ketteler,[1]) „auch andern religiösen Genossenschaften freien corporativen Bestand gewähren will, das überläßt die Kirche ganz und gar ihrer freien Selbstbestimmung. Es steht kein kirchlicher Grundsatz fest, der einen Katholiken behinderte, der Meinung zu sein, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Staatsgewalt am Besten thue, mit der gleich zu erwähnenden Beschränkung volle Religionsfreiheit zu gewähren. Wir müssen nämlich eine Grenze der Religionsfreiheit als Forderung der Vernunft und des Christenthums behaupten und es daher als einen Mißbrauch ansehen, wenn die Staatsgewalt unter dem Vorwande der Religionsfreiheit Secten duldet, die den persönlichen Gott läugnen, oder die Sittlichkeit gefährden. Ein solches Verfahren steht mit dem Rechte und der Pflicht der Staatsgewalt in offenem Widerspruch: erstens ihres Ursprunges wegen, denn die obrigkeitliche Gewalt ist von Gott; und es gibt daher absolut keinen höheren Mißbrauch derselben, als wenn sie Gott läugnen läßt; zweitens ihres Zieles wegen, denn das der Obrigkeit gesetzte Ziel ist, Frieden und Gerechtigkeit auf Erden zu hüten, beides aber ist unmöglich ohne Sittlichkeit, Sittlichkeit aber unmöglich ohne Gottesfurcht."

Uebrigens kann an und für sich Gewissensfreiheit in dreifacher Weise aufgefaßt werden: 1) als Freiheit in dem Innersten der Seele zu denken und zu glauben, was Einem beliebt; diese besteht ja seitdem es Menschen gibt, und:

---

[1]) Freiheit, Autorität und Kirche. XXIII.: Religionsfreiheit und die katholische Kirche, III., 6 u. 7. — Bezüglich des Verfahrens der weltlichen Gewalt in der früheren Zeit, wo Glaubenseinheit bestand, gegen die strafbare Häresie ist die vortreffliche Belehrung des Freiherrn von Ketteler in dem citirten Abschnitt nachzulesen.

„Gedanken sind zollfrei" — nicht, als dürfte man denken und glauben, was man wolle: denn jeder Mensch ist den Gesetzen der Logik und Moral unterworfen und muß darum sich vor seiner Vernunft, seinem Gewissen und einst vor Gott, der bis in den tiefsten Herzensgrund blickt, verantworten, — — wohl aber sind die Gedanken frei von jeglicher äußern Macht; — 2) als Freiheit, insofern man nicht vom Staate gezwungen werden kann, einer bestimmten Confession anzugehören. Wer glaubt aber heutzutage noch an einen solchen Zwang? Und wenn er bestünde, übt ihn denn die Kirche aus? — 3) als Freiheit dem Bevormundungssystem der Staasgewtalt gegenüber, die auch die einzelnen Confessionen unter ihr Regiment stellt. Nur diese letztere Gewissensfreiheit hat im heutigen Staatsleben einen gesunden Sinn und muß einmal Wahrheit werden.

§. XXXIX. Worin besteht die politische Freiheit.

Der Staat ist im eigentlichen und ursprünglichen Sinne doch nur ein Volk selbst in Bezug auf sein nach Gottes Willen durch Gesetze organisirtes Zusammenleben. Da nun ein Organismus nicht denkbar ist ohne Gesetze, wornach er sich entwickelt und Bestand hat, so bedarf auch der staatliche Organismus solcher Gesetze, die ihn vor Tod und Auflösung schützen. Die Theile aber an diesem Organismus sind vernünftige, mit Willensfreiheit ausgestattete Menschen; die staatlichen Gesetze dürfen also nicht diese Willensfreiheit der Art unterbinden, daß die Staatsbürger das ihnen angeborene, ja von Gott selbst verliehene Selbstbestimmungsrecht einbüßen. Die Gesetze haben im Gegentheil nur dann in die Willensfreiheit der Bürger einzugreifen, sobald diese das Recht anderer Bürger beschädigt. Der Umfang der freien Selbstbestimmung eines jeden einzelnen Bürgers, das nur durch die rechtliche Freiheit der andern beschränkt sein kann, ist eben sein Recht; und das muß ihm gewahrt bleiben. Da sich sodann wieder mehrere Bürger zusammen zu einem besondern Organismus vereinigen können,

so muß diesem engeren Organismus innerhalb des Staates, sobald er sich keine Uebergriffe in das Rechtsgebiet einzelner Anderer oder ähnlicher organischer Genossenschaften erlaubt, ebenfalls sein Recht gewahrt bleiben. [1])

Der Zweck des Staates ist also vor Allem der Schutz der Rechte seiner Angehörigen. Gäbe es keine Rechte, die vor ihm und unabhängig von ihm da waren, so wäre der Staat nicht entstanden. Lange vor dem Staate besaß der Mensch das Recht der Religion, des Eigenthums, des Erwerbes, der Erziehung ꝛc.: der Staat hat diese Rechte nur zu schützen. Das Naturrecht und das positiv göttliche Recht entziehen sich der Jurisdiction des Staates, der selbst nur zu deren Schutze besteht.

In diesem Rechtsschutz, den der Staat gewährt, wurzelt die wahre politische Freiheit eines jeden seiner Angehörigen. [2])

Uebrigens sind die Verhältnisse im politischen Leben so geordnet, daß die bei Weitem überwiegende Mehrheit der Menschen, kraft der unabänderlichen Natur der Dinge auf Erden, nach untenhin über Andere herrscht, nach obenhin dagegen der Gewalt und dem Befehle Anderer unterworfen ist. Nur Jene, die keines Andern Diener sind und keinem höhern Herrn, als Gott allein, in irgend einer Beziehung gehorchen, sind politisch

---

[1]) Aus der Schrift: Gewissen, Glauben, Civilisation ꝛc. Brixen, 1868. Bei A. Weger. Seite 54 u. 55.

[2]) Diese politische Freiheit unterscheidet sich scharf von der absoluten und sittlichen Freiheit. Absolute Freiheit kommt nur Gott, dem Herrn der Welt, zu, niemals dem Menschen, dessen Dasein im Willen Gottes seinen Grund hat und nie von Gott unabhängig ist. Allein auch Gott hat dem Menschen eine Sphäre angewiesen, in Beziehung auf welche Er sich Seines Rechtes, ihn als Sein Geschöpf nach Seinem Willen zu bestimmen, begeben und ihm die Fähigkeit sich selbst zu entscheiden verliehen hat; es ist die sittliche Freiheit, die ihm auch in der allerdrückendsten Sklaverei verbleibt und ihm durch die empörendste Tyrannei nicht geraubt werden kann. Beweise sind die christlichen Martyrer aller Jahrhunderte.

frei im vollen Sinne des Wortes. Für Jeden, der auf dem Boden der Geschichte steht, bedarf es keines Beweises, daß diese souveräne Freiheit seit der Erschaffung der Welt immer nur das Loos weniger Sterblicher gewesen ist.

Ist aber die souveräne politische Herrschaft und Gewalt nothwendig absolut? Erstreckt sie sich über alle denkbaren menschlichen Handlungen, Aeußerungen und Bewegungen? Ist der Mensch immer und in allen Beziehungen mit seiner ganzen Habe, seinem ganzen materiellen und geistigen Vermögen, in allen seinen Verhältnissen, als Individuum, als Gatte, als Vater, als Eigenthümer der höhern Gewalt und dem Willen seines Herrn unterworfen?

Mit Nichten. Wer einem Herrn in gewissen Beziehungen gehorcht, ist in andern Beziehungen sein eigener Herr. Diese Sphäre nun, wo der Dienende selbst Herr ist, wo er sich selbst nach seinem besten Wissen und Gewissen entscheidet, wo er also einem höhern nicht gehorcht und dieser ihm Nichts zu befehlen hat, ist die Sphäre seiner Freiheit. Innerhalb dieser ist der Mensch, wie abhängig er auch in andern Beziehungen sei, in seinem Rechte; und in der uneingeschränkten, unbeirrten Herrschaft über das eigene Recht besteht — die politische Freiheit. [1])

§. XL. Fortsetzung. — Unterschied zwischen „Gesetz" und „Recht." — Die heutige Vermehrung der Gesetze untergräbt die Ehrfurcht vor dem Gesetze und die Rechtsgesinnung im Volk.

Freiheit und Recht sind insoferne identisch, als das Recht ein Besitz, eine Herrschaft, eine Befugniß ist, worauf Niemand bessern Anspruch hat; die Freiheit aber in Unabhängigkeit des Menschen innerhalb dieser Rechtssphäre von jeder fremden Willkür besteht.

---

[1]) Historisch-politische Blätter, I. Bd.: Sittliche Freiheit, Gewissensfreiheit, politische Freiheit.

Die Gesetze haben hauptsächlich und wesentlich nur den Zweck, jedes gute Recht und jede wahre Freiheit gegen rechtswidrige Eingriffe und Verletzungen zu schützen. Daraus geht hervor, daß das Recht und das Gesetz nimmer verwechselt werden dürfen.

Geht man nämlich davon aus, daß das Recht auf dem Gesetze (der weltlichen Macht) beruhe und aus diesem seinen Ursprung nehme, und definirt man die Freiheit durch die Macht Alles zu thun, was die Gesetze nicht verbieten, so wird der omnipotente „Staat", der die Gesetze gibt, zum Schöpfer des Rechts wie der Freiheit gemacht; und es bedarf dann keines besondern Scharfsinnes, um einzusehen: einerseits, daß diese Freiheit auch unter Tiber und Calligula gegolten habe; andererseits, daß Jeder sich nur solange eines Rechtes oder einer Freiheit getrösten könne, als das „Gesetz" ihm dieselbe nicht zu entziehen für gut gefunden hat. Dieß wäre die schneidendste, tiefgreifendste, zerstörendste unter allen Formen des Absolutismus, die Tyrannei des absoluten Staates und derselbe despotisme de la loi, der als das eigentliche Grundübel unserer Zeit angesehen werden muß.

Ferner: wenn die politische Freiheit darin besteht, daß jedes Privatrecht und jede rechtliche Privatfreiheit auch der Staatsgewalt und ihren Gesetzen gegenüber heilig und unverletzlich ist, so ist alles Uebrige, die ständische Verfassung oder die Theilnahme und Mitwirkung der verschiedenen ständischen Corporationen an der Ausübung der Regierungsgewalt nicht die politische Freiheit selbst, sondern eine geschichtliche und thatsächliche Folge und Wirkung des Princips derselben. Wo diese Grundlage fehlt, wo der Absolutismus des Staates herrscht und das im Namen des Gemeinwohles oder der Staatsidee erlassene Gesetz dem Rechte untergeschoben und diesem Gesetze die Privatfreiheit untergeordnet wird, — da ist, — welcher verhüllenden Formen man sich auch bedienen möge, wahrer Absolutismus, mithin der Gegensatz aller politischen Freiheit vorhanden. Die letztere kann überhaupt auch

ohne alle Form stattfinden, die man in unsern Tagen für den eigentlichen Sitz derselben anzusehen pflegt. [1])

Der heutige Despotismus des Gesetzes arbeitet zudem selbst daran, nicht nur die Ehrfurcht vor den Gesetzen, sondern geradezu die Rechtsgesinnung im Volke immer mehr zu erschüttern, und zwar durch eine übermäßige Anhäufung von Gesetzen. „Die Gesetze," sagt Freiherr von Ketteler, „sind förmlich in Fluß gerathen, und zahllose Kammern — in Permanenz — machen ohne Unterlaß neue Gesetze, zahllose Regierungsblätter verkünden neue Verordnungen. Unsere modernen Kammermitglieder halten das für ihren eigentlichen Beruf und betrachten sich um so viel mehr als die Beglücker der Welt, je mehr neue Gesetze sie machen. Mit unaussprechlichem Stolze betrachten sie sich als ‚die Factoren' dieser Gesetzmacherei. Das Ideal des modernen Zeitgeistes wäre eigentlich in jedem Jahre nach dem neuesten Fortschritt der Aufklärung und Intelligenz neue Kammermajoritäten, neue Minister, neue Beamte, neue Gesetze für Alles und über Alles. Wie wird doch da die Ehrfurcht vor dem Gesetze selbst tief erschüttert! Daher kommt es, daß der weitaus größte Theil des gesammten Volkes von der Gesetzeskunde, d. h. von dem, was Recht ist, vollständig ausgeschlossen ist. Dieselbe ist nur mehr Sache einer Kaste, der Richter und Advocaten, die sich mit ihr das ganze Leben beschäftigen. Wer nicht in der Lage ist, seine Studien zu vollenden, die Universitäten zu besuchen, Jahre lang alle Gesetzbücher und Verordnungen zu studiren, dann endlich von allen oft sich widersprechenden Urtheilen der höchsten Gerichte Kenntniß zu nehmen, muß auf ein persönliches Urtheil über das, was im Lande Recht ist, vollkommen verzichten. Diese Alle sind bei jedem Rechtsgeschäft, bei jedem Rechtshandel mehr und weniger in der Lage eines Menschen, der in Lande reist, wo er die Sprache nicht versteht. Sie müssen sich einen

---

[1]) Historisch-politische Blätter, I. Bd.: Sittliche Freiheit, Gewissensfreiheit, politische Freiheit.

Führer wählen und sich ihm blindlings überlassen, und erfahren dann ab und zu auf den langen Irrfahrten ihrer Processe, wie es mit ihnen steht. Daher auch die große Rechtsunsicherheit. Man kann bei keinem Processe dem Ausgang mit einiger Zuversicht entgegensehen. Das Volk hat bei jedem Processe Etwas von dem Gefühle, mit dem die Spieler dem Ausgang eines Hazardspieles beiwohnen. Daher erklärt sich auch der ungemeine Werth, den die Parteien auf die Gewinnung eines geschickten Advocaten legen. Man gibt dadurch die Ueberzeugung zu erkennen, daß der Ausgang weniger von der Gerechtigkeit der Sache als von der Geschicklichkeit des Advocaten abhängt. Diese unseligen Zustände tragen dann die Schuld, daß das Recht mehr und mehr aus dem Bewußtsein des Volkes schwindet, daß man es nicht mehr als eine Sache des Gewissens und des sittlichen Lebens ansieht, daß man gewissenlos nur mehr für Recht hält, was man bei den Gerichten „gewinnt," wenn auch das eigene Gewissen dagegen protestirt. So wird die Rechtsgesinnung ein Grundpfeiler der staatlichen Ordnung, erschüttert. [1])

§. XLI. Vom Gehorsam gegen die Staatsgewalt. — Von den Grenzen des Gehorsams.

Dem Vorausstehenden schließt sich die Frage bezüglich des Gehorsams gegen die Gesetze, also gegen die Staatsgewalt consequent an.

Wie der göttliche Stifter der Kirche, wie seine Apostel, die Kirchenväter strenge den Gehorsam gegen die Obrigkeit eingeschärft hatten, [2]) so thut die Kirche dieß fortwährend. Es

---

[1]) Aus der Schrift: Freiheit, Autorität und Kirche, von Freiherrn von Ketteler. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1862: Staatsgewalt, politische Autorität, Souveränität.

[2]) „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt: denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer demnach sich der (obrigkeitlichen) Gewalt

fragt sich nun, ob dieser Gehorsam gar keine Grenzen hat, so daß der Despotismus durch die kirchliche Lehre vom Gehorsam nur gefördert würde.

---

widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes und die sich (dieser) widersetzen, ziehen sich Verdammniß zu; denn die Obrigkeiten sind nicht den guten Werken, sondern den bösen furchtbar. Willst du aber die (obrigkeitliche) Gewalt nicht fürchten, so thue Gutes und du wirst von ihr Lob erhalten, denn sie ist Gottes Dienerin dir zum Besten. Wenn du aber Böses thuest, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut. Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu sein nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Darum zahlet ihr auch Steuern, denn sie sind Diener Gottes, die eben hiefür dienen. Gebet also Jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebührt. Bleibet Niemanden Etwas schuldig, als daß ihr euch einander liebet; denn wer den Nächsten liebet, hat das Gesetz erfüllt." (Röm. 13, 1—8.)

Wie erhaben ist hier jener Gedanke ausgesprochen: Das Bestehen der Obrigkeit ist eine Anordnung Gottes; die Obrigkeiten selbst sind Diener Gottes; darum sollen wir ihnen gehorchen und sie ehren um des Gewissens willen.

In demselben Sinne schreibt der Apostel Petrus: „Seid daher unterthan jeder menschlichen Creatur wegen Gott, sei es dem Könige, welcher der Höchste ist, oder den Statthaltern, als solchen, welche von ihm abgeordnet sind zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belobung der Rechtschaffenen: denn so ist es der Wille Gottes, daß ihr durch Rechtthun die Unwissenheit thörichter Menschen zum Schweigen bringet, als solche, die frei sind, aber nicht als solche, die zum Deckmantel der Bosheit die Freiheit mißbrauchen, sondern als Knechte Gottes. Ehret Alle, liebet die Brüderschaft, fürchtet Gott, ehret den König! Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Ehrfurcht den Herren, nicht nur allein den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen; denn das ist Gnade, wenn Jemand aus Gewissenhaftigkeit gegen Gott Widerwärtigkeiten erträgt und Unrecht leidet." (I. Petr. 2, 13—19.) — So auch die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte. Der heilige Polycarpus spricht nach einem Citate bei Eusebius (lib. 4. hist., cap. 15.) zum Proconsul: „Uns ist geboten, den von Gott eingesetzten Obrigkeiten und Gewalten die gebührende Ehre zu erweisen." Auch der heilige Justinus weist

Hören wir darüber den heiligen Thomas von Aquin, der seit den letzten sechs Jahrhunderten der Leitstern aller theologischen Schulen gewesen, dessen Autorität in denselben auf dem Gebiete der Dogmatik und der Moral niemals umgangen worden. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Die Gesetze können aus zwei Gründen ungerecht sein: Erstens wenn sie entweder dem allgemeinen Besten widerstreiten, oder ihres Zweckes wegen, wie wann der Träger der Staatsgewalt den Unterthanen drückende Gesetze auferlegt, nicht um des allgemeinen Besten willen, sondern aus Habgier und Ehrgeiz; oder auch von Seiten des Gesetzgebers, wenn er ein Gesetz erläßt und dabei die ihm eingeräumten Befugnisse überschreitet, oder auch in Bezug auf die Form, wenn z. B. unter die Menge Lasten ungleich vertheilt werden, auch wenn sie das allgemeine Beste zum Zwecke haben; und solche Gesetze sind nicht sowohl Gesetze, als Gewaltthätigkeiten; denn wie der heilige Augustin lib. I. de lib. arb. cap. 5. sagt, erscheint dasjenige als kein Gesetz, was nicht gerecht ist; und darum sind diese Gesetze im Gewissen nicht verpflichtend, außer um Aergerniß oder Unruhen zu vermeiden, ein Beweggrund, der dem Menschen gebietet, von seinem eigenen Recht abzulassen, wie es bei Matthäus heißt: „Wenn dich Jemand zwingt, eine Last tausend Schritte weit zu tragen, so gehe noch andere tausend mit ihm; und wenn Jemand mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, so gib ihm auch den Mantel dazu."

---

in seiner Schutzrede für die Christen auf das Gebot Jesu Christi, die Abgaben zu entrichten, hin. Im III. Kapitel wirft er den Heiden ihre Verfolgung der Christen vor, während diese doch Gott um die Erhaltung der Kaiser anflehten. Dem apostolischen Eifer der heiligen mit der Unterweisung der Gläubigen betrauten Männer gelang es, ihnen dieses Gebot in dem Maße einzuprägen, daß die Christen überall Vorbilder des Gehorsams waren. So gestand Plinius in einem Briefe an Kaiser Trajan, daß ihnen, außer in Sachen der Religion, keine Nachlässigkeiten in Erfüllung der Gesetze und der kaiserlichen Verordnungen vorzuwerfen sei.

Zweitens sind die Gesetze ungerecht, wenn sie der göttlichen Ehre widerstreiten, wie die Gesetze der Tyrannen, die zum Götzendienste anhalten oder zu irgend etwas Anderm, was dem göttlichen Gesetze entgegen ist; und diese Gesetze darf man **in keinem Falle** beobachten; denn in der Apostelgeschichte heißt es Kap. 5.: **Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.**" [1])

Man entdeckt in dieser Lehre nicht den leisesten Anflug von Despotismus, von Schmeichelei gegen die Staatsgewalt; ihre Schranken werden ihr mit ernster Strenge vorgezeichnet;

---

[1]) Injustae autem sunt leges dupliciter; uno modo per contrarietatem ad bonum commune e contrario praedictis, vel ex fine, sicut cum aliquis praesidens leges imponit onerosas subditis non pertinentes ad utilitatem communem, sed magis ad propriam cupiditatem vel gloriam; vel etiam ex auctore, sicut cum aliquis legem fert ultra sibi commissam potestatem; vel etiam ex forma, cum inaequaliter onera multitudinis dispensantur, etiamsi ordinentur ad bonum commune; et hujusmodi magis sunt violentiae, quam leges, quia sicut Augustinus dicit lib. 1. de lib. arb., cap. V., parum a princ. lex esse non videtur quae justa non fuerit, unde tales leges in foro conscientiae non obligant, nisi forte propter vitandum scandalum vel turbationem, propter quod etiam homo juri suo cedere debet secundum illud Math., cap. V.: „Qui te angariaverit mille passus, vade cum eo alia duo, et qui abstulerit tibi tunicam, da ei et pallium."

Alio modo leges possunt esse injustae per contrarietatem ad bonum divinum, sicut leges tyrannorum inducentes ad idololatriam vel ad quodcunque aliud quod sit contra legem divinam, et tales leges nullo modo licet observare, quia sicut dicitur Act., cap. V. obedire oportet Deo magis quam hominibus." (D. Th. 1. 2., quaest. 90., art. I.) Die Frage, wann die Gesetze ungerecht sind, läßt sich nach dem vorausgehenden §. XL., wo von dem Unterschied zwischen Recht und Gesetz die Rede ist, kurz dahin beantworten: Wann sie dem Recht widersprechen. Widersprechen sie dem menschlichen Recht, so sind sie zwar im Gewissen nicht verpflichtend, sind aber, um Aergernisse und Unruhen zu vermeiden, zu beobachten; widersprechen sie dem göttlichen Rechte, so sind sie in keinem Falle zu beobachten.

und überschreitet sie dieselben, so wird ihr offen zugerufen: Deine Gesetze sind keine Gesetze, sondern Gewaltthätigkeiten; sie sind im Gewissen nicht verpflichtend; und wenn man dir in einem solchen Falle gehorcht, so geschieht es nicht in Folge einer Pflicht, sondern aus Klugheit, um Aergernisse und Unruhen zu vermeiden, und zu solchem Schimpfe für dich, daß du, statt dich deines Triumphes rühmen zu können, dem Räuber gleichst, der einem harmlosen Menschen den Rock wegnimmt, und dem derselbe, um des Friedens willen, auch den Mantel überläßt."

Wenn diese Lehren der Unterdrückung und dem Despotismus huldigen, so sind auch wir Anhänger dieses Despotismus und dieser Unterdrückung; denn alsdann begreifen wir nicht mehr, wie die Lehren lauten sollen, die man der wahren Freiheit günstig nennen könnte.

Wenn der Geist vom Lesen so vieler ungereimten Polterreden gegen die Tyrannei der Fürsten ermüdet und anderseits von der schmeichelnden, kriechenden Sprache angeekelt wird, womit man in unserer Zeit der Gewalt huldigt, so gereicht es ihm zur Beruhigung und Erquickung, wenn er die reine, unverfälschte, von keiner Selbstsucht getrübte Sprache findet, worin mit eben so vieler Gelehrsamkeit als Redlichkeit und Freimuth die Rechte und Pflichten der Regierungen und der Völker auseinander gesetzt werden. Welche Bücher hatten die Männer, die so redeten, zu Rathe gezogen? Die heilige Schrift, die heiligen Väter, die kirchlichen Urkundensammlungen. Schöpften sie ihre Gedanken vielleicht in der Gesellschaft, in der sie lebten? Nein, im Gegentheil, in derselben herrschte Unordnung und Verwirrung; bald hatte stürmische Zügellosigkeit, bald Despotismus die Oberhand. Und dennoch reden sie mit einer Besonnenheit, mit einem Scharfblick, mit einer Ruhe, wie wenn sie inmitten der friedlichsten Gesellschaft lebten. Die göttliche Offenbarung war ihr Leitstern; von ihr lernten sie die Wahrheit; sie hatten oft den Schmerz, sie mißachtet und bekämpft zu sehen; allein was liegt auch

an den ungünstigsten Umständen, wenn man über allen Leidenschaften erhaben steht? Die Wahrheit begleitet alle Zeiten: verkündet die Wahrheit, und Gott wird das Uebrige thun. [1])

§. XLII. Fortsetzung. — Von dem Gehorsam gegen die bloß thatsächliche, nicht rechtmäßige Staatsgewalt.

Ist es in keinem Falle, unter keiner Voraussetzung erlaubt, der Obrigkeit physischen Widerstand zu leisten? Läßt sich das Recht, sie zu entsetzen, durch Nichts begründen? Wie weit gehen in dieser Beziehung die katholischen Lehren?

Vor Allem muß die Lehre derjenigen als falsch zurückgewiesen werden, die behaupten, daß man einer Regierung aus dem alleinigen Grunde, weil sie besteht, aus der alleinigen Rücksicht auf diese Thatsache, auch wenn sie unrechtmäßig ist, Gehorsam schuldig sei. Dieß widerspricht der gesunden Vernunft und ist vom Katholicismus nie gelehrt worden. Die Kirche lehrt den Gehorsam nur gegen die rechtmäßigen Obrigkeiten; in ihrer Lehre findet die ungereimte Anschauung keinen Raum, wornach die bloße Thatsache das Recht erzeugt. Alsdann wäre jeder Thronraub erlaubt, der heldenmüthigste Widerstand der Völker ein Frevel, die Welt eine Beute des Stärkern. Nein, falsch ist diese entwürdigende Lehre, die einem von irgend welchem Usurpator besiegten und unterjochten Volke zuruft: „Gehorche deinem Tyrannen, seine Rechte beruhen auf seiner Macht, deine Pflicht auf deiner Ohnmacht."

Diejenigen, die mit diesem unseligen Grundsatz vielleicht den Regierungen schmeicheln wollen, haben nicht bedacht, daß sie damit deren eigene Grundlagen untergruben und den fruchtbarsten Keim zu Gewaltthaten und Empörungen streuten. Was

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 54. Kapitel.

steht noch sicher, wenn wir den Grundsatz geltend machen, daß der Erfolg über das Recht entscheide, und daß der Sieger stets der rechtmäßige Gebieter sei? Wird damit nicht allem Ehrgeiz, allen Verbrechen Thür und Thor geöffnet? Werden die Menschen damit nicht aufgefordert, alle Begriffe von Recht, Vernunft und Billigkeit in den Wind zu schlagen und als alleiniges Gesetz die rohe Gewalt zu betrachten?

In gewissen Fällen muß man dem Volke auch unter einer unrechtmäßigen Regierung Gehorsam empfehlen, wie wenn vorauszusehen ist, daß Widerstand unnütz wäre und nur zu Unruhen und zum Blutvergießen führen würde. Allein wenn man dem Volke Klugheit empfiehlt, darf man diese nicht mit schlechten Grundsätzen verkleiden und muß sich hüten, die Bitterkeit des Unglücks durch Verbreitung von Irrthümern zu mildern, die jede Regierung, jedes gesellschaftliche Gebäude untergraben.

Ja noch mehr: jede Regierung, selbst die unrechtmäßigste, ist im ersten Augenblicke ihres Bestehens, ehe sie zu walten beginnt und irgend eine Maßregel verfügt, vor Allem darauf bedacht, ihre Rechtmäßigkeit darzuthun. Das Wort Thatsache kommt nicht über ihre Lippen; das Gefühl der Selbsterhaltung sagt ihr, daß sie dieses Wort nicht gebrauchen dürfe, wenn sie nicht ihre Macht schwächen, ihr Ansehen verkürzen, dem Volke den Weg zum Aufstand zeigen und sich selbst den Todesstoß versetzen wolle. Sogar die frechsten Usurpatoren hegen mehr Rücksicht für den gesunden Menschenverstand und die öffentliche Meinung, als die Vertheidiger der Gewalt auf den alleinigen Grund des Erfolges hin.

Die Anhänger der blinden Unterwerfung unter jede bestehende Regierung hüllen sich zuweilen in den Mantel der christlichen Religion. „Die heilige Schrift," sagen sie, „gebietet uns Gehorsam gegen die Obrigkeit, ohne irgend welche Unterscheidung; also darf auch der Christ nicht unterscheiden, sondern muß sich ergebungsvoll der Staatsgewalt unterwerfen, die er vorfindet." Wir entgegnen:

Erstens ist die unrechtmäßige Obrigkeit keine Obrigkeit;

der Begriff „Obrigkeit“ schließt den Begriff „Recht“ in sich; die unrechtmäßige Obrigkeit aber ist nichts Anderes, als eine physische Gewalt, d. h. die Macht des Stärkern. Wenn also die heilige Schrift den Gehorsam gegen die Obrigkeiten gebietet, so spricht sie von den rechtmäßigen Obrigkeiten.

Zweitens. Wenn die heilige Schrift uns den Grund erklärt, warum wir der weltlichen Obrigkeit unterthan sein sollen, so sagt sie uns, daß diese von Gott angeordnet, eine Dienerin Gottes selbst ist; und offenbar kann der Thronraub mit keinem so erhabenen Charakter bekleidet sein. Der Usurpator kann das Werkzeug der Vorsehung, die Geißel Gottes, wie Attila sich nannte, nicht aber sein Diener sein.

Drittens. Wie die heilige Schrift den Unterthanen den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit vorschreibt, so gebietet sie denselben auch den Sklaven gegenüber ihren Herren. Welche Herren sind aber da gemeint? Offenbar jene Herren, die nach der damaligen auf Gesetzgebung und Sitten beruhenden Auffassung einen rechtskräftigen Besitztitel geltend machen konnten, da man außerdem annehmen müßte, die heilige Schrift verpflichte auch jene Sklaven zur Unterwerfung, die durch einen bloßen Mißbrauch der Gewalt in diese Lage gekommen waren. Wie also der in den heiligen Büchern anbefohlene Gehorsam den Sklaven, der mit Unrecht in der Sklaverei zurückgehalten worden, seines Rechtes nicht beraubt, eben so wenig darf der Gehorsam gegen die bestehenden Obrigkeiten als Pflicht betrachtet werden, wenn diese nicht rechtmäßig sind, oder wenn diesen Gehorsam nicht die Klugheit gebietet, um Unruhen und Aergernisse zu vermeiden.[1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 55. Kapitel.

§. XLIII. Fortsetzung. — Kann das Verhalten der ersten Christen ein Beweis zu Gunsten der thatsächlichen Gewalt sein?

Zur Bekräftigung der Lehre von der thatsächlichen Gewalt wird zuweilen das Verhalten der ersten Christen angeführt.

„Dieselben," sagt man, „gehorchten den bestehenden Obrigkeiten, ohne zu fragen, ob sie rechtmäßig seien oder nicht. Damals waren ungesetzliche Besitznahmen von der Staatsgewalt etwas Häufiges; der Thron des Reiches selbst war auf das Recht des Stärkern gegründet worden; und diejenigen, welche ihn nach einander bestiegen, verdankten ihre Erhebung nicht selten einem Soldatenaufstand oder der meuchlerischen Ermordung des Vorgängers. Gleichwohl sah man die Christen niemals die Frage der Rechtmäßigkeit anregen; sie achteten die bestehende Gewalt, und wann diese fiel, unterwarfen sie sich ohne Murren dem neuen Tyrannen, der sich der Herrschaft bemächtigte."

Darauf ist zu erwiedern:

Wenn die Erhebung gegen eine unrechtmäßige Gewalt erlaubt und räthlich sein soll, so müssen diejenigen, die sich dagegen erheben wollen, 1) von ihrer Unrechtmäßigkeit mit Gewißheit überzeugt sein; sie müssen 2) den Willen haben, an deren Stelle eine rechtmäßige Gewalt einzusetzen; und sie müssen 3) auf die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges rechnen können. Wo diese Voraussetzungen nicht stattfinden, ist die Erhebung zwecklos, ein eitler Ausbruch der Erbitterung, ein ohnmächtiger Versuch der Rache, der, statt der Gesellschaft Segnungen zu bringen, nur Blutvergießen, Aufreizung der angegriffenen Obrigkeit, somit schwere Bedrückung und Tyrannei mit sich führt.

Damals war keine dieser Bedingungen gegeben; und somit bestand die einzige Verhaltungsweise, welche besonnene Menschen wählen konnten, darin, sich in die bedrängnißvollen Umstände

ihrer Zeit zu fügen und ihre Gebete zum Himmel zu senden, damit er sich der Erde erbarmen möge.

Wer konnte entscheiden, ob dieser oder jener Kaiser rechtmäßig auf den Thron gekommen sei, da Alles durch die Waffen entschieden wurde? Wo waren die Vorschriften für die Thronfolge? Lag die Entscheidung bei dem römischen Volke, diesem erschlafften, entwürdigten Volke, das kriechend die Ketten jedes Tyrannen küßte, der ihm Brod und Spiele bot? Lag sie bei den entarteten Nachkommen jener stolzen Patrizier, die der Welt Gesetze gegeben hatten? Lag sie bei den Kindern oder Vettern dieses oder jenes hingemordeten Kaisers, während die Gesetze sich über die Erbfolge nicht ausgesprochen hatten, während so oft der Kaiser, der dem Thronraub zum Opfer fiel, selbst nur ein Thronräuber gewesen war, der über den Leichnam seines Nebenbuhlers hinweg den Thron bestiegen hatte? Lag die Entscheidung bei den alten Rechten der unterjochten Völker, die, zu bloßen Provinzen des Reiches herabgewürdigt, sogar die Erinnerung an das verloren hatten, was sie einst gewesen, und die außer ihrem Mangel an Nationalgeist, außer ihrem Mangel an einem Gedanken, der sie bei dem Werke der Befreiung hätte leiten können, sich von den nöthigen Mitteln entblößt fanden, um sich der Gewalt ihrer Herren widersetzen zu können? Was konnte, was mußte der Christ da thun, wo die Legionen über das Schicksal der Welt entschieden, indem sie ihre Herren nach einander auf den Thron erhoben und durch Meuchelmord wieder beseitigten?

Als Schüler eines Gottes des Friedens und der Liebe durfte der Christ an den gewaltsamen und blutigen Gräuelthaten keinen Antheil nehmen. Da die Staatsgewalt von so unsicherm Bestand und so vielen Wechselfällen ausgesetzt war, durfte er sich nicht in die Entscheidung über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einmischen; es blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich der jedes Mal allgemein anerkannten Gewalt zu unterwerfen. Hätten sich die Christen in die politischen Wirren eingemischt — wäre die göttliche Religion, zu der sie sich

bekannten, nicht noch mehr in Mißgunst gekommen? Wäre den falschen Philosophen und den Götzendienern nicht Anlaß geboten worden, die Zahl schwarzer Verläumdungen gegen das Christenthum zu vermehren? Hätte dann das Gerücht, daß die Christen die Sicherheit des Staates bedrohten, nicht eine noch bereitwilligere Aufnahme gefunden? Hätte die Widersetzlichkeit der Christen nicht noch mehr den Haß der Gewalthaber entflammt und die Schrecknisse der Verfolgungen vermehrt, von denen alle Schüler des Gekreuzigten so grausam bedrängt wurden?

Kann darum das Verhalten der ersten Christen irgend einem Volke zum Vorbild und Beweisgrund dienen, um jeden Thronräuber in seiner Gewalt zu befestigen? Nein: der Mensch hört deßhalb, weil er Christ ist, nicht auf, Bürger zu sein, Mensch zu sein, seine Rechte zu haben und recht zu handeln, wenn er innerhalb der Schranken der Vernunft und der Gerechtigkeit mit unerschrockenem Muthe sich zu ihrer Vertheidigung erhebt.[1])

§. XLIV. Fortsetzung. — Die Theorie der vollendeten Thatsachen.

Diese Theorie steht in engstem Zusammenhang mit dem Vorausstehenden. Vollendet, heißt jeder Act, der zur Ausführung gekommen ist, also auch der verübte Raub, der vollbrachte Mord, die bewerkstelligte Brandlegung. In gleicher Weise wird man auf dem socialen und politischen Gebiete als vollendete Thatsache einen Thronraub betrachten, durch den die rechtmäßige Gewalt gänzlich beseitigt worden ist; oder eine Revolution, die den Sieg errungen hat und ungehindert über das Schicksal des Landes verfügt; oder eine in allen ihren Theilen zur Ausführung gebrachte Maßregel, wie die Unterdrückung der Orden und die Einziehung ihrer Güter in irgend einem Lande. Durch das bloße Beiwort „vollendet" wird die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit einer Thatsache noch lange nicht verbürgt.

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 55. Kapitel.

Was bedeuten also Redensarten, wie: „Vollendete Thatsachen muß man gelten lassen;" „wir fügen uns stets in vollendete Thatsachen;" „es ist Thorheit, gegen vollendete Thatsachen zu kämpfen;" „eine weise Politik ergibt und unterwirft sich den vollendeten Thatsachen."?

Eine vollendete Thatsache ist deßhalb allein, weil sie dieß ist, keine rechtmäßige und somit der Anerkennung würdige. Der Dieb, der gestohlen, erwirbt kein Recht auf die entwendete Sache; der Brandstifter, der ein Haus in Asche gelegt hat, ist eben so strafbar, wie wenn er auf frischer That ergriffen worden wäre. Wer dem widerspricht, ist ein Feind aller Sittlichkeit, aller Gerechtigkeit, alles Rechtes — ein Freund der ausschließlichen Herrschaft der Hinterlist und der rohen Gewalt.

Ebenso ist es mit den vollendeten Thatsachen auf dem socialen und politischen Gebiete: der Usurpator, der dem rechtmäßigen Besitzer eine Krone geraubt; der Eroberer, der, ohne ein anderes Recht als die Ueberlegenheit seiner Waffen, eine Nation unterjocht hat, erwerben mit dem Siege kein Recht. Die Regierung, die große Gewaltthätigkeiten begangen, indem sie ganze Volksklassen beraubte, willkürlich Abgaben einforderte, gesetzlich verbürgte Rechte aufhob, vermag die Maßregeln dadurch allein, daß sie genügende Macht sie durchzuführen besitzt, nicht zu rechtfertigen. Dieß ist sonnenklar; und wenn zwischen vollendeten Thatsachen, die eine Ungerechtigkeit in sich schließen, ein Unterschied besteht, so liegt er ohne Zweifel darin, daß das Verbrechen um so größer ist, je schwerere Uebel es hervorgebracht hat, in je weiterem Umfange diese Uebel sich fühlbar machen und je größer das öffentliche Aergerniß ist, welches durch die vollendete Thatsache gegeben wird. Dieß sind die Grundsätze der gesunden Moral, der Moral des Einzelnen wie der Gesellschaft und des ganzen Menschengeschlechtes, der unwandelbaren, ewigen Moral.

Indeß kann bisweilen eine vollendete Thatsache ungeachtet all ihrer Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit eine solche Macht er-

langt haben, daß das Widerstreben sie anzuerkennen, das Bemühen sie zu vernichten, eine Kette von Erschütterungen und Umwälzungen herbeiführt, und vielleicht ohne allen Gewinn. Jede Regierung soll die Gerechtigkeit achten und die Unterthanen zur Achtung derselben anhalten; allein sie darf nicht gebieten wollen, wo man ihr nicht gehorchen würde, wenn sie nicht die Mittel hat, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Unterläßt sie es in einem solchen Falle, unrechtmäßige Interessen anzugreifen und den Beraubten das Ihrige wieder zustellen zu lassen, so begeht sie keine Ungerechtigkeit; denn sie gleicht alsdann Jemanden, der Diebe auf frischer That überrascht, ohne die Mittel zu haben, sie zur Zurückgabe des Gestohlenen zu zwingen. Zum Unmöglichen ist eben Niemand verpflichtet.

In diesem Falle muß die Unmöglichkeit nicht nothwendig eine physische sein; sie kann auch eine moralische sein. So wäre bei der Voraussicht, daß zur Bewerkstelligung einer Wiedererstattung die Anwendung auch ausreichend materieller Mittel dem Staate große Nachtheile bringen, die öffentliche Ruhe gefährden oder den Anstoß zu künftigen Erschütterungen geben würde, die moralische Unmöglichkeit vorhanden; denn die Ordnung und die öffentlichen Interessen verdienen den Vorzug, da sie die erste Aufgabe jeder Regierung sind. Nur ist es Pflicht des Gesetzgebers, den Schaden möglichst zu verringern; aber er darf ihn nicht mit der Forderung einer unmöglichen Wiedererstattung vielleicht noch vergrößern.

Eine gerechte Politik wird niemals die Ungerechtigkeit der vollendeten Thatsachen gutheißen; allein eine kluge Politik verkennt niemals die Macht solcher Thatsachen. Sie billigt sie nicht, sie macht sich nicht zu ihrem Mitschuldigen durch Anerkennung derselben. Allein wenn diese Thatsachen nicht zu beseitigen sind, so duldet sie dieselben; durch würdevolles Verhalten sucht sie sich mit den schwierigen Umständen so vortheilhaft als möglich abzufinden und die Grundsätze der ewigen Gerechtigkeit mit den Erwägungen des allgemeinen Besten in Einklang zu bringen. Wie wäre nach den großen Freveln,

nach den maßlosen Ungerechtigkeiten der französischen Revolution eine vollkommene Schadloshaltung möglich gewesen? Konnte man im Jahre 1814 zum Jahre 1789 zurückkehren? Wer war nach dem Umsturze des Thrones, der Gleichstellung aller Stände und der Zertrümmerung des Eigenthums im Stande, das vorige Gebäude wieder aufzurichten? Niemand.

Geschichte und Erfahrung lehren, daß die vollendeten Thatsachen anerkannt werden, wenn sie unwiderstehlich, d. h. mächtig genug sind, um sich Anerkennung zu verschaffen, im andern Falle nicht. Es ist auch Nichts natürlicher: was nicht auf das Recht gegründet ist, kann sich nur auf die Gewalt stützen. [1])

§. XLV. Von dem Widerstand gegen die rechtmäßige Gewalt. Die Verdammung des Tyrannenmordes durch das Concil von Constanz.

Die katholische Religion schreibt den Gehorsam gegen **bloß** thatsächliche Regierungen nicht vor; denn auf dem moralischen Gebiete gilt die bloße Thatsache Nichts. Wie aber, wenn die Obrigkeit an sich rechtmäßig, aber in ihrem Walten tyrannisch ist? Kann es unter keiner Voraussetzung, aus keinem Grunde erlaubt sein, sich zu erheben?

Erstens ist es gewiß, daß ein Privatmann aus eigener Macht kein Recht hat, einen Tyrannen zu tödten. Auf dem Concil zu Constanz wurde in der fünfzehnten Sitzung folgender Satz als **irrig** verworfen:

„Jeder Lehensmann oder Unterthan kann und soll erlaubter und verdienstlicher Weise jeden Tyrannen tödten und sich dazu sogar hinterlistiger Ränke oder schlauer Lobhuldigungen und Schmeicheleien bedienen, ohngeachtet jedes

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 55. Kapitel.

Eides, den er ihm geleistet, oder Vertrages, den er mit ihm eingegangen, und ohne das Urtheil oder die Verfügung irgend eines Gerichtes abzuwarten." [1])

Durch diesen verdammenden Ausspruch der Kirche wird unzähligen Uebeln ein Damm gesetzt, welche die Gesellschaft überschwemmen würden, sobald der Grundsatz zur Geltung käme, daß jeder Einzelne aus eigener Machtvollkommenheit das Staatsoberhaupt ermorden dürfe. Wer wagt es, die kirchliche Entscheidung als Begünstigung der Tyrannei zu verdächtigen? Die Freiheit der Völker darf nicht auf dem entsetzlichen Rechte des Meuchelmordes beruhen, die Vertheidigung der bürgerlichen Rechte darf nicht dem Dolche eines Wahnsinnigen anvertraut werden. Da die Befugnisse der öffentlichen Gewalt so vielfach und umfassend sind, so kann es nicht vermieden werden, daß sie mit ihren Anordnungen verschiedenen Individuen oft zu nahe tritt. Der Mensch neigt so leicht zu Uebertreibungen, zur Rache; darum vergrößert er gern die erduldeten Unbilden. Kaum wird er von der Obrigkeit im Geringsten bedrängt, so schreit er sogleich über die Unerträglichkeit der Tyrannei. Gestattet nun einem Einzelnen das Recht, den Tyrannen zu tödten; saget dem Volke, daß es, um in erlaubter und verdienstlicher Weise einen solchen Act zu vollbringen, weder des Urtheils noch der Verfügung irgend eines Gerichtes bedürfe — und ihr werdet sogleich das entsetzliche Verbrechen wiederholt verübt sehen. Die weisesten, gerechtesten und mildesten Könige werden als Opfer des vatermörderischen Dolches oder des tödtlichen Giftes fallen. Weit entfernt, durch einen solchen Grundsatz der Freiheit der Völker irgend eine Bürgschaft zu geben, werdet ihr die wichtigsten Interessen der Gesellschaft den furchtbarsten Gefahren ausgesetzt haben.

---

[1]) „Quilibet tyrannus potest et debet licite et meritorie occidi per quemcunque vasallum suum vel subditum, etiam per clanculares insidias, et subtiles blanditias vel adulationes, non obstante quocunque praestito juramento, seu confoederatione factis cum eo, non exspectata sententia vel mandato judicis cujuscunque."

Mit der feierlichen Verdammung des Tyrannenmordes hat die katholische Kirche der Menschheit eine unschätzbare Wohlthat erwiesen. Die Ermordung des Trägers der höchsten Gewalt führt gewöhnlich Umwälzungen und Blutvergießungen mit sich, ruft Maßregeln argwöhnischer Vorsicht hervor, die leicht in tyrannische ausarten. Es kann also ein Verbrechen, das auf übermäßigem Haß gegen die Tyrannei beruht, nur dazu dienen, diese noch willkürlicher und drückender zu machen. Die heutigen Völker sollen der katholischen Kirche dafür danken, daß sie ein so heilsames Urtheil gefällt hat; wer dasselbe nicht nach seinem Werthe zu schätzen weiß, wer die blutigen Gräuelscenen des römischen Reiches oder des barbarischen Königthums herbeiwünscht, verräth eine niedrige Sinnesweise und ein rohes Gefühl. Auch liegt in dem katholischen Ausspruch keine Schmeichelei für die Könige; denn nicht ihnen allein gereicht derselbe zum Nutzen: vielmehr schützt er alle Personen, die unter irgend einem Titel die höchste Gewalt ausüben, sei die Regierungsform welche sie wolle, vom Selbstherrscher aller Reußen bis zum Präsidenten einer möglichst demokratischen Republik.

Selbst die aus dem Schooße der Revolutionen hervorgegangenen Verfassungen haben, ohne daran zu denken, der katholischen Lehre dadurch feierlich gehuldigt, daß in diesen Verfassungen die Person des Fürsten als heilig und unverletzlich erklärt ist. Man hat über die Ceremonie der Salbung des Königs gespottet und erklärt gleichwohl seine Person als heilig. Es mußten sich also in den Lehren der Kirche mit der ewigen Wahrheit Grundsätze einer hohen Staatskunst vereinigt finden, da man sich genöthigt sah, ihr nachzuahmen. Nur hat man als Werk des menschlichen Willens dargestellt, was die Kirche als Werk des göttlichen Willens verkündet hat. [1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 56. Kapitel. Seite 263—265.

§. XLVI. Fortsetzung. — Gibt es gar keinen rechtmäßigen Widerstand? — Was lehrt hierüber die Kirche?

Wenn jedoch die höchste Gewalt ihre Befugnisse in unverantwortlicher Weise mißbraucht, wenn sie dieselben über die gehörigen Grenzen ausdehnt, wenn sie die Grundrechte mit Füßen tritt, die Religion verfolgt, die Sittlichkeit untergräbt, den öffentlichen Anstand verhöhnt, die Ehre der Bürger beeinträchtigt, ungerechte und übermäßige Abgaben fordert, das Eigenthumsrecht verletzt, das Erbgut der Nationen veräußert, die Provinzen zerstückelt und ihre Völker der Schande und dem Untergang entgegenführt, — schreibt der Katholicismus auch für diesen Fall Gehorsam vor? Verbietet er auch da den Widerstand? Verpflichtet er auch da die Unterthanen, sich geduldig und ruhig zu verhalten, wie ein Lamm unter den Klauen eines Raubthieres? Ist da nirgends ein Recht des Widerstandes, der Auflehnung zu finden, nachdem alle gütlichen Mittel der Vorstellung, des Rathes, der Mahnung, der Bitte erschöpft worden? Werden auch in solchen bedrängnißvollen Lagen die Völker von der katholischen Kirche ohne Hoffnung, die Tyrannen ohne Zügel gelassen?

In solchen äußersten Fällen halten die angesehensten Theologen den Widerstand für erlaubt, die *Lehre der Kirche jedoch spricht sich darüber nicht aus*. Sie hat keine der entgegengesetzten Meinungen verworfen. In solchen äußersten Umständen ist die Pflicht, sich vom Widerstand zu enthalten, kein Glaubenssatz. Niemals hat die Kirche einen solchen Grundsatz gelehrt; und wer das Gegentheil behauptet, möge zur Beglaubigung dessen eine Entscheidung der Concilien oder der Päpste aufweisen.

Der heilige Thomas von Aquin, Cardinal Bellarmin, Suarez und noch andere ausgezeichnete Theologen kannten die Glaubenslehren der Kirche von Grund aus; und dennoch wird man in ihren Werken nicht diesen, wohl aber den entgegengesetzten Grundsatz finden. Und die Kirche hat sich nicht gegen

sie ausgesprochen; sie hat sie weder mit den aufrührerischen Schriftstellern verwechselt, die unter den Protestanten in so großer Menge auftauchten, noch mit den heutigen Revolutionsmännern, den ewigen Störern aller gesellschaftlichen Ordnung.

Bossuet und andere bedeutende Schriftsteller weichen in ihren Meinungen von dem heiligen Thomas, von Bellarmin und Suarez ab. Dieß erhöht wohl das Ansehen der entgegengesetzten Meinung, erhebt sie aber nicht zum Glaubenssatz. Es gibt Punkte von der höchsten Wichtigkeit, worin die Meinungen des berühmten Bischofs von Meaux angreifbar sind; und bekanntlich hat man gerade hinsichtlich der Uebergriffe der Tyrannei zu andern Zeiten dem Papste Befugnisse zuerkannt, welche ihm Bossuet bestreitet. [1])

§. XLVII. Fortsetzung. — Vergleichung des Häretikers Lamennais, der Reformatoren Luther, Zwingli, Knox 2c., Rousseau's, mit dem heiligen Thomas von Aquin und anderen katholischen Theologen in Betreff der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Staatsgewalt.

Bekanntlich hat sich Lamennais in seinen Umsturzlehren auf den heiligen Thomas von Aquin und andere Theologen berufen. Es wird nicht unnütz sein, in einigen Worten eine Vergleichung zwischen Beiden anzustellen.

Lamennais: Natürliche Gleichheit aller Menschen.

Der heilige Thomas: Gleichheit der Wesenheit bei Verschiedenheit der physischen, geistigen und sittlichen Anlagen; also: Gleichheit aller Menschen vor Gott, d. h. Gleichheit des Ursprungs, insoferne alle von Gott erschaffen worden; Gleichheit der Bestimmung, insoferne alle zur Anschauung Gottes gelangen sollen; Gleichheit der Mittel, insoferne alle von Jesus Christus erlöst worden sind und aller Gnaden Jesu

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 56. Kapitel. Seite 265 - 267.

Christi theilhaftig werden können, bei Verschiedenheit der Abstufungen der Gnade und Herrlichkeit, die der Herr bestimmen mag.

Folgerungen.

I. **Lammennais:** Gleichheit der gesellschaftlichen und politischen Rechte.

Der heilige Thomas: Eine Unmöglichkeit, vielmehr gewisse Rangstufen, die nützlich und gerecht sind; Achtung vor jenen Rangstufen, die durch die Gesetze festgestellt werden; Nothwendigkeit, daß die Einen gebieten, die Andern gehorchen; Pflicht, der im Lande eingesetzten Regierung unterthan zu sein, unter welcher Regierungsform auch immer; Vorzug der monarchischen.

II. **Lamennais:** Unrechtmäßigkeit jeder gesellschaftlichen, politischen Verfassung, in welcher diese Gleichheit nicht besteht.

Der heilige Thomas: Irrthum gegen die Vernunft und den Glauben. Im Gegentheile, die Ungleichheit ist in der Natur der Menschen und der Gesellschaft selbst begründet; und wenn sie in dem, was sie zuweilen Ungerechtes und Schädliches in sich hat, eine Wirkung und Strafe der Erbsünde ist, so hätte sie gleichwohl schon im Stande der Unschuld bestehen können.

III. **Lamennais:** **Zuständigkeit und Rechtmäßigkeit des Aufstandes zum Umsturze der Regierungen und zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse.**

Der heilige Thomas: Eine irrige und verderbliche Meinung. Schuldige Unterwürfigkeit unter die rechtmäßigen Regierungen; auch den Mißbrauch ihrer Befugnisse muß man mit Langmuth ertragen, alle gütlichen Mittel, wie: Bitte, Rath, Vorstellungen, erschöpfen, ehe man zu andern Mitteln greift; Gewalt nur in den alleräußersten, außerordentlichsten Fällen anwenden und mit der größten Mäßigung.

IV. **Lamennais: Zielpunkt der Fortschritte des Menschengeschlechtes: die Abschaffung jeder Regierung.**

Der heilige Thomas: Ein abgeschmackter Gedanke, ein unausführbarer Traum. Nothwendigkeit einer Regierung in jeder Gemeinschaft. Beweisgründe aus der menschlichen Natur. Vergleichung mit dem menschlichen Leibe und mit der Weltordnung selbst. Das Bestehen einer Regierung schon im Stande der Unschuld.

Der Unterschied ist, wie man sieht, greifbar. Man kennt ferner die heftigen Sturmreden von Luther, Zwingli, Knox, Jurieu und andern Häuptern des Protestantismus zur Aufreizung der Völker gegen ihre Fürsten, so wie die groben und rohen Schmähreden, die sie sich gegen dieselben erlaubten, um die Menge zu entflammen: eine Verirrung, welche die Katholiken mit Abscheu betrachten. Mit demselben Entsetzen liest man die anarchische Lehre Rousseau's, wo er behauptet, „daß die Bedingungen des Gesellschaftsvertrages der Art festgesetzt seien, vermöge der Natur des Actes, daß die geringste Abänderung sie nichtig und wirkungslos machen, so daß jeder Einzelne in seine ursprünglichen Rechte wieder eintrete und in den Besitz seiner natürlichen Freiheit zurückkehre." (Gesellschaftsvertrag, I. 6.)

Die Lehrmeinungen der katholischen Theologen enthalten keinen solchen Keim von Empörungen und Schreckenszeiten. Sie zeigen sich aber auch nicht furchtsam und kleinmüthig, wenn es zum Aeußersten kommt. Sie ermahnen zur Nachgiebigkeit, zur Geduld, zur Langmuth; allein es gibt einen Punkt, bei dem sie rufen: Es ist genug! Sie rathen den Aufstand nicht an, verwerfen ihn aber auch nicht. Vergebens würde man sie auffordern, für solche äußersten Fällen die Pflicht, sich vom Widerstande zu enthalten, als Glaubenswahrheit zu verkünden. Was sie nicht als solche erkennen, können sie den Völkern als solche auch nicht lehren. Es ist nicht ihre Schuld, wenn der Sturm losbricht, wenn die Wogen brausend sich erheben, ohne daß eine andere Hand sie zu stillen ver-

möchte, als die Hand des Herrn, der Wind und Sturm in Fesseln schlägt.

Viele Jahrhunderte hindurch war in Europa eine Lehre anerkannt und angewendet worden, die nur von Solchen, die sie nicht zu begreifen vermochten, hart angegriffen wurde. War die Dazwischenkunft der päpstlichen Gewalt in den Mißhelligkeiten zwischen den Völkern und den Fürsten vielleicht etwas Anderes, als die Dazwischenkunft des Himmels als Schiedsrichters, um den Zwistigkeiten auf Erden ein Ende zu machen? [1])

§. XLVIII. Fortsetzung. — Begründen sittliche Ausschweifungen des Staatsoberhauptes irgendwie die Widersetzlichkeit?

In der heiligen Schrift wird den Sklaven zur Pflicht gemacht, ihren Herren zu gehorchen, auch wenn diese ihr Maß überschreiten sollten. Es kann aber daraus nicht mehr gefolgert werden, als daß ein Fürst durch Unsittlichkeit allein die Obergewalt noch nicht verliert. Dadurch wird im Voraus der Irrthum derjenigen verworfen, welche das Recht zu gebieten von der Heiligkeit der damit bekleideten Personen abhängig machen wollten. Ein solcher Grundsatz begünstigt die Anarchie und ist mit dem Bestehen jedes gesellschaftlichen Körpers unvereinbar; denn kommt er einmal in Geltung, so bleibt die obrigkeitliche Gewalt unsicher und schwankend; dadurch wird den Feinden der Ruhe die beste Gelegenheit gegeben, denjenigen, den sie als schuldbar zu betrachten belieben, der Gewalt für verlustig zu erklären.

Die Frage, die wir im Auge haben, ist eine ganz andere. Auch die Theologen sagen, daß man selbst den ausschweifenden Fürsten gehorchen müsse; auch sie verwerfen den Aufstand, der keinen andern Vorwand hat, als die Laster der mit der Aus-

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 56. Kapitel. Seite 267—270.

übung der höchsten Gewalt betrauten Personen; auch sie läugnen, daß irgend ein Mißbrauch der Gewalt genügend sei, um den Widerstand im Allgemeinen zu rechtfertigen. Allein sie glauben der heiligen Schrift nicht zu widersprechen, wenn sie es in äußersten Fällen für erlaubt halten, den Gewaltthätigkeiten eines Tyrannen einen Damm entgegenzusetzen.

Wann kann es nun aber, wenn die Regierenden durch sittliche Ausschweifungen ihre Gewalt nicht verlieren, erlaubt sein, sich ihnen zu widersetzen? Sicherlich nicht da, wo sie innerhalb des Bereichs ihrer Befugnisse gebieten; allein wann sie ihre Schranken überschreiten, so sind ihre Anordnungen, wie der heilige Thomas sagt, nicht sowohl Gesetze als Gewaltthätigkeiten.

„Aber über die höchste Gewalt hat Niemand zu richten.“ Dieß ist wahr; doch über derselben stehen die Principien der Vernunft, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Religion. Obwohl die höchste Gewalt, bleibt sie dennoch verpflichtet, das Versprochene zu erfüllen, das Beschworene zu halten. [1])

§. XLIX. Fortsetzung. — Ist die katholische Lehre in Betreff der Widersetzlichkeit nur auf die Staatsgewalt in der Republik ausgedehnt? — Absetzbarkeit sogar des Papstes.

Die Lehre der katholischen Kirche erstreckt sich auf alle höchsten Gewalten in allen Regierungsformen. Denn die Stellen in der heiligen Schrift, die den Gehorsam gegen die Obrigkeiten vorschreiben, beziehen sich nicht allein auf die Könige, sondern reden von den höhern Gewalten im Allgemeinen, ohne Ausnahme, ohne Unterscheidungen; also dürfte man sich auch dem Präsidenten einer Republik in keinem Falle widersetzen. Man wird da einwenden, daß die Befugnisse des Präsidenten festgestellt seien. Allein sind vielleicht die Befug-

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 56. Kapitel. Seite 270—271.

nisse eines Fürsten nicht ebenfalls festgestellt? Gibt es etwa nicht auch bei den unumschränktesten Regierungen Gesetze, welche die Grenzen derselben bezeichnen? Legen nicht fortwährend darein die Vertheidiger des Königthums den Unterschied, wenn sie die Unredlichkeit ihrer Gegner zurückweisen wollen, welche das Königthum auf eine Stufe mit dem Despotismus zu stellen suchen? „Aber," wird man entgegnen, „der Präsident einer Republik ist nur für einige Zeit aufgestellt." Und wäre er es für die Ewigkeit! Die Machtvollkommenheiten werden dadurch, daß sie von längerer oder kürzerer Dauer sind, weder größer, noch geringer. Wenn ein Rathskörper, wenn ein Mann, wenn eine Familie vermöge dieses oder jenes Gesetzes, mit diesen oder jenen Beschränkungen, mit gewissen Bedingungen und nach gewissen eidlichen Versprechungen mit diesem oder jenem Rechte bekleidet wird, so ist der Rathskörper, der Mann, die Familie zu dem Versprochenen und Beschworenen verpflichtet, ob nun die Befugnisse größer oder geringer, die Dauer eine begrenzte oder immerwährende sei. Dieses sind die Grundsätze des natürlichen Rechtes, die so gewiß, so bestimmt, so einfach sind, daß sie keinen Einwurf zulassen.

Sogar die dem Papste ergebensten Theologen behaupten hinsichtlich seiner Absetzbarkeit einen Grundsatz, der hieher gehört. **Es ist nämlich bekannt, daß der Papst, wenn er ex cathedra spricht, als unfehlbar anerkannt wird, daß er aber als Privatperson es nicht ist und als solche in Ketzerei verfallen könnte.** [1]) In diesem Falle, sagen die Theologen, würde der Papst seine Würde verlieren; wobei einige behaupten, daß

---

[1]) Sabido es que el papa, reconocido como infalible cuando habla ex cathedra, no lo es sin embargo como persona particular, yen este concepto podria caer in herejia. Was sagen dazu die Gegner der Unfehlbarkeit, die behaupten, daß dieselbe vor dem neuesten Concil nicht Glaube in der Kirche gewesen sei, nachdem nun außer so vielen andern Zeugnissen auch Balmes in seinem Werke, das über zwei Decennien vor dem jüngsten Concil geschrieben worden ist, von diesem Glauben als von etwas längst Bekanntem spricht?

er abgesetzt werden müßte, während andere geltend machen, daß die Absetzung schon mit dem bloßen Acte der Lostrennung vom Glauben vollzogen wäre. Man mag nun der einen oder andern dieser Meinungen beitreten, — immer würde sich ein Fall ergeben, wo der Widerstand erlaubt wäre, und zwar warum? Weil der Papst unverantwortlicher Weise von dem Zwecke seiner Einsetzung abgewichen wäre, weil er die Glaubenslehre, diese Grundlage der Kirchengesetze, mit Füßen getreten hätte, und weil somit die Versprechungen und Gelöbnisse des Gehorsams, die ihm geleistet worden, von selbst aufhörten. Spedalieri bemerkt bei Anführung dieses Grundes, daß die Könige sicherlich nicht höhern Ranges als die Päpste seien, daß den Einen wie den Andern ihre Gewalt zur Erbauung, nicht zum Niederreißen (in aedificationem, non in destructionem) verliehen worden sei; und fügt noch hinzu, daß, wenn die Päpste diesen Grundsatz in Bezug auf ihre Person gelten lassen, auch die zeitlichen Gewalthaber daran keinen Anstoß nehmen dürfen. [1])

§. L. Die Kirche, bald als Freundin des Despotismus, bald als Freundin der Anarchie verläumdet.

Befremdlich ist der monarchische Eifer, womit die Feinde der katholischen Kirche diese anklagen, daß in ihrem Schooße behauptet worden, die Unterthanen könnten in gewissen Fällen vom Eide der Treue entbunden werden, während Andere von derselben Richtung ihr den Beistand zum Vorwurf machen, den sie dem Despotismus mit ihrer abscheulichen Lehre von der Pflicht, sich des Widerstandes zu enthalten, leiste, wie Beattie sich ausdrückt.

Je nach den Umständen und Bedürfnissen änderte sich die Anklage. Die Katholiken, vordem als Aufrührer und Tyrannenmörder dargestellt, wurden, als die Stunde der Revolution

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 56. Kapitel. Seite 273—274.

schlug, für Helfershelfer des Despotismus, für kriechende Schmeichler der weltlichen Obrigkeit erklärt. Namentlich mußten die Jesuiten dieses Schicksal erfahren. Vordem wurden sie beschuldigt, mit der höllischen Politik des römischen Hofes überall die Throne zu untergraben, um auf deren Trümmern die Universalmonarchie des Papstes aufzurichten; allein der furchtbare Anschlag sei entdeckt worden, und zwar zum großen Glück: denn wenig habe gefehlt, so hätte die Welt eine entsetzliche Erschütterung erfahren. Noch lebten die vertriebenen Jesuiten und büßten diese ihnen angedichteten Verbrechen, als mit dem Ausbruch der französischen Revolution, des Vorspiels so vieler andern, die Anschuldigung in die entgegengesetzte Anklage umschlug. Von nun an waren die Jesuiten und der Papst nicht mehr Aufrührer und Tyrannenmörder, sondern machiavellistische Vertheidiger der Tyrannei, Feinde der Rechte und Freiheiten des Volkes.

Die Lösung dieses Räthsels ist einfach folgende: Solange die Könige mächtig sind, solange sie sicher auf ihren Thronen regieren, solange die Vorsehung die Stürme gefesselt hält, solange der Fürst seine Stirn stolz zum Himmel erhebt und den Völkern in strengem Tone gebietet, schmeichelt ihm die katholische Kirche nicht. „Du kommst vom Staube," sagt sie, „und kehrst wieder zum Staube zurück; die Gewalt ist dir nicht gegeben worden, um zu zerstören, sondern um aufzubauen; deiner Machtvollkommenheiten sind viele, allein sie sind nicht ohne Schranken; Gott wird über dich, wie über den geringsten deiner Unterthanen richten." Das nun aber genügt, um die Kirche frecher Anmaßung zu beschuldigen; und wenn einige Theologen sich erkühnen, den Ursprung der Staatsgewalt aus einander zu setzen, mit allem Freimuth die Pflichten zu bezeichnen, die ihr obliegen, und mit Besonnenheit, aber ohne Kriecherei, über das öffentliche Recht zu schreiben, so sind die Katholiken natürlich Aufrührer.

Die Zeiten ändern sich: der Sturm bricht los, die Throne stürzen, die Revolution kommt zur Herrschaft, in Strömen

fließt das Blut der Völker, erlauchte Häupter fallen, Alles im Namen der Freiheit; da ruft die Kirche: „Dieß ist keine Freiheit, sondern eine Reihe von Verbrechen; eure Orgien und Guillotinen sind nie und nimmer die von mir gelehrte Brüderlichkeit und Gleichheit." Auch das genügt, um der Kirche den entehrenden Vorwurf entgegen zu schleudern, sie sei eine kriechende Schmeichlerin, die durch ihre Worte und Handlungen unzweifelhaft gezeigt habe, daß das Papstthum der sicherste Anker der Despoten sei; daß der römische Hof den fluchwürdigen Vertrag mit den Königen zur Unterdrückung, Erniedrigung und Entwürdigung der unglücklichen Menschheit geschlossen habe. [1])

§. LI. Von den Verfassungsformen im Allgemeinen. — Monarchie und Republik.

Die drei Grundformen der Verfassungen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie, denen die drei Ausartungen gegenüberstehen: der Monarchie in Despotie oder Tyrannis, der Aristokratie in Oligarchie (worin die Staatsgewalt bei einigen wenigen Familien liegt und in ihnen forterbt), und der Demokratie in Ochlokratie (Massenherrschaft), — sind mehr oder minder der Eintheilung in Monarchie und Republik gewichen.

Monarchie ist diejenige Staatsform, in welcher die höchste Macht Einem lebenslänglich, meist auch in einer Familie erblich, selten durch Wahl, übertragen ist. Verfügt ein Monarch über Freiheit, Leben und Besitz seiner Unterthanen, ohne dabei an ein Gesetz (höchstens an ein gewisses Herkommen) gebunden zu sein, so ist der Staat eine despotische Monarchie. Verwaltet der Monarch die Regierung allein, wenn auch nach Gesetzen, denen er mit unterworfen ist, so ist der Staat eine unbeschränkte Monarchie. Uebt der Monarch sein Recht

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. II. Bd. Schluß des 56. Kapitels.

gemeinsam mit Vertretern des Volkes nach einem Gesetze aus, worin dieses Verhältniß festgestellt ist (Constitution), so ist der Staat eine constitutionelle Monarchie.

In der heutigen Republik ist die höchste Gewalt Einem auf eine gewisse Zeit gewählten Oberhaupte (Präsidenten) übergeben.

Die Monarchie lebt fort in irgend einem bevorrechteten Adelsgeschlecht, also in der Aristokratie; die Republik lebt vorzugsweise im eigentlichen Volke fort und wurzelt demgemäß in der Demokratie. Aber sowohl in der Monarchie als in der Republik müssen die drei Elemente vertreten sein, die Monarchie, Aristokratie und Demokratie: in der Monarchie und in der Republik finden wir ein Oberhaupt; in beiden muß Aristokratie bestehen, wenn man darunter im weitern Sinne die nicht nur auf Geburt, sondern auch auf Reichthum, Amt, Gelehrsamkeit, Verdienst oder Alter gegründete vorzugsweise Berechtigung im Staatsleben versteht; denn Aristokratie bedeutet Herrschaft der Edelsten, Besten, Vornehmsten. Alle Bürger nämlich können unmöglich ihre Rechte unmittelbar üben und ebenso wenig an Vermögen, Ansehen und Einfluß gleich sein, also gleich viel bewirken. Ferner kann auch die Demokratie, wenn man darunter nicht bloß nach dem eigentlichen Wortsinn die Volksherrschaft, sondern die gebieterische Achtung vor den wohlbegründeten Rechten des Gesammtvolkes versteht, ebenso wenig von der monarchischen, als der republikanischen Verfassungsform ausgeschlossen werden: dieß beweist schon die Stellvertretung des Volkes in der Gesetzgebung sowohl in der Monarchie als in der Republik.

Es wird viel darüber gestritten, welche von den zwei Verfassungsformen die bessere sei, die monarchische oder die republikanische. Unnütze Frage! Beide haben ihre berechtigten Wurzeln in der Geschichte der Nationen. In beiden Formen kann die Aufgabe des Staates, wie er sein soll, gut gelöst werden, wenn das individuelle und sociale Recht des Menschen gewahrt wird; beide sind vom Uebel, wenn dieses Recht durch sie mit Füßen getreten wird. Die mittelalterlichen Monarchien

kannten nicht den das Volk bevormundenden oder unterdrückenden Dämon des Bureaukratismus; auch England kennt ihn nicht, wenigstens auf seinem Inselgebiet. Hingegen knechtet die republikanische Schweiz die katholische Kirche und damit die religiösen Rechte des katholischen Volkes, wo sie nur kann.

§. LII. Fortsetzung. — Von dem aristokratischen Element insbesondere. — Adel und Geistlichkeit.

Die Aristokratie umfaßt, in sofern das Wort die bevorrechteten Klassen bezeichnet, zwei in Ursprung und Wesen ganz verschiedene Stände: Adel und Geistlichkeit.

Der alte Adel. Größe und Glanz des Adels stützten sich lediglich auf eine nothwendig vorübergehende Thatsache, nämlich auf die socialen Verhältnisse der Zeit, die übrigens schon bald tiefgehende Veränderungen erlitten, da die Gesellschaft sich mit allem Eifer von den Banden der Lehensherrschaft loszumachen suchte. Ausgedehnte Privilegien, altererbter Besitz großer Güter, ruhmreiche Erinnerungen an glänzende Waffenthaten, erlauchte Namen zc., alles Dieß bildete das Wesen der Aristokratie. Zwar besaßen die Edelherren auf die Macht und den Einfluß, welche sie ausüben, rechtmäßigen Ansprüche; aber die meisten dieser Ansprüche, wenn sie auch auf vollkommen befriedigender Grundlage von Gesetzen und Rechtstiteln beruhten, standen gleichwohl in keiner wesentlichen und unmittelbaren Beziehung zu den socialen Bedürfnissen, in keinem nothwendigen Zusammenhang mit irgend einem der großen Principien, die zur Erhaltung der Gesellschaft beitragen. Die Aristokratie war demnach eine Eigenthümlichkeit besonderer Verhältnisse, die nothwendig vorübergehend sein mußten; das Wesen der Aristokratie gehörte zu ausschließlich dem rein positiven menschlichen Rechte an, als daß es auf eine lange Dauer hätte zählen können.

Die Ueberlegenheit an geistigen und materiellen Kräften verlieh den weltlichen Ständen eine sociale und politische Bedeutung; und sobald sich diese Ueberlegenheit im Adel nicht

mehr fand, mußte er in Verfall gerathen. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erlangten Thron und Volk mit jedem Tag größern Einfluß, indem sich jener zum Mittelpunkt der socialen Kräfte ausbildete, und dieses durch Gewerbsfleiß und Handel sich größern Reichthum erwarb. Die Buchdruckerkunst förderte jede Art von Kenntnissen, so daß sie fortan unmöglich mehr das ausschließliche Besitzthum eines einzelnen bevorrechteten Standes sein konnten. Ferner verminderte sich für ihn der Werth seiner Besitzungen täglich mehr, nicht nur in Folge der durch großen Aufwand herbeigeführten Verschleuderungen, sondern auch, weil mit dem steigenden Wachsthum des Reichthums an beweglichen Gütern und bei der tiefgehenden Veränderung aller Werthe seit der neuen socialen Gestaltung und der Entdeckung von Amerika, die liegenden Güter viel von ihrer Geltung verloren.

Endlich gingen die Rechte der Gerichtsbarkeit ihrem Untergang noch schneller entgegen, da sie einerseits von der königlichen Gewalt, andrerseits von den Bürgerinnungen und anderen Corporationen bekämpft wurden, in denen das Volkselement wirksam hervortrat.

Darum mußte bei aller Achtung für erworbene Rechte, und nur gemäß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, nach einiger Zeit der alte Adel unvermeidlich in den Zustand der Bedeutungslosigkeit herabsinken, in dem er sich gegenwärtig befindet.

Die Geistlichkeit. Dieß konnte der Geistlichkeit nicht begegnen. Sind ihr auch ihre Güter geraubt, ihre Privilegien verkürzt oder aufgehoben worden, es blieb ihr immer noch das Priesteramt, das ihr, aller Wechselfälle und Erschütterungen ungeachtet, einen mächtigen Einfluß sichern mußte. Die Hauptquelle der Macht und des Ansehens der Geistlichkeit waren die religiösen Ideen: Ideen, die durch die ganze Gesellschaft verbreitet waren, sie beseelten und belebten, somit der Geistlichkeit auf lange Zeit das Uebergewicht sicherten.

Aber auch nur von politisch-socialem Standpunkt betrachtet stand und steht die Geistlichkeit durch den bloßen Cölibat, welcher die Erblichkeit des Standes ausschließt, schon auf demokratischem Boden. Die geistliche Laufbahn steht Jedermann ohne Unterschied offen: die Kirche bietet ihre Aemter und Ehren sowohl den Gliedern der höchsten, als denen der niedrigsten Klassen der Gesellschaft an; und oft wendet sie sich lieber an diese, als an die ersteren.

Man sagt oft, die kirchliche Hierarchie bilde eine Kaste. Allein wie schon der Protestant Guizot in der fünften Abhandlung seiner allgemeinen Geschichte der europäischen Civilisation bemerkt, gibt es, wo eine Kaste besteht, auch Erblichkeit und, wo Erblichkeit besteht, auch Privilegien. Die Erblichkeit aber ward, wie gesagt, durch die Ehelosigkeit des geistlichen Standes verhindert. Die Eiferer gegen den geistlichen Cölibat hätten wohl erwägen sollen, welche immense Wohlthat diese Einrichtung der Civilisation erwiesen hat, abgesehen von der ideal-christlichen Bedeutung des Cölibats für die Völker. Denn bedenken wir wohl, daß, wenn in Folge der Verheirathung des einst so reichen Clerus neben der adeligen Kaste eine geistliche Kaste entstanden wäre, und wenn beide, durch Familienbande und gemeinsame Interessen verbunden, der ferneren Entwicklung der nicht adeligen Volksklassen ein unübersteigliches Hinderniß entgegengesetzt hätten, die europäische Menschheit in dieselbe Erniedrigung verfallen wäre, worin die asiatischen Völker schmachten. [1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 59. Kapitel.

§. LIII. Fortsetzung. — Von der Demokratie. — Das heidnische Alterthum und die christliche Zeit.

Die Demokratie in weiterer Bedeutung, als im bloßen Wortsinn, also die bürgerliche Freiheit oder das Volksthum in seiner politischen Berechtigung, hat seit ihrer Geltendmachung in der christlichen Aera unter dem wohlthätigen Einfluß der großen Principien der katholischen Kirche bezüglich der Würde und Freiheit des Menschen einen ungleich höhern Aufschwung genommen, als die Demokratie bei den Griechen und Römern.

Das ganze Mittelalter hindurch war die aristotelische Philosophie die herrschende. Aristoteles galt als maßgebende Autorität; man nannte ihn vorzugsweise den Philosophen; und ein guter Commentar zu seinen Werken erschien als der höchste Glanzpunkt, der auf diesem Gebiete zu erreichen war. Gleichwohl ist zu bemerken, daß die Grundsätze des Denkers von Stagira hinsichtlich der socialen Einrichtungen nicht die geringste Geltung hatten. Jene entwürdigende Lehre, nach welcher viele Menschen nur zur Sklaverei geboren und diesem Loose von der Natur selbst noch vor aller Gesetzgebung geweiht waren; jene entsetzlichen Grundsätze vom Kindermord, jene Theorieen, die mit einem Federzuge alle Angehörigen des Handwerkerstandes des Bürgerrechtes für unwürdig erklärten, kurz jene unverantwortlichen Systeme, welche die alten Philosophen gedankenlos aus den Anschauungen ihrer Zeitgenossen aufbauten, dieses Alles ward von den christlichen Philosophen verworfen.

Welch' ungeheuere Kluft in der That zwischen der bürgerlichen Freiheit der christlichen Zeit und der Freiheitsidee der Griechen und Römer! Wenn man von den freien Republiken des Alterthums hört, so meinen Manche, daß dort ein größeres Maß von politischer Freiheit Allen zugekommen sei, als in unseren Monarchieen. Das aber ist, menschheitlich gemessen, irrig; denn der größere Theil der Bevölkerung hatte dort gar keine politischen Rechte; und die größere Freiheit des kleinern Theiles war gegründet auf die gänzliche Unfreiheit des größern Theiles. Der

athenische Staat zählte zur Zeit seiner höchsten Blüthe etwa 500,000 Einwohner, worunter 135,000 Freie und 365,000 Sklaven waren (Böckh's Staatsh. der Athener I., 40). Korinth hatte 460,000 Sklaven, die kleine Insel Aegina 470,000 Sklaven (Timäus Fr. 48 bei Athenäus VI., 103). In Rom war ihre Zahl relativ weniger groß, als in Griechenland, aber immer noch sehr bedeutend; denn die Bevölkerung der Weltstadt, die unter Augustus 2,265,000 Seelen betrug, zerfiel in drei Klassen: Bürger, Peregrinen, Sklaven, deren Zahlenverhältniß nach einer ungefähren Berechnung folgendes war: 1,275,000 Freie, 50,000 Peregrinen und 940,000 Sklaven (C. Höck, römische Geschichte I., 2 p. 390). Einzelne reiche Bürger hatten Tausende von Sklaven: ein gewisser C. Cäcilius Claudius Isidorus, ein Freigelassener, hinterließ in seinem Testamente seinen Erben 4116 Sklaven, 3600 Ochsen und Kühe und an anderem Vieh 257,000 Stück (Plinius XXXIII., 10, 135), so daß es in der That keine Uebertreibung ist, wenn von Heerden von Mägden (greges ancillarum) und von Legionen von Sklaven (legiones mancipiorum) gesprochen wird (Cicero pro Milone 10. 21). Seneca (De benef. VII., 10) redet von einem Sklavengesinde zahlreicher als die Heere kriegführender Völker, familia bellicosis nationibus major.

Ganz anders verhielt es sich mit der bürgerlichen Freiheit in der christlichen Zeitrechnung, als das Volksthum oder, wenn man will, das demokratische Element in den Nationen sich politisch geltend zu machen anfing. So hoch auch Aristoteles im Ansehen der mittelalterlichen Denker stand, — ungleich höher standen in Bezug auf die socialen Einrichtungen die christlichen Schriftsteller. Der Mann, der eben die Staatswissenschaft von Aristoteles gelesen, nahm sofort die Bibel oder die Werke eines Kirchenvaters zur Hand; die Autorität eines Aristoteles war groß; allein größer noch war die Autorität der Kirche. Man mußte die Aussprüche des heidnischen Schriftstellers entweder mildern oder fallen lassen; in jedem Falle wurden die Rechte der Menschheit gerettet; und dieß hatte

man dem Uebergewichte des katholischen Glaubens zu verdanken.

Der Geist des Christenthums verlangt für das Volk gebieterisch das Recht, mit Gerechtigkeit behandelt, mit keinerlei Bedrückungen verfolgt, mit keinen unverhältnißmäßigen Abgaben belastet und zu Nichts verpflichtet zu werden, was nicht der Vernunft gemäß und für das allgemeine Beste förderlich wäre. Daher entwickelten sich, als einmal das Volksthum mächtiger in der Politik aufzutreten begann, die Grundsätze von der bürgerlichen Freiheit unter dem Einfluß der Kirche, wo immer die Umstände es gestatteten, nach allen Seiten und wurden in vielfacher, umfassender Weise in Anwendung gebracht, so daß die bürgerliche Freiheit unter den christlichen Völkern in allen Regierungsformen die tiefsten Wurzeln schlug.

Abgesehen davon, daß die Kirche durch ihre erhabene Lehre von der Würde, dem Werthe und der Freiheit eines jeden Menschen ohne Unterschied in ihm ein höheres Selbstbewußtsein weckte und so der Entwicklung auch der bürgerlichen Freiheit vorarbeitete, — abgesehen davon, hat die Kirche das Volksthum, wie wir bereits früher gesehen, schon dadurch gehoben, daß sie die Laufbahn durch alle Ehren und Würden des Priesterthums allen Ständen, also Jedermann eröffnete, und daß sie durch den Cölibat eine geistliche Kaste unmöglich machte, die, durch Familienbande und gemeinsame Interessen mit einem mächtigen und hochbegüterten Adel vereinigt, ein freiheitliches Volksthum nie hätte aufkommen lassen. [1])

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. Regensburg, 1862. II. Bd. 60. Kapitel, — und: Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte, von Ernst von Lasaulx. München, 1856. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Seite 103—104.

§. LIV. Fortsetzung. — Zwei Richtungen der Demokratie. — Das edle Streben der einen Richtung nach gesetzmäßiger und vernünftiger Freiheit.

Wir sehen zwei Arten der Demokratie sich entwickeln, die nach Wesen, Ursprung und Zweck ganz verschieden von einander sind.

Die eine Art stützt sich auf die Erkenntniß der Würde des Menschen und auf das Recht, eine gewisse mit der Vernunft und der Gerechtigkeit übereinstimmende Freiheit zu genießen. Mögen auch die Anschauungen dieser Demokratie über den Ursprung der Gesellschaft und der Staatsgewalt mehr oder minder klar sein — immer wird sie auf der Ansicht bestehen, daß die Staatsgewalt zum allgemeinen Besten da sei, und daß dieselbe, wenn ihre Maßregeln nicht auf dieses Ziel gerichtet sind, in Tyrannei ausarte.

Vorrechte, Ehren, Auszeichnungen — Alles prüft sie am Probirstein des allgemeinen Besten: was diesem entgegen ist, wird als schädlich verurtheilt; was zum allgemeinen Besten Nichts beiträgt, wird verworfen. Ueberzeugt, daß nur Weisheit und Tugend einen wirklichen, bei der Vertheilung der Staatsämter zu beachtenden Werth hat, mahnt sie fortwährend, diese Vorzüge aufzusuchen und zu den höchsten Stufen der Macht und des Ansehens zu erheben, sollten sie auch aus dem tiefsten Dunkel der Verborgenheit hervorgezogen werden müssen. Ein Edelherr, der, stolz auf seine Vorrechte und Wappen, die Thaten von Vorfahren preist, denen er nicht nachzuahmen weiß, ist in den Augen dieser Art der Demokratie eine Lächerlichkeit, ein Mensch, den sie zwar im Genuß seiner Reichthümer belassen wird, um nicht die Heiligkeit des Eigenthums zu verletzen, dem sie aber mit allen gesetzlichen Mitteln den Einfluß entziehen wird, den seine Geburtsrechte ihm verleihen mögen.

Getragen von hochsinnigen Ideen und von einer erhabenen Anschauung der Würde des Menschen, den sie an seine Rechte erinnert, ohne seiner Pflichten zu vergessen, entrüstet sich

diese Demokratie schon bei dem bloßen Namen Tyrannei; sie haßt, verwünscht und verfolgt diese Tyrannei und forscht unabläßig nach dem geeignetsten Mittel, sie zu beseitigen. Klug und besonnen, wie eine unzertrennliche Gefährtin der Vernunft und des gesunden Verstandes, kommt sie mit dem Königthum ganz wohl überein; aber sie sucht im Allgemeinen durch die Gesetze des Landes den Uebergriffen der Könige Schranken zu setzen. Es entgeht ihr nicht, daß die Klippe, woran diese zu scheitern Gefahr laufen, das Bestreben ist, die Völker mit übermäßigen Steuern zu belasten; und darum ist es immer ihr Lieblingsgeschäft, die unbeschränkte Befugniß der Staatsgewalt in der Steuererhebung zu bekämpfen. Noch ein anderer Gedanke beherrscht diese Demokratie, der Gedanke nämlich, daß nie der Wille des Menschen weder bei der Abfassung noch bei der Anwendung der Gesetze maßgebend sein dürfe; sie sucht daher stets Bürgschaften dafür zu erlangen, daß nicht die Vernunft vom Willen verdrängt werde.

Diese Ideen schlugen in den christlichen Ländern so tiefe Wurzeln, daß sich an der Seite des Thrones stets angesehene Berathungskörper bildeten, welche das Volk in der Gesetzgebung vertraten. Schon ihr alleiniges Bestehen sollte eine beredte Verwahrung gegen ungerechte und willkürliche Maßregeln, eine großartige Verkörperung der Vernunft und der Gerechtigkeit sein und auf diese geheiligten Grenzen hinweisen, die auch der mächtigste Fürst nie überschreiten dürfe. Aus demselben Grunde haben unsere Fürsten nicht die Befugniß, selbst Gericht zu halten, und unterscheiden sich dadurch von den Sultanen.

Diese vernünftige und gerechte Beschränkung der Gewalt wurzelt in den Ideen, die das Christenthum verbreitet hat. Dieses sagt: „Vernunft und Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend sind Alles; der bloße Wille des Menschen, Geburt, Vorrecht sind an sich allein Nichts.“ Diese Worte sind vom Palaste der Könige bis in die Hütte der Armen gedrungen; und wo solche Ideen ein ganzes Volk beleben, ist der asiatische Despotismus unmöglich. Wären selbst keine Staatseinricht-

ungen vorhanden, welche die Gewalt des Königs beschränken, so muß er doch überall eine Stimme hören, die ihm zuruft: „Wir sind nicht deine Sklaven, sondern deine Unterthanen; du bist König, aber du bist Mensch; und als Mensch, wie wir, mußt du einst vor dem höchsten Richter erscheinen; du kannst Gesetze geben, aber nur zu unserm Besten; du kannst Abgaben von uns fordern, aber nur so viele, als zum allgemeinen Besten nothwendig sind; du darfst uns nicht nach deinem Belieben, sondern nur in Uebereinstimmung mit den Gesetzen richten; du kannst unser Eigenthum nicht wegnehmen, ohne eine größere Schuld auf dich zu laden, als ein gemeiner Straßenräuber; du kannst vermöge deines alleinigen Willens unser Leben nicht antasten, ohne einen Mord zu begehen; du hast deine Gewalt nicht zu deiner Bequemlichkeit, nicht zur Befriedigung deiner Leidenschaften empfangen, sondern nur zur Begründung und Förderung unserer Wohlfahrt; du bist eine geheiligte, ausschließlich dem öffentlichen Wohle geweihte Person; wenn du dieß vergissest, bist du ein Tyrann.“ [1])

§. LV. Fortsetzung. — Die andere, verkehrte Richtung der Demokratie. — Der Absolutismus, eine nothwendige Folge derselben.

Irrthümlich in ihren Grundsätzen, verkehrt in ihren Absichten, gewaltsam und ungerecht in ihren Handlungen hat die zweite Art der Demokratie ihre Schritte noch immer mit Blut gekennzeichnet. Statt den Völkern die wahre Freiheit zu bringen, hat sie ihnen die geraubt, welche sie besaßen. Da sie sich stets mit den verderblichsten Leidenschaften verbündete, erschien sie als der Sammelpunkt der niedrigsten und verächtlichsten Elemente der Gesellschaft. Alle Unruhestifter und Uebelthäter schaarte sie um sich. Dadurch, daß sie einen Schwarm Elender mit trügerischen Worten verlockte und ihre Anhänger mit dem verführerischen Köder der Beute der Besiegten an sich

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. II. Bd. 63. Kapitel.

fesselte, war sie eine unversiegbare Quelle von Unruhen, Aergernissen, erbitterten Feindschaften, die am Ende Verfolgungen, Verbannungen und Hinrichtungen als unausbleibliche Frucht hervorbrachten. Ihr Hauptgrundsatz bestand darin, keine Gewalt anzuerkennen, von welcher Richtung sie immer sein möge; ihr fortwährendes Bestreben war darauf gerichtet, sie zu vernichten; und der Preis ihres unseligen Thuns und Treibens war die Freude, sich auf Trümmerhaufen setzen, sich im Blute von Tausenden von Schlachtopfern baden und sich, während die blutgetränkte Beute getheilt wurde, dem tollen Jubel verabscheuungswürdiger Orgien überlassen zu können.

Aus einer solchen zur Ochlokratie (Pöbelherrschaft) ausgearteten Demokratie wird nothwendig der Despotismus geboren; eine starke Regierung erhebt ihren eisernen Arm über alle Häupter, bis vor ihr jede Stirn sich neigt, jeder Nacken sich beugt; wir brauchen uns nur an den Despotismus Cromwell's in England nach so vielen Umwälzungen, und an die Gewaltherrschaft in Frankreich nach der Republik zu erinnern. [1])

§. LVI. Fortsetzung. — Wodurch ward diese friedlose, verkehrte Demokratie begünstigt?

Bemerkenswerth erscheint es, daß viele von den Sekten, die seit dem zehnten Jahrhundert die Kirche beunruhigten, einen durchaus revolutionären Charakter an sich trugen oder aus der erwähnten friedlosen, ungerechten und stürmischen Demokratie, deren Ursprung man leicht im menschlichen Herzen findet, hervorgingen oder ihre Stütze in derselben suchten. Unglücklicher Weise hat diese Demokratie in dem Protestantismus ihre wärmsten Freunde gezählt. Welch' entsetzliche Unordnung seit seinem Auftreten! Welche Verirrungen der Ideen! Welche Corruption der Sitten! Welche Menge von Sekten! Welche Erbitterung der Gemüther! Welcher Haß und welche Un-

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. II. Bd. Seite 339—310.

menschlichkeit! Welche Bürgerkriege, blutige Schlachten, grausame Hinrichtungen! Dieß ist das Gemälde, das Europa darbot; dieß sind die Wirkungen des mitten unter verbrüderte Völker geschleuderten Zankapfels. Und was mußte auf diese Verwirrung, auf diesen Rückschritt folgen, mit welchem die Menschheit sich von Neuem zu den Mitteln der Gewaltthätigkeit zu wenden und an die Stelle des Rechts die Gewalt zu setzen schien? Die königliche Gewalt, die damals viele Stärke und Macht erlangt hatte, erreichte vollends noch ihren Gipfelpunkt, um sich dann vom Volke gänzlich abzuschließen. So sehen wir z. B., daß Schweden sich 1680 gänzlich dem freien Willen Karl's XI. unterwarf, daß Dänemark, der Anarchie müde, den König Friedrich III. um die Gnade bat, die Monarchie erblich und unumschränkt zu erklären, was er in Wirklichkeit auch that; daß in Deutschland nach den Religionskriegen das unumschränkteste Fürstenthum sich erhob.

Wenn die europäischen Völker über die unumschränkte Gewalt, welche die Fürsten ausübten, zu klagen haben, wenn sie mit Schmerz auf eine Zeit zurückblicken, wo alle ständischen Einrichtungen, die eine Bürgschaft sein konnten, in Trümmer gingen, so mögen sie es dem Protestantismus verdanken, der dadurch, daß er durch ganz Europa die Keime der Anarchie streute, ein dringend gebieterisches, unumgängliches Bedürfniß schuf, die königliche Macht bis zur unumschränktesten Gewalt zu steigern, um den Verheerungen einer zügellosen Demokratie vorzubeugen. [1])

So lange die Grundsätze der Kirche im nationalen Bewußtsein der Völker stark und mächtig sind, kann eine solche den Bestand der socialen Ordnung beständig gefährdende Demokratie nicht aufkommen, sondern muß die bürgerliche Freiheit fröhlich gedeihen; weichen aber die Principien der Kirche aus den Gemüthern der Menschen, dann ist der Anarchie und

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. II. Bd. 63. Kapitel.

Revolution Thor und Riegel geöffnet und der Despotismus in sichere Aussicht gestellt. So wie man den Völkern den milden Zügel der Religion nimmt, bleibt keine andere Regierungsweise übrig, als die Wachsamkeit der Polizei und die Gewalt der Bayonette.

In der That: vor dem Protestantismus, als die europäische Civilisation noch unter dem Schutze der katholischen Religion stand, besaß sie offenbar in der Einmüthigkeit des Glaubens einen mächtigen Schutz der Freiheit. Der Verlust dieser Einheit machte sofort eine übermäßige Anwendung der Gewalt nothwendig. Mit dem Mangel an Einheit im Glauben zog die Ungebundenheit des Denkens und religiöse Zwietracht ein. Der Einfluß der Geistlichkeit wurde hier vernichtet, dort entkräftet. Damit ging das Gleichgewicht der Stände verloren; denn derjenige Stand ward außer Wirksamkeit gesetzt, der vermöge seines Wesens zum Vermittler bestimmt war. Die Gewalt der Päpste wurde geschwächt, damit aber den Völkern und Regierungen ein milder Zügel genommen, der sie lenkte, ohne sie zu erniedrigen, und sie zurechtwies, ohne sie zu demüthigen. So blieben denn die Könige und die Völker einander gegenüber gestellt, ohne einen Stand, der geeignet gewesen wäre, im Falle einer Mißhelligkeit zwischen sie zu treten, ohne einen Richter, der, mit allen befreundet und am Streite nicht mit betheiligt, die Zwistigkeiten unparteiisch hätte schlichten können: die Regierung setzte ihr Vertrauen auf die stehenden Heere, die eben um jene Zeit gebildet wurden; das Volk auf den Aufstand.

Auch bei den Nationen, wo der Katholicismus vorherrschend war, ist auf politischem Gebiete eine ähnliche Erscheinung hervorgetreten. Auch in den katholischen Staaten nehmen die Ereignisse nicht den Lauf, den sie naturgemäß genommen hätten, wenn nicht die unselige Reformation dazwischen getreten wäre. Um sich recht und vollkommen zu entwickeln, bedurfte die europäische Civilisation der Einheit, von der sie in's Leben gerufen worden. Nur so war es ihr möglich, die verschiedenen Ele-

mente, die sie in ihrem Schooße trug, in Einklang zu bringen. Es fehlte ihr die Gleichartigkeit, sobald die Einheit des Glaubens schwand. Von da an war jede Nation genöthigt, sich mit Rücksicht nicht nur auf die eigenen Bedürfnisse, sondern auch auf die Grundsätze, die anderswo herrschten und gegen deren Einfluß sie sich schützen zu müssen glaubte, zu organisiren.

Indem also die von der katholischen Kirche abgefallenen Sekten eine gottlose und fanatisch verblendete Demokratie begünstigten, haben sie, statt zur Herstellung einer gerechten und vernunftgemäßen Freiheit beizutragen, die Völker in die verhängnißvolle Lage versetzt, zwischen den Ausschreitungen der Zügellosigkeit und den unumschränkten Machtvollkommenheiten der höchsten Gewalt wählen zu müssen.

Wir wiederholen es: Die durch den Protestantismus verbreiteten Grundsätze des Umsturzes hatten nothwendig eine erhöhte Machtvollkommenheit der Staatsgewalt zur Folge, beschleunigten den Untergang der alten Freiheiten und hielten die Regierung fortlaufend wach und schlagfertig. Nach Schwächung des Einflusses der katholischen Kirche mußte die Lücke durch Ueberwachung und Gewaltsamkeit ausgefüllt werden. Vergesset dieß nicht, die ihr im Namen der Freiheit die Religion bekrieget; vergesset nicht, daß dieselben Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen, und daß, wo keine moralischen Einflüsse vorhanden sind, die physische Gewalt sie ersetzen muß. [1])

§. LVII. Der Krieg. — Standpunkt des Christen zur Beurtheilung der Moralität eines Krieges und sein Verhalten während desselben.

„Wir wollen unser christliches Urtheil nicht verfälschen lassen; wir wollen an jede Handlung des Fürsten wie des Bettlers, als Maßstab das Gesetz Gottes anlegen; wir

---

[1]) Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation von J. Balmes. II. Bd. 68. Kapitel.

wollen das Böse bös nennen, wenn es auch die besten Erfolge hat."

In diesem Ausspruch des Bischofs von Mainz [1]) ist in kurzen Worten jener Standpunkt angezeigt, auf den sich der Christ stellen muß, um die Moralität eines Kriegers richtig zu beurtheilen und sein Verhalten in Wort und That dem „Feinde" gegenüber zu regeln, mit dem der Krieg geführt wird: es ist die lichte Anhöhe, die das Gesetz Gottes jedem gewährt, der sich über den Werth menschlicher Handlungen zu orientiren sucht. Daher sollte nicht bloß jeder christliche Bettler, sondern auch jeder christliche Fürst diesen Ausspruch auswendig lernen und vor dem Antritte seiner Regierung darüber ein Staatsexamen bestehen müssen, ob er auch wisse, daß er verpflichtet und alle Menschen berechtigt seien, an jede seiner Handlungen, vorab an die Unternehmung eines Krieges, als Maßstab das Gesetz Gottes anzulegen und das Böse bös zu nennen, wenn es auch die glänzendsten Erfolge bringt. Das Gesetz Gottes ist aber bekanntlich für Fürsten und Bettler klar ausgesprochen und zur Befolgung promulgirt — in den zehn Geboten. Also nicht der sogenannte Patriotismus oder die wie immer berechtigte Vorliebe für die Scholle Erde, wo wir geboren sind, und wovon irgend eine Regierung Grundsteuer erhebt, nicht die Nationalität oder die bewußte Absperrung von andern Völkern nebst der Abneigung gegen Alles, auch das Gute, das von diesen kommt, sondern die zehn Gebote müssen das Verhalten der Christen während eines Krieges bestimmen.

Die Ursache der politischen Uebel unserer Zeit findet der protestantische Engländer Urquhart [2]) in dem allgemeinen Verfall des Rechtes; und die Möglichkeit besserer Zustände sucht er in der Herstellung der Achtung für das Gesetz der Nationen. Dieses aber ist nichts Anderes als das Völkerrecht, aber weniger das conventionelle, gemachte, sogenannte positive,

---

[1]) Deutschland nach dem Kriege von 1866.

[2]) 7. und 8. Heft der hist.-pol. Blätter. 64. B. 1869.

als vielmehr dasjenige, das der Vernunft entspringt und dem christlichen Sittengesetze. „Das Gesetz der Nationen," sagt er, „ist ein Codex, der den Verkehr der Gemeinschaften regelt, als ob sie Individuen wären. Der Unterschied zwischen einer Nation und einem Individuum besteht nur in der Zahl; bleibende Rechte, Pflichten und Verbindlichkeiten sind für beide dieselben. Für beide ist das Gesetz gegründet auf die zehn Gebote und besonders auf deren vier: Du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugniß geben; du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut." Demnach sollen die zehn Gebote und namentlich die genannten vier nicht bloß für die Individuen, sondern auch für die Völker wieder die Richtschnur des Handels und Wandels und gegenseitigen Verkehrs bilden.

Wenn also irgendwo und irgendwie ein Krieg zwischen christlichen Völkern angeschürt und in Brand gesetzt wird, so haben Christen einfach sich umzusehen, auf welcher Seite man auszieht, die genannten vier Gebote zu verletzen. Haben sie das entdeckt, so ist ihr Verhalten für den ganzen Krieg festgestellt: mögen die Siege auf dieser Seite noch so glorreich sein, die Christen dürfen darüber nicht jubeln und mit ihren geweihten Kirchenglocken die Siegesfreude ausläuten; denn das hieße Freude haben am Unrechtthun. Mögen die mit Unrecht Angegriffenen und dann mit Uebermacht Besiegten welcher Nation auch immer angehören, den Chinesen oder Kirkisen, den Buschmännern oder Hottentotten: Christen können und dürfen sich nicht freuen, wenn ihre Heere in einem ungerechten Kriege siegreich gewesen: die Nationalität gibt niemals und Niemanden ein Recht, einen Krieg anzufangen. Vor Gott und ihrem Gewissen sind sie vielmehr verpflichtet, es zu billigen und zu wünschen, daß das Recht siege, und also, im Falle es ihnen feststände, daß das Recht auf Seite des Feindes wäre, es zu billigen und zu wünschen, daß der Feind siege. Einmal verlangt das so die Gerechtigkeit, die höher steht, als die Nationalität und das, was man „Nationalgefühl" nennt; sodann die Nächstenliebe, die sich über die ganze Erde er-

streckt und es jedem Christen in's Gewissen schreibt: jeder Mensch ohne Ausnahme ist dein Nächster; ihn aber sollst du lieben, wie dich selbst. Das Wenigste aber, was die Nächstenliebe vom Christen, ob Fürst oder Bettler, verlangt, ist, daß er sich in Wort und That zu dem Ausspruch bekennt:

Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!

Was hat man bislang nicht Alles von allgemeiner Menschenliebe und Allerweltsverbrüderung gegen die katholische Kirche, worin jene doch allein zu finden ist, in die Welt geheult! Und nun? Die Völker der civilisirten Welt mögen ihr Gewissen erforschen, ob diese allgemeine Menschenliebe immer und überall der Maßstab gewesen, wornach sie die Entstehung der Kriege beurtheilt und ihr Verhalten während derselben beobachtet haben! [1])

§. LVIII. Fortsetzung. — Welche Eigenschaften bedingen den gerechten Krieg?

Es ist durchaus nicht schwer, herauszufinden, auf welcher Seite im Kriege Recht und Gerechtigkeit stehen. Man muß Montesquieu wirklich zugestehen: „Nicht der ist für den Krieg verantwortlich, der ihn erklärt, sondern der ihn nothwendig macht." Nach Urquhart kann aber eine Nation mit Ehren gegen eine andere nur wegen Thaten vorgehen; nur wenn sie leidet durch solche Thaten, kann sie dieselben zur Verhandlung bringen und ein Urtheil schöpfen; aber sie kann nicht einen Krieg anfangen zu dem Vollzug des Spruches, ehe sie alle Mittel erschöpft hat, um Genugthuung oder Sicherheit zu erhalten, und ehe sie die Thatsache außer Zweifel gestellt hat, daß es eine Macht auf Erden gibt, die entschlossen und vorbereitet ist, die Ruhe der Menschheit zu stören. Solches Ver-

[1]) Aus der Schrift: Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Luxemburg. Verlag von Gebrüder Heintze, 1871. Seite 8—11, mit nur wenigen Abänderungen.

fahren, meint der Engländer, ist geboten vom Recht; es muß eingehalten werden ohne irgend welche besondere Verfügung; es ist die Regel, deren Beobachtung ein jegliches Volk erzwingen soll von seiner Regierung. Denn der Krieg muß drei Eigenschaften haben, wenn er keine Verantwortung soll nach sich ziehen: er muß nothwendig, gerecht und rechtmäßig sein.

Unnöthig ist der Krieg, wenn er, obwohl gerecht in der Ursache, erklärt wird, ohne daß die geeigneten Schritte gethan worden, um ohne Waffengewalt zur Erfüllung gerechter Forderungen zu nöthigen.

Ungerecht ist der Krieg, wenn er begonnen wird wegen einer Sache, die der Eine zu fordern kein Recht, der Andere zu leisten keine Pflicht hat.

Unrechtmäßig ist ein Krieg, wenn er geführt wird ohne Beachtung der gehörigen und allgemein festgestellten Formen.

Es fällt aber dem gesunden Sinn eines Christen nicht schwer, zu untersuchen, ob ein Krieg die drei ersten oder die drei letzten Eigenschaften an sich trägt: nur im ersten Falle wird er über etwaige Siege jubeln; im letzten wird er trauern, mögen auch die Erfolge die glänzendsten sein. [1])

§. LIX. Fortsetzung. — Wie hat sich der Landesherr einem Kriege gegenüber zu verhalten?

Für einen Fürsten finden wir das richtige Verhalten vorgezeichnet in der „väterlichen Mahnung," die der bayerische Churfürst Max Emanuel seinem Sohne Ferdinand Maria bezüglich des Krieges auf den Thron mitgab:

„Vom Kriege will ich nur Weniges berühren; und dieses Wenige diene mehr dazu, daß du es wissest, als daß du es übest. Der beste Krieg ist — keiner: denn wer Krieg sagt,

---

[1]) Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Verlag von Gebrüder Heintze. 1871. Seite 12—13.

spricht den Inbegriff alles Jammers aus. Dieß können nur jene bezeugen, die selbst im Kriege gelitten, die mit eigenen Augen die Schrecken und das Elend des Krieges gesehen, nicht aber diejenigen, die ihn begonnen, aber nicht gesehen haben. Solltest du je (o möge dich Gott gnädig davor bewahren!) durch die Ungerechtigkeit Anderer in die Nothwendigkeit versetzt werden, Krieg zu führen, so beginne ihn nicht eher, als bis du alle friedlichen Mittel erschöpft hast.

Wehe dem Fürsten, der sich durch Ehrsucht, Haß oder durch andere noch schlechtere Begierden und Leidenschaften zum Kriege verleiten läßt!

So lange dein Feind bereitwillig ist, in friedliche Unterhandlungen einzugehen und dir für das zugefügte Unrecht billige Genugthuung zu leisten, so beschließe keinen Krieg gegen ihn und betrachte ihn nicht als einen unbeugsamen, halsstarrigen Feind! Kriege sollen nur aus Liebe zum Frieden geführt werden. So oft sich also Hoffnung zeigt, durch billige Verträge den Frieden zu gewinnen, so halte sie fest, damit die Welt erkenne, daß du im Kriege einzig und allein den Frieden gesucht hast."

Das ist die schlichte Mahnung eines katholischen Fürsten, der überzeugt war, es sei keinem, auch nicht dem mächtigsten Herrscher erlaubt, mit Leichtsinn ungerechte Kriege zu beschließen, worin Hunderttausende von Menschen fallen, wohl aber werde die Rache Gottes, wie es in der heiligen Urkunde niedergeschrieben steht, schrecklich und schnell über solche Fürsten hinfahren, die das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachten und nach dem Willen Gottes nicht handeln; denn „die Mächtigen werden mächtig gestraft werden; Gott wird Niemandes Person ausnehmen, noch irgend eine Größe scheuen, weil er den Kleinen wie den Großen gemacht." Wohl also den christlichen Fürsten, wenn sie bezüglich des Krieges die väterliche Mahnung, die jener große Churfürst seinem Sohne gab, sich ebenfalls zu Herzen nehmen![1])

---

[1]) Der deutsch-frazösische Krieg und die Katholiken. Seite 13—14;

§. LX. Fortsetzung. — Jean Paul's „Kriegserklärung gegen den Krieg."

Im Jahre 1870 entnahm die Berliner „Zukunft" Jean Paul's „Kriegserklärung gegen den Krieg" Folgendes:

„Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen, und Millionen ihn ausführten und ausstanden; indeß es doch besser gewesen wäre, wenn Millionen beschlossen und zwei gestritten hätten.

Der Krieg, sagt ihr, entwickelt und enthüllt große Völker und große Menschen, so wie sich beim Regenwetter ferne Gebirge aufdecken. Sonach hätten wir denn lauter große Völker; denn alle rohen führten Kriege bis in die Bildung hinein.

Eine große Idee, eine Gesetzgebung entwickelt die Völker höher, als ein Schlachtenjahr.

Die Kriege, selbst für die Freiheit geführt, verlieren entweder eine oder nehmen eine; hingegen der große Gesetzgeber — und es gab deren mehrere, die keine Krieger waren, von Moses, Solon, Lykurg, Christus an — befreit sein Volk, ohne ein anderes anzuketten.

Große Männer haben sich meistens auf dem Freiheitsforum, in wissenschaftlichen Friedens-, nicht in Kriegsschulen entfaltet; und Sokrates lernte nicht erst von seinem Feldzuge den dreißig Tyrannen widerstehen und den Giftbecher trinken.

Wohl ist für jetzige Staaten ein großer Feldherr ein Geschenk Gottes, sowie für jetzige Lazarethe ein großer Feldscheerer. Aber worin besteht seine Größe? Der Zerstörer des ephesischen Tempels wurde noch unsterblicher, als seine vielen Erbauer.

Schelling redet „von einem fast göttlichen Rechte des Eroberers"; er hatte aber die Straßenräuber gegen sich, die in dieser Sache, einem Alexander und Cäsar in's Gesicht, dasselbe für sich behaupteten. Denn auf die Frage, was ihn berechtige, das Meer unsicher zu machen, erwiderte ein Seeräuber Alexander dem Großen mit freimüthigem Trotze: „Das-

selbe, was dich berechtigt, den Erdkreis unsicher zu machen: aber nicht wahr, weil ich das mit winzigem Nachen thue, deßhalb heiße ich — Räuber; weil du es mit großer Flotte thust, deßhalb heißest du — Kaiser." „Ich habe eine Idee," sagt Sokrates, „daran setze ich mein Lebenswohl und mein Leben selber: Fremdes (Ungerechtes) darf ich nicht." — „Ich habe eine Idee," sagt der Eroberer, „und daran setze ich Völker, Dörfer und Städte, und erfülle meine und feindliche Landeskinder mit Blutdurst und Fleischhunger; mehr kann ich für eine Idee wahrlich nicht thun."

Die Staatserhebung durch Annexion neuer Länder ist häufig dem Volke nur eine Kreuzerhöhung: und in der That kann eine Million Menschen nicht hoffen, besser regiert zu werden, wenn noch eine neue zu regieren hinzukommt.

Stärke sich selber die Kraft im Kriege, so reibt sie wenigstens die andere feindliche auf, die sich auch stärken wollte. Hingegen im Frieden bewegen Kräfte sich an Kräften nur höher; keine wird eingesargt, sondern das ganze geistige Uhrspiel windet sich selber zu immer längern Zeitenschlägen auf."

Diese „Kriegserklärung gegen den Krieg" hat die gesunde Vernunft auf ihrer Seite. [1])

§. LXI. Fortsetzung. — Ein schönes Wort Kaiser Karl's V.

Als im Jahre 1535 der König Franz von Frankreich mit Kaiser Karl V. Händel wegen Mailand anfangen wollte, da hielt Karl zu Rom eine Rede, worin er versicherte, daß er immer den Frieden geliebt, der Franzosenkönig aber immer Zwietracht gesäet. Ihm gehe aber das Unglück der Tausende, die der Krieg wegraffen würde, tief zu Herzen; und um so viel Elend abzuwenden, fordere er den König von Frankreich heraus, mit ihm durch einen Zweikampf den Krieg abzumachen, auf einer Brücke oder Insel, auf Dolch oder Schwert, im bloßen Hemde. Wolle der Franzosenkönig solches nicht, so

---

[1]) Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken. Seite 15—16.

möge er die Folgen des Krieges auf sein Gewissen nehmen; denn der römische Kaiser könne den Krieg nicht eher beendigen, als bis einer von ihnen der ärmste Edelmann sei.

In diesem Vorschlage spricht sich nicht bloß eine ritterliche Gesinnung, sondern auch ein väterliches Mitleid mit seinem Volke aus, dem der Kaiser einen Krieg und seine Folgen nöthigen Falls mit Hinopferung seiner selbst ersparen wollte. Es wäre deßhalb zu wünschen, daß kriegslustige Fürsten immer erst ihrem Gegner solchen Vorschlag machen, ehe sie Hunderttausende ihrer friedsamen Unterthanen in den Krieg schicken, um sich und Andere, die nie einander ein Leid gethan, unglücklich zu machen; vielleicht hätte kein einziger Unterthan etwas dagegen, wenn diese Bestimmung in den Constitutionseid der Fürsten aufgenommen würde. Vielleicht wären dann auch die Kriege seltener.[1])

§. LXII. Fortsetzung. — Hat das Volk ein Recht, über die Unternehmung eines Krieges mitzusprechen?

Viele Blätter, namentlich jene von demokratischer Färbung, sprachen es während des deutsch-französischen Krieges 1870 unumwunden aus, die Volkskammern müßten, da das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, in der Hand eines einzigen Fürsten, der über eine Million gebietet, dem Wohlstande der Völker nachgerade „gefährlich" zu werden drohe, dieses Recht zurückfordern, so daß kein Krieg mehr begonnen werden dürfte, er sei denn zuvor von den Vertretern des Volkes für nothwendig erkannt. Einem einzelnen Menschen allein, ruft ein demokratisches Blatt Badens aus, soll die Entscheidung über das Glück des Volkes und der Völker überlassen bleiben!

Unsere modernen Kammermajoritäten von Volksvertretern haben aber schon so Verschiedenes beschlossen, gutgeheißen und

---

[1]) Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Seite 16—17.

nothwendig erachtet — zum Schaden des Volkes, daß sie auch fähig sind, einen unnützen, nicht nothwendigen Krieg, wenn es sein muß, als nothwendig zu erachten und für patriotische Pflicht auszugeben.

Daher bleibt es jedenfalls mindestens zweifelhaft, ob das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, weniger „gefährlich" erscheine, wenn es über Jahr und Tag aus den Händen der Fürsten in die einer liberalen Volkskammermajorität übergeht.

Trotzdem halte ich das doch für ausgemacht, daß das Volk, das heißt die Unterthanen und Staatsbürger in ihrem größern und sittlich gesundern Theile das Recht haben, weit entschiedener und wirksamer zur Unternehmung oder vielmehr Verhinderung eines Krieges mitzusprechen, als dieß heutzutage nach oben erkannt und geduldet wird. Das geht schon daraus hervor, weil der Sieger erfahrungsgemäß nicht bloß den besiegten Fürsten, sondern auch das Volk, die Unterthanen, für den Krieg verantwortlich macht und darnach seine Bedingungen vorschreibt. Dasselbe behauptet auch Urquhart, wenn er, wie wir oben schon gehört, meint, ein jegliches Volk solle von seiner Regierung die Beobachtung der Regel erzwingen, keinen Krieg zu beginnen, ehe sie alle Mittel erschöpft habe, um Genugthuung oder Sicherheit zu erhalten und dann weiterhin sagt: In der Fähigkeit und dem Willen, solchen Zwang auf die Regierung auszuüben, liegt des Volkes innere (gleichsam häusliche) Freiheit; darin liegen die Mittel zur Wahrung des äußern Friedens, so lange dieser nicht gebrochen wird durch eine gebietende Nothwendigkeit, wie etwa durch den Einbruch barbarischer Völkerschaften oder durch den Ausbruch eines Krieger-Genies an der Spitze eines kriegerischen Volkes, das seinen Nachbarn überlegen ist. Es sind dieß die einzigen Fälle, in welchen die Anerkennung des Rechtes von den verschiedenen Gemeinschaften und der Druck derselben auf ihre Souveräne und deren Diener nicht genügen kann für die Erhaltung des Friedens. Alle die neuen Kriege in Europa

aber sind hervorgegangen, sagt Urquhart, lediglich aus dem Aufhören solchen Zwanges, mit anderen Worten: aus dem Mangel an Rechtschaffenheit der Menschen, aus welchen diese Gemeinschaften zusammengesetzt sind.*) Daher fällt denn auch das Unrecht in diesen Kriegen auf Alle, gleichviel ob sie es persönlich ausgeführt oder ob sie nur ihre Zustimmung gegeben oder die Mittel beschafft haben. Zustimmung und Mitwirkung sind meistens wohl in gewisser Blindheit geleistet; denn immer können sie nur hervorgehen aus dem Aufgeben des Urtheils in Sachen des religiösen Gewissens und der politischen Pflichten. Das Volk ist Sklave und Verbrecher zugleich." [1])

§. LXIII. Fortsetzung. — Pflicht der Bischöfe, bei Ausbruch eines Krieges ihre Stimme zu erheben.

Es mag im menschlichen Leben allerdings Gebiete und Regionen geben, worin die Bischöfe Nichts zu sagen haben. Aber der Krieg gehört jedenfalls in die christliche Moral und somit vor das Forum der Kirche: vor die katholischen Bischöfe. Daher kommt es ihnen zu, bei Ausbruch eines Krieges ihre Stimme zu erheben, damit man Oben und Unten erfahre, wie oder wann? was Rechtens sich die Leute, namentlich jene, die den Krieg beschließen, davon zu denken haben. Nützt es Nichts, so schadet's doch auch Nichts, wenn ein katholischer Bischof die Wahrheit sagt.

Was hat man freilich der Kirche, den Päpsten und Bischöfen nicht schon Alles zur Last gelegt, daß sie sich ehedem

---

*) Ein eklatantes Beispiel gewährte der Krieg von 1866. Damals hatte man aus vielen Städten und „Gemeinschaften" Adressen gegen den Krieg nach Berlin gerichtet; als aber die Geschichte sammt den Annexionen gelungen war, so zeigten sich, mit wenigen Ausnahmen, Alle mit dem Erfolge zufrieden.

[1]) Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Seite 18—20.

auch in politische Angelegenheiten „eingemischt". Aber das Urtheil der Weisen ist das nicht; denn „dabei bleibe ich," sagt der protestantische Geschichtschreiber Böhmer, „der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unserer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Papstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff; und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren."*)

Jedenfalls ist die Moral ein Gebiet, in das sich die Bischöfe einmischen dürfen; und sie können durch eine, wie wir meinen, pflichtschuldige „Einmischung in weltliche Angelegenheiten" der Menschheit zur Erhaltung des Friedens eine große Wohlthat erweisen, während Schweigen, Zagen und Zaudern da, wo es sich um die Erhaltung des Friedens handelt, für die Hirten der Seelen und die Sendboten des Gottes des Friedens nicht lobenswürdig wäre.

Urquhart meint, es werde nur dann wieder besser in der Welt, wenn die katholische Kirche, die er dessen allein für mächtig und fähig hält, es unternehme, dem allgemeinen Verfall des Rechtes, aus dem sich die modernen Kriege ausgebären, Halt zu setzen und Recht und Gerechtigkeit im öffentlichen Verkehr der Völker bei Regierten und Regenten wieder in Ansehen und Achtung zu bringen. Er schlägt deßhalb vor, in Rom ein Collegium „zum Studium des öffentlichen Rechtes" zu gründen, damit namentlich der Klerus, der das Volk unterrichtet, im Rechte nicht fremd sei. In der katholischen Kirche aber steht es zunächst den Bischöfen zu, dafür zu sorgen, daß das öffentliche Recht, das im Grunde ja doch nichts Anderes ist, als die zehn Gebote, mag man es nun Naturrecht oder Völkerrecht oder internationales Recht benennen, gelehrt, geübt oder beobachtet werde, wie denn auch nach katholischer Anschauung die eigentlichen und höchsten Ephoren und Wächter des Gesetzes — nicht die modernen Staatsanwälte, sondern

---

*) Jansen, Böhmer's Briefe.

der Papst und die Bischöfe sind, die da die Pflicht haben, nachzusehen, nicht bloß, ob das christliche Volk, sondern auch, ob die Fürsten, die christlich sein sollen, das Gesetz, die Gebote Gottes halten. Wenn daher Urquhart den Nationen die Befugniß zugesteht, ja die Pflicht auferlegt, „das Völkerrecht (das ja eigentlich nichts Anderes ist, als die Anwendung der zehn Gebote auf den Verkehr der Völker) festzuhalten, selbst gegen ihre Regierungen, und dieß dadurch zu bekräftigen, daß sie ihre Herrscher zwingen, das Rechte und Gerechte zu thun," um wie viel mehr ist es dann Pflicht katholischer Bischöfe, einzeln und insgesammt die Rolle des Propheten Nathan und Johannes des Täufers zu übernehmen und jenen, die damit umgehen, Hunderttausende in den Tod zu schicken, zuzurufen: Non occides, du sollst nicht tödten! non furaberis, du sollst fremdes Eigenthum, und wären es auch ganze Provinzen und Königreiche, nicht annexiren! [1])

§. LXIV. Fortsetzung. — Eine zu beherzigende Stelle aus einem Briefe Fenelon's an Ludwig XIV.

Hier ist der Ort, eine Stelle aus einem Briefe zu citiren, den der edle Erzbischof Fenelon einst an Ludwig XIV. gerichtet; diese Stelle lautet:

„Sire!

Die Person, die sich die Freiheit nimmt, diesen Brief an Sie zu richten, hat schlechterdings kein Interesse auf dieser Welt, das ihr die Hand führte. Nicht geheimer Widerwille, nicht verletzter Ehrgeiz, nicht unedler Drang, sich in Staatsgeschäfte zu mischen, konnte sie zu diesem Schritte verleiten. Sie liebt den König, ohne von ihm gekannt zu sein; sie verehrt in ihm Gott, der die Krone auf sein Haupt gesetzt hat.

Wenn die Sprache des muthigen, freien Mannes zu Ihnen spricht, so wundern Sie sich darüber nicht; denn das ist eben

---

[1]) Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Seite 22—24.

der rechte Ton der Wahrheit, das ist der Beweis, daß sie, die Wahrheit, stark und frei, und Ihr Ohr ungewohnt ist, sie zu hören.

Ihre Einnahmen und Ausgaben haben sich in's Unendliche vermehrt. Man hat Sie bis in den Himmel erhoben, weil Sie die Größe, die in Ihren Vorgängern zerstreut gewesen, in Ihrer einzigen Person vereinigt, das heißt, ganz Frankreich arm gemacht haben.

Man hat den königlichen Namen verhaßt und die ganze französische Nation ihren Nachbarn unerträglich gemacht. Es konnte kein Bundesgenosse aushalten, weil man nur Sklaven wollte.

Man hat blutige Kriege angefangen. So wurden Sie im Jahre 1672 von den Ministern verleitet, einen Krieg gegen Holland zu führen, um den königlichen Ruhm zu behaupten und die Holländer zu strafen für ein paar Spottreden, die ihnen der Verdruß ausgepreßt hatte, in den man sie selber hineinjagte dadurch, daß die Gesetze des Handels, welche Richelieu festgesetzt, willkürlich übertreten wurden.

Ich habe mit Bedacht diesen Krieg besonders genannt, weil er die Quelle aller anderen war, und weil er keinen Beweggrund, als den des Ruhmes und der Rache für sich hatte, einen Beweggrund, der nie einem Kriege das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken kann. Daraus folgt aber, daß alle Erweiterungen der Grenzen, die ein Erwerb dieses Krieges sind, als ungerechte Eroberungen angesehen werden müssen.

Ich weiß wohl, daß die erfolgten Friedensschlüsse die Ungerechtigkeit der Eroberung zu decken scheinen, weil sie Ihnen die genommenen Plätze eingeräumt haben. Aber ein Krieg, der in seinem Anfange ungerecht ist, wird durch ein glückliches Ende nimmer gerecht. Die Friedensschlüsse, die der Ueberwundene unterschreibt, sind nicht von freiem Willen unterzeichnet. Man unterschreibt — das Messer am Halse, man unterschreibt wider Willen, und bloß um noch größere

Verluste zu verhüten. Man unterzeichnet, wie man seine Börse hingibt, wenn es heißt: Gib oder stirb!

Um also Ihre Eroberungen vor Gottes Auge zu untersuchen, müssen Sie bis zum Ursprunge des holländischen Krieges zurückgehen.

Es wäre unnütz, zu sagen, die gemachten Eroberungen seien für Ihre Staaten nothwendig. Nothwendig kann für mich nicht sein, was Eigenthum des Andern ist. Wahrhaft nothwendig ist nur Eines. Und dieß Eine heißt: Gerechtsein.

Es läßt sich auch nicht einmal mit Grund sagen, Sie hätten das Recht, jene Plätze zu behaupten, weil sie zur bessern Sicherung Ihrer Grenzen dienen. Das Bedürfniß, die Grenze zu sichern, gibt Ihnen keinen Rechtsgrund, Ihrem Nachbar sein Land zu nehmen.

Dies möge hinreichen, um Sie zur Erkenntniß zu bringen, daß Ihre ganze Lebensbahn außer dem Gebiete der Gerechtigkeit und der Wahrheit umherirrte — also auch außer der Grenzlinie des Evangeliums.

So viele schreckliche Erschütterungen, durch die seit mehr als zwanzig Jahren ganz Europa verheert, so viel Blut, das wie Wasser vergossen, so viele Gräuel, die verübt, so viele Provinzen, die verwüstet, so viele Städte und Dörfer, die in Asche verwandelt wurden — sind weiter Nichts, als unselige Folgen des unseligen Krieges von 1672, den Sie bloß aus Ruhmsucht begonnen haben, um die Zeitungsschreiber und die Erfinder gewisser satyrischer Schaumünzen von Holland zu züchtigen.

Untersuchen Sie, ohne sich selbst zu schmeicheln, in einem Kreise von rechtschaffenen Männern, ob Sie alle Ihre Besitzungen behalten dürfen, die Ihnen durch Friedensschlüsse zugesprochen wurden, zu welchen Sie Ihre Feinde durch einen Krieg genöthigt haben, der gar keinen Grund für sich hatte, und Alles wider sich.

Sie wollten, statt die Friedensschlüsse nach dem Geiste

der Billigkeit und Mäßigung zu bestimmen, die Bedingnisse des Friedens als gebietender Dictator der Welt vorschreiben. Und eben diese Willkür, die den Frieden erzwingt, trägt die Schuld, daß der Friede nicht dauern kann. Ihre Feinde, mit Schande niedergedrückt, sinnen nur darauf, wie sie sich wieder erheben und wider Sie vereinigen können. Sie selber sind den Bedingnissen der Friedensschlüsse, die Sie doch selbst mit so viel Stolz dictirt haben, nicht getreu geblieben; Sie haben mitten im Frieden den Krieg wieder eröffnet und ungeheure Eroberungen gemacht; Sie haben die berüchtigte Reunions-kammer errichtet, um zugleich Richter und Partei sein zu können. Das heißt doch wahrhaftig, zur Gewaltsamkeit der Usurpation noch die Ungerechtigkeit der Beschimpfung und Verhöhnung hinzufügen. Sie haben in dem westphälischen Frieden zweideutige Ausdrücke aufgesucht, um Straßburg zu nehmen. Nie hat es einer Ihrer Minister seit so vielen Jahren gewagt, sich auf diese Ausdrücke in irgend einer Unterhandlung zu berufen, um daraus auch nur den geringsten Anspruch, den Sie auf diese Stadt hätten, zu erkünsteln.

Ach Sire! Sie hätten sich den so gegründeten und friedlichen Ruhm, ein Vater Ihrer Unterthanen und ein Schiedsrichter Ihrer Nachbarn zu sein, erwerben können, und nun werden Sie als Feind Ihrer Nachbarn gehaßt, und laufen Gefahr, auch als grausamer Beherrscher in Ihrem eigenen Reiche gefürchtet zu werden.

Sire! setzen Sie sich einen Augenblick an die Stelle der Alliirten, und erwägen Sie, wohin es führt, wenn man seinen Vortheil obenan, und die gute Sache der Gerechtigkeit und der öffentlichen Treue hintansetzt.

Indessen, während Sie fremde Nationen bekriegen, mögen Ihre eigenen Völker, die Sie wie Ihre eigenen Kinder lieben sollten, und die bisher mit einer Art von edler Leidenschaft an Ihrem Könige hingen, vor Hunger sterben.

Statt von diesem armen Volke Geld zu ziehen, sollten Sie ihm Almosen und Nahrung reichen. Ganz Frankreich

ist jetzt weiter Nichts, als ein großes Spital, und zwar ein großes Spital ohne Nahrungsmittel. Das Volk fordert Brod und murret.

Das Volk selber (ich muß Alles sagen), das ganz Liebe für Sie und Vertrauen auf Sie war, fängt an, die Liebe, das Vertrauen und selbst auch die Verehrung für Sie — zu verlieren. Ihre Siege, Ihre Eroberungen sind kein Fest mehr für Ihr Volk; voll Erbitterung und Verzweiflung kann es nicht mitfeiern, vielmehr zündet nach und nach in allen Theilen des Landes der Funke des Aufruhrs, und es verbreitet sich der fürchterliche Glaube: der König fühlt kein Erbarmen mit unserem Elend, er liebt nur sein Ansehen und seinen Ruhm. Hätte der König, so sagt man sich (nicht mehr in's Ohr), hätte der König das Herz eines Vaters für sein Volk: so würde er seinen Ruhm darein setzen, seinen Kindern Brod zu schaffen, und sie nach so vielen drückenden Lasten, unter denen sie lange genug gekeucht haben, wieder frei athmen zu lassen, statt daß er jetzt seinen Ruhm darin sucht, ein paar Grenzplätze zu behaupten, die einen neuen Krieg herbeiführen.

Ach, dieser eitle Ruhm ist es, der Ihr Herz gefühllos macht! Der ist Ihnen lieber, als die Gerechtigkeit, lieber, als Ihre eigene Ruhe, lieber, als die Erhaltung Ihrer Völker, lieber, als Ihr ewiges Heil, das mit diesem sündhaften Ruhme unvereinbar ist.

Sire! das ist der Zustand, in dem Sie sich befinden. Und diesen Zustand sehen Sie nicht; denn Sie leben wie Einer, der stets eine Decke vor den Augen trägt. Und doch werden Sie es noch sehen müssen, aber vielleicht zu spät!

Schon lange schwebt der Arm der Gerechtigkeit über Ihrem Haupte; nur weil der Richter auch Vater ist, zögert noch sein Schlag. Er hat Mitleid mit einem Fürsten, der sein ganzes Leben lang von Schmeichlern umlagert war; und er weiß wohl, daß viele Ihrer Feinde in keiner freundlicheren Stimmung gegen Ihn selber sind. Der Heilige wird seine gerechte Sache von der Ihrigen, die es nicht ist, wohl zu son-

dern, wird Sie zu erniedrigen wissen, um Ihre Rückkehr zu ihm zu beschleunigen. Denn „Christ sein" — das werden Sie nie, ehe Sie sich unter die Hand des Allerhöchsten demüthigen. . . .

Ich weiß, daß die, welche diese Sprache der christlichen Freiheit sprechen, Gefahr laufen, die Gunst der Könige zu verlieren; aber sollte uns denn die Gunst der Könige lieber sein, als das wahre Wohl der Könige?

Ich weiß, daß das Wort, das vor dem Könige ertönt, der Eifer für seine Ehre, die Sanftmuth und den Respect nicht verläugnen dürfe, aber ich weiß auch: man möge es machen, wie man wolle — am Ende muß man Ihnen doch die Wahrheit sagen.

Wehe, wehe denen, die Ihnen die Wahrheit nicht sagen, wehe Ihnen selber, wenn Sie nicht werth sind, sie zu hören!"

§. LXV. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die Phrase: „In der Politik gibt es keine Moral."

Vorstehende Phrase eröffnet die Reihe einiger auffallenden Merkmale der Gegenwart.

Gleichgültigkeit gegen oder Theilnahme für das, was offenbar schlecht ist, beweist Verkehrtheit der Gesinnung und des Urtheils, um nichts Aergeres zu sagen. So verhält es sich auch mit obiger Phrase. Sie kennzeichnet sattsam die öffentliche Meinung und documentirt auf's Deutlichste, wie weit das heutige Geschlecht entweder in der Gesinnung zurückgegangen oder in der Gedankenlosigkeit vorangeschritten ist.

Ganz anders urtheilte der protestantische Geschichtschreiber Dahlmann. „Wenn jemals der Tag erschiene," sagte er einmal, „an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären getrennte Gebiete, ich würde keine Stunde mehr mich lehrend und lernend mit Politik beschäftigen; ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit ansehen."

In der Politik gibt es keine Moral. Entweder gibt

man mit diesem Worte zu verstehen, daß dasselbe heutzutage eine nicht mehr zu läugnende Thatsache sei, oder aber man stellt diesen Satz als Prinzip, als Norm hin. Im ersten Falle spricht man allerdings nur zu wahr; aber kein Schrei der Entrüstung, welcher der sittlichen Natur entfährt, gesellt sich zu der Aeußerung, wann sie geschieht; man ergibt sich mit dumpfer, apathischer Gleichgültigkeit in die traurige Thatsache; keinerlei Reaction aus dem gesunden Volksbewußtsein erhebt sich dagegen, so daß auf die Völker Europa's fast der Satz angewendet zu werden verdient: die Römer haben ihren Nero, Caligula rc. verdient. Oder aber, das europäische Volksbewußtsein ist in der Weise sittlich entartet, daß man das Wort: In der Politik gibt es keine Moral als Grundsatz, als Theorie hinnimmt, hinstellt, wie ein mathematisch unumstößliches Gesetz proclamirt.

Die Völker werden monarchisch oder republikanisch regiert; die Verfassungsform verschlägt hier gar Nichts; jedenfalls vertreten diejenigen, die an der Spitze des staatlichen Gemeinwesens stehen, die ganze Nation; diese selbst aber entwürdigt sich, wenn sie mit apathischer Resignation oder mit hellbewußter Einwilligung anerkennt, daß ihre Vertreter von nicht sittlichen Motiven ausgehen.

Einst, als die Völker noch zu einer respublica christiana, zu einer großen, christlichen Völkerfamilie, versammelt waren, gab es einen obersten, sittlichen Schiedsrichter in den großen Wechselbeziehungen der Nationen zu einander. Selbst zugegeben, daß auch in dieser Ordnung der Dinge nicht immer das Recht gehandhabt und das Unrecht vermieden wird — war doch wenigstens die Sache in ihrem Prinzip sittlich; und gewiß nicht prinzipiell, theoretisch, grundsätzlich, sondern nur in Bezug auf einzelne praktische Fälle konnte man den Satz aussprechen: In der Politik gibt es keine Moral. Das Christenthum übte durch den obersten Würdenträger der es vermittelnden Kirche noch seinen Einfluß auf große politische Fragen, und nur Cretins in der Geschichte können die Wohlthaten davon

läugnen. Ein Leuchtthurm, weithin sichtbar, stand da, auf den die Streitenden, aus dem Wogenandrang der Leidenschaften flüchtend, zueilten. Und jetzt? Allerdings ist in Folge der stabil gewordenen Glaubenstrennung seit der Reformation das Oberhaupt der katholischen Kirche aus seinem Schiedsrichteramt verdrängt. In anderer Weise werden die Wechselbeziehungen der Nationen zu einander geordnet. Jetzt herrscht in so vielen Staaten ein pur egoistisches Nützlichkeitssystem, dessen Resultat die vollendete Thatsache ist, ohne daß man untersucht, ob dasselbe ein gemeines Gaunerstück sei oder nicht.

Im heutigen Dualismus der Parteien läßt sich freilich über so Etwas nicht streiten. Der gegenwärtige Liberalismus bricht in lautes Hohngelächter bei derartigen Behauptungen aus. Indeß, das thut Nichts: uns bleibt die Wahl zwischen zwei verschiedenen Systemen in der Politik unbenommen; und wir sind darum so keck, unsere Meinung frei auszusprechen, mag man gegnerischer Seits noch so sehr den Mund vollnehmen mit den wohlfeilen Phrasen, wie „Jesuitismus," „Ultramontanismus" &c.

In der Politik gibt es keine Moral. Das hört man mündlich und liest es schriftlich, und wo zumeist? Im liberalen Lager. Und doch wieder werden sich die Leute von dorther inconsequent. Kaum hat sich ein politischer Akt gegen ihre Anschauung vollzogen, so ergießt sich die ganze Partei in Worte der entschiedensten Entrüstung. „Welche Perfidie!" „welcher Verrath!" Gibt es keine Moral in der Politik, so haben solche Expectorationen wahrlich keinen Sinn und kein anderes Resultat, als daß es Töne gewesen, die um so lauter eine Zeit lang in der Luft vibriren, je hohler der Resonanzboden des Schädels ist, dem sie entstiegen.

In der Politik gibt es keine Moral. Ja wohl; und darum hat auch der große Pius Recht gehabt, daß er zum jüngsten allgemeinen Concil keinerlei politische Machthaber eingeladen. Die politische Weltordnung, die an die Stelle der unverjährbaren Moral die papierenen Grundsätze eines politischen

Gleichgewichtes und eines Nichtinterventionsgesetzes gestellt hat — lauter Dinge mit wächsernen Nasen, indeß die Völker durch und durch von den in den höchsten Kreisen herrschenden Motiven corrumpirt werden, mindestens sich nicht daran erbauen — diese politische Weltordnung, nur von egoistischen Nützlichkeitsgründen getragen, kann unmöglich eine Zukunft haben, so lange noch Gott die Geschicke der Weltgeschichte leitet.

§. LXVI. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die Phrase: „Politische Dinge gehören nicht auf die Kanzel."

I.

Zur Beleuchtung dieser liberalen Phrase müssen wir aus der Logik die Lehre über einen bekannten Trugschluß in möglichster Kürze vorausschicken. Dieses Sophisma besteht in der **Folgerung aus etwas nur in gewisser Hinsicht Gesagtem zu einer Behauptung schlechtweg** *), und umgekehrt, wie z. B. **dieser Mensch spricht nicht die Wahrheit; also lügt er.** Kann denn nicht Jemand in gutem Glauben die Unwahrheit behaupten? lügt er also schon deßwegen? Oder: **Wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen; Antonius gebraucht das Schwert** (als Soldat nämlich); **muß er also wirklich durch's Schwert umkommen?**

Wie construirt denn nun der Liberalismus, um weiter fortzufahren, seinen Vernunftschluß im Betreff politischer Dinge.

Obersatz: Was von der Religion geschieden ist, gehört nicht auf die Kanzel.

Untersatz: Politische Dinge **) haben Nichts mit der Religion zu thun, sind von ihr geschieden.

Schlußsatz: Politische Dinge gehören also nicht auf die Kanzel.

---

*) Fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter. Secundum quid = in gewisser Hinsicht; simpliciter = schlechtweg.

) **Alle politischen Dinge? Lügt wirklich **Jeder**, welcher nicht die Wahrheit spricht?

Obersatz: Was von der Religion geschieden ist, was mit der Religion Nichts zu thun hat, gehört nicht auf die Kanzel, so wenig als das Schuh- und Stiefelmachen in eine Amtsstube oder in eine fürstliche Küche. Gewiß: die Kanzel ist nicht der Ort zum Politisiren, so wenig als zum Schrannenhandel oder zum Handeln mit Gemüse oder Geflügel. Gewiß: der christliche Prediger soll sich nicht in rein weltliche Angelegenheiten mischen, soll nicht in das Gebiet des Staates hinübergreifen.

Denn die Predigt ist keine weltliche, sondern eine geistliche Rede — eine Verkündigung des göttlichen Wortes, das uns als solches durch die Kirche verbürgt ist, die Verkündigung alles Dessen, was Bezug auf Gott und das Heil der Seelen hat, was sich auf das Verständniß der Religion bezieht, was die Gläubigen im wahren Glauben und im christlichen Leben befestigen kann.*) Also: weltliche Angelegenheiten, politische Dinge, **insoferne sie keinen Bezug auf die Religion, den Glauben und die guten Sitten haben,** bilden keinen Gegenstand der Predigt. „Es würde auch, darüber kann kein Zweifel obwalten, die Sache der Religion Schaden leiden, wenn die heilige Stätte zu einer politischen Rednerbühne herabgewürdigt, und so die gottesdienstliche Versammlung der Gläubigen zu einer profanen Volksversammlung gemacht würde." (Augsb. Pastoralbl.)

Was diesen Obersatz betrifft, so können wir mit dem Liberalismus und kann dieser mit uns im tiefsten Frieden leben. Aber anders ist es mit dem Untersatz und Schußsatz.

Untersatz: Politische Dinge sind von der Religion geschieden, haben Nichts mit der Religion zu thun.

Gibt es denn nicht auch politische Dinge, die gar tief die Religion berühren, also mit den kirchlichen Interessen zusammenfallen? Können die Ehe, die Schule, die Armenpflege ꝛc. **bloß** deßwegen, weil die Regierung und die Kammern diese Dinge in die Hand nehmen, nicht mehr Gegen-

*) Omnia quaecunque pertinent ad religionis intelligentiam, quaecunque pertinent ad fidem et mores.

stände der Kirche, des Christenthums sein? Nicht wahr, man erhebt dergleichen im gesetzgeberischen Wege zu politischen Fragen und schneidet so der Kirche hübsch allen Einfluß auf die Gesellschaft ab, setzt sie auf's Trockne, oder bannt sie in die vier Mauern des steinernen Gotteshauses, wo sie fleißig Messe lesen und die Vesper halten, Beicht hören, die heilige Communion spenden, über die christliche Liebe predigen und den Weihwedel hantieren 2c. kann, im Uebrigen aber von der Durchdringung der Gesellschaft mit dem Geiste des Christenthums ihre Hand fein fern halten soll; denn das ist Sache der politischen Gesetzgebung, gehört zu den politischen Dingen, und hinsichtlich dieser kommt man dann zu dem unvergleichlichen Schlußsatz:

Politische Dinge gehören nicht auf die Kanzel!

Heißt dieses Manöver nicht so viel als: von einer Behauptung in gewisser Beziehung, also von einer Wahrheit, die es nur nach dieser oder jener Seite oder Hinsicht ist, schlechtweg auf eine andere xbeliebige Behauptung schließen? Ja wohl, politische Dinge, inwiefern sie die Religion nicht berühren — sie gehören ganz gewiß nicht auf die Kanzel. Aber soll denn die kirchliche Predigt und mit ihr das kirchliche Leben, welches eben das christliche ist, **in Bezug auf die bürgerliche Gesellschaft, die Ehe, die Schule,** unter Umständen selbst in Rücksicht auf **die Heiligkeit des Eides** (Syllab. n. 64) von der Gnade des Zeitgeistes abhängig werden? **Aus Respekt vor der Phrase,** die in der liberalen Presse als ein Grunddogma des Zeitgeistes verkündigt wird, soll der Klerus die Hand bieten zu **dem** Ziele, das der moderne Liberalismus im Auge hat? Der Phrase zu lieb soll der Klerus aufhören, die kirchliche Lehre zu verkündigen, die Gewissen der Gläubigen über ihre Pflichten aufzuklären, Versündigungen wider das Gesetz Gottes und der Kirche, wider das Dogma und die Moral abzuwehren, sobald die liberale Politik die kirchliche Lehre unbequem findet?

Ei, einem liberalen Josephinismus in verbesserter Auflage

könnte es einmal einfallen, zu bestimmen, und zwar in gesetzgeberischem Wege, wie viel Kerzen am Altar im Hochamte brennen sollen, — zu bestimmen, daß fortan das Evangelium auf der Epistelseite zu lesen sei, und umgekehrt die Epistel auf der Evangelienseite, — zu bestimmen wie viele Hostien zur Spendung der heiligen Communion zu consecriren seien, nicht mehr und nicht weniger, — zu bestimmen, daß der Priester im Chorrock die heilige Messe zu lesen und im Meßgewande die Vesper zu halten habe, — mit einem Worte: weiß Gott! was noch Alles zu bestimmen. Wären denn alsdann alle diese Maßregeln nicht rein politischer Natur, und zu welchen Schlußfolgerungen würde man gelangen aus einem Satze, ohne alle Rücksicht und Beziehung ausgesprochen, wie: Politische Dinge haben Nichts mit der Religion zu thun? Ja, dann gehörten gewisse politische Dinge nicht etwa bloß mehr auf die Kanzel, sondern selbst nicht einmal mehr in die Kirche.

II.

Gehen wir indeß der Sache noch tiefer auf den Grund!

Es gibt eine doppelte Politik: eine Politik hinsichtlich der Beziehungen zum Ausland, und eine Politik, die auf heimischer Bühne ihre Rolle spielt und sich vollzieht; letztere könnte man vielleicht auch sociale Politik nennen: sie geht eben nur die vaterländische Gesellschaft oder Bevölkerung an. Ob die erstere von keinerlei Moral getragen und durchdrungen sein dürfe? Davon war bereits früher die Rede. Ob auch die letztere, die sociale Politik, mit der Moral Nichts zu schaffen habe? ob also das Gewissen der Mitbürger von dieser heimischen Politik unberührt sei? — Diese Frage beschäftigt uns hier.

In der Brust eines jeden Sterblichen lebt und regiert ein mächtiger König: es ist ganz gleich, ob der Mensch ein Adeliger oder ein Rothschild oder gar ein armseliger Bettler sei. Dieser König ist bei christlichen Völkern das christliche Gewissen. Gehen Fürst, Regierung und Kammern mit diesem inwendigen, zwar unsichtbaren, aber doch wirklich existirenden

Regenten ihres Volkes eine ehrliche Allianz ein, so steht es gut mit den Regierenden und den Regierten; wenn nicht, so steht es schlimm, — sehr schlimm um den vaterländischen, heimischen Haushalt. Freilich wollen die Liberalen von diesem inwendigen König und Herrn, der neben dem auswendigen Machthaber, man mag dagegen sagen was man wolle, existirt, Nichts wissen, oder wenn sie auch von ihm wissen, so wünschen sie gleichwohl, daß er stets möglichst incognito im Lande herumreise.

Das Gewissen nun, wahrhaft einem königlichen Gebieter vergleichbar, ist theils selbstständig handelnd, theils, weil eben in der Brust nicht allwissender Menschen wohnend, zugänglich der **Berathung**, wenn man nicht **Belehrung** sagen will. — Aber nicht zu vergessen! es ist hier nur vom christlichen Gewissen die Rede.

Dieses Gewissen ist in gar vielen Fällen schon selbst so gescheidt, oder sollte es sein, um gewisse Zumuthungen selbstständig zurückzuweisen, dieselben sich geradezu zu verbitten. Es bedarf hiezu einfach nur eines gesunden Rechtssinnes, der freilich leider bei der vielfachen Verkümmerung des öffentlichen Lebens in Folge des bureaukratischen Charakters der Staaten auf dem europäischen Festlande Vielen abhanden gekommen ist. Der inwendige, unsichtbare Machthaber dürfte jedenfalls gleichsam also sprechen: „Mein göttlicher Lehensherr hat die Grenzen des Gebietes, worauf ich mich frei bewegen und unumschränkt herrschen darf, fest und bestimmt gezogen; ich dulde nie und nimmer Eingriffe und Einfälle in dieses mein Königreich von Gottes Gnaden und werde auch meinen Unterthanen nie und nimmer gestatten, das Rechtsgebiet Anderer zu verletzen, ich müßte es mir denn gefallen lassen, daß man mich mit gerechtem Krieg überziehe, d. h. mit gerechter Strafe heimsuche. Wollte man also z. B. von Außen her, etwa liberaler Seits, den Unterthanen, die ich christliches Gewissen beherrsche, zumuthen oder gar befehlen, sie dürften sich **nur** *) civilrechtlich

---

*) Liberaler Seits ist ja Alles möglich und zu erwarten.

ehelichen und müßten sich jeglicher kirchlichen Trauung enthalten, — sie dürften ihre Kinder **nur** in Staatsschulen unterrichten lassen, so würde ich dagegen als gegen einen Eingriff in meine natürlichen Rechte energischen Protest einlegen: denn „ich christliches Gewissen" stehe zur Politik, und zwar hier zu einer meine Freiheit sehr nahe berührenden Politik, in engster Beziehung: und wer auf diesem Gebiete sagen wollte, mich gingen derlei Dinge Nichts an, würde mein königliches Recht beeinträchtigen und mich altheidnischer Sklaverei überantworten, die keine Freiheit des Gewissens der absoluten Staatsgewalt gegenüber anerkannt hat."

So kann das Gewissen als selbstständige Macht sprechen, es braucht ihm bloß ein ganz gewöhnliches politisches Rechtsgefühl beizuwohnen. Doch nicht genug das: das christliche Gewissen kann und darf sich nicht der **Berathung** und **Belehrung**, ohne sich selbst zu morden, begeben. Das nächste Recht aber darauf, **Berather** und **Belehrer** des christlichen Gewissens zu sein, hat doch wohl offenbar nur **die** Kirche, von der die das Gewissen normirenden Gesetze in dasselbe hineingetragen worden sind, es müßte denn das Gewissen sich grundsätzlich davon emancipirt haben.

In rein rechtlicher, politischer Beziehung, so viel ist gewiß, vermag das Gewissen schon selbstständig, activ vorzugehen, es braucht sich zu ihm nur ein ganz einfacher, natürlicher Rechtssinn, ein politisches Selbstgefühl zu gesellen. Der Kirche ist hier keinerlei berathender, belehrender Einfluß auf das Gewissen von der Kanzel aus gestattet, ausgenommen, daß sie den Gläubigen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit oder die bestehende Staatsgewalt ermahnen darf, wozu noch kommt, daß ihr das Gebet für den Landesherrn, wie dieß auch schicklich ist, obliegt. Das Alles nun ist gut und in rechter Ordnung, so lange es sich in politischer Beziehung um Dinge handelt, die mit der Religion in *keiner* Beziehung stehen; — aber unrecht, sobald in der Politik Dinge vorkommen, die Religion und Gewissen sehr nahe berühren. Fielen ja doch

derlei Dinge zugleich auch in das rein sittlich-religiöse Gebiet als das angeblich **alleinige** Object der Kanzelberedsamkeit. Sehen wir uns auch hier die Sache näher an!

In dieser Beziehung wird, so scheint es, nicht minder das Gewissen rechtlich und, wenn man will, politisch geschädigt, wenn man von Außen her, d. h. von der Staatsgewalt aus, der Kirche ihren berathenden, belehrenden, sittlich-religiös hebenden Einfluß auf das Gewissen des Volkes verkümmern oder abschneiden wollte, wie dieß der Fall wäre, wenn man staatlicher Seits z. B. die sogenannten Missionen verbieten würde. In einem wahrhaft freien Staate hat das christliche Gewissen ein unbezweifeltes, heiliges Anrecht auf jegliche Belehrung durch die es leitende Kirche.

Werden nun Gesetze erlassen, durch welche dem Rechte und der Freiheit des Gewissens Zwang oder Gewalt angelegt wird, und betritt die Kirche in ihren Priestern die Kanzel, um feierliche Verwahrung gegen derlei Gesetze einzulegen, so vertritt sie doch offenbar auch die politische Freiheit, sei es, daß sie das Gewissen auch da aufklärt, wo dasselbe, wenn es in Alles, was politisch Rechtens ist, aus sich selbst heraus die nöthige Einsicht hätte, selbstständig verfahren könnte; sei es, daß sie das Recht des Volkes vertheidigt, von ihr (der Kirche) sittlich-religiös gehoben, gestärkt, gestählt werden zu dürfen; ja, die Kirche sichert dadurch dem Staate selbst innere Kraft und Festigkeit, indem es ewig wahr bleibt, daß ein Staat um so kräftiger ist, je sittlicher seine Bürger sind. Wir sagen nicht ohne Grund: auf diese Weise trete die Kirche nicht bloß als Beschützerin der innern, sittlichen Freiheit auf, sondern auch als mächtige Schirmherrin der politischen Freiheit: denn was heißt noch politische Freiheit, wenn der Staat Leib und Seele zugleich in die polizeiliche Zwangsjacke stecken darf? Oder wird denn nicht die Seele zur Sklavin erniedrigt, wenn ihr das freie Wort, sowohl das sprechende als das gesprochene, versagt wird, also das, ohne was sie nicht leben, nicht athmen kann?

Was soll es denn also mit der liberalen Phrase: Poli-

tische Dinge gehören nicht auf die Kanzel? Wir fragen noch einmal: Sind wirklich **alle** politischen Dinge **ausschließlich** politisch? „Die politischen und socialen Verhältnisse einerseits" — sagt irgendwo richtig das Augsburger Pastoralblatt — „und die religiösen anderseits, die menschlichen und göttlichen Dinge sind auf's Innigste mit einander verknüpft. Es verräth daher die liberale Schule eine große Ignoranz, da sie Nichts weiß von der Abhängigkeit, worin alle Probleme in Bezug auf die Regierung der Völker von jenen anderen Problemen sind, die sich auf Gott beziehen, den höchsten Gesetzgeber aller menschlichen Gesellschaften. Diese Ignoranz erreicht ihren Gipfelpunkt in dem Streben, das gesellschaftliche und staatliche Leben von der Religion zu trennen, oder an die Stelle der positiven Religion das menschliche Machwerk einer sogenannten Vernunft-Religion zu setzen."

§. LXVII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Streiflichter auf das europäische Soldatenglück.

Nichts wohl wirft ein helleres und grelleres Schlaglicht auf den Marasmus des europäischen Continentes, als das Militärwesen. Wie dasselbe in vielen Staaten ausgebildet ist, erscheint es 1) für sehr Viele als unnatürlicher Zwang; 2) als immenser Schaden für die Volkswirthschaft, und 3) für nicht Wenige als Ruin der Sittlichkeit und Religiösität.

Mit einem Worte: das Militärwesen, welches in der Unnatur der stehenden Heere sich ausgewachsen hat, ist — wie vielfach geklagt wird — ein wahrer Krebsschaden für die Civilisation.

Alle Lebensbeschäftigung Behufs der Beschaffung der nothwendigen Subsistenzmittel, oder zu irgend welchem anderen gesetzlichen Zwecke, ist bezeichnet durch das Wort „Stand", „Beruf", „Lebensberuf". So verhält es sich mit dem Bauernstand, mit dem Beamtenstand, Gewerbsstand u. s. w.; selbst Ehe und Cölibat lassen sich als Lebensstände, Lebensberufe auffassen. Nicht Jeder aber ist zu jedem Stande geboren und geeignet; Geschick und freier Wille sind pädagogisch die ersten und vor-

züglichsten Bestimmungen und Motive zur Ergreifung irgend eines Standes. Die Eltern haben die heiligste Pflicht, ihre Kinder weder zu dem einen noch zu dem anderen Lebensberufe zu zwingen; sie haben nach Einsicht in die Fähigkeiten und Neigungen ihrer Kinder nur eine berathende Stimme; die freie Berufswahl selbst muß diesen gewahrt bleiben.

Auch der Kriegerstand ist so ein Lebensberuf, zu dem nicht Jeder geeignet und befähigt ist, so wenig wie etwa zum Gelehrtenstand. Ist es denn nun nicht, wenn man die Sache im wahren Lichte, principiell, ansieht, eitel Unnatur, wenn man bei jedem männlich Geborenen annimmt, er sei ein geborener Soldat, und wenn man sofort per Staatszwang ihn auf längere Jahre dem Militärgesetz unterwirft, damit die stehenden Heere in möglichst großen Massen nie ausgehen?

Allerdings muß für die Sicherheit des Vaterlandes in Zeiten der Gefahr vorgesorgt werden. Auch muß eingeräumt werden, daß es Pflicht eines jeden Bürgers ist, wenn das Vaterland in Gefahr schwebt, dasselbe zu vertheidigen, obschon er sonst im Leben keinen eigentlichen Soldatenberuf in sich verspürt. Als Mann hat ihm die Natur die nöthige Kraft gegeben, um für Heerd und Heimath einzustehen, wenn sie gefährdet sind. Aber diesen Fall abgerechnet, sollte zur Ergreifung des Soldatenstandes als eines auf mehrere Jahre ausgedehnten ausschließlichen Lebensberufes auch der freien Willensbestimmung und dem natürlichen Geschicke Rechnung getragen werden, wie zur Ergreifung jedes anderen Standes.

Der europäische Militarismus beeinträchtigt ferner die materiellen Interessen in nicht geringerem Maße. Nehmen die großen, stehenden Heere denn nicht permanent die Steuerkraft des Landes in Anspruch? Zeigt nicht die Statistik von Europa ungeheure Armeen? Erschöpft und erdrückt denn nicht das Budget, das man zu ihrer Unterhaltung nöthig hat, die europäischen Völker? Werden denn nicht durch das militärische Zwangssystem dem Boden des Vaterlandes die Kräfte der den Acker bestellenden jungen Männer entzogen? Wie viele Jüng-

linge sind auf die Dauer der Militärpflichtigkeit aus der Laufbahn ihres eigentlichen Berufes hinausgeworfen? Der Gesell muß die Werkstätte verlassen, der Studirende den Hörsaal, um in der Kaserne die für seine Ausbildung so kostbare Zeit im Exercitium zu verbringen. Wie viele Familien, die auf die nährende Arbeitskraft ihrer erwachsenen Söhne oft allein angewiesen sind, werden Jahre lang dieser Stütze beraubt?

Der Militarismus auf dem europäischen Festlande, der ein träges Garnisonsleben in den Städten unterhält, ist endlich vielfach ein Krebsschaden in Bezug auf Entsittlichung des Volkes. Die vielen Bekanntschaften mit der weiblichen städtischen Bevölkerung finden in diesem Militarismus die gesegnetste Pflege und Nahrung, und zwar permanent. Und wenn man im Ganzen auch sagen muß, daß in sittlicher und religiöser Beziehung die gesunde Landbevölkerung vor der kranken Stadt einen entschiedenen Vorzug behauptet, so ist es doch sonnenklar, daß die militärpflichtigen Bauernsöhne nach jahrelangem städtischen Garnisonsdienste nicht mehr durchgängig die frühere Sittenreinheit und ein religiös-gläubiges Gemüth auf's Land zurückbringen, so daß der europäische Militarismus nicht selten eine bequeme Brücke ist, städtische Corruption auch in die bäuerliche Bevölkerung auf dem Lande zu verschleppen, während doch in ihr die Hauptkraft und Stärke, der eigentliche sittliche Nerv des nationalen Lebens, nicht weniger wurzelt, als die Hauptnährkraft des Landes.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß die meisten Staaten in Europa durch eine seit Jahrhunderten auf Grenzerweiterungen ausgehende Politik der Nachbarländer zu ihrer Sicherheit zu einem fast beständig bewaffneten Frieden sich gezwungen sehen. Das ist auch der einzige Entschuldigungsgrund für die bestehenden Zwangssysteme im Militärwesen. Aber diese Zustände, die zu solcher Knechtung des freien Willens auch jenes Menschen führen, der sich zum Soldatenstand nicht berufen und geeignet fühlt, welche die materiellen Interessen schädigen und die Corruption fördern, sind eben der beste Beweis für den

Marasmus in einem Erdtheil, der sich den Träger der Civilisation, der Freiheit und der Weltgeschichte nennt.

Im Gegensatz zu dem Zwangs-Conscribirsystem, in welcher Form auch immer, steht die sogenannte Miliz oder die organisirte Volksbewaffnung, die während des Friedens zu bestimmter Zeit zu Uebungen einberufen und auch im Kriege nicht außer Landes verwendet wird. Diese Miliz verträgt sich offenbar besser mit der bürgerlichen Freiheit, als das unnatürliche Conscriptions-Zwangssystem. Bei Kriegen außer Landes tritt dazu das Werbesystem. Dasselbe ist ohne Zweifel mit vielen und argen Mißbräuchen verbunden. Aber das Werbesystem ist doch mit dem Princip der individuellen und nationalen Freiheit und Wohlfahrt weit mehr verträglich, als das Zwangssystem. Einmal müssen gar viele unbotmäßige, vagabundirende, unsittliche, Land und Leute beunruhigende Elemente, von der Werbung angelockt, in die eiserne Disciplin des Soldatenstandes sich schicken; sagt man nun aber, daß zur Vertheidigung des Vaterlandes das angeworbene Gesindel keine Garantie der Verlässigkeit biete, so ist das wohl einiger Maßen wahr; aber es ist eben Nichts vollkommen unter der Sonne; auch andere Militärsysteme schließen den Verrath nicht aus. Sodann aber besteht ein geworbenes Heer nicht aus lauter Gesindel, sondern auch aus Tausenden von solchen Männern, die den Beruf zum Kriegerstande in sich tragen und geborene Soldaten sind.

Freie Staaten sind zur Zeit doch ganz gewiß nur England und Nordamerika. Im schroffen Gegensatze zu dem bureaukratisch regierten Continente Europa's besitzen denn auch die genannten Staaten allein zu dem Milizsystem das viel gesündere Werbesystem und sehnen sich ganz bestimmt nicht nach unserem europäischen Soldatenglück.*)

---

*) Da es nach den englischen Gesetzen für Niemand eine Verpflichtung zum Militärdienste im stehenden Heere gibt — denn das stehende Heer selbst existirt eigentlich nicht gesetzlich als solches, sondern sein Fortbestand wird nur gleichsam ausnahmsweise allerjährlich durch einen Parlamentsact

§. LXVIII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die heutigen Parteien. — Was ist der sogenannte Ultramontanismus?

Die katholische Partei, wenn man die Katholiken, die doch als Vertreter des wahren Standpunktes im christlichen Staate keine Partei bilden, sondern vielmehr durch die Grundsätze ihrer Kirche die einzig richtige Ordnung im Staatsorganismus anstreben, bloß im Gegensatz zu andern Bestrebungen als Partei zusammenfassen will, haben wir bisher genugsam kennen gelernt. Zwar ist man gegnerischer Seits zur Zeit noch schlau genug, die Katholiken und ihre Kirche nicht als feindliche Partei offen zu bekämpfen: denn Millionen von Christen hängen ihr an. Also was thun? Man theilt schön die Kirche in zwei Lager; das eine Lager soll die echt katholische, wahre Kirche darstellen; und zu dieser gehören natürlich selbstverständlich die katholisch Getauften unter den von der Kirche innerlich Abgefallenen. Das andere Lager besteht aus den sogenannten Ultramontanen, die nach der Vorspiegelung der

---

bewilligt —, so kann ein Heer nur durch Anwerbung zusammengebracht und erhalten werden . . . .
Außer dem stehenden Heere gibt es in den drei Königreichen noch eine Miliz (Yeomanry), nur zur Vertheidigung des Landes bestimmt, die theils ebenfalls angeworben, im Nothfalle aber durch das Loos ausgehoben wird. Sie wird nur für einige Zeit jährlich zusammengezogen und geübt. Daniel's Handbuch der Geographie. Bd. II. Seite 674.

Die Heeresergänzung in Nordamerika geschieht bei der regulären Armee durch Werbung. Bei dem Ausbruch eines Krieges verstärkte sich früher das Heer nur durch Freiwillige. Da in dem 1861 ausgebrochenen Kriege die Zahl der Freiwilligen nicht mehr genügte, wurde zum ersten Mal im Jahre 1863 eine Aushebung mit dem Recht des Loskaufes angeordnet, dieses Recht aber im Jahre 1864 abgeschafft und dafür Stellvertretung eingeführt.

In jedem einzelnen Staate besteht außerdem noch eine Miliz, in die mit gewissen Ausnahmen jeder waffenfähige Bürger vom achtzehnten bis fünfundvierzigsten Jahre eingereiht wird. Daniel's Handbuch der Geographie. Bd. I. Seite 790.

Gegner aus der wahren Kirche ein Zerrbild gemacht haben. Es versteht sich nun zwar für Alle, die nicht in dieses teuflische Fanggarn gegangen sind, von selbst, daß wahrhaft nur der vermeintliche Ultramontanismus die echte Kirche ist. Aber nach der Devise: „Der Zweck — und zwar hier ein sehr unheiliger Zweck — heiligt das Mittel" ist der Name gut und brauchbar, um gegen die wahre Kirche mit aller Macht zu Felde zu ziehen. Das Wort enthält an sich einen ganz unverfänglichen Sinn für Jeden, der lateinisch versteht: es bedeutet „jenseit der Berge," wo nämlich für uns das Oberhaupt unserer Kirche residirt, das wir hoch verehren, obschon es nicht innerhalb der Grenzen unseres Staatsgebietes weilt. Mit diesem Worte nun hat man eine gehässige Bedeutung — Verzerrung und Entstellung der wahren Kirche — verbunden, um erfolgreicher das Ansehen der Kirche selbst untergraben zu können. Das Traurigste an der Sache aber ist, daß ein guter Theil der Völker dieses schlaue Sophisma in seiner Verlogenheit nicht zu durchschauen vermag, was doch so ungemein leicht wäre. Das Volk braucht nur zu fragen, wo denn das in Glaubens- und Sittenlehren unfehlbare Oberhaupt, die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester der katholischen Kirche sind, welche man den Ultramontanen als die echte Kirche entgegensetzt. Wo ist denn das kirchliche Lehramt, der kirchliche Organismus jener innerlich abgefallenen Katholiken? Heraus mit der Sprache! [1])

Nein, der sogenannte Ultramontanismus ist im Grund besehen nur der echte Katholicismus; „ist Ernstmachen mit den Grundsätzen und Lehren der katholischen Kirche auch gegenüber den Eingriffen der weltlichen Gewalt in das gottgegebene Recht der Kirche;" [2]) und wenn man denn doch von einer „ultramontanen Partei" sprechen will, so haben wir bisher deren

---

[1]) Gewissen, Glauben, Civilisation. Brixen im Verlag von A. Weger. 1868.

[2]) Zur Belehrung der Könige ꝛc. Leipzig, 1866. Commissions-Verlag von Heinrich Matthes. Seite 72.

Grundsätze nunmehr aus allen vorausstehenden Betrachtungen über den Staat vom katholischen Standpunkte kennen gelernt. Wir haben dann Nichts dagegen, wenn man die vorgetragenen Grundsätze als ultramontane bezeichnet.

Uebrigens ist der eigentlich gefährliche Ultramontanismus ganz wo anders zu suchen, nämlich im altrömischen (also ultramontanen) Recht. Schon Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) hatte sich für dasselbe interessirt. Auf dem großen Reichstag auf den ronkalischen Feldern bei Piacenza (Nov. 1158) wurde bereits als allgemeiner Grundsatz die römische Rechtsregel verkündet; „alles Volksrecht sei auf den Kaiser übergegangen; Alles, was er wolle, sei Gesetz (Quod principi placuerit, legis habeat vigorem). „Damit war, wie Höfler bemerkt, jeder Besitzstand angegriffen, jedes Recht verletzt, jede Freiheit gefährdet, und was so wenig bei germanischen Völkern vorhanden als bei christlichen erhört gewesen, **die Willkür durch Geltendmachung eines fremden, ausländischen und theilweise heidnischen Gesetzes zur unbedingten Herrschaft erhoben.** [1])

Dieser (juristische) Ultramontanismus, der alt-römisches Wesen, römische Institutionen, die römisch heidnische Staatsidee in sich schließt, kam erst recht in Geltung in der Zeit Karl's V. (1519—1558). „Durch das Aufkommen des römischen Rechts ward allen Ständen und Reichsgenossen das angestammte gute deutsche Recht und Herkommen und die öffentliche und mündliche Rechtspflege in der Muttersprache entrissen; und sie wurden einem fremden, volksfeindlichen, despotischen Gesetz unterworfen, das, in lateinischer Sprache geschrieben, nur von studirten Juristen verstanden, ausgelegt und gehandhabt wurde mittelst eines ganz neuen schriftlichen und heimlichen Verfahrens. Das war ein ebenso großes und schreckliches Uebel, wie die Kirchentrennung." . . . .

---

[1]) Geschichte des Mittelalters. Zweite Abtheilung. Regensburg, 1851. Verlag von G. J. Manz. Seite 83—84.

„Johann Oldendorp, einer der großen Juristen der Renaissance, prägte der ganzen modernen Juristenwelt den Grundsatz ein, es gebe nur **ein** Recht, und das sei das altrömische, classische. Das noch allen seinen Theilen zu ergründen, als wissenschaftliches System auszubilden und durch Gesetzgebung und Rechtspraxis allen Nationen aufzuzwingen sei die höchste Aufgabe." . . . . .

„Ein anderer großer deutscher Jurist, Georg Hofmann, der sich Holoander nannte, leistete am meisten im Aufsuchen und Vergleichen der alten, in Italien noch erhaltenen Handschriften der Pandecten und Novellen und durch vollständige Herausgabe des altrömischen Rechts oder des corpus juris im Jahre 1531. Alle Universitäten griffen begierig darnach; denn alle standen unter dem Einfluß der Fürsten nnd dienten ihrer Politik. Durch die juristischen Facultäten wurden auf allen Universitäten die rechtskundigen Beamten des modernen Staats herangezogen, deren sich die herrschenden Dynastien fortan bedienten, um das alte Recht der Nation und der Stände mit Füßen zu treten und vergessen zu machen." [1])

Will die Gegenwart immer gegen den sogenannten „Ultramontanismus" als den Urheber alles Unglücks in der Welt zu Feld ziehen, so sei sie doch billig und schaue sich einmal den im Vorausstehenden von Wolfgang Menzel gezeichneten anderen Ultramontanismus recht genau an!

§. LXIX. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Die heutigen Parteien. — Der Liberalismus.

Von der Demokratie in ihrer doppelten Richtung ist bereits in den §§. LIV. und LV. gesprochen worden.

Eine sehr mächtige Partei stellt gegenwärtig der Liberalismus dar. Liberal bedeutet 1) so viel als „einen Freien

---

[1]) So zu lesen in dem Werke: Allgemeine Weltgeschichte von Anfang bis jetzt. Neu dargestellt von Wolfgang Menzel. In zwölf Bänden. Stuttgart. Verlag von Adolf Krabbe. 1863. VII. Bd. Seite 160—161.

betreffend" im Gegensatz zum Sklaven; 2) „eines Freien würdig." Seitdem die christliche Kirche die Fesseln der Sklaverei gebrochen hat, sind alle Christen ohne Ausnahme liberal, d. h. „Freie" in der ersten Bedeutung, und besteht ihre Lebens-Aufgabe darin, auch der zweiten Bedeutung, d. h. des freien Menschen, würdig sich zu bewähren. Wie der Mensch nach christlicher Lehre kein Sklave ist, so muß er auch, wie überhaupt, ebenso im öffentlichen, politischen Leben in jedem Nebenmenschen dessen Freiheit ehren, also unter allen Tugenden vorzugsweise die Tugend der Freisinnigkeit pflegen und das suum cuique, Jedem das Seine, also die Gerechtigkeit, hochachten. Der echte Liberalismus strebt nach wahrer Freiheit für sich und für alle anderen Menschen und findet erst im Christenthum seine volle Verwirklichung.

Der Liberalismus, als Parteiname im politischen Leben, bezeichnete vor noch wenigen Jahrzehnten einen Kampf gegen jenes absolutistische Staatsleben, wie es sich seit dem sechzehnten Jahrhundert mehr und mehr in ganz Europa ausgebildet hatte, und hatte manche Berechtigung für sich.

Anders verhält es sich mit dem modernen Liberalismus. Dieser sucht wiederum die erste Bedeutung des Wortes „liberal" in der Art zur Geltung zu bringen, daß er alle Diejenigen, die nicht auf seine Fahne schwören, im politischen Leben als Sklaven zu betrachten scheint.

Dieser moderne Liberalismus rekrutirt sich zumeist aus den wohlhabenden oder aus den sogenannten gebildeten Ständen, hat mit dem positiven Christenthum gebrochen, haßt besonders die katholische Kirche und strebt endlich darnach, seine Ideen durch den Constitutionalismus zu verwirklichen. Der Liberale nennt sich gern einen Volksfreund; in der That aber muß ihm das Volk Sklavendienste thun. Ein namhafter Theil des armen Volkes muß dem Liberalen entweder durch Arbeiten im Schweiße seines Angesichts das Vermögen vermehren, wie in so vielen Fabriken geschieht; oder das arme Volk muß, da es vom Liberalen als seinem Kapitalherrn vielfach abhängig ist,

besonders im indirekten Wahlsystem (§. XXII.), nach liberalem Befehl politisch wählen, soll ihm nicht das Kapital gekündet werden; oder der Liberalismus ködert das Volk durch schöne Versprechungen in Bezug auf seine irdische Wohlfahrt, die er nicht hält; und in diesem Stücke ist ein guter Theil des Volkes in seinem blinden Glauben an die ihm gemachten Versprechungen wiederum nichts Anderes, als ein armer Sklave des Liberalismus. „Man sucht in den Kammern und in den Zeitungen dem Volke die grundfalsche Ansicht beizubringen, daß in den politischen Fragen alle wahren Volksinteressen enthalten seien, und legt sich dann den Schein bei, als ob in dieser Schreiber- und Rednerthätigkeit die höchste Volksfreundlichkeit bestehe. Viele gepriesene Namen der liberalen Partei verdanken diesem hohlen Schein ihren ganzen Ruhm, während ihre Träger für das wahre Wohl des Volkes Nichts geleistet haben." *)

Die große Masse des Volkes ist zudem noch positiv gläubig. Der Liberalismus ahnt instinktmäßig, daß die erhabene Lehre der christlichen Kirche im Volke das Bewußtsein seiner Ebenbildlichkeit mit Gott, seiner Menschenwürde, seiner Freiheit nährt; und darum sucht er das gläubige Volk durch allerlei Verführungen in Wort und Schrift von der Kirche abzuwenden, um es so sich leichter als Sklaven zu unterwerfen. Kurz: in das liberale Machtgebot soll sich das ganze Volk als Sklave fügen.

In der periodischen Presse seiner Gegner wird sein Name nicht selten mit dem Namen „Freimaurerthum" vertauscht, obschon es nicht gerade absolut nothwendig ist, daß der Liberale vom reinsten Wasser diesem Orden eingegliedert sei; jedenfalls aber fällt sein Wirken mit dem des Freimaurerthums identisch zusammen, und fördert der Liberale instinktmäßig dessen Zwecke. Je nach den besonderen Interessen der Staaten und der Völker treten zu den obigen wesentlichen Bestandtheilen des modernen Liberalismus in diesem Lande diese, in einem

---

*) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Freiherrn von Ketteler. Mainz, 1863. Seite 10.

anderen Lande jene außerwesentlichen constitutiven Elemente zu seinem Wesen.

Wie dem auch sein mag — jedenfalls wird sich der Liberalismus in seinem Streben, im Staate allein zu herrschen und das übrige Volk in drückender Knechtschaft zu halten, groß irren. Läßt sich auch das Volk von ihm berücken, so wird es doch schließlich in der praktischen Durchführung der gottlosen Grundsätze des Liberalismus consequenter sein, als dieser sein Lehrer und Zuchtmeister; mit einem Worte: es wird ihm aus dem Volke selbst ein fürchterlicher Feind erwachsen. Wie? — das soll im Folgenden näher nachgewiesen werden.

§. LXX. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Der Socialismus, ein berechtigter Erbe des Liberalismus.

Der liebe Gott sorgt immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachsen, und ebenso, daß die Menschen keinen Thurm bauen, der dahinein reicht. Und so hat er auch diesem unechten Liberalismus einen echten Sohn gegeben, der seines Vaters Mannesalter für ein hinfälliges Greisenalter erklärt und sich als den berechtigten Erben des Liberalismus immer kräftiger und entschiedener anmeldet, ich meine den Socialismus. Gott hat eine gewisse Logik in die Weltereignisse gelegt, welche es mit sich bringt, daß die großen Verirrungen der Menschheit durch ihre Consequenzen sich selbst zum Gericht und zur Zuchtruthe werden.

Der Socialismus, der an sich eine der verderblichsten Verirrungen des menschlichen Geistes ist, ist vollkommen berechtigt, wenn die Principien des Liberalismus wahr sind. Nur weil diese unwahr sind, darum ist auch er unberechtigt. Mache ich Ernst mit den Principien des Liberalismus, so komme ich consequenter Weise zum Socialismus.

Der Liberalismus macht den Staat zum präsenten Gott. Dennoch redet er von christlicher Religion, von der Kirche. Das ist offenbarer Unsinn. Wenn der Staat der präsente Gott ist, dann war die ganze Entwickelung der christlichen

Religion lediglich eine Verirrung. Deßwegen will der Socialismus Nichts von Religion, Nichts von Kirche, Nichts von Gottesdienst hören.

Der Liberalismus will die Ehe ihres religiösen Charakters entkleiden. Dennoch will er die Ehe in der Gestalt der Civilehe beibehalten. Da sagt der Socialismus: „Wenn Gott keine Ordnung für die Ehe festgesetzt hat, dann lassen wir auch von Menschen uns keine vorschreiben; dann ist unser Wille unser Gesetz, und unsere wechselnde Neigung ein Naturrecht, in welches Niemand eingreifen darf." [1])

§. LXXI. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus.

Der Liberalismus sagt: Es gibt kein ewiges göttliches Gesetz über dem Staat; das Staatsgesetz ist absolut. Die Kirche, die Familie, der Vater hat kein anderes Recht, als welches der Staat durch seine Factoren schafft. Aber das Eigenthum ist unantastbar. Es gibt zwar auch da Ausnahmen: der Kirche darf man es nehmen, denn ihr Eigenthumsrecht ruht ja nur auf dem Staatsgesetz; auch allen katholischen Anstalten darf man es aus demselben Grunde nehmen — aber in **unser** Eigenthum darf man nicht eingreifen. Da antwortet der Socialismus: „Das ist Unsinn. Wenn der Staat die einzige Quelle des Gesetzes und des Rechtes ist, dann ist er auch die Quelle des Privateigenthumes. Was der Staat über Eigenthum bestimmt, ist Recht; deßwegen fordern wir eine Revision der Gesetze über Eigenthum und Erbrecht. Der jetzige Zustand, nach welchem das gesammte Vermögen nur in den Händen Weniger ist, während die große Masse der Menschen das Leben in Armuth zubringt, ist grausam und

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum. Rede, gehalten auf der XXI. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands von Wilhelm Emmanuel, Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1871. Seite 12 u. 13.

unmenschlich. Nur die eigene Arbeit gewährt wahres Eigenthum. Das jetzige unbedingte Erbrecht ist verwerflich. Das gesammte Grundvermögen ist Gesammteigenthum der Menschen u. s. w."

Wenn der Vordersatz wahr ist, daß der Staat der präsente Gott, daß sein Gesetz absolut ist, wer kann dann noch dem Staate das Recht bestreiten, nach diesen Grundsätzen das Eigenthum zu reformiren? Sobald er es thut, hat es ja Gott gethan, der präsente Gott, um mit Hegel zu sprechen. Dann ist es geradeso Recht, wie es früher anders Recht war.[1])

§. LXXII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus.

Der Liberalismus lacht über die Ewigkeit, über den Trost der Religion. Materieller Genuß ist ihm die einzige Bestimmung des Menschen. Darum reißt er alle Reichthümer der Welt an sich, um die Mittel zu gewinnen, den sinnlichen Genuß so weit zu treiben, wie immer möglich. Dabei findet er es aber ganz in der Ordnung, daß **neunzig** Procent der Menschheit, selbst von allem Genuß ausgeschlossen, nur dazu leben, um den **zehn** Procenten der Auserwählten diesen Genuß bis zur Uebersättigung möglich zu machen.

Darauf antworten die Socialisten: „Auch wir lachen mit euch über die Ewigkeit, über eine ewige Belohnung für die Mühsale des Lebens; auch wir spotten mit euch, wie ihr es uns so emsig gelehrt habt durch eure Presse und eure Lehranstalten, über diesen Pfaffentrug. Wenn es aber wahr ist, daß es keine Ewigkeit gibt, daß unsere ganze Bestimmung in unserer Lebensdauer aufgeht und in dem Lebensgenusse ausschließlich besteht, dann ist es ein beispielloses Verbrechen, neunzig Procent der Menschen von der Erreichung dieser ihrer einzigen Lebensbestimmung auszuschließen und ihnen das Opfer

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum, von Freiherrn von Ketteler. Seite 13 u. 14.

ihrer ganzen Lebensbestimmung zuzumuthen im Interesse jener zehn Procent. Alle müssen deßhalb gleichen Antheil an den Lebensgütern haben. Alle müssen an ihrem Gewinn durch gleiche Arbeit mitwirken; Allen muß der Gewinn nach Maßgabe ihrer Arbeit ausgetheilt werden. Der Zustand, daß jetzt oft müßige, ja gewissenlose Couponsabschneider Alles genießen, der Arbeiter aber Nichts von Dem erhält, wofür der Mensch allein da ist, ist unerträglich." Solche Reden sind nicht wahr, weil Das nicht wahr ist, was der Liberalismus sagt, sondern was das Christenthum sagt; weil es eine Ewigkeit gibt, weil der irdische Genuß nicht die wahre und höchste Bestimmung des Menschen ist und ihn nicht wahrhaft glücklich machen kann; weil der Besitz Gottes allein seine höchste Bestimmung und seine höchste Befriedigung ausmacht. Wenn es aber wahr wäre, dann hätte der Socialismus Recht und der Liberalismus wäre dann ein unmenschlicher Egoismus. [1])

§. LXXIII. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus.

Der Liberalismus will Alle gleich machen. Das hat er der Welt verkündet und versprochen im Gegensatz zur Ungleichheit in früheren Zeiten. Deßwegen hat er damit begonnen, alle Standesunterschiede niederzureißen. Statt aber dieses Versprechen zu halten, hat er selbst einen Unterschied unter den Menschen gegründet, der schroffer ist, wie jeder andere: den nackten Unterschied nach Reichthum und Geldbesitz. Dieser Unterschied ist um so größer, weil er nicht mehr, wie in früherer Zeit der Standesunterschied, durch die Lehren des Christenthums ausgeglichen ist. Täglich wird die Kluft tiefer und weiter, welche die Menschen lediglich nach dem Gelde unterscheidet. Auch hier steht aber der Socialismus mit geballten Fäusten hinter

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum, von Freiherrn von Ketteler. Seite 14 u. 15.

dem Liberalismus und treibt ihn weiter auf der betretenen Bahn. „Vortrefflich," ruft er ihm zu, „alle Menschen sind gleich und sollen wieder gleich werden. Das muß aber Wahrheit werden. Die Aufhebung der Stände nützt Nichts, wenn der Besitz in den Händen Weniger jede Gleichheit unter den Menschen zerstört auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Er zerstört die Gleichheit in der gesellschaftlichen Stellung; er zerstört die Gleichheit des Rechtes auf allgemeine Bildung; er zerstört die Gleichheit des nothwendigsten und ursprünglichsten Menschenrechtes auf Erwerb der Lebensgüter; er zerstört die Gleichheit in der ganzen politischen Stellung, denn selbst das nackte Wahlrecht macht ihr ja vom Geldbesitze abhängig; er zerstört die Gleichheit durch den ungeheuren Einfluß, welchen er überall und in allen Verhältnissen, im öffentlichen und im Privatleben, den Reichen gibt vor ihren Mitbürgern, die Nichts haben; er zerstört sogar die Gleichheit vor dem Gesetze, von der ihr so viel redet, als ob die Welt sie euch verdanke; denn der Reiche hat ganz andere Mittel, sich den Schutz des Rechtes zu verschaffen, als der Arme ohne Rath und ohne Hilfe. Er zerstört die Gleichheit bezüglich des Anspruches auf den Besitz der Staatsstellen, von denen der Unbemittelte ausgeschlossen ist; er zerstört sogar die Gleichheit bezüglich der vielgerühmten allgemeinen Militärdienstpflicht, denn wer kann das eine Jahr des reichen Freiwilligen, dem dieser Dienst ein Vergnügen ist, den drei Jahren des armen Taglöhners und Handwerkers, der seinem Geschäfte entzogen wird, gleichstellen? Er ruft endlich einen unermeßlichen Unterschied in der Theilnahme und in dem Genusse aller Lebensgüter hervor, für die der Mensch, wie wir früher sahen, ja allein da ist. Bleibt uns daher mit euerer angeblichen Gleichheit vom Halse, so lange ihr selbst durch eure volkswirthschaftlichen Grundsätze den ganzen Reichthum in wenigen Händen concentrirt und die ungeheure Masse von Menschen mit ihrer Arbeitskraft zur käuflichen Waare macht, die sich täglich auf dem Markt verkaufen lassen muß!"

Das Alles, was hier der Socialismus dem Liberalismus sagt, ist ihm gegenüber wahr, aber im letzten Grunde dennoch unwahr, weil das Christenthum Recht hat, und sowohl der Liberalismus wie der Socialismus, wie sie den wahren und vollen Begriff der Freiheit nicht kennen, so auch nicht den der wahren Gleichheit, die nicht hauptsächlich in der irdischen Stellung besteht, sondern in anderen Gütern, von denen weder der Liberalismus noch der Socialismus was weiß. An sie dachte der heilige Paulus, als er den Philemon ermahnte, seinen Sklaven Onesimus, nachdem er durch die Taufe ein Gotteskind geworden war, nicht mehr als Sklaven, sondern als seinen liebsten Bruder wieder in sein Haus aufzunehmen. Je mehr das Christenthum Wahrheit wird, desto mehr macht es alle Menschen wahrhaft gleich in dem Besitze so hoher Güter, daß dagegen die irdische Ungleichheit, so weit es die irdischen Verhältnisse zulassen, verschwindet. Wenn aber der Liberalismus Recht hätte in seinen Principien, daß nur das Irdische Werth hat, dann wäre die Gleichheit, die er bietet, Lug und Trug; dann wäre allgemeine Gütergemeinschaft die absolut nothwendige Bedingung seiner Gleichheit, die freilich auch dann nur Schein wäre; dann hätte der Socialismus Recht und der Liberalismus Unrecht. [1])

§. LXXIV. Zur Charakteristik der Gegenwart. — Liberalismus und Socialismus.

Der Liberalismus hat uns seit vielen Jahren zugerufen: „Alles durch das Volk!" Hegel sagt ja: „Das Volk als Staat ist die absolute Macht auf Erden." Mit dieser Parole hat er gekämpft gegen die Obrigkeit von Gott und hat uns Christen verhöhnt mit unserem „Von Gottes Gnaden" — ein Wort, das zwar von dem Absolutismus unaussprechlich mißbraucht wurde, das aber dennoch die große

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum, von Freiherrn von Ketteler. Seite 15 u. 16.

alte Wahrheit des Apostels in sich schließt, daß jede Obrigkeit von Gott ist, insofern als jede, auch die von Menschen eingesetzte und gewählte, eine Gewalt übt, welche ihrem Ursprunge und ihrer Berechtigung nach von Gott stammt, indem Gott es ist, der die gesammte staatliche Ordnung mit allen ihren wesentlichen Bestandtheilen, also auch mit ihrer Autorität und Gewalt, als Naturgesetz für die Erhaltung des Menschengeschlechtes gegeben hat.

Mit jener Parole: „Alles durch das Volk!" hat der Liberalismus die gesammte alte Staats- und Rechtsordnung unterwühlt und über den Haufen geworfen. Mit dieser Zauberformel ist aber eine heillose Täuschung begangen worden. Die Doctrinen des Liberalismus, weder die des früheren noch die des jetzigen, sind nie die des eigentlichen Volkes gewesen und sind es auch jetzt nicht. Der Liberalismus hat wohl auf gewisse Volksschichten durch Presse und Schule Einfluß gewonnen, aber nur dadurch, daß er seine Doctrinen in das Volk hineingetragen; nie hat es eine Partei gegeben, die dem eigentlichen Volke, wie es leibt und lebt in seinen Häusern, Gauen, Dörfern und Städten, ferner gestanden hätte, als der Liberalismus. So mußte denn die Phrase: „Alles durch das Volk!" so nützlich sie war, um Alles zu unterwühlen, doch lediglich eine leere Phrase bleiben. Das Princip: „Alles durch das Volk!" wurde in der Praxis umgesetzt in: „Nichts durch das Volk und Alles durch den herrschenden Liberalismus!" Das war nun freilich eine kolossale Lüge, aber schon steht wieder jener ungerathene Sohn hinter ihm und treibt ihn weiter auf der betretenen abschüssigen Bahn. „Freilich," ruft er ihm zu, „Alles durch das Volk! — vortrefflich, aber nicht ihr, sondern wir sind die wahren Vertreter des Volkes. Ihr vertretet die zehn Prozent der Besitzenden, wir vertreten die neunzig Procent der Arbeiter. Das Volk, welches nach Hegel als Staat die absolute Macht

auf Erden ist, seid nicht ihr, das sind wir. Der Staat, der nach Hegel der wirkliche, präsente Gott, dessen Wille göttlicher Wille ist, sind wir mit unsern Arbeitern, nicht ihr mit euern Kapitalisten und Bankinhabern."

Auch hier können wir nur wiederholen: Wenn die Principien des Liberalismus wahr sind, dann hat der Socialismus Recht; aber auch er hat Unrecht, weil die ganze Hegel'sche Phrase von dem Staate als präsentem Gott und dem Volke als der absoluten Macht auf Erden an sich unwahr und in der Ausführung eine Unmöglichkeit ist. Wenn es heute den Socialisten gelänge, diese absolute Macht des Staates und des Volkes im Namen der Arbeiter an sich zu reißen, so würden sie morgen schon derselben Heuchelei verfallen und nicht nach dem Volkswillen, sondern nach ihrem eigenen diese Gewalt gebrauchen. Das liegt in der Natur der Dinge, die stärker ist als alle falschen Doctrinen und diese immer wieder ad absurdum führt. Viele Zahlen lassen sich nur deßhalb vereinigen, weil in jeder Zahl die Einheit liegt. Hundert sind hundert Eins, Tausend tausend Eins; damit läßt sich rechnen. Damit also die Floskel: „Alles durch das Volk!" Wahrheit werden könnte, müßte das Volk und zwar der Geist des Volkes oder noch näher der Wille des Volkes eine Einheit haben. Dieß ist aber nur möglich, wenn Jeder, der zum Volke gehört, an Gott glaubt und sich und seinen Willen seinem Gesetze unterwirft; namentlich also im Christenthum. Bei einem wahrhaft religiösen und christlichen Volke läßt sich in einer sehr wahren und erhabenen Weise von dem Volkswillen reden. Ein Volk ohne Gott, wie es der Liberalismus und Socialismus will, ein Volk, das dem Hegel'schen Wahnsinn verfallen ist, daß es selbst der präsente Gott sei, hat dagegen keine Einheit in sich, mit der man es zu einer gleichartigen Summe zusammenrechnen könnte, und statt der Einheit hat es in jener finstern

Macht, die so leicht den Willen des Menschen beherrscht, nur mehr das Princip der Trennung, nämlich in dem Egoismus. Ein Volk von Egoisten kann nicht eine Gewalt gründen, die es wahrhaft gemeinschaftlich vertritt. Daher kömmt es, daß alle diese Gott-Staaten, die auf diesem Lügenprincip gebaut werden, nothwendig einer herrschenden Partei anheimfallen, welche den Staat für sich ausbeutet. Da ist jedes Reden von Volkswille unwahr, da ist nur die Einheit der wechselnden Interessen der Parteigenossen möglich. [1])

§. LXXV. Diagnose des Verfalles und Todes der Völker und Staaten.

Hierüber spricht sich Ernst von Lasaulx in seiner am Schlusse dieses Paragraphes citirten Schrift im Allgemeinen also aus: „Wie das Kränkeln, Hinwelken, Verdorren der Blätter und Aeste eines Baumes ein Zeichen ist, daß die Wurzel krank sei: so müssen auch bei sinkenden und zerfallenden Völkern die äußeren Erscheinungen als die Folge einer innern Erschlaffung betrachtet werden. Mit dem Schwächerwerden, Abnehmen und endlichen Aufhören ihrer innern productiven Zeugungskraft, des nisus formativus im Leben der Individuen der Völker [2]), sinken dann,

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum, von Freiherrn von Ketteler. Seite 16, 17 u. 18.

[2]) Dieses Abnehmen auch der physischen Zeugungskraft hat Zumpt in der schönen Abhandlung über den Stand der Bevölkerung im Alterthum (Abhl. der Berliner Akademie aus dem Jahre 1840) unwidersprechlich nachgewiesen, indem er zeigt, daß in dieser Beziehung für Griechenland der peloponnesische, für Rom der zweite punische Krieg den Wendepunkt der sinkenden Volkskraft bilde, und daß es keine Chimäre sei, daß um die Zeit der Geburt Christi die altgriechische Welt schon lange im Aussterben begriffen gewesen, und auch die altrömische Welt drohende Vorboten ihrer inneren Auflösung gezeigt habe (p. 23, 45). In der Schlacht von Platää kämpften 8000 Spartiaten; 100 Jahre später bemerkt Aristoteles Pol. II., 6, 11, 12, daß der Staat kaum 1000 dienstfähige Männer mehr zähle und durch

vertrocknen und erlöschen zuletzt die sprachbildende Kraft, *)

Menschenmangel ὀλιγανθρωπία, untergehe. Denselben Menschenmangel bezeugt Polybius 37, 4, als überall in Griechenland in erschreckender Weise herrschend, Abneigung gegen die Ehe, Unfruchtbarkeit der Ehen, allgemeine Verödung der Städte; und ebenso bezeugt Strabon VIII., 4, 11, daß von den 100 Städten Lakoniens zu seiner Zeit außer Sparta kaum noch 30 Flecken, πολίχναι τινές, übrig seien. Noch trauriger schildert die allgemeine Verödung Griechenlands und der ganzen alten Welt, κοινὴ ὀλιγανδρία, zu seiner Zeit Plutarchus Mor. p. 413, 414. So lange ein Volk im Wachsen begriffen ist, ersetzt sich der durch Kriege und Seuchen entstandene Ausfall der Bevölkerung sehr schnell; im Alter der Völker dagegen nicht mehr. Ebenso im alten Rom. Im Jahre 225 vor Christus bei Gelegenheit des Krieges gegen die Gallier betrug die Summe der unter den Waffen stehenden Römer und Bundesgenossen 210,000 Mann, und in den Listen waren noch verzeichnet 558,000 Mann. Plinius III., 20, 138. Eutropius III., 5. — Polybius I., 64 dagegen bezeugt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit der römische Staat nicht mehr im Stande sei, solche Heere und Flotten, wie im ersten punischen Kriege, aufzustellen. J. Cäsar entdeckte bei dem im Jahre 46 vor Christus abgehaltenen Census einen allgemeinen, erschrecklichen Menschenmangel, δεινὴν ὀλιγανθρωπίαν: Dion Cassius 43, 25; und Diodorus II., 5 sagt, daß die jetzige Entvölkerung der Städte gegen die ehemalige Menschenfülle, πολυανθρωπία, eine allgemeine Klage sei. Kurz es ergibt sich, daß sobald ein Volk die Akme seines Lebens überschritten hat (corrigen wir: aus der sittlichen, auch das physische Gedeihen bedingenden Sphäre getreten ist), auch seine physische Zeugungskraft, seine Bevölkerung, im Ganzen geschätzt, stetig abnehme; was freilich nicht ausschließt, daß sie vorübergehend auch einmal wachse. Man darf daher von einer momentanen Uebervölkerung der Staaten nicht auf deren Jugendkraft schließen: auch in alten Familien hat man ja beobachtet, daß zuweilen, kurz bevor sie aussterben, eine auffallend große Kinderzahl erscheint. Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte von Ernst von Lasaulx. Seite 141, 142. Anmerkung 282.

*) Das Ableben und Sichausleben der Sprachen, bemerkt Ernst von Lasaulx in der citirten Schrift Seite 148, ist immer nicht die Ursache, sondern die Folge des innern Vertrocknens der Volksgeister; wie denn auch die Alten selbst schon das innige Wechselverhältniß der sittlichen und sprachlichen Verderbniß im Leben der Völker klar erkannt und ausgesprochen haben. Hiezu citirt er unter Andern Seneca Epist. 114, 1: apud

die religiöse Glaubenskraft,*) die politische Lebensenergie, die nationale Sittlichkeit, das Product der religiösen und der politischen Ideale, die poetische Kraft im Leben der Künste, die so innig zusammenhängen mit der ganzen naturfrischen Individualität der Völker, und zuletzt auch mit dem allmählichen Aufhören aller idealen Bedürfnisse das specifisch geistigste Erzeugniß des Völkerlebens, die lebendige Wissenschaft:**) bis der ganze Organismus, nur auf die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse reducirt, seelenlos aus einander fällt."

Sodann schildert der erwähnte Autor die besondern Symp-

Graecos in proverbium cessit, talis hominibus fuit oratio qualis vita (Es war ein Sprichwort bei den Griechen: die Sprache der Menschen entspricht ihrem Leben); und §. 11: ubicunque videris orationem corruptam placere, ibi mores quoque a recto descivisse non erit dubium (wo immer man eine verderbte Sprache gefallen sieht, da darf man gewiß sein, daß auch die Sitten verderbt sind).

*) Seite 149 sagt Lasaulx: . . . Gerade unter den sogenannten Gebildeten entstehen, in der Regel durch Halbwisser, und gewinnen eben darum große Ausdehnung, sensualistische, skeptische, materialistische Systeme: in Griechenland nach Aristoteles, unter den Juden und in Rom zur Zeit Christi; in den neuern Zeiten, bei der Gleichartigkeit aller modernen Bildung, fast überall in Europa und über die Grenzen Europa's hinaus. Namentlich ist es der Glaube an die göttliche Wesenheit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, der, wie er überall, wo ursprüngliches Leben ist, sich von selbst versteht, weil er die Seele desselben ist, jetzt in der Zeit der alternden und zerfallenden Völker massenhaft angefressen und geleugnet wird, d. h. gleichzeitig mit dem zerfallendem Volksleben selbst mit in's Grab sinkt.

**) Von Lasaulx, Seite 153: Was könnten beide — Künste und Wissenschaften — noch wahrhaft Großes hervorbringen, wo der Kern des Lebens faul und angefressen ist? Das wahrhaft Große und Schöpferische wird nur in der substanziellen Wärme des Lebens und, zur bessern Hälfte, im Zustande naiver Unwissenheit geboren; der bloße berechnende Verstand und die ätzende Schärfe seiner Kritik haben nie und nirgendwo weder ein originales Kunstwerk, noch ein gesundes echt wissenschaftliches Werk hervorgebracht, weil beides nur Sache des Charakters ist, und aus der Ganzheit und Fülle des Lebens geboren worden, die gelehrte Zergliederungskunst aber nur an Leichen geübt werden kann.

tome des Absterbens der politischen Lebenskraft und der nationalen Sittlichkeit also: „Das Absterben der politischen Lebenskraft und der nationalen Sittlichkeit zeigt sich successive darin: daß mit der beginnenden physischen und psychischen Entartung *) der Völker ihr Gesammtleben seine Spannkraft verliert und, durch die Zeugung fortgepflanzt, ein immer schwächeres Geschlecht hervorbringt; — daß mit dem Schwächerwerden und Erkalten des Nationalgefühles auch der öffentliche Geist, der echte Patriotismus, erlischt; — daß dann statt der compacten Volkseinheit nur noch Aggregate von Individuen existiren, Sklaven und Despoten, und nur der individuelle egoistische Verstand noch thätig bleibt; — daß jeder ideale Freiheitssinn erlischt und in Gleichgiltigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten übergeht; statt der substanziellen sittlichen Wärme eine fein berechnende Lebensklugheit, statt der früheren herzerhebenden Aufopferung kalte, falsche Selbstsucht, statt der alten, frugalen Mäßigkeit ein entnervender, genußbegieriger Luxus, statt ehrenfester Wahrhaftigkeit und Mannhaftigkeit feige und lügenhafte Charakterlosigkeit herrschend wird; — und daß, nachdem also alles moralische Cement, welches den Bau der Staaten zusammenhält, zerbröckelt ist, zuletzt allgemeine Erschlaffung, Fäulniß und Tod eintritt. Greifbar zeigt sich diese Degeneration im Innern, vorzüglich in dem Verfall der conjugalen Verhältnisse: Ehe und Kinder werden als Last betrachtet; womit dann das Fundament des bürgerlichen Lebens, die Familie, untergraben, mit den Hausvätern die echten Staatsbürger aufhören, und Jeder nur sich und seinem momentanen Vortheil lebt, unbekümmert um das Ganze, welches der Teufel holen mag. Das Familienerbgut wird in's Unendliche getheilt, woraus Pauperismus, Socialismus, Communismus, alle Aus-

*) Ich meines Theils würde corrigiren: der beginnenden psychischen und darum sofort physischen Entartung. Denn die psychische, d. h. sittliche Entartung ist im Allgemeinen die die physische Entartung bewirkende Ursache.

geburten des politischen Wahnsinns entstehen. Das Recht wird das ausschließliche Eigenthum der Juristen und es bildet sich eine Rechtswissenschaft, die nicht die Blüthe, sondern die dürre Frucht des vertrockneten Lebensbaumes der Völker ist. In diesen Zeiten auch entsteht der scheußliche Grundsatz aller herz- und kopflosen Egoisten: *ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί,* *) „wenn ich gestorben bin, mag die Erde in Feuer aufgehen," après moi le déluge („nach mir mag die Sündfluth kommen"), wenn es nur mich noch aushält! Regierung und Beamte, innerlich rathlos und thatlos, bleierne Bureaukraten, lasten auf dem Leben und fungiren nur noch gegen hohe Sporteln und Stempelgebühren; zuletzt wenn alle Arten von Steuern erschöpft sind, kommt es zum Verkauf der Staatsgüter, zu Anleihen, ohne zu wissen, wie man sie zurückzahle, zur Verschlechterung der Münze, zum Papiergeld und zum Staatsbankerott. Endlich, am Ende des Endes, zerfällt auch der Militärorganismus in zuchtlose Rotten, und das Volk wird wie ein Haufen Getreidekörner, in deren jedem der Wurm sitzt. Und gegen diesen Tod der Völker, wenn nicht eine wohlthätige Hand sie als Jünglinge oder Männer hinwegnimmt, oder die Leiden des Alters abkürzt, gibt es kein Heilmittel, so wenig als gegen den Tod der Individuen. [1])

Wie dem auch sein mag — die vorausstehende Diagnose enthält viele Wahrheit. Es ergibt sich sofort die Frage: Gibt es denn gegen den Verfall des nationalen Lebens gar kein Mittel? Theilen die Staaten wirklich dasselbe Lebensloos mit den Individuen, von denen keines dem Tode entflieht?

Ehe wir diese Frage beantworten, wollen wir episodisch im nächsten Paragraphe an der Hand der Geschichte die Dauer der größten Reiche mit der bisherigen Dauer des Organismus der katholischen Kirche vergleichen.

---

*) Der Wahlspruch des Kaisers Tiberius bei Zonaras XI. 3 p. 443, 12.

[1]) Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte, von Ernst Lasaulx. S. 147, 150, 151, 152.

§. LXXVI. Vergleichung der Dauer der größten Reiche mit der bisherigen Dauer des Organismus der katholischen Kirche, ein wohl zu beherzigender Wink für jeden denkenden Menschen. — Eine interessante Aeußerung des protestantischen Geschichtsforschers Macaulay. — Aussprüche zweier protestantischen Fürsten.

Nach dem Zeugniß der Geschichte hat das gewaltigste aller asiatischen Weltreiche, das babylonisch-assyrische von Ninus bis auf Sardanapalus, 1240 Jahre gedauert; die größte europäische Weltmacht, das alte Rom, von Romulus bis auf Romulus Augustulus, 754 vor Christus bis 474 nach Christus, 1230 Jahre; das neurömisch-byzantinische Reich von Constantinus dem Großen bis auf Constantinus Paläologus, 330 bis 1453, im Ganzen 1123 Jahre; und das ehemalige Reich deutscher Nation von Karl dem Großen bis auf Franz II., 800 bis 1806, d. i. 1006 Jahre. [1])

Und wie steht es mit der römisch-katholischen Kirche? Hören wir, was der englische Geschichtschreiber Macaulay über sie urtheilt! Die großartige Stelle, die hier folgt, findet sich in den Kleinen historischen Schriften, übersetzt von Bülau IV. p. 61 ff.:

„Es gibt auf dieser Erde kein Werk der menschlichen Politik und hat niemals eines gegeben, welches eine Untersuchung so sehr verdient als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die zwei großen Zeitalter der Civilisation, das Alterthum und die neue Zeit. Es gibt keine andere Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführte, wo der Rauch der Opfer aus dem Pantheon aufstieg und wo Giraffen und Tiger im flavischen Amphitheater umhersprangen. Die stolzesten Königshäuser sind im Vergleich mit

[1]) Aus der Schrift: Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte, von Ernst von Lasaulx. München, 1856. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Seite 140.

der langen Reihe der römischen Päpste nur von gestern her. Diese Reihe können wir in ununterbrochener Folge von dem Papste, der Napoleon im neunzehnten Jahrhundert krönte, bis zu demjenigen zurückverfolgen, der Pipin im achten krönte, und die erhabene Dynastie erstreckt sich weit über die Zeit Pipins hinaus, bis sie in das Zwielicht der Sage sich verliert. Und noch immer steht das Papstthum da voll Leben und Kraft, während alle anderen Reiche, die mit ihm von gleichem Alter waren, längst in Staub zerfallen sind. Die katholische Kirche sendet noch immer bis zu den Grenzen der Erde ihre Missionäre aus, und tritt noch immer feindlichen Königen mit derselben Macht entgegen, mit der sie dem Attila entgegentrat. Die Zahl ihrer Angehörigen ist größer als in irgend einer früheren Zeit: ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie für das in der alten Verlorene reichlich entschädigt. Auch sehen wir keinerlei Anzeigen, daß das Ende ihrer langen Herrschaft sich nähere. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Stiftungen, die jetzt in der Welt bestehen, und sie wird vielleicht auch das Ende von allen sehen und überleben. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse einen Fuß nach Brittanien gesetzt, bevor der Franke den Rhein überschritten hatte, als griechische Beredtsamkeit noch in Antiochien blühte, als in dem Tempel zu Mekka noch Götzenbilder angebetet wurden. Und sie mag noch in ungeminderter Kraft bestehen, wenn einst irgend ein Reisender aus Neuseeland, inmitten einer weiten Einöde, sich auf einen zerbrochenen Bogen der Londonbrücke stellt, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll. Wahrlich, diese Kirche ist das Meisterwerk menschlicher Weisheit. Im vorigen Jahrhunderte war das Papstthum so heruntergekommen, daß es ein Gegenstand des Spottes für Ungläubige und mehr des Mitleides als des Hasses für uns Protestanten war; und es ist darum nicht befremdend, wenn im Jahre 1799 selbst scharf-

sichtige Beobachter menschlicher Dinge geglaubt haben, daß endlich die letzte Stunde der römischen Kirche gekommen sei. Eine ungläubige Gewalt herrschend, der Papst in Gefangenschaft sterbend; die erlauchtesten französischen Prälaten in einem fremden Lande von protestantischen Almosen lebend, die edelsten Gebäude, welche die Municificenz früherer Zeiten der Verehrung Gottes geweiht hatte, in Siegestempel oder in Bankethäuser für politische Vereine verwandelt: von solchen Zeiten ließ sich wohl annehmen, daß sie das nahende Ende ihrer langen Herrschaft endlich verkündeten. Doch das Ende kam noch nicht. Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsündfluthlichen Königen gebaut sei und, allein von allen menschlichen Werken, die Wucht der Fluth getragen habe. So ist das Geschick des Papstthums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden; aber seine tiefen Grundlagen waren unerschüttert geblieben, und als die Wasser abgelaufen, erschien es allein unter den Trümmern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rath von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderliche römische Kirche war wieder da."

Diesem Urtheile Macaulay's schließen sich an die Bemerkungen zweier protestantischen Fürsten. „Vierundvierzig Mal," sagte Friedrich IV. von Preußen, „sind die Päpste schon aus Rom vertrieben worden, aber Alle, welche zum Nachtheil des Papstthums dort eingezogen, sind alle wieder ausgezogen, die Päpste dagegen, wenn vertrieben, sind alle wieder dahin zurückgekehrt." — „Der Papst erhält immer seine Soldaten wieder," schrieb im vorigen Jahrhundert König Friedrich II. von Preußen an Voltaire; „wie das geschieht, ihr Herren Philosophen, strengt euer Denken an, häufet Gründe auf Gründe; der Papst wird an einem Tage über den Haufen werfen, was ihr mit Mühe in zwanzig Jahren aufgebaut habt."

§. LXXVII. Fortsetzung. — Folgerungen.

Dem denkenden gläubigen Katholiken ergibt sich aus dem Vorausstehenden folgendes Prognostikon für die christlichen Völker und Reiche:

Bleiben die Nationen nicht etwa bloß äußerlich, dem Namen nach, sondern innerlich, in ungeschwächter Glaubenskraft dem Organismus der katholischen Kirche verbunden und eingegliedert, so participiren sie nothwendig auch für ihren eigenen Halt an der Dauer und Festigkeit dieses stets lebensfrischen Organismus. Fallen sie hingegen von der Kirche ab, so mögen sie wohl eine Zeit lang auf der Bühne der Weltgeschichte eine glänzende Rolle spielen, tragen aber in sich den Keim der Verwesung, der immer weiter um sich frißt, bis sie zuletzt reif für den Todtengräber werden, der sich gewiß auch zur rechten Zeit einfindet in dem einen oder andern stärkeren Eroberer. Warum trägt denn gerade der Organismus der katholischen Kirche eine so vitale Kraft in sich, daß, um mit Macaulay zu sprechen, „die stolzesten Königshäuser im Vergleich mit der langen Reihe der römischen Päpste nur von gestern her sind"? Diese Kirche ist eben eine göttliche, nicht menschliche Stiftung, und nur sie birgt daher in sich die allein die Nationen belebenden und erhaltenden Principien der Wahrheit.

Freilich haben wir es hier mit einer conditionalen Behauptung zu thun, deren bedingender Vordersatz nach dem Zeugniß der Geschichte nur geringe Aussicht auf immerwährende Verwirklichung im Leben der Völker hat, die, weil aus freien, jedem verführerischen Einfluß ausgesetzten Menschen bestehend, auf die Dauer dem Abfalle von den das nationale Leben erhaltenden Principien der Religion sehr möglicher Weise auch nicht widerstehen.

Gleichwohl aber bleibt unsere conditionale Behauptung in ihrer ganzen logischen Schärfe wahr. Denn wenn es schon in Bezug auf alle Religion, selbst in Bezug auf die heidnischen

Religionen,*) wahr ist, was Ernst von Lasaulx**) sagt, daß nämlich „alle Epochen, in welchen die religiöse Glaubenskraft vorherrscht, glänzend, herzerhebend, fruchtbar für die Mitwelt und Nachwelt sind" . . . . und daß „die Völker selbst nothwendig absterben und zerfallen müssen, sobald ihre religiöse Lebensquelle vertrocknet, dieser Feuerherd erkaltet; ganz wie ja auch der menschliche Leib in seine Bestandtheile zerfällt, sobald ihn die gestaltende Seele, der belebende Geist nicht mehr zusammenhält" — — um wie vielmehr muß dieß wahr sein in Bezug auf die christliche Religion, wie sie unverfälscht nur die von Gott selbst gegründete katholische Kirche enthält!

Einmal enthält die christliche Religion als göttliche Offenbarung nur die Wahrheit; die katholische Kirche, der Hort und die Verkündigerin dieser Wahrheit, trägt dieselbe in die Seelen, die ihr angehören, heiligt sie durch die Wahrheit, durchdringt sofort, wenn im nationalen Bewußtsein die religiöse Glaubenskraft frisch und lebendig bleibt, den ganzen Staat mit dem Geiste der Wahrheit und gibt folglich nach dem Grundsatze: „Wie die Theile, so das Ganze," dem gesammten Staatsorganismus von innen heraus den stärksten innern Halt.

Zweitens enthält die christliche Religion und sofort deren von Gott bestellte Trägerin, die katholische Kirche, das Princip der wahren Freiheit. In Folge des Grundsatzes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und in Folge der Durchführung dieses Grundsatzes mittelst der Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt kann der mächtigste Gewalthaber

---

*) Insoferne auch die heidnischen Religionen darin Wahrheit enthalten, daß sie über dem menschlichen Geiste und Willen ein höheres, göttliches Wesen erkennen, dem die Menschen sich unterordnen müssen; insofern dann auch die heidnischen Religionen noch, wenn auch in verzerrter, entstellter Form, Theilwahrheiten der ursprünglichen Offenbarung in sich bergen; und insoferne sie endlich von dem, was sonst in ihnen Lüge und Irrthum ist, nicht der Art angefressen und angefault sind, daß sie den Menschen kaum über das Thier erheben.

**) Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte. Seite 100, 101.

zwar über den Leib gebieten, vermag aber Nichts über die freie Seele, die Gott angehört, die in „jenem Reiche" athmet, „das nicht von dieser Welt ist," und wird sofort beständig an die Wahrheit erinnert, daß seine Macht nicht unbegränzt, nicht schrankenlos, nicht absolut ist. Die katholische Kirche hat darum, so oft die Staatsgewalt in das Gebiet des Christenthums Eingriffe sich erlaubte, wie ein Cherub mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese dieses Gottesreiches, „das nicht von dieser Welt ist," gestanden, mit heroischem Muthe auf Leben und Tod die Freiheit und die Rechte dieses Gottesreiches vertheidigt und damit zugleich in ausdauernder Treue das Heiligthum des menschlichen Gewissens und der menschlichen Freiheit gehütet.*)

§. LXXVIII. Das Christenthum allein hat durch die katholische Kirche alle großen Fragen der Gesellschaft gelöst und löst sie noch immer.

Welch' ein mächtiges Ferment inmitten der staatlichen Ordnung ist dieses christliche Reich der Wahrheit und der Freiheit! Wie wundersam großartig wächst und blüht von ihm heraus das nationale Leben! Hat in der That nicht das Christenthum mit seinem schöpferischen Geiste alle großen Fragen der Gesellschaft gelöst? „Das Christenthum hat den Geist der Sklaverei gebrochen. Das schien wahrhaft unmöglich. Bis auf die letzte Spur war die Ahnung von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der Menschen, von der Bestimmung aller Menschen zu einem Ziele, von einer allen Menschen eigenen hohen Menschenwürde entschwunden. Der Grieche erkannte nur dem freien Griechen, der Römer nur dem römischen Bürger, dem Civis Romanus, den Vollbesitz der Menschenwürde zu. Daß auch der Sklave eine Menschenseele besitze, die ihrem Ursprunge und ihrer Bestimmung nach denselben

---

*) Man vergleiche damit auch den §. XXIII., S. 386—388, wo gesagt worden, daß die Kirche allein noch mächtig sei, gegen den Bureaukratismus und Absolutismus des modernen Staates anzukämpfen.

Werth habe, wie ihre eigene, lag ganz außerhalb ihrer Vorstellung. Der Sklave wurde dem Thiere ähnlich gehalten und nicht als Mensch behandelt. Das Christenthum hat diesem ganzen großen Theile des Menschengeschlechtes die Menschenwürde wiedergegeben. Der Geist des Christenthums hat aus den Sklaven der ländlichen Bevölkerung theilweise den Bauernstand entwickelt und aus den Sklaven in den Städten den Bürgerstand." *) Hat ferner nicht die christliche Kirche das Weib aus seinem Sklavenjoch zu der dem Manne ebenbürtigen Stellung erhoben und durch das Sacrament der Ehe das Familienleben — die Stütze und das Fundament des Staates — geheiligt und befestigt? Hat nicht die christliche Kirche durch immer tiefere Einprägung des großen Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe zur Errichtung zahlloser Asyle für das Elend, das hilflose Alter und die Krankheit den mächtigsten Impuls gegeben und aus ihren eigenen, einst so reichen Mitteln selbst solche Zufluchsstätten sonder Zahl gebaut? War nicht in ihren vielen Klöstern der Armuth eine permanente Nahrungsstätte erschlossen? Hat nicht die Kirche die Gesetzgebung mit ihrem idealen Geist durchwärmt und allenthalben die Sitten gemildert? —

Wo die Kirche die Gewissen der Menschen beherrscht, sie an dem Quell göttlicher Wahrheit und Gnaden, der in ihr fließt, stärkt, labt und kräftigt, da blüht nationale Wohlfahrt, da mögen zwar auch Unordnungen und Parteikämpfe stattfinden — denn Menschen sind noch keine Engel — aber jede Unordnung, jeder Parteihader ist kein klaffendes, unheilbares Geschwür, das alle Augenblicke wieder aufbricht, wie dieß in

---

*) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Dritte Auflage. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1864. — Ueber die Abschaffung der Sklaverei, wie überhaupt über alle Segnungen des Katholicismus auch in socialpolitischer Beziehung gibt das Werk: Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation, von J. Balmes, den gründlichsten Aufschluß.

einer dem Christenthum entfremdeten Gegenwart geschieht, sondern findet wieder Heilung und Versöhnung vom christlichen Gewissen aus, das von innen heraus wie von Gott getrieben die entzweiten Menschen in Friede vereinigt; — wo die Kirche die Gewissen der Menschen lenkt, da ist auch die Kluft zwischen Reichthum und Armuth überbrückt von christlicher Mildthätigkeit, wie einst im Mittelalter; da gibt es wohl Verschiedenheit der Menschen nach höheren und niederen Ständen, aber keine Sklaven, keine herzlosen Kapitalisten und Fabrikherren, die ihr Vermögen durch den Schweiß armer Arbeiter in's Unermeßliche vermehren oder den kleinen Handwerker ruiniren, weil er mit ihnen nicht concurriren kann; da entwickelt sich das Volk nach Genossenschaften, nach naturgemäßen Klassen mit organischen Einrichtungen, welchen der Kapitalist neben dem ärmeren Bürger eingegliedert ist, in denen jener diesem Schutz gewährt, und welche für ihre Genossen sorgen, daß keiner brodlos oder im Unglück verlassen sei, wenn er sonst seine Schuldigkeit thut, wie dieß einst bei den christlichen Zünften des Mittelalters der Fall gewesen, statt daß jetzt durch eine regellose Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ein Jeder auf sich selbst gestellt ist, so daß der Kapitalist Demjenigen, dessen ganzes Kapital nur seine Arbeitskraft ist, mit seinen reichen Mitteln und Fabriken, weil er ebenfalls auf sich gestellt und keinem seine Handlungsweise moralisch bestimmenden Verbande angehört, die gefährlichste Concurrenz eröffnet, die jenen zum Bettler macht; mit einem Worte, wo das Christenthum blüht, da findet auch die sociale Frage eine segensvolle Lösung, und zwar, wie gesagt, von einer Stätte aus, wo nicht liberale Kammermajoritäten, sondern das göttliche Gebot entscheidet, nämlich vom Gewissen aus. Wo das Christenthum blüht, da blühen auch Künste und Wissenschaften, Zeuge dessen sind die katholischen Denker und Künstler aller Jahrhunderte. Wo das Christenthum blüht, da blüht auch sittliche und mit dieser politische Freiheit, und darf keinerlei Bureaukratie die gesunden Ideen des Christenthums über die Freiheit, wie sie jedem Bürger in's Herz

und Gewissen geschrieben sind, häretisch verkehren und aus ihm ein unmündiges Wesen machen, dem bei jedem Schritt und Tritt ein Vormund nöthig sei. Wo Christenthum und Kirche ungehindert ihren segensreichen Missionsgang antreten und fortsetzen dürfen, da genügen nach dem Grundsatz: plus valent boni mores quam bonae leges wenigere Gesetze, da ist auch die Achtung vor dem Gesetz stark, da blüht die wahre Civilisation.

Ein Volk, in welchem die Kirche nicht bloß äußerlich ihre Stätte aufgeschlagen, sondern das tief innerlich ihre Lehren und Wahrheiten bewahrt, spielt auch die Hauptrolle in der Weltgeschichte, die ja im Christenthum culminirt. Das Gewissen ist hier der Vermittler der christlichen Wahrheit nach Außen, ist gleichsam die innere Werkstätte, in welcher der Gedanke nach den Grundsätzen des ewigen Rechtes geprüft wird, ehe er als That in das öffentliche Leben entlassen wird. Ist das Gewissen wahrhaft christlich, auf's Ideale, Wahre, Edle und Große gerichtet, dann werden aus ihm nur christliche, ideale, wahre, edle, große Thaten geboren. Ein Volk nun vollends, dessen überwiegende Mehrheit von Bürgern ein solches Gewissen in der Brust birgt — welcher Großthaten ist es nicht fähig? Es wird zum Mittelpunkt der Weltgeschichte, die ja nichts Anderes in letzter Instanz ist, als Dei gesta per homines." [1])

---

[1]) Aus meiner Schrift: Gewissen, Glauben, Civilisation. Brixen, A. Weger's Buchhandlung. 1868. Seite 160, 161. — Im Vorausstehenden ist von dem katholischen Christenthum, wie man sieht, in ganz ausdrücklicher Weise gesprochen: der Katholik, der auf dem Boden der Geschichte steht, kann eben nicht anders sprechen. Es bleibt übrigens den von der Kirche getrennten christlichen Confessionen unbenommen, den von ihnen ausgegangenen Segen für das nationale Leben darzuthun, wenn oder wie weit sie dieß vermögen! Jedenfalls aber stechen die Katholiken und Akatholiken, insofern sie sich als bestimmte Confessionen geltend machen, sehr vortheilhaft von Jenen ab, die nur dem Christenthume so im Allgemeinen, dem confessionslosen Christenthum, den Ruhm und die Ehre zuerkennen, so Großes und Segensreiches im nationalen Leben zu bewirken. Diese letztere Anschauung, die auch in der Gegenwart von den

Wie thöricht muß, wahrlich! eine Staatsgewalt handeln, welche die katholische Kirche, diese treue Hüterin des Christenthums, in welchem der Quell der Wahrheit, Freiheit und Wohlthätigkeit fließt, dessen belebende Wasser in tausende von

---

Feinden der Kirche praktisch in Geltung gebracht werden will, mag darum hier eine kurze Beleuchtung finden. Der Recensent der unlängst bei Oldenburg in München unter dem Titel: Der Kirchenstreit und die bayerische Volksschule erschienenen Schrift, der in Nr. 23 der Beilage zur Augsb. Postzeitung (11. April 1872) mit Recht ein confessionsloses Christenthum „so abgeschmackt findet, daß man meinen sollte, ein denkender Mensch müßte sich (über eine derartige Geltendmachung) schämen," sagt unter Anderm darüber sehr wahr: „Es ist, als ob ein Fieberkranker Obst begehrte, das aber weder Apfel noch Birne noch sonst etwas dergleichen sein dürfe, sondern bloß Obst. Es gibt und kann kein Christenthum geben außer ein confessionelles, und wer sich zu keinem der bestehenden christlichen Bekenntnisse bekennen will, muß sich jedenfalls selbst eines machen, entweder für sich allein oder in Gemeinschaft mit Anderen. Völlige Bekenntnißlosigkeit ist einfach Charakterlosigkeit, und an dieser Krankheit leiden gegenwärtig allerdings sehr Viele. Gewöhnlich aber versteht man unter Confessionslosigkeit nur eine gewisse aufgeklärt sich dünkende Erhabenheit über die bestehenden historischen Confessionen . . . . . . Es kann auch nicht einmal der Staat als solcher völlig confessionslos sein; und in der That ist er es auch nie; er muß doch wenigstens einen allwissenden Gott bekennen; sonst kann er auch keinen Eid mehr verlangen . . . .

. . . .

Mag der Confessionalismus Manchen streng und starr scheinen; aber er ist, wie das starre Knochengerippe des menschlichen Körpers, ohne welches der Leib ein bloßer haltloser Fleischklumpen wäre. Auch die Kunst hat ihre starren Regeln; aber diese bilden nur die Grundlagen, über denen sich das reiche, blühende Leben ausbreitet. Die sogenannte Starrheit des Confessionalismus gleicht sich im Leben und geselligen Verkehr durch Duldsamkeit und Liebe leicht aus (wenigstens unter Christen), wenn nur die Staatsgewalt nicht mit plumper Hand eingreift. Principiell betrachtet also gibt es ohne confessionelles Christenthum überhaupt kein Christenthum." — — Wenn in diesem Anhang öfter von der confessionslosen Staatsgewalt die Rede war, so ist diese Confessionslosigkeit nur von der unparteiischen, nicht diese oder jene Confession vorzugsweise begünstigenden Behandlungsweise in einem Staate zu verstehen, wo verschiedene Religionsgesellschaften zugelassen sind, ist aber nicht auf die Umgehung und Negirung alles Glaubens, wie z. B. des Glaubens an einen allwissenden Gott ausgedehnt, was auch oben angedeutet worden.

Geistesadern des Volksorganismus sich ergießen, in Fesseln zu schlagen unternehmen und, wenn dieß je gelingen könnte, auch vernichten wollte. Denn gelänge es der Staatsgewalt, das Heiligthum des Christenthums zu zerstören, dann wäre sie zur Mörderin des nationalen Lebens geworden, das nur aus dem Borne des Christenthums als der allein wahren Religion auf die Dauer genährt und erhalten werden kann.

§. LXXIX. Welchem der heutigen Völker gehört die Zukunft? — Eine unmaßgebliche Conjektur.

Es mag füglich hier auch die öfter gehörte Frage eine Stelle finden, welchem der heutigen Völker, eine Zukunft, d. h. die Ehre zugesprochen werden kann, Träger der Weltgeschichte und der Cultur zu sein? Darauf eine positive Antwort zu geben, wäre anmaßend. Aber dem Gesagten zu Folge kann mit aller Bestimmtheit erwidert werden: Jedenfalls den Nationen, in welchen die großen Principien der katholischen Kirche einen günstigen Boden im nationalen Bewußtsein finden werden. Unmaßgeblich aber mag hier die Vermuthung ausgesprochen werden, daß nach dem bisherigen Culturgange der Geschichte von Osten nach Westen und nach sehr gegründeten Wahrnehmungen die nächste Zukunft den in englischer Zunge redenden Völkern der germanischen Race angehören dürfte. Die Katholicirung England's [1]) und des noch jugendlich frischen Nordamerika's geht in einem dem Liberalismus furchtbaren

[1]) Die Audienz des Prinzen von Wales beim Papste hat großes Aufsehen erregt. Wie aus ganz zuverläßiger Quelle berichtet wird, erkundigte sich der heilige Vater zuerst mit großem Interesse nach dem Gesundheitszustand des Prinzen und seiner königlichen Mutter, und sprach sich mit großer Befriedigung über den religiösen Sinn des englischen Volkes, über die Stellung und Behandlung der Katholiken in Irland aus, indem er hinzufügte, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn in manchem katholischen Staate die katholische Kirche so respectirt würde, als dieses durch die protestantische Regierung Großbritaniens geschehe.

Diese Audienz hat den Fanatismus des bekannten protestantischen Parlamentsmitgliedes Newdegate arg erregt und ihn zu einer Interpellation im Unterhause veranlaßt. Aber sein Nopopery-Geschrei fand in

Umfange vor sich. Namentlich bot das Concilium in Baltimore (7. bis 21. Oktober 1866) gewiß ein zu mancherlei Schlüssen veranlassendes Bild kirchlichen Lebens in Amerika.

---

den Reihen seiner Collegen wenig Anklang und Unterstützung, und Gladstone hatte leichte Mühe mit der Beantwortung dieser Anfrage.

Interessant und ein sprechender Beweis für „die katholische Bewegung in England" ist, was jüngst der liberale, und nichts weniger als katholikenfreundliche Londoner Correspondent der Augsb. Allg. Zeitung geschrieben, Er sagt: „Der Nopopery-Fanatismus in seiner fanatischen Uebertreibung, wie er früher im Parlamente wüthete, und jetzt noch auf der Straße lärmt, besitzt gewiß unsere Sympathieen nicht; aber es will uns bedünken, daß ein wenig Nopoperismus durchaus nicht am unrechten Platze wäre." Den Grund, warum der Correspondent etwas mehr Fanatismus gegen das Papstthum wünscht, gibt er selbst in Folgendem an: „Wohl hat der Papst Ursache, mit dem religiösen Geist Englands zufrieden zu sein. In keinem andern Lande Europa's blüht der Neukatholicismus (d. h. der römische Katholicismus) so frei und unbelästigt, wie in den vereinigten Staaten von Großbritanien und Irland. Die Erzbischöfe Dr. Manning und Dr. Cullen brauchen keinen altkatholischen Priester zu excommuniciren und wenn sie es thäten, so würde der Ausführung ihrer Excommunicationsdecrete von der protestantischen Regierung des Herrn Gladstone, der ein persönlicher Freund — seine Gegner sagen: ein verkappter Gesinnungsgenosse — des Erzbischofs Manning ist, nicht die geringste Schwierigkeit entgegengesetzt werden. Trotz des Syllabus und der Beschlüsse des vaticanischen Concils nimmt die katholische Propaganda hier ihren ungehinderten Fortgang, ja sie scheint sogar neuerdings an Eifer und Erfolg noch gewonnen zu haben. Täglich hören wir von Uebertritten zum Katholicismus aus den vornehmsten Kreisen der Staatskirche; und die in den mittleren und niederen Gesellschaftsschichten bewirkten Bekehrungen sind so zahlreich, daß man gar nicht mehr davon hört. Katholische Kirchen und Klöster schießen allenthalben wie die Pilze aus dem protestantischen Boden Englands. Großbritanien ist das gelobte Land des Romanismus. Man mag über Herrn Whalley und Newbegate lachen, aber die Fortschritte des Katholicismus in England sind nichts weniger als lächerlich. Die ganze katholische Jugend befindet sich in den Händen der Jesuiten. Kurz, die Fortschritte der Propaganda sind so ungeheuer und scheinen in einem so wunderbaren Widerspruch mit der Menschenmöglichkeit zu stehen, daß ein Mann von mäßigen Geisteskräften wie Herr Whalley wohl seinen Verstand darüber verlieren kann."

„Die junge Kirche Amerika's," sagt A. Niedermayer in seiner Broschüre: das Concilium in Baltimore (Frankfurt a. M. 1867. Verlag für Kunst und Wissenschaft.) „hat Pius VII. im Jahre 1808 getröstet, sie hat Pius IX. 1849 in der Verbannung den kräftigsten Trost geboten; sie bereitet ihm auch 1866 und 1867, da seine Bedrängnisse den höchsten Grad erreichen, die reinsten, lieblichsten Freuden. In Italien sieht Pius IX. die Bisthümer verwaist, am Missisipi und Ohio muß er neue Diöcesen errichten. In Italien verjagt man Priester und Mönche; in Amerika heben Tausende die Hände auf und flehen: sende uns Hirten, gib uns Priester! Im Lande seiner Väter werden die Klöster geschlossen und veröden die Kirchen; jenseit des Oceans bedecken sich Berge und Thäler mit Klöstern, Kirchen und Kapellen. Verführt von der Revolution, wenden sich Tausende und Tausende von ihm, der der liebreichste aller Regenten ist. Aber zur selben Zeit gehen seine Bischöfe, ein paar tausend Meilen weit von Rom entfernt, an das große Werk, der Kirche Millionen zu gewinnen."

Ferner: Während in Amerika die Herzen der Wahrheit gewonnen werden, achtet man in der dortigen Atmosphäre der Freiheit nicht minder die Freiheit und das Recht der die Wahrheit sprechenden Kirche, dieses „Reiches, das nicht von dieser Welt ist." Amerika kennt eben keinen Alles und Jedes bevormundenden Bureaukratismus, von dem auf dem europäischen Continente die Kirche fort und fort beengt und gehindert wird, den ganzen und vollen Segen der Wahrheit in die Seelen der Bürger zu senken und somit von Innen heraus den Staatsorganismus zu heiligen und zu kräftigen. Ja, noch mehr: in Amerika erkennt man gerade in der christlichen Religion den Quell der politischen Freiheit. „Ein glaubensloses Volk," sagen die Amerikaner, „kann unter einem despotischen Regiment mit aller Strenge Ruhe und Ordnung haben; aber ein Volk, wie das unsrige, würde zu Grunde gehen, wenn es nicht christlich wäre; wir machen darum, daß unsere

Staaten religiös bleiben, damit wir unsere Freiheit bewahren. *)

Kurz: Schon Papst Gregor XVI. hat dem amerikanischen Volke das Zeugniß gegeben, daß es „ihm um den Glauben tiefer Ernst sei," und demselben eine große Zukunft prophezeit. **)

---

*) Man vergleiche die trefflichen Artikel: Die Katholiken in Amerika in dem „Neuen bayerischen Volksblatt" (Stadtamhof). 1871. Nr. 243 bis incl. 250, und darunter Art. V.!

**) Im Jahre 1791 betrug die Zahl der Katholiken in Nordamerika nicht über 25,000 mit nur 22 Priestern. Mit Ausnahme eines einzigen Karmelitenklosters gab es im ganzen Lande weder Klöster, noch Collegien, noch Seminarien, noch endlich katholische Schulen; ja mit Ausnahme der Kirche zu Baltimore auch keine Kirchen, die diesen Namen verdienten.

Von der genannten Zeit an nahm die Zahl der Katholiken in Nordamerika auf so überraschende Weise zu, daß es im Jahre 1845 bereits 28 Diözesen gab, die unter 6 Metropolitansitzen: Baltimore, St. Louis, Oregon-City, New-York, Cincinnati und Neu-Orleans vertheilt waren. Die Zahl der Gläubigen betrug damals annähernd 1½ Millionen.

Im Jahre 1850 zählte Nordamerika mehr als 2 Millionen Gläubige, so daß bei einer Gesammtbevölkerung von fast 20 Millionen Einwohnern jeder 10. freie Nordamerikaner Katholik war.

Bischof Lüers von Fort Wayne schätzte bereits 1864 die Zahl der nordamerikanischen Katholiken auf 6 Millionen; und der bekannte Schriftsteller und Verfechter der katholischen Interessen im englischen Parlament, Maguire, der sich 1867 längere Zeit in Nordamerika aufgehalten, bereits auf 9 bis 10 Millionen. Gegenwärtig gibt es in den vereinigten Staaten Nordamerika's 7 Erzbisthümer, 45 Bisthümer und 7 apostolische Vikariate, von denen 9 Bisthümer und 4 Vikariate erst vor 2 Jahren gegründet wurden; an nahezu 4000 Welt- und Ordensgeistliche unterstützen die Bischöfe in ihrem Amte; in 58 Hospitälern und 130 Vereinen wirkt die katholische Charitas.

Im Jahre 1863 zählte man nach der „Katholischen Volkszeitung" von Baltimore 2948 Kirchen, worunter sich die prachtvollsten Gebäude von Amerika befinden, und 2576 Kapellen oder Stationen, 12 Universitäten mit 11,109 Studenten und 76 literarische Institute. Schulen sind mit fast allen Kirchen und Klöstern verbunden.

Die massenhafte Rückströmung zur alten Kirche nimmt von Jahr zu Jahr riesenhaftere Dimensionen an. „Die Uebertritte zur katholischen Kirche, schreibt die citirte „Katholische Volkszeitung," sind äußerst zahlreich, sie könnten jeden Monat in allen Theilen des Landes zu Hunderten gezählt werden." In dem zu St. Louis erscheinenden „Guardian" vom De-

Ueberhaupt aber würde, **da die Kirche als göttliches Institut der Menschen wegen da ist,** wenn ihre Mission bei der Menschheit keinerlei Anklang mehr fände, mit dem alsdann nothwendig sich ergebenden Aufhören ihrer göttlichen Sendung auch das Aufhören der irdischen Zeitlichkeit und der Weltgeschichte zusammenfallen. Nur so lange als die Christianisirung der Menschheit auf Erfolge rechnen darf, wird auch die Kirche auf Erden bestehen, weßhalb ihr Schiff, sobald von einem Volke ihre Segnungen hartnäckig zurückgewiesen werden, gleichsam vom Gestade einer solchen Nation abstößt und bei anderen Völkern, die noch Empfänglichkeit für das Große besitzen, sich vor Anker legen wird. Nur dann also, wann der gesammte Völkerkreis sich durch und durch als moralisch untüchtig zur Aufnahme des Christenthums zeigte, wäre die fernere Fortdauer der Menschheit und mit ihr wohl auch die Fortdauer der Erde als ihres Wohnplatzes in Frage gestellt. Die Erde ist ja die große Bühne, auf der sich das große Drama der Weltgeschichte vollzieht. Ist daher die ganze Menschheit grundsätzlich verderbt, dann hat auch das Bühnengerüst der Erde in Gottes Plan mit der Menschheit keine Bedeutung mehr, und mit dem irdischen Aufhören der mit der Christianisirung und sittlichen Veredelung der Menschheit betrauten Kirche, die

---

zember 1868 heißt es: „Die Zahl der Bekehrungen zur katholischen Kirche in den besten Kreisen der Gesellschaft erregt Aufsehen. Es vergeht kaum eine Woche, daß wir nicht von einigen hören. Auch unter den Studirten sind die Conversionen zahlreich.“ Die Vorurtheile gegen die katholische Kirche schwinden immer mehr und mehr, und längst ist in Erfüllung gegangen, was vor fast hundert Jahren der erste Präsident Washington einer katholischen Deputation gegenüber aussprach, daß nämlich der Widerruf der sie bedrückenden Gesetze „das Ergebniß der bessern Ueberzeugung ihrer Mitbürger werden müsse, die gleich ihm das Wohlverhalten und die Treue ihrer katholischen Brüder erkennen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen würden.“

Vorstehende statistische Notizen sind entnommen dem „Neuen bayerischen Volksblatt“ (Stadtamhof). 1871. Nr. 244: **Die Katholiken in Amerika. II.**

deßhalb das Centrum, der Kern, die Seele aller Weltgeschichte ist, wäre auch das Ende der Zeiten herangenaht. *)

§. LXXX. Schluß.

Aus der vorausstehenden Betrachtung ergibt sich für den Continent des alternden Europa, wo die Kirche fast allenthalben in ihrer nicht nur für das Heil der Einzelnen, sondern auch für die nationale Wohlfahrt der Völker wohlthätigen Mission mehr oder minder gestört wird, ein schlimmes Prognostikum für die Zukunft. Vielleicht aber auch — denn Irren ist menschlich, und muß darum das sich aus dem Vorausgehenden von selbst ergebende Urtheil immerhin als ein unmaßgebliches betrachtet werden — vielleicht bricht auch für unseren Welttheil noch einmal eine bessere Zeit an, da der Kern und die Masse der europäischen Völker, namentlich die bäuerliche Bevölkerung auf dem Lande noch Sinn und Empfänglichkeit hat für die christliche Wahrheit, und da sich in jüngster Zeit auch in andern Ständen das katholische Bewußtsein wieder bedeutend und bedeutungsvoll regt.

Darin liegt für das bisher von düsteren Ahnungen und Befürchtungen befangene Gemüth großer Trost und die Hoffnung auf ein Besserwerden unserer social-politischen Zustände.

Darum schließen wir diese Abhandlung mit der schönen Ermahnung des hochwürdigsten Bischofes von Ketteler an die XXI. Katholikenversammlung in Mainz:

Lasset uns kämpfen und lasset uns gut kämpfen! Die Christen sind zwar an sich alte Kämpfer und kampfgeübt; für unsere Zeit befinden wir uns aber noch in dem Zustande junger Adler, die erst ihre Kraft eine Zeit lang probiren, um dann ihren hohen Flug nehmen zu können. Die Zukunft gehört dem Christenthum — das versteht sich von selbst — und weder dem Liberalismus noch dem Socialismus. Wir müssen aber vielleicht noch manches Lehrgeld bezahlen, bis wir

---

*) Man vergleiche die Schrift: Pius IX. und England. Versuch einer unmaßgeblichen Conjektur. Von einem deutschen Katholiken. Brixen, bei A. Weger. 1867. Seite 21 u. 22.

den Kampf für diese Zeit recht verstehen. Unsere Schwäche für unsere Zeit besteht lediglich in unserer Kampfweise. Wir müssen die gezogenen Geschütze erst finden, mit denen wir unseren Gegnern zu Leibe gehen können. Unsere Aufgabe ist groß, so groß wie die Aufgabe jener Christen, welche gegen das alte Heidenthum kämpften und die Welt christlich machten; denn wir kämpfen gegen das neue Heidenthum, da ja die Idee des liberalen Hegel'schen Staates nichts Anderes ist, als die des wiederhergestellten Heidenthums, als die des Sieges des Heidenthums über das Christenthum. Wie das moderne Heidenthum den Versuch macht, auf dem Capitol einzuziehen und von dort aus Rache zu nehmen an dem christlichen Rom, welches über das alte Heidenthum gesiegt hat, so soll es ähnlich überall geschehen. Wenn wir gegen diesen Liberalismus kämpfen, dann kämpfen wir für alle Güter, die uns das Christenthum gebracht hat, nicht nur für die ewigen, auch für die zeitlichen bis herab zu dem christlichen Mutterherzen, das uns in der Jugend gehegt und gepflegt.

Dieser Kampf ist das erhabenste Ziel für hochherzige, christliche Jünglinge, die sich für ihre Lebensaufgabe vorbereiten. O möchte Gott Viele unter ihnen für diesen Kampf mit heiliger Begeisterung erfüllen!

Dieser Kampf ist eine heilige Pflicht für alle christlichen Väter; denn auf die Zerstörung der christlichen Familie, der christlichen Erziehung und der christlichen väterlichen Gewalt haben es die Feinde vor Allem abgesehen.

Dieser Kampf ist endlich eine heilige Pflicht für alle Christen, denn es handelt sich um das Christenthum, um christliche Gesinnung, um christliche Gesittung, um christliche Cultur, um den christlichen Staat. [1])

---

[1]) Liberalismus, Socialismus und Christenthum, von Freiherrn von Ketteler. Seite 19 u. 20 mit geringen Aenderungen.